Stimmen aus Maria-Laach




Dei
Sub Numine
Viget



Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Einundvierzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1891.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des einundvierzigsten Bandes.

Recensionen.

Miscellen.

Altes und Neues in der Encyklika über die Arbeiterfrage.

Eine Kundgebung des Heiligen Stuhles wie die jüngste Encyklika über die Arbeiterfrage ist heutzutage ein Ereigniß von weit größerer Tragweite, als es dies in früheren Zeiten, selbst noch vor wenigen Decennien, sein konnte. Das päpstliche Schreiben hat in den verschiedensten Kreisen sehr verschiedene Empfindungen wachgerufen: bei den Katholiken eine freudige Aufnahme, bei akatholischen Lesern theils Bewunderung, theils Enttäuschung, theils Widerspruch. Doch haben die vornehmeren Blätter jeglicher Richtung und Schattirung es anerkannt und mußten es anerkennen, daß Leo XIII. in meisterhafter Weise seines hohen Amtes gewaltet hat als Lehrer der katholischen Kirche und als Rathgeber für Fürsten und Völker der gesammten civilisirten Welt.

Es soll an dieser Stelle die Bedeutung der Encyklika nach der wirthschaftlichen und socialpolitischen Seite für diesmal nicht im einzelnen näher beleuchtet werden. Worauf wir aufmerksam machen wollen, ist dies: die katholische Kirche zeigt sich hier so recht einestheils als unwandelbar treu in der Wahrung und Verkündigung der ihr anvertrauten Lehren, anderntheils als stets lebendig und jugendkräftig in der Erklärung und Anwendung derselben auf die jeweiligen Verhältnisse. Die einen Gegner werfen ihr vor, sie habe sich überlebt, Verknöcherung und Todtenstarre sei ihr Gepräge; die anderen Gegner wollen Wandelbarkeit und Inconsequenz an ihr entdecken: beide Anklagen sind grundlos. Die Kirche ist unbeugsam und unwandelbar in der Wahrheit — das ist ihr Ruhm und ihr innerstes Wesen; zur Unwahrheit kann sie nie abfallen. Aber auch lebenskräftige Entwicklung auf dem Boden der Wahrheit ist bei ihr gesichert und ist stets ihr Charakter; das macht sie ewig zeitgemäß und immer hilfsbereit in allen noch so veränderten Lagen und Zuständen der Menschheit und menschlichen Gesellschaft.

Leo XIII. ist in seiner Encyklika sich ganz bewußt, daß er vollständig auf dem Boden der kirchlichen Vergangenheit steht, und daß er nur die mit der Kirche wesentlich verwachsene Aufgabe mit neuem Ausdruck bezeichnet, wenn er den Antheil der Kirche, der staatlichen Gewalt und der Privatthätigkeit an der Lösung der Arbeiterfrage näher erklärt und umgrenzt. „Die Kirche ist es," sagt er wörtlich, „welche aus dem Evangelium einen Schatz von Lehren verkündet, unter deren kräftigem Einfluß der Streit sich beilegt oder wenigstens seine Schärfe verlieren und mildere Formen annehmen muß; sie ist es, die den Geistern nicht bloß Belehrung bringt, sondern auch mit Macht auf eine den christlichen Vorschriften entsprechende Regelung der Sitten bei jedem Einzelnen hinwirkt. Die Kirche ist ohne Unterlaß damit beschäftigt, die sociale Lage der niederen Schichten durch nützliche Einrichtungen zu heben; sie ist endlich vom Verlangen beseelt, daß die Kräfte und Bestrebungen aller Stände sich zur Förderung der wahren Interessen der Arbeiter zusammenthun, und hält ein Vorgehen der staatlichen Autorität auf dem Wege der Gesetzgebung innerhalb der nöthigen Schranken für unerläßlich, damit der Zweck erreicht werde."

Um dem Leser das Gesagte verständlicher zu machen, ist es zweckentsprechend, wenn wir die hauptsächlichsten Lehrsätze der Encyklika in kurzer Fassung herausheben, dieselben als die althergebrachte katholische Lehre aufweisen und die für unsere Zeitverhältnisse so bedeutsamen Entwicklungen und Folgerungen fixiren, an denen die Encyklika so reich ist.

I.

Zuerst stellt der Heilige Vater die Thatsache der traurigen Lage eines großen Theiles des Arbeiterstandes fest und die Nothwendigkeit schleuniger Hilfe, weist aber entschieden die Hilfe zurück, welche die Socialdemokratie zu bringen vorgibt, weil dieselbe auf wesentlichem Unrecht fuße und allen Klassen, einschließlich der Arbeiterklasse, auch zum zeitlichen Unsegen und Verderben gereiche. Die diesbezüglichen Ausführungen gipfeln in zwei Sätzen: 1. Der Privatbesitz nicht nur an beweglichen, sondern auch an unbeweglichen Gütern, namentlich an Grund und Boden, ist ein in der menschlichen Natur begründetes, vom Staate nicht abhängiges und nicht zerstörbares Recht. 2. Die Familie hat vom Staate unabhängige Rechte; insbesondere darf die väterliche Gewalt und die Sorge für Erhaltung und Erziehung der Kinder nicht den Eltern genommen und vom Staate an sich gezogen werden.

Diese grundlegenden Wahrheiten richten in der Encyklika ihre Spitze gegen die von der Socialdemokratie gewollte Zerstörung des Privateigenthums und der Familie. Ihre Folgerungen gehen aber weiter als gegen die grundstürzenden Ideen der Volksbethörer.

Nachdem der Papst die Fundamentalsätze der Umsturzpartei als ungerecht und verderblich gekennzeichnet und so dargethan hat, wie eine Abhilfe der mißlichen Lage des Arbeiterstandes nicht in Angriff genommen werden dürfe und könne, geht er auf die positiven Mittel zur Abhilfe über. Er fordert dabei die thatkräftige Mitwirkung aller Factoren, d. h. der Kirche, der staatlichen oder öffentlichen Gewalt und der Privatthätigkeit. Alles kommt hier auf die richtige Vertheilung an. In dieser Beziehung können wir die leitenden Ideen der Encyklika in folgende kurze Sätze zusammenfassen.

1. Die Grundlage für eine gedeihliche Lösung der wirthschaftlichen und socialen Fragen ist nothwendig die Inanspruchnahme der Kirche und ihrer Thätigkeit: ohne ihre Belehrung und Erziehung ist auch die zeitliche Wohlfahrt der Menschheit auf Flugsand gestellt; bei freier Entfaltung ihrer Kräfte gibt die Kirche nicht bloß der Menschheit jene nothwendige Belehrung und Erziehung, sondern durch positive Anstalten zum Schutz und zur Förderung des menschlichen Wohles entlastet sie auch zum guten Theile die anderen Factoren von ihrer Sorge und Arbeit.

2. Bezüglich der Thätigkeit der Staatsgewalt muß, wie Staatsohnmacht, so auch Staatsallmacht abgewiesen werden; der Staat soll die Thätigkeit der anderen Organe unterstützen, nicht aufsaugen; unterstützen soll er Individuum, Familie, Vereine durch Schutz ihrer Rechte und durch positives Eingreifen zur Förderung des allgemeinen Wohls, wo die Thätigkeit der anderen unvermögend ist. Außer dem Rechtsschutz im engern Sinne soll der Staat seine Aufgabe zur Förderung des allgemeinen Wohls besonders dadurch lösen, daß er für Aufrechthaltung von Zucht und guter Sitte sorge, daß er auf Einschränkung der Steuern und gerechte Vertheilung derselben bedacht sei, daß seine ganze Einrichtung, die Gesetze und Verwaltung ein Aufblühen des Ackerbaues, des Handels und der Industrie begünstige und von selbst hervorbringe. Das sind die großen Umrisse, in welche dann der Papst recht viele Einzelheiten hineinzeichnet und so die Aufgabe der Staatsgewalt auf die gegenwärtigen Verhältnisse anwendet. Die positive Hilfe und Förderung des öffentlichen Wohles liegt besonders in folgenden Worten im allgemeinen ausgedrückt:

„Die Beihilfe also, welche vom Staate zu erwarten wäre, besteht zunächst im allgemeinen in gesetzlichen Verordnungen und Einrichtungen, die eine gedeihliche Entwicklung des Wohlstandes befördern. Hier liegt die Aufgabe einer einsichtigen Regierung, die wahre Pflicht jeder weisen Staatsleitung. Was aber im Staate vor allem den Wohlstand verbürgt, das ist Ordnung, Zucht und Sitte, ein wohlgeordnetes Familienleben, Achtung vor Religion und Recht, mäßige Auflagen und gleiche Vertheilung der Lasten, Betriebsamkeit in Gewerbe, Industrie und Handel, günstiger Stand des Ackerbaues und ähnliches. Je umsichtiger alle diese Hebel benützt und gehandhabt werden, desto gesicherter ist die Wohlfahrt der Glieder des Staates. — Hier öffnet sich also eine weite Bahn, auf welcher der Staat für den Nutzen aller Klassen der Bevölkerung und insbesondere für die Lage der Arbeiter thätig sein soll; und geht er auf dieser Bahn voran, so ist durchaus kein Vorwurf möglich, als ob er einen Uebergriff beginge; denn nichts geht den Staat seinem Wesen nach näher an, als die Pflicht, das Gemeinwohl zu befördern, und je wirksamer und durchgreifender er es durch allgemeine Maßnahmen thut, desto weniger brauchen anderweitige Mittel zur Besserung der Arbeiterverhältnisse aufgesucht zu werden."

Ueber den eigentlichen Rechtsschutz, den der Staat den Einzelnen und allen Klassen der Staatsbürger zu leisten habe, und der immerhin auch einige Rechtsbeschränkungen mit sich bringen kann, äußert sich der Papst sehr nachdrücklich und ins einzelne gehend. Gegen die Staatsallmacht sind dann aber Worte gerichtet, wie die folgenden:

„Der Bürger und die Familie sollen allerdings nicht im Staate aufgehen, wie gesagt wurde, und die Freiheit der Bewegung, soweit sie nicht dem öffentlichen Wohle oder dem Rechte anderer zuwider ist, muß ihnen gewahrt bleiben." Und weiter: „Nur soweit es zur Hebung des Uebels und zur Entfernung der Gefahr nöthig ist, nicht aber weiter, dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen."

Einer Beschränkung der Staatsallmacht redet dann der Papst in dem ganzen letzten Theile der Encyklika das Wort, wo er von der Privatthätigkeit, d. h. der Thätigkeit durch Privatvereine spricht. Diesen legt er eine große Wichtigkeit und einen bedeutenden Antheil bei zur gedeihlichen Lösung der ihn beschäftigenden Frage. Das grundsätzliche Urtheil über derartige Gesellschaften und ihrer Rechte gegenüber dem Staate liegt in folgenden Worten:

„Jene Gesellschaften hingegen, die sich im Schoße des Staates bilden, heißen private, weil ihr nächster Zweck der private Nutzen, nämlich der Nutzen ihrer Mitglieder ist. ‚Eine private Gesellschaft,‘ sagt der heilige Thomas (Contra impugn. Dei cultum et relig., c. 2), ‚ist jene, welche ein privates Ziel verfolgt; eine solche ist z. B. vorhanden, wenn zwei oder drei sich zur Durchführung eines Handelsgeschäftes verbinden.‘ Wenngleich nun diese privaten Gesellschaften innerhalb der staatlichen Gesellschaft bestehen und gewissermaßen einen Theil von ihr bilden, so besitzt der Staat nicht schlechthin die Vollmacht, ihr Dasein zu verbieten. Sie ruhen auf der Grundlage des Naturrechtes; und das Naturrecht kann der Staat nicht ändern; sein Beruf ist es vielmehr, dasselbe zur Anerkennung zu bringen. Verbietet ein Staat dennoch die Bildung solcher Genossenschaften, so handelt er gegen sein eigenes Princip, da er ja selbst ganz ebenso wie die privaten Gesellschaften unter den Staatsangehörigen einzig aus dem natürlichen Triebe des Menschen zu gegenseitiger Vereinigung entspringt. — Allerdings ist in manchen einzelnen Fällen die staatliche Gewalt vollauf berechtigt, gegen Vereine vorzugehen; so, wenn sie sich zu Zielen bekennen, die offenkundig gegen Recht und Sittlichkeit oder sonstwie gegen die öffentliche Wohlfahrt gerichtet sind. Steht dem Staate die Befugniß zu, die Bildung solcher Vereine zu hindern und bestehende aufzulösen, so liegt es ihm andererseits sehr strenge ob, jedem Eingriffe in die Rechte der Unterthanen aus dem Wege zu gehen. Der Vorwand des nöthigen Schutzes für die öffentlichen Interessen darf ihn auf keine Weise zu Schritten verleiten, die irgend eine Ungerechtigkeit einschließen. Denn staatliche Gesetze und Anordnungen besitzen innern Anspruch auf Gehorsam nur, insofern sie der Vernunft und ebendeshalb dem ewigen Gesetze Gottes entsprechen.“

II.

Hat nun mit Aufstellung all dieser Sätze Leo XIII. eine neue Lehre verkündet oder nur die althergebrachte katholische Wahrheit ausgesprochen und dem Verständniß der Jetztzeit näher gebracht? Unbedingt nur letzteres. Wir brauchen bloß die einzelnen oben von uns ausgezogenen Sätze zu berühren: daß sie beständig von der Kirche und den katholischen Gelehrten vertreten wurden, springt sofort in die Augen.

Das Privateigenthum, auch an Grund und Boden, galt ihr stets für unverletzlich und heilig; Diebstahl und Raub waren ihr nach den Lehren des Alten und Neuen Bundes immer ein Verbrechen. Und wenn königliches Ansehen die Macht zur Vergewaltigung des Privatbesitzes mißbrauchte, so

wurde das immer als ein um so schlimmerer Raub betrachtet. Statt aller mag hier der hl. Thomas von Aquin reden, der in seiner theologischen Summa (II. II. qu. 66. a. 2) mit Berufung auf die Lehre der alten Kirchenväter sagt: „Es ist also ein Irrthum (d. h. nach dem Zusammenhang: Irrthum im Glauben), wenn man behauptet, der Mensch dürfe nicht Privateigenthum besitzen.“ Daß aber diese Befugniß nicht von der öffentlichen Gewalt herzuleiten sei, oder nach deren Gutdünken abgeschafft werden könnte, sagt der heilige Lehrer an derselben Stelle mit den kurzen, aber klaren Worten: „Der Privatbesitz ist nicht nur erlaubt, sondern er ist auch zum menschlichen Leben nothwendig aus einem dreifachen Grunde: zur Weckung größerer Sorgfalt, zur Vermeidung von Unordnung, zur Wahrung des gegenseitigen Friedens.“

Als zweiten Satz stellten wir ein anderes, ebenso vor dem Staate bestehendes Recht hin, das gleichfalls vom Staate unberührt gelassen werden muß: das Vater- und Elternrecht auf die Kinder. Wie tief das Festhalten an diesem Recht in der kirchlichen Ueberzeugung wurzelt, erhellt daraus, daß die Theologen insgesammt den Eltern die Pflicht auferlegen, für den Unterhalt eines auch noch so mißrathenen und unwürdigen Kindes aufzukommen, wenn es sonst nicht den Lebensunterhalt hat, und daß sie sich hierbei auf das Naturrecht stützen, von dem kein bürgerliches Recht entbinden könne; daß sie ferner bezüglich der Erziehungspflicht der Kinder eine Entlastung der Eltern von vornherein für ausgeschlossen erachten und darum sogar als Vorbedingung für den Eheabschluß den Ausweis verlangen für die Befähigung der Brautleute, zum mindesten die allernothwendigste Unterweisung und Erziehung der erhofften Kinder leisten zu können; geschieht aber Erziehung und Unterricht durch andere, so lastet doch die Verantwortlichkeit für Wahl und Leistung der Stellvertreter auf den Eltern; Pflicht und Recht beruhen auf dem durch die Natur selbst gegebenen unzerstörbaren Verhältnisse derselben zu ihren Kindern. Der hl. Alphons von Liguori macht ohne jede Gegenbemerkung den allgemein angenommenen Satz zu dem seinigen: „Des Anrechts auf seinen Antheil am elterlichen Vermögen kann zwar nach bürgerlichem Rechte ein Sohn aus gerechter Ursache beraubt werden . . ., doch nicht desjenigen Theils, der zum Lebensunterhalte gehört; dieser gehört ihm kraft des Naturrechts, und dessen kann kein bürgerliches Recht ihn berauben“ (Theol. mor. l. III, n. 341). Bei der Gewissenserforschung der Eltern ist ihm der allererste Punkt, „ob sie etwa nachlässig gewesen seien in der Erziehung ihrer Kinder“. Uebrigens nimmt in allen Lehrbüchern, welche

von den Elternpflichten handeln, diese Pflicht und dieses Recht die oberste Stelle ein.

Wir kommen jetzt zu denjenigen aus der Encyklika herausgehobenen Sätzen, durch welche die Befugniß der staatlichen Gewalt zu einem Eingreifen in die bürgerlichen Verhältnisse beleuchtet und erläutert wird. Die von Alters her maßgebende Auffassung der Kirche über diesen Punkt dürfen wir sicher, ohne Gefahr, zu irren, sowohl beim hl. Thomas von Aquin suchen, als auch in dem Römischen Pontificale an der Stelle, wo bei einem höchst feierlichen Act, der kirchlichen Königsweihe und -Krönung, in ergreifenden Worten Recht und Pflicht eines christlichen Königs dem zu Weihenden ans Herz gelegt werden. Der König ist da Repräsentant der ganzen öffentlichen Gewalt in zeitlichen Dingen. Um demselben nun summarisch die Lasten und Pflichten vor die Seele zu führen, mahnt ihn vor den versammelten Kirchenfürsten der Consecrator zunächst zur unentwegten Treue gegen Gott und die Kirche und fährt dann betreffs der Pflichten gegen das Reich und die Unterthanen also fort: „Der Gerechtigkeit, ohne welche keine Gesellschaft dauerhaft ist, sollst du unerschütterlich gegen alle walten, den Guten Lohn, den Bösen verdiente Strafe zutheilen. Die Wittwen und Waisen, die Armen und Schwachen sollst du gegen jede Unterdrückung schützen. Allen, die zu dir flüchten, sollst du, gemäß deiner königlichen Würde, dich gütig, mild und freundlich erzeigen. Dein ganzes Thun und Lassen soll ein Beweis sein, daß du die Herrschaft führest nicht zu deinem Privatnutzen, sondern zum Wohle des Volkes, und daß du nicht hier auf Erden, sondern droben im Himmel den Lohn deiner Gutthaten erwartest.“ [1] Die Aufrechthaltung von öffentlicher Zucht und guter Sitte, der Rechtsschutz für alle, vorzüglich für die Schwächeren und Bedrängten, treten sehr stark in den Vordergrund als die praktisch dringlichsten Pflichten — ganz wie Leo XIII. in seiner Encyklika diese Punkte hervorhebt; doch erschöpft sind damit die Pflichten und Rechte des Trägers der öffentlichen Gewalt nicht. Das allgemeine Wohl des Volkes und Reiches muß seinem ganzen Umfange nach, soweit das zeitliche Interesse es erheischt, dem

[1] Dem Wesen nach kommt diese Erinnerung an die königlichen Pflichten und Rechte schon in den alten Krönungsordnungen vor, sowohl in der römischen Kaiserkrönung durch den Papst als auch in der deutschen Königskrönung durch den Kölner Erzbischof. Die Erinnerung trat jedoch nicht in Form einer Anrede auf, sondern in Form feierlicher Versprechungen, welche der zu Krönende ablegte. So wurde es schon zur Zeit der Karolinger gehalten. Vgl. Pertz, Mon. Germ. hist. l. II. 187 sq. 384 sq.

König am Herzen liegen und ihn in seinen Maßnahmen bestimmen. Es ist dieses sogar theoretisch der universellere Ausdruck für die Pflichten und Rechte des Trägers der öffentlichen Gewalt. Den Ausführungen des hl. Thomas von Aquin über das Gesetz (Summ. theol. I. II. qu. 90—96) liegt diese Auffassung zu Grunde; sie wird nicht ausführlich dargelegt, aber an vielen Stellen genugsam angedeutet.

Dem Träger der öffentlichen Gewalt legt der heilige Lehrer zunächst die gesetzgebende Gewalt bei: „Gesetze zu erlassen, steht entweder der Menge des Volkes zu, oder der öffentlichen Person, welcher die Sorge für das Volk obliegt." — „Gesetz aber heißt etwas ganz besonders insofern, als es sich auf das Gemeinwohl bezieht; jedes Gesetz muß auf das Gemeinwohl hingerichtet sein." — Das Gemeinwohl wird an anderer Stelle näher erklärt: „Zwar gibt es keine Tugend, von welcher nicht irgend ein Act durch menschliches Gesetz könnte vorgeschrieben werden: allein dasselbe kann doch nicht alle Acte jeglicher Tugend vorschreiben, sondern nur solche, welche auf das Gemeinwohl entweder unmittelbar oder mittelbar hingerichtet werden können: unmittelbar, wenn nämlich irgend etwas direct das Gemeinwohl fördert; mittelbar, wenn z. B. der Gesetzgeber etwas verordnet, wodurch die Untergebenen angeleitet werden, Gerechtigkeit und Frieden aufrecht zu erhalten." Ferner: „So können auch durch menschliches Gesetz nicht alle Sünden und Laster verboten werden, sondern nur die schwereren . . . und besonders solche, welche die anderen schädigen und ohne deren Verbot die menschliche Gesellschaft in ihrem Bestande bedroht würde." Wiederum: „Zum Wesen des Gesetzes gehört, daß es gerecht sei. . . Gerecht aber heißen die Gesetze mit Rücksicht auf ihr Ziel, wenn sie nämlich auf das Gemeinwohl gerichtet sind; mit Rücksicht auf ihren Urheber, wenn sie nicht die Befugniß des Gesetzgebers überschreiten; mit Bezug auf ihren Inhalt, wenn sie nicht ungebührlich und ungleich die Untergebenen belasten."

III.

Wir beschränken uns auf diese wenigen Citate; sie könnten leicht vermehrt werden. Sie enthalten die von der Kirche nie verläugneten Grundsätze jeder echten Philosophie bezüglich der Rechte und Pflichten der öffentlichen Gewalt. Aber in der Kundgebung des Heiligen Vaters haben wir eine Entwicklung dieser Grundsätze und Keime und eine Anwendung auf die brennenden Fragen der Gegenwart in einer solchen Klarheit und Fülle, und zwar von so hoher, unabweisbarer Autorität,

daß die katholische Lehre in neuem Lichte strahlt und die Zweifel und Bedenken zerstreut.

Klarer und deutlicher wie bisher hebt der Papst hervor, daß der Rechtsschutz keineswegs den Begriff „Gemeinwohl“ erschöpft, dessen Sorge der öffentlichen Gewalt obliegt. Sie hat bei ihren „Einrichtungen und gesetzlichen Verordnungen“ es ins Auge zu fassen, daß durch sie „eine gedeihliche Entwicklung des Wohlstandes befördert werde“. Zum „Gemeinwohl“, dessen Pflege dem Staate zukommt, „gehört auch die Beschaffung der irdischen Mittel“, und „was zur Hebung der Lage des Arbeiterstandes dienlich scheint, das soll der Staat begünstigen“. In so vielen Fragen, welche das Wohl der Arbeiterklasse betreffen, z. B. über Festsetzung der Arbeitszeit, der Schutzmaßregeln gegen Gesundheitsgefahr und Unfälle, steht der öffentlichen Gewalt, wenn auch nicht unmittelbares und ausschließliches Eingreifen, so doch „je nach Erforderniß Mitwirkung und Leitung“ zu.

Nie wurde so klar und eingehend die Schutzpflicht der öffentlichen Gewalt gegenüber den Arbeitern betont und nach ihrem Umfange dargelegt, wie in der Encyklika. Es wurde angezweifelt, ob der Rechtsschutz auch schon der Gefahr von Rechtsverletzungen vorzubeugen habe, oder ob Rechtsverletzung schon vorliegen müsse, bevor der Staat in die Verhältnisse zwischen Arbeiter und Arbeitgeber eingreife. Der Papst sagt ausdrücklich nicht nur: „Soweit es zur Hebung des Uebels“, sondern auch: „soweit es zur Entfernung der Gefahr nöthig ist . . ., dürfen die staatlichen Maßnahmen in die Verhältnisse der Bürger eingreifen“. — Es wurde angezweifelt, ob die Regelung der Lohnfrage in den Bereich der Thätigkeit der öffentlichen Gewalt fallen könne. Leo XIII. ist gegen eine ungehörige und unnöthige Einmischung und gibt unzweideutig einer auf die Regelung dieser Frage hinzielenden indirecten Thätigkeit der öffentlichen Gewalt den Vorzug; allein daß öffentliche Maßnahmen, soweit erforderlich, nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, ist sonnenklar. Daß Recht und Gerechtigkeit gewahrt, daß, zumal von der schwächern Arbeiterklasse, Bedrückung und Unrecht abgewehrt werde, ist laut der Encyklika eine der vornehmsten Aufgaben der öffentlichen Gewalt. Nun aber liegt den Arbeitern gegenüber eine Bedrückung, ein Unrecht vor, wenn der Lohn nicht die „gerechte“ Höhe erreicht, so „daß er einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abwirft“. An diesem Charakter der Ungerechtigkeit kann auch die sogen. freie Vereinbarung nichts ändern; denn der Lohnherr darf keinen ungerecht niedrigen Lohn verein-

baren, und der Arbeiter kann nicht einmal darauf verzichten, daß die von ihm geleistete Arbeit wenigstens den Lebensunterhalt ihm abwerfe. — „Eine Forderung strengster Billigkeit" nennt es wiederum der Papst: da die Arbeiterklasse es sei, welche die Gesellschaft mit Reichthum und Gütern versorge und durch ihre Arbeit gewinne, so müsse auch der Staat sich der Arbeiter in der Richtung annehmen, daß ihnen ein entsprechender Antheil am Gewinne der Arbeit zufalle; die Arbeit müsse ihnen für Wohnung, Kleidung und Nahrung so viel abwerfen, daß ihr Dasein kein gedrücktes sei. Und wenn später von dem ausreichenden Lohn die Rede ist, wird ein Familienvater vorausgesetzt, der nicht nur für seine eigene Person zu sorgen, sondern auch, in beschränktem Sinne wenigstens, noch „Frau und Kind anständig zu erhalten" hat. Es ist ein großer Gewinn für die wirthschaftlich sociale Frage, daß der Heilige Vater so klar und unumwunden die Norm der Gerechtigkeit und der staatlichen Fürsorge angegeben hat; wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß in Einzelfällen nicht sofort auf Verletzung der ausgleichenden Gerechtigkeit erkannt werden kann, wo besonderer Umstände halber die angegebene Norm nicht in vollem Maße erreicht wird. Der Heilige Vater selber unterscheidet zwischen Forderung der Gerechtigkeit und Forderung der Billigkeit, zwischen dem, dessen absolut der Arbeiter bedarf, und dem, was als Ziel dem Staate bei seiner directen oder indirecten Fürsorge zur Hebung der Arbeiterlage vorschweben soll.

In gleicher Weise hat Leo XIII. durch seine Encyklika die Zweifel und Bedenken zerstreut, ob die staatliche Gewalt nicht nur bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit, sondern auch für die freien Männer in die Regelung der Arbeitsdauer, der Sonn- und Feiertagsarbeit eingreifen könne. Die Furcht, als ob dadurch der Staat unberechtigterweise die persönliche Freiheit beschränke, zerstreut der Heilige Vater allein schon durch die lichtvolle Entwicklung des Rechtsschutzes, den der Staat seinen Unterthanen schulde. Jeder Mensch — dies sind in Kürze die Gedanken der Encyklika — besitzt das Recht, ungestört seine Christenpflichten zu erfüllen, und dieses Recht ist nicht einmal in sein eigenes Belieben gestellt, sondern es ist ein unveräußerliches Recht. Dazu gehört, unabweisbare Nothfälle ausgenommen, die Sonn- und Festtagsruhe und -Feier. In diesen geistigen Gütern hat nöthigenfalls der Staat seine angehörigen Arbeiter gegen die Vergewaltigung der Lohnherren und eventuell gegen die Unvernunft der Arbeiter selbst zu schützen. Desgleichen hat der Staat wirksamen Schutz zu gewähren gegen unnatürliche Ausbeutung der Arbeitskraft, mithin auf weise Mäßigung der Arbeitszeit, genügende Ruhepausen, Sicherheits-

maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit, der guten Sitte u. s. w. hinzuwirken. Wenn auch nicht dies alles unmittelbar durch ihn zu geschehen braucht, ja nicht einmal geschehen soll, so muß er doch sein Augenmerk darauf gerichtet halten und Sorge tragen, daß alle jene Güter ihre thatsächlich genügende Sicherheit erhalten.

Andererseits entwickelt die Encyklika in lichtvoller Weise aus dem Wesen des Staates, der staatlichen Gewalt selbst die Begrenzung des staatlichen Eingreifens. Staatlicher Schutz und staatliche Beförderung des zeitlichen Wohles und der verschiedenen Factoren wirthschaftlicher Güter, aber um keinen Preis Verstaatlichung der wirthschaftlichen Verhältnisse! Privatgesellschaftliche Thätigkeit soll und muß die einzelnen Sachen in die Hand nehmen und unmittelbar besorgen; solche Vereinsthätigkeit muß der Staat schützen und heben, und nur wo die persönliche und die Vereinsthätigkeit versagt, da ist es Aufgabe des Staates, in die Verhältnisse der Staatsbürger einzugreifen. Goldene Worte gegen die Staatsallmacht! Hoffentlich werden sie ein Hemmschuh sein gegen staatliche Uebergriffe, so wie die vorhin besprochenen Erläuterungen ein Sporn für die richtige Weiterentwicklung einer gedeihlichen und hinreichenden Staatsschutzgesetzgebung gegenüber der arbeitenden Klasse.

Möge Gott die Worte seines Stellvertreters segnen und vor allem die berufenen Mitarbeiter am Gemeinwohl des Volkes von der Wahrheit überzeugen: „Ohne Zuhilfenahme von Religion und Kirche ist kein Ausgang aus dem Wirrsal zu finden.“ Das Ueberhören dieser Mahnworte würde sich, so fürchten wir, an ihnen in kurzer Zeit bitter rächen, zumal wenn sie, statt Religion und Kirche zu schützen und zu pflegen, der Gottesläugnung und dem Gotteshaß die Wege bereiten oder offen ließen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Volksthümliche Andachtsübungen der Dänen beim Ausgange des Mittelalters.

Schon früher[1] haben wir gezeigt, wie das kirchliche Leben in Dänemark vor Eintritt der Reformation sich in reger Weise bethätigte. Um unser Bild zu vervollständigen, wollen wir, abermals hauptsächlich im Anschluß an die Schriften jener Zeit, noch einige Andachtsübungen besprechen, bei denen das Volk Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse suchte und fand. Es braucht uns nicht zu wundern, wenn auch hier wiederum die quellenmäßig erhobenen Resultate mit der bei manchen protestantischen Geschichtschreibern beliebten Darstellung nicht übereinstimmen werden, da es eben falsch und geschichtlich unbegründet ist, daß die vorreformatorischen Zustände fast nur Schattenseiten aufzuweisen hatten. Man mag noch soviel von den „verrotteten Zuständen" jener Zeit reden: eine unbefangene, wirklich objective Geschichtsforschung muß gegen jede einseitige Darstellung entschiedenen Widerspruch erheben. Um zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, müssen dem bisher so oft ausschließlich und übertrieben dargestellten Schatten gegenüber auch die Lichtseiten gebührend hervorgehoben werden. Gerade für Dänemark leisten hierzu die zeitgenössischen Schriften die vortrefflichsten Dienste.

1. Vielen war es nicht genug, die Messe an Sonn- und auch an Werktagen zu hören; darum wohnten sie außerdem dem Abbeten oder Absingen der kirchlichen Tagzeiten fleißig bei. Schon in den Rathschlägen, welche ein Vater seinem während des Mittelalters in Skandinavien reisenden Sohne ertheilte[2], findet sich die Aufforderung, früh aufzustehen, um dem Officium und der heiligen Messe beizuwohnen. Der Vater ermahnt ihn, dabei die Gebete zu sprechen, die er auswendig wisse. Daß viele andere diesem Rath gemäß handelten, erhellt aus dem Lucidarius, einem Buch, aus welchem während des Mittelalters ein großer Theil des Volkes hauptsächlich seine Kenntnisse für das religiöse und bürgerliche Leben schöpfte[3]. Derselbe erklärt einfachhin: man solle die Tagzeiten jeden Tag

[1] Vgl. Katholischer Gottesdienst in Dänemark zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Bd. XXXVII. S. 180 ff.

[2] Nyerup, R., Tilstanden i Danmark og Norge i aeldre og nyere Tider. I, 176.

[3] Im dänischen Lucidarius zuerst gedruckt um 1510; neu herausgegeben von Brandt. S. 6—10.

beten, weil die ganze Schöpfung unsern Herrn Jesus Christus loben müsse; besonders freilich sollten die Cleriker dies thun[1]. In den Gebetbüchern des ausgehenden Mittelalters spielen die Tagzeiten überhaupt eine hervorragende Rolle. Natürlich blieb die heilige Messe die Hauptsache, und sie wird darum auch vom Lucidarius ausführlicher besprochen. Das Volk ging von dem Gedanken aus, man verherrliche Gott in der Kirche in vorzüglicher Weise durch den Chorgesang. Diese Erwägung veranlaßte jenen König von Dänemark, Schweden und Norwegen, welcher nach seinem Heimatslande Erich von Pommern heißt, zum Versuch, für seine drei Reiche in zahlreichen Kirchen ein „ewiges" Chorgebet einzurichten. Je zwei Geistliche sollten in denselben Tag und Nacht ihre Tagzeiten beten, damit so Gott unablässig verherrlicht werde[2]. Freilich scheiterte der Plan des Königs wegen Mangel an Clerikern; er bleibt aber doch ein Beweis der damals herrschenden Anschauungen. Ihnen entstammten zahlreiche Stiftungen für Abhaltung kirchlicher Tagzeiten, namentlich der Todtenofficien[3].

In Ripen bestimmte 1493 Bischof Hartwig Juel, es müsse täglich das Brevier nebst den Tagzeiten der seligsten Jungfrau gebetet werden.

---

[1] Es unterliegt keinem Zweifel, daß während des Mittelalters thatsächlich auch viele Laien dieser Aufforderung nachkamen und täglich, oder wenigstens oft die Tagzeiten in ihrer Wohnung oder in der Kirche beteten. So wurde der hl. Kanut ermordet, als er in der St. Albanskirche in Odense für sich und seine Begleiter Vesper singen ließ; Graf Gerhard von Holstein wurde zu Randers in seiner Wohnung erschlagen, als er mit seinem Kaplan die Tagzeiten betete. Der selige John Fisher bezeugt, Lady Margaret, Gräfin von Richmond und Mutter Heinrichs VII. von England, habe jeden Tag bald nach 5 Uhr morgens sich von ihrem Lager erhoben und nach vorausgegangenen anderen Gebeten mit einer ihrer Edeldamen die Matutin Unserer Lieben Frau recitirt. (Hist.-polit. Blätter. LXXVII, 849.) Hinrick von der Wele bat um dieselbe Zeit einen Freund in Brügge, seinen Neffen, den er ihm zur Erziehung anvertraut hatte, gut unterrichten zu lassen, damit derselbe „Unserer Lieben Frauen Zeiten, die sieben Bußpsalmen und andere Gebete lesen lerne". (Buchwald, Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. I, 30.) Noch von Maria der Katholischen von England berichtet der venetianische Gesandte Michiel, daß sie mit ihren Kaplänen täglich das Officium betete. (Zimmermann S. J., Maria die Katholische. S. 155.)

[2] Helveg, Den danske Kirkes Historie. II, 228.

[3] Daß das Volk nicht der Seelen im Reinigungsorte vergaß, erhellt aus zahlreichen Stiftungen für Seelenämter und Todtenofficien, aus dem Gebrauche, vor Beginn des Gottesdienstes rund um den Kirchhof zu gehen, um unter Gebet die Gräber der Angehörigen zu besuchen, sowie aus den Statuten der Gilden, die vorschrieben, bei dem Tode eines Bruders oder einer Schwester betend bei der Leiche zu wachen, an der Beerdigung theil zu nehmen und Messen für die ewige Ruhe ihrer Seelen lesen zu lassen.

Damit beide Officien mit größerer Andacht abgehalten würden, sollten in Zukunft verschiedene Geistliche für dieselben bestimmt werden. Im folgenden Jahre gab er Ländereien her, um das marianische Officium auf ewige Zeiten zu stiften [1]. Noch 1534 ließen verschiedene Dänen die Vesper für sich abhalten [2].

Wie sehr das Volk sich für die Abbetung der kirchlichen Tagzeiten interessirte, geht daraus hervor, daß die verschiedenen Theile derselben dänische Namen erhielten. Was gegen 8 Uhr recitirt wurde, hieß Ottesang, was nachmittags oder abends zu beten war: Aftensang, was für die Nacht bestimmt war: Nattesang. Christiern Pedersen setzt in seinem Fastenunterricht voraus, daß jedermann Stunde und Namen der verschiedenen Theile jener Tageszeiten kenne. So tiefe Wurzeln hatte das Chorgebet im Bewußtsein des Volkes geschlagen, daß nach Einführung der Reformation die Domkapitel und Klöster, welche bestehen blieben, noch lange ihr Chorgebet abhalten mußten.

2. Sehr großen Anklang fanden beim dänischen Volk die Processionen. Sie wurden besonders dann gehalten, wenn öffentliche Anliegen oder drohende Gefahren eifrigere Gebete erforderten.

Als im Jahre 1524 wegen Nichtzahlung des Soldes die von Christian II. zur Wiedereroberung Dänemarks an der holsteinischen Grenze angesammelten Landsknechte auseinanderliefen, schrieb Friedrich I., obgleich er damals besonders in seinen schleswig-holsteinischen Herzogthümern für die Einführung des Protestantismus schon sehr thätig war, dennoch den Seeländern, Gott habe ihnen durch die Auflösung der feindlichen Heeresmacht eine große Wohlthat erwiesen. Sie sollten zum Danke in groben Wollkleidern und mit bloßen Füßen sich in ihre Pfarrkirchen begeben, um Processionen und Gottesdienst zu halten [3].

Von kirchlichen Verordnungen mögen die folgenden hier erwähnt werden. Das Provinzialconcil von Helsingborg bestimmte 1345 in Anbetracht der schweren Zeiten, nach allen Hochämtern solle man einen Bittgang abhalten. Jedem, der dabei für den Frieden und die Bedürfnisse der Kirche bete, bewilligte es 40 Tage Ablaß [4]. Weil schwere Zeiten öfters wiederkehrten, wurde dieses Statut häufig erneuert. So befahl im Jahre

---

[1] Kinch, J., Ribe Bys Historie. 397. 399.

[2] Paulus Eliä in seiner Uebersetzung der Schrift des Erasmus: De amabili Ecclesiae concordia. in der Erklärung des 83. Psalmes: Om een Christelig forening, D verso.

[3] Allen IV, 2. 168. [4] Helveg, Til. Ref. II, 123.

1425 die Provinzialsynode von Kopenhagen den Pfarrern, Processionen abzuhalten, so oft böse Witterung die Ernte in Frage stelle. Wenn Gefahr drohe, sollten die Pfarrer nicht den Befehl des Bischofs abwarten [1]. Erzbischof Birger schärfte 1513 auch diese Verordnung neu ein [2]. Wenige Jahre später erließ Lage Urne, Bischof von Roskilde, Synodalstatuten, worin er betreffs der Processionen unter anderem bestimmte, alle Priester, Cleriker und Choralen, besonders die an der Kathedrale von Roskilde und der Stiftskirche von Kopenhagen angestellten, müßten sich an allen Processionen betheiligen. Wer ohne wichtigen Grund ausbleibe, solle zur Strafe zehn Solidi für die Armen zahlen. Alle sollten in Ordnung und Andacht einhergehen und auf guten, harmonischen Gesang bedacht sein. Dieselben Statuten setzen voraus, in allen Pfarrkirchen werde am Ostermorgen das heilige Kreuz erhoben und in feierlicher Procession einhergetragen. Den Orden war verboten, während dieser Feier in ihren Kirchen zu läuten oder zu predigen, damit die Leute um so zahlreicher in den Pfarrkirchen sich einfänden. Im Dom von Roskilde wurden Processionen gehalten an den Festen der heiligen Reliquien, des allerheiligsten Frohnleichnams, des als Dompatron verehrten hl. Lucius und am Erinnerungstage der Einweihung. Lage Urne ordnete sogar eine neue Procession an für einen Tag der Octav von Allerheiligen. Alle mußten über ihren Kirchhof ziehen und dabei beten für die Ruhe und Eintracht der Kirche und des Reiches, sowie für die Wohlfahrt des Königs und der Königin.

Jede Gilde veranstaltete am Feste ihres Schutzpatrons eine Procession [3]. Selbst die höchstgestellten Personen betheiligten sich an denselben; so führt der Rentmeister der Königin Christine Ausgaben auf, um für seine gnädige Frau kunstvolle Processionskerzen herstellen zu lassen [4]. Jede Kirche hatte ihre Processionsfahnen. Palladius verordnete, wo die gottlosen Fahnen gestanden hätten, sollten in Zukunft bei Trauungen zwei Fackeln brennen [5].

Bei manchen Processionen wurde das heiligste Sacrament einhergetragen. Ihrer Natur nach bezwecken solche eucharistische Umzüge die

---

[1] Hefele, Conciliengeschichte. VII, 413.

[2] Alle Anordnungen dieser Synode wurden 1513 von Erzbischof Birger erneuert, in Statuta etc. Archiep. Birgeri, edid. Thorkelin.

[3] Allen IV, 1, 121.

[4] Vedel-Simonsen, Odense. Byes Historie. II, 1, 92. 86. 88.

[5] Visitatzbog 82.

Verherrlichung des im heiligsten Altarssacramente gegenwärtigen Heilandes. Finden sie aber zu häufig statt, so kann gerade durch sie die Frömmigkeit erkalten und die Andacht zu dem unter Brodsgestalt verborgenen Gotte abnehmen. Dies findet sich auch in verschiedenen Verordnungen wie deutscher so auch dänischer Kirchenfürsten ausgesprochen. Bereits im Jahre 1451 trat der Cardinallegat Nicolaus von Kues in Deutschland energisch gegen allzuhäufige Expositionen auf. Erzbischof Hoya von Bremen schränkte um die Mitte des 15. Jahrhunderts den in seiner Diöcese herrschenden Brauch, jeden Donnerstag das Sanctissimum in Procession herumzuführen, auf die Octav des Frohnleichnamsfestes ein [1]. Bischof Lage Urne gebot 1517, das Allerheiligste nur bei solchen Processionen auf den Kirchhof zu bringen, für welche die kirchlichen Vorschriften dieses gestatteten. Solche und ähnliche Vorschriften zeigen, wie sehr die Hirten der Kirche bemüht waren, Mißbräuche, die sich etwa einschlichen, wirksam zu beseitigen [2].

3. Verwandt mit den Processionen sind die Wallfahrten. Aus vorreformatorischer Zeit liegen zahlreiche Zeugnisse für dieselben vor; selbst nach völliger Einführung der Reformation wurden sie noch oft unternommen. Beispielsweise wird im Anfange des 16. Jahrhunderts von König Johann sowie von den Königinnen Dorothea und Christine berichtet, sie hätten Wallfahrten angestellt. Die Statuten mancher Gilden bestimmten, wenn ein Bruder oder eine Schwester eine Wallfahrt unternehmen wolle, so sollten die anderen Brüder sie durch einen festgesetzten Betrag unterstützen [3]. Ja, Christiern Pedersen wirft in seinem Buche über die Messe die Frage auf, ob man am Sonntage die Messe versäumen dürfe, um eine Wallfahrt zu unternehmen. Die Frage wird verneint. Ein dramatisirtes Spottgedicht, welches im Zeitalter der Reformation viel beitrug, die Kirche, ihre Diener und Gebräuche in den Augen des dänischen Volkes herabzusetzen [4], beschäftigt sich vorzugsweise mit den Wallfahrten. In demselben wird der Bauer Atzer, welcher gelobt hatte, eine Wallfahrt nach Karup zu unternehmen und auf der Reise nur Wasser und Brod zu genießen, von Peter, dem Schmiede, vor

[1] Alb. Krantz, Metropol. Lib. XI. cp. 39.

[2] Ny kirkehist. Saml. III, 271. 273. 276.

[3] Nyerup, Tilstande. I, 133—136.

[4] En Historie om Peder Smid Oc Atzer Bonde. Nach einem vollständigen Stockholmer Exemplar neu herausgegeben von Svend Grundtvig, 1880. — Das Gedicht muß vor dem Stockholmer Staatsstreiche Christians III. verfaßt sein, weil es Bischof Jörgen Friis von Viborg noch im Vollbesitze seiner bischöflichen Gewalt sein läßt.

der Wallfahrt nach Rye und anderen Orten gewarnt. Tausen führt unter den Punkten, in die nach ihm das katholische Leben aufgehen soll, auch die Wallfahrten an und läßt nach Luthers Vorgange Christus selbst einen Klagebrief an die Christenheit richten, worin derselbe sagt: „Liefet ihr nicht von Rom nach St. Jakob, von St. Jakob nach Sternberg, von dort nach Kippinge, von Kippinge nach Rye, von Rye nach Apenrade, vom Feigenbaum zum Birnbaum, vom Birnbaum zum Apfelbaum"? [1]

Selbst Palladius muß zugestehen, wie in anderen Ländern, so seien auch in Dänemark Städte dadurch entstanden, daß man häufig dorthin pilgerte [2]. Trotzdem gab er für Seeland den Befehl, alle Bilder zu verbrennen, vor denen Krücken aufgehängt seien. In den übrigen Bisthümern Dänemarks wurde in gleicher Weise verfahren. Zu Karup und an einigen anderen Wallfahrtsorten wurden die Bilder nicht lange nachher aus der Kirche entfernt, aber nicht zerstört. Ein späterer Besitzer soll sie an einen katholischen Grafen verschenkt haben.

Als Orte, zu denen die Dänen mit Vorliebe wallfahrteten, nennen die Reformatoren Kliplev bei Apenrade, wo ein wunderthätiges Kreuz verehrt wurde, Bistrup bei Roskilde und Kippinge auf Falster, wo man heiliges Blut aufbewahrte. Zu Karup bei Viborg wurde die Fürbitte der Gottesmutter angerufen, nach Odense pilgerte man zum Grabe des hl. Kanut, des Landespatrons, zu Apenrade ward die hl. Anna, zu Rye der hl. Severin angerufen. Daß auch Pilger aus anderen Ländern zu dänischen Gnadenorten kamen, ist wenigstens für Kippinge historisch beglaubigt [3]. Besondere Anziehungskraft hatten die Landespatrone der beiden anderen skandinavischen Reiche: St. Olaf zu Drontheim und St. Erich zu Upsala. In Schweden besuchte man gerne das Grab der hl. Birgitta. So wollte im 15. Jahrhundert die Königin Philippa, Gemahlin Erichs von Pommern, dort ihre Tage beschließen; 1502 erbat die Königin Christine sich als besondere Vergünstigung, in Wadstena den Rest ihrer schwedischen Gefangenschaft zubringen zu dürfen.

In Deutschland besuchten die Dänen besonders Wilsnack und Sternberg in Brandenburg, wohin auch König Johann und seine Gemahlin Christine pilgerten. Viele wallfahrteten nach Köln zu den heiligen drei Königen und zum hl. Severin, nach Aachen zu Unserer Lieben Frau und den dort bewahrten Heiligthümern. Palladius bekennt, daß er die letzt-

[1] Smaaskrifter (Ausgabe von Rördam) 39. 9.

[2] St. Peders Skib. O_5. [3] Allen IV, 1, 213.

genannten Wallfahrten mitmachte[1]. Andere pilgerten nach England zum hl. Thomas von „Kantelborg", nach Frankreich zum hl. Ludwig[2], nach Loreto und Assisi, nach St. Jago von Compostella, ja zu den heiligen Stätten in Palästina.

Erleichtert wurden die Wallfahrten durch die in Spitälern und Klöstern von Geistlichen und Laien der ganzen Christenheit geübte Gastfreundschaft. Paulus Eliä sagt in seiner Schrift über die Errichtung von Spitälern, Kaiser Karl und andere christliche Fürsten hätten Bewirthungshäuser oder Spitäler gestiftet, zu Nutz und Frommen armer Pilger und fremder Leute, die zu heiligen Stätten wallfahrteten, damit dieselben daselbst Verpflegung fänden, wenn sie auf ihrer Wanderung in Krankheit fielen, und damit dieselben, wenn sie zwar gesund, aber arm wären, Nachtherberge erhielten[3]. Selbst das unbedeutende Karup hatte sein Hospiz[4]. Die Kirche nahm solche Pilgerhäuser in ihren besondern Schutz. Zahlreiche Erlasse der Päpste empfahlen dieselben eindringlich dem Wohlwollen aller; selbst durch die Staatsgesetze waren sie allerorts geschützt. Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten Belgiens[5] scheint die zu Tirlemont gelegene für dänische Pilger gestiftet, obgleich sie freilich später zur Aufnahme von Aussätzigen diente. Sie führte den dänischen Namen Danebrog (Danebroeck). — König Erik (Eiegod), der Bruder des hl. Kanut, hatte Spitäler für dänische Pilger in Piacenza und Lucca gegründet[6].

War jemand verhindert, die gelobte Wallfahrt anzutreten, so suchte er entweder um Dispens nach, oder er schickte mit Bewilligung der kirchlichen Behörde einen oder mehrere Stellvertreter. So wurde die Königin Dorothea, Mutter der Könige Johann und Friedrich I., welche eine Wallfahrt ins Heilige Land gelobt hatte, zu Rom 1488 durch Innocenz VIII. von der Weiterreise dispensirt. Christian II. schickte ein Schiff nach St. Jago von Compostella, dessen Bemannung für ihn die Wallfahrt anstellen sollte.

---

[1] „Wir pilgerten ... Item nach Aachen zum Unterkleide Mariä und den Gamaschen des Joseph (soll heißen: Windeln Jesu), nach Köln zu den heiligen drei Königen, nach Trier zum Rocke Christi." St. Peders Skib. O_5 verso. (Ausgabe von Helsingör 1615.) Christiern Pedersen schrieb (Danske Skrifter IV, 442), nachdem er protestantisch geworden: „So thöricht waren wir, daß wir nach Rom dem Ablasse des Papstes, nach Aachen und Tagen den Heiligthümern nachliefen." Tagen soll wohl nur ein Reim auf Aachen sein und die Wallfahrten verspotten.

[2] Helveg, Dansk Kirkehistorie. II, 229.

[3] Secher 152. [4] Ny Kirkeh. Saml. V, 740.

[5] Alberdingk Thijm, Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien. 125.

[6] Knud den Hellige efter Knyttlingesaga. Folkelaesning S. 63.

Da bei Auswahl dieser Vertreter nicht immer die nothwendige Sorgfalt angewandt wurde, konnte es leicht vorkommen, daß einzelne solcher gedungenen Pilger oder Pilgerinnen durch ihr Verhalten Anlaß zu gerechten Klagen gaben. In Belgien und gewiß auch in anderen Ländern hatte man darum Bestimmungen getroffen, welche die Dauer des Aufenthaltes der Pilger regelten, die Forderungen, die man an sie stellen sollte, festsetzten und ihre Verpflegung genauer angaben [1].

Um den rechten Geist zu wahren und zu stärken, ertheilte die Kirche den Wallfahrern schon damals einen besondern Segen. So enthält das 1513 gedruckte Roskilder Manuale curatorum eine Segensformel für die Pilger. Eine ähnliche Formel erwähnen die von Erzbischof Birger von Lund erneuerten Provinzialstatuten. Nach derjenigen des Manuale curatorum wurden drei Psalmen recitirt und Gebete verrichtet, welche der Hauptsache nach übereinstimmen mit denen des im römischen Brevier stehenden Itinerarium clericorum. Zuletzt wurden Stab und Ranzen gesegnet und unter folgendem Gebete überreicht: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi empfange diesen Stab und diesen Ranzen für deine Reise. Möge unser allmächtiger Gott, der einst seinem Diener Tobias seinen Engel voraussandte, auch vor dir seinen Engel senden, der dich zu deinem Bestimmungsorte geleite und unversehrt wieder zurückführe. Amen" [2]. Meist trat der Pilger seine Reise an unter strengen Bußübungen. Infolge der alten, schlechten Wege wurde die Reise unter zahllosen Beschwerden vollführt. Gebete und fromme Gesänge mahnten den Pilger an den eigentlichen Zweck der Fahrt, belebten seinen Muth, daß er unverdrossen dem Ziele zueile. Noch heute hat man mehrere zu Ende des Mittelalters für Pilger gedruckte Bücher mit den für Pilger bestimmten Gebeten und Gesängen [3]. Waren die Pilger am Ziele der Wanderschaft angelangt, so fanden sie Gelegenheit zu gründlicher Buße, zu Werken der opferwilligen Liebe; den Kirchen und Armen spendeten sie Almosen, den

---

[1] Vgl. Beissel S. J., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. 5. Kap. — Koblers Auszug aus Kenelm Digbys Mores Catholici: or Ages of Faith. I, 633 ff., und andere.

[2] Das Manuale Aarhusiense und das Manuale Slesvicense sind nicht mehr vorhanden.

[3] Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche. S. 44 ff. — In Kopenhagen wurde 1520 ein Missale Itinerantium bei Melchior Blumme gedruckt, welches nicht mehr vorhanden ist. Dagegen besitzt die kgl. Bibliothek ein 1503 zu Cöln und ein 1517 zu Straßburg gedrucktes. (Bruun, Meddelelser fra det store kongel. Biblioth. I, 290.)

Kranken in den Spitälern leisteten sie Dienste; Unzählige entledigten sich an den Gnadenorten ihrer Sündenlast und brachten von dort Trost und Gnade heim. An Wallfahrtsorten haben die Heiligen nicht selten den Grund gelegt zu einem gottgeweihten Leben, dort haben sie ihren Muth gestählt zu rückhaltloser, opferfreudiger Hingabe an ihren Schöpfer. An der Scheide der mittlern und der neuern Zeit sehen wir den hl. Ignatius, den Stifter der Gesellschaft Jesu, nach Montserrat wallfahren, um am Altare der Mutter Gottes seinen Degen aufzuhängen und fürderhin einem geistigen Ritterthum seine Tage zu weihen.

Umsonst suchte Peter Palladius seinen Landsleuten jede Pilgerfahrt zu verbieten. Obschon er nicht läugnen will, daß in katholischer Zeit Wunder bei den Wallfahrten vorgekommen seien [1], so meint er doch, in Zukunft solle man keine mehr unternehmen. „Die Landstreicher dürfen jetzt nicht nach St. Jakob (von Compostella) oder zu anderen Wallfahrtsorten gehen.“ [2] Man solle bei der Pfarrkirche bleiben. Wolle man aber durchaus heraus, so möge man zu lebenden Armen sich begeben. „Besuchet die Heiligthümer, wenn ihr wißt, was das heißt, ein Heiligthum besuchen.“ Denn auch das war ein großer Mißbrauch, die todten Heiligen zu besuchen und die lebendigen zu vergessen. Wallfahrtsgänge sind etwas anderes als Heiligthumsfahrten, wenn man sie recht versteht. Jene gehörten dem Teufel an, diese hat Gott befohlen, und mit Unrecht nennt man die Wallfahrten auch Heiligthumsfahrten. Wo liegt der Unterschied? Wallfahrten heißt hinlaufen zu dem todten Jakob in Compostella, nach Karup und Wilsnack, zu den sieben todten Kirchen in Rom, zu dem todten Blut in Bistrup bei Roskilde, zu dem todten Severin in Helmstrup, zu dem todten Blut in Kippinge auf Falster, und wo sonst der Teufel seine Wunder wirkte und Gaukeleien vor unsern Augen trieb, wenn wir dahin liefen. Ich bekenne, daß auch ich unter dem Haufen war. Wir müssen Gott danken,

---

[1] Daß er auch noch als Protestant an diese Wunder glaubt, geht aus seinem Visitatzbog hervor, deutlicher aber noch aus seiner Schrift: En nyttelig Bog om St. Peders Skib (Ausgabe von Helsingör 1615 O_5). Er schreibt: „Als Friedrich I. aus jeder Kirche einige Glocken fortnehmen ließ, vertheidigte der hl. Severin männlich seine Glocken, indem er den Thurm, worin dieselben hingen, so gewaltig rüttelte, daß diejenigen, welche sie herunternehmen wollten, fürchteten, er möchte über ihnen zusammenstürzen, und voll Schrecken davon liefen. Der Thurm würde sicher eingestürzt sein, wenn sie von ihrem ruchlosen Vorhaben nicht abgelassen hätten. Falls der hl. Severin das nicht that, so muß es der Teufel gethan haben, denn die Sache ist gewiß.“

[2] Visitatzbog 114.

daß wir aus diesem Irrthum herausgekommen sind, müssen ihn bitten, er möge uns nie mehr in einen solchen fallen lassen." [1] Ein Heiligthum, dessen Besuch er anempfahl, war Hagested. Dort liege ein alter Prediger und seine Frau krank darnieder. Dann wies er sie an einen Besessenen in Farendelöse bei Ringsted; endlich an eine Frau in Gjentofte bei Kopenhagen, „die fünf volle Jahre hindurch im Hause ihres Mannes in einer Ecke kauerte, wie der Winkelaltar (Seitenaltar) hier neben mir". Solche Mahnungen halfen jedoch nichts.

Wie sehr das Wallfahrten den katholischen Dänen im 16. Jahrhundert Herzensbedürfniß geworden war, erhellt daraus, daß die Neigung zu demselben auf ihre protestantisch gewordenen Nachkommen übergegangen ist. Sind doch Wallfahrten selbst heute noch nicht ganz vergessen, obgleich sie im Laufe der Zeit innerhalb des Protestantismus ausarteten und für viele zu Vergnügungsreisen wurden. Die deutlichsten Spuren derselben dürfte man noch in Schonen finden, welches bis 1658 zu Dänemark gehörte. An einigen alten Wallfahrtsorten, besonders in Norwegen, wurden die Gnadenbilder in die Kirche zurückgebracht, um vermittelst der eingehenden Opfergaben die geringen Einkünfte der lutherischen Geistlichkeit zu erhöhen [2]. Im Jahre 1553 mußte Peter Palladius klagen, daß man noch immer nach Bistrup wallfahrte [3]. Im Jahre 1557 aber gab sein Bruder Nikolaus Palladius, lutherischer Bischof von Lund, ein lateinisches Schriftchen heraus, worin er seine Prediger auffordert, der Heiligenverehrung und den Wallfahrten mit aller Macht sich zu widersetzen, weil im Lichte des hellen Evangeliums noch der größte Theil ihrer Zuhörer in die Verehrung der Bilder vernarrt sei. Sie strömten in Schaaren zum hl. Magnus in Thorom, zum hl. Kreuz in Edenstad und zur Pfarrei Losen. Erasmus Lactus meldete 1577, Friedrich II. (1559—1588) habe die Bilder, zu denen noch immer Zusammenlauf stattgefunden, aus den Kirchen entfernen lassen. Das Wallfahrten vermochte auch dieser König nicht zu unterdrücken; denn Erasmus Laetus mußte bald nachher hinzufügen: „An anderen Orten des Landes zeigte sich eine nicht geringere Thorheit, aber eine größere Verwegenheit." [4] In Ermangelung von Wallfahrtskirchen suchte das Volk wenigstens „heilige Quellen" auf. Christian IV. verzeichnete in sein Tagebuch auf den 23. Juni 1639, er habe sich zur

---

[1] Visitatzbog 116.
[2] St. Olaf (katholisch norwegische Kirchenzeitung) 1890. S. 333.
[3] St. Peders Skib K_2.
[4] Ny Kirkeh. Saml. II, 287.

St. Helenenquelle[1] unweit Helsingör begeben, auch noch am folgenden Tage vom Wasser derselben getrunken und 150 Thaler an die Armen vertheilt[2]. Gegen Christine Munk, mit der er morganatisch verehelicht war, erhob er in einem Schreiben vom 27. December 1630 den Vorwurf: „Du bist in der Kirche von Kippinge auf Falster gewesen, warfst dich in einer Bank auf die Knie und betetest. Darauf machtest du vor dem Altare deine Verbeugung, legtest einige Goldstücke in das Altarbuch, andere in den Opferstock und gabst dem Küster ein Goldstück — alles dies, damit Gott im Himmel dir deines Herzens Wunsch gewähren möge (daß ich bald sterben möchte). — Lange bevor du dich in diese Kirche begabst, hattest du mehr als eine Person ersucht, dasselbe von Gott zu erbitten.“[3] Am 27. Juli 1692 sah Kippinge Christian V., die Königin, den Kronprinzen, den kaiserlichen Gesandten und mehrere andere Vornehme[4].

Die Beurtheilung der beim Volke herrschenden Anschauungen wird nicht wesentlich verändert durch den modernen Versuch, Erscheinungen, die man nicht zu deuten wußte, natürlich zu erklären. Der berühmte Arzt Thomas Bartholin schrieb den von vielen besuchten Quellen eine natürliche Heilkraft zu. Aber die trotz aller Verbote zur Erinnerung an erlangte Erhörung errichteten Kreuze, die weggeworfenen Krücken und Verbandstücke, die in das Wasser geworfenen Münzen[5] bleiben Beweisstücke dafür, daß die Betreffenden eine übernatürliche Hilfe gefunden zu haben glaubten, und daß lange nach der Reformation das Volk die Wallfahrten hochhielt, also noch immer vielfach katholisch dachte und fühlte[6].

---

[1] Es hat den Anschein, man sei dorthin in protestantischer Zeit häufiger gegangen, als in katholischer.

[2] Troels Lund VII, 375.

[3] Trap. J. P. in Statistik topographisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark. 2 Udg. IV, 457 (nach den eigenhändigen Briefen Christians IV.).

[4] Ibid. 457—458.

[5] Troels Lund, Danmarks og Norges indre Historie i Slutningen af det 16. Aarhundrede. VII, 374.

[6] Eine bemerkenswerthe Vertheidigung der Wallfahrten schrieb 1527 Paulus Eliä in seiner drastischen Abfertigung des Hans Mikkelsen, der bei Uebersendung einer dänischen Uebersetzung des Neuen Testamentes das dänische Volk aufgefordert hatte, protestantisch zu werden. (Ausgabe von Secher, 82—88.)

(Schluß folgt.)

Wilhelm Schmitz S. J.

Die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus.

Hatte die liberale Oekonomik behauptet, das wirthschaftliche Leben regele sich von selbst nach ewigen, unwandelbaren Naturgesetzen, dann belehrt uns der „wissenschaftliche" Socialismus, daß es überhaupt keine unwandelbaren Gesetze für den Menschen gebe. Alles ist in Fluß, alles in Bewegung, alles in der Entwicklung begriffen: die Production und ihre Bedingungen, alle gesellschaftlichen Verhältnisse, das ganze Reich der Ideen, der Religion, der Sitte, des Rechts ändert sich je nach der ökonomischen Structur der Gesellschaft.

Wir haben bereits früher die verschiedenen Stufen der ökonomischen Entwicklung, wie Marx sie sich vorstellt, kennen gelernt: urwüchsige communistische Production, einfache und kapitalistische Waarenproduction. Die letztere, die moderne kapitalistische Productionsweise ist heute dem Zusammenbruche nahe. Aus ihren Trümmern soll in der Zukunft die socialistische Gesellschaft erstehen, als höchste Entwicklungsstufe der Menschheit.

Engels betont in der Vorrede zum „Elend der Philosophie" [1], daß Marx seine communistischen Forderungen nur auf „den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Productionsweise" aufbaue. In kürzester Form ist hiermit Sinn und Bedeutung der Marx'schen Kritik der politischen Oekonomie gekennzeichnet. Den Nachweis zu liefern, wie die kapitalistische Gesellschaft nothwendig dem Verderben entgegengehen müsse, da die Gesetze ihrer Entwicklung zugleich die Gesetze ihres Unterganges seien, — das ist der Zweck des Hauptwerkes, welches Karl Marx unter dem Titel „Das Kapital" veröffentlicht hat.

Wir werden die Marx'schen Gedankenreihen zunächst im Zusammenhange entwickeln, um sie sodann genauer auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

I.

Darstellung der Theorie [2].

1. Das Waarengeheimniß. Auf den ersten Blick scheint die Waare ein triviales Ding zu sein, in Wirklichkeit ist sie „ein sehr vertracktes

[1] Von Karl Marx, deutsch von Bernstein und Kautsky. Stuttgart 1885. S. X.

[2] Vgl. hiezu auch die vom Socialisten Kautsky verfaßte Schrift: „K. Marx's ökonomische Lehren." Internationale Bibliothek, Heft 4—6. Stuttgart, Dietz, 1890.

Ding, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken"[1]. Soweit der Tisch bloß nützlicher Gebrauchsgegenstand, ist nichts Mysteriöses an ihm. Aber sobald er „Waare" geworden, „stellt er sich allen anderen Waaren gegenüber auf den Kopf und entwickelt aus seinem Holzkopf Grillen, viel wunderlicher, als wenn er aus freien Stücken zu tanzen begänne"[2]. Unsere Aufgabe ist es zunächst, diese Grillen, diese „metaphysischen Spitzfindigkeiten und theologischen Mucken", welche Marx in die Waare hineingetragen hat, näher kennen zu lernen.

In der urwüchsigen communistischen Productionsweise war die Gesellschaft selbst Gesammtleiterin der Production, unmittelbare Erzeugerin und Eigenthümerin aller hervorgebrachten Gebrauchsgegenstände. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die gegenseitige Ergänzung und Abhängigkeit der Menschen von einander, lagen klar vor aller Augen, die productiven Kräfte griffen planmäßig ineinander, da der Wille der Gesellschaft als Regulator der Production sich geltend machte. Hier arbeitet ein jeder unmittelbar für die Gesellschaft, und die Gesellschaft weist unmittelbar jedem seinen Antheil am Gesammtproduct, somit auch an dem Arbeitsproducte der anderen, zu. Die Art und Weise, wie jeder zu dem Product des andern gelangt, ist dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit geschuldet; weil man für die Gesellschaft gearbeitet hat, erhält man seinen Antheil am Gesammtproduct, an der Arbeit der anderen. Sobald die communistische Gesellschaft gesprengt und die Waarenproduction an deren Stelle getreten war, änderte sich dies alles. Auch jetzt arbeitet der Producent für die Gesellschaft, aber in einem andern Sinne als früher. In der communistischen Gesellschaft arbeitete er unmittelbar für die Gesellschaft, jetzt mittelbar, sofern er für andere arbeitet. Er erhält darum auch nicht mehr unmittelbar von der Gesellschaft, sondern nur mittelbar, von dem andern nämlich, und zwar nunmehr als Gegengabe nach dem Gesetze des Waarenaustausches, nach dem Gesetze der Aequivalenz, das Product des anderen, indem Waare mit Waare verglichen wird. Jetzt „arbeitet jeder anscheinend für sich, und die Art und Weise, wie jeder zu dem Producte des andern gelangt, scheint nicht dem gesellschaftlichen Charakter der Arbeit geschuldet, sondern den Eigenthümlichkeiten des Productes selbst. Die Verhältnisse der Personen untereinander, wie sie der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bedingt, erhalten unter der Herrschaft der Waarenproduction den Anschein von Verhältnissen von Dingen, nämlich von Producten untereinander"[3]. Zwar bleiben die einzelnen Producenten auch unter der Herrschaft der Waarenproduction nothwendige Bestandtheile des gesellschaftlichen Productionsorganismus; aber ihre persönliche Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Ergänzung der Menschen, ihre persönliche Abhängigkeit von einander, kurz die eigentlich gesellschaftlichen Zusammenhänge verschleiern sich vollständig in der auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft. Nur dort kommt der gesell-

[1] „Das Kapital." S. 47. [2] S. 48. [3] S. 47.

schaftliche Zusammenhang noch zur Geltung, wo der einzelne Producent aus seiner gesonderten, für sich bestehenden Productionssphäre heraustritt und im Austausch der Güter mit anderen Producenten in Berührung kommt. Da nun aber der gesellschaftliche Zusammenhang (hinsichtlich der Production) regelmäßig nur beim Austausch der Güter sich geltend macht, verschiebt sich dieser Zusammenhang unvermerkt von den Personen auf die Waaren. Die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen gestalten sich um in gesellschaftliche Verhältnisse ihrer Arbeitsproducte. — Der gesellschaftliche Charakter der Arbeit verbirgt sich jetzt unter der Hülle der Producte. Es werden beim Austausch von Waaren scheinbar diese Waaren einander gleichgesetzt, indem man nur gleichwerthige Waaren vertauscht. Aber das ist bloßer Schein. Was wirklich verglichen und gleichgesetzt wird, das ist die menschliche Arbeit, die in der Waare steckt. „Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhält die sachliche Form der gleichen Werthgegenständlichkeit der Arbeitsproducte, das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer erhält die Form der Werthgröße der Arbeitspro-producte, endlich die Verhältnisse der Producenten, worin jene gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeiten bethätigt werden, erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsproducte."[1] Das Mysteriöse an der Waarenform ist also „einfach" dieses quid pro quo, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt. Eine Analogie hierfür findet Marx in der „Nebelregion der religiösen Welt. Hier scheinen die Producte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und zu den Menschen in Verhältniß stehende selbständige Gestalten. So in der Waarenwelt die Producte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsproducten anklebt, sobald sie als Waaren producirt werden ..."[2] Es besteht der „Fetischismus der Waare" namentlich darin, daß „der gesellschaftliche Charakter der Gleichheit der verschiedenartigen Arbeiten" unter „der Form des gemeinsamen Werthcharakters dieser materiellen, verschiedenen Dinge, der Arbeitsproducte", sich verbirgt[3].

Wie jeder Irrthum, birgt auch der Socialismus ein Körnchen Wahrheit. So ist es unbestreitbar kein geringes Verdienst, daß Marx und seine socialistischen Interpreten den gesellschaftlichen Zusammenhang, das menschliche Element in Production und Waarenverkehr scharf betonen. Allein einseitig und falsch ist es, wenn die gebührende Wahrung der gesellschaftlichen Zusammenhänge, die Regulierung der Production u. s. w. als ausschließliche Prärogative der urwüchsigen communistischen Productionsweise oder einer zukünftigen, auf Gemeineigenthum an allen Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft hingestellt werden, während die Anarchie der Production, die Verdrängung des persönlichen durch das sach-

[1] „Das Kapital." S. 48. 49. [2] S. 49. [3] S. 50. 51.

liche Element in der Volkswirthschaft als wesentliches Attribut einer jeden, auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft mit Waarenproduction bezeichnet wird. Die Auswüchse der heutigen freiwirthschaftlichen Epoche wurden dabei mit dem Wesen der Waarenproduction und des Waarenverkehrs verwechselt. Auch die mittelalterliche Gesellschaft producirte „Waaren". Dennoch war hier die Production gesellschaftlich organisirt, die gesellschaftlichen Zusammenhänge traten allseitig in den Vordergrund, selbst da, wo sie, wie im Waarenverkehr, sachlich vermittelt wurden.

Wir haben hiermit jenen Fehler angedeutet, welcher in den Marx'schen Gedankenreihen sich mehrfach wiederholt. Marx studiert das Wesen mancher wirthschaftlichen Dinge, wie z. B. der Waare, des Kapitals, nicht an ihren einfachsten, sondern an ihren complicirtesten Formen. Die „entwickeltste" Form aber findet er in der kapitalistischen Gesellschaft, deren specifische Eigenarten und Mißbräuche er dann schlechthin als Wesen der Waare, des Kapitals, einer jeden auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft hinstellt.

2. Worin besteht denn nun eigentlich, Karl Marx zufolge, der Werth der Waare?

Was die Dinge zu „Waaren" macht, ist nicht ihre Nützlichkeit, sondern ihr „Werth". „Könnten die Waaren sprechen, so würden sie sagen: Unser Gebrauchswerth (Nützlichkeit) mag den Menschen interessiren. Er kommt uns nicht als Dingen (Waaren) zu. Was uns dinglich zukommt, ist unser Werth."[1] Dieser „Werth" aber ist nichts anderes, als die in der Waare vergegenständlichte Arbeit, gemessen durch die Arbeitszeit. „Die Bestimmung der Werthgröße durch die Arbeitszeit ist ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Waarenwerthe verstecktes Geheimniß."[2] Marx hat den Schleier völlig von dem doppeltem Geheimniß (des Werthcharakters der Waare und ihrer Werthgröße) genommen, und er ist der Bedeutung dieser That sich ganz und voll bewußt: „Die späte wissenschaftliche Entdeckung, daß die Arbeitsproducte, soweit sie Werthe, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Production verausgabten menschlichen Arbeit sind, macht Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit."[3]

„Es ist also nur das Quantum der in einer Waare vergegenständlichten, gesellschaftlich nothwendigen, oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt."[4] — Dieser Satz bildet die theoretische Grundlage aller Untersuchungen des „Kapitals". Ist dieser Satz falsch, dann bricht das ganze, stolze Gebäude der Marx'schen Entwicklungslehre zusammen wie ein schwaches Kartenhaus!

---

[1] „Das Kapital." S. 61. [2] S. 52.
[3] S. 51. [4] S. 14.

Marx hat jenes oberste Princip nicht selbst erfunden, sondern den „Kinderfibeln der bürgerlichen Oekonomien" entlehnt. Vor ihm hatten Locke, Smith, Ricardo u. a. ähnlich gelehrt. Insbesondere ist es Ricardo, auf den Marx sich stützen konnte. David Ricardo's „Grundsätze der Volkswirthschaft und Besteuerung" beginnen mit dem Satze: „Der Werth eines Gutes, oder die Menge eines andern Gutes, gegen welche man dasselbe vertauscht, richtet sich nach der verhältnißmäßigen Menge von Arbeit, welche zu seiner Hervorbringung erforderlich ist, und nicht nach der größern oder geringern Vergütung, welche für diese Arbeit gegeben wurde."[1] Marx hat nun angeblich diese Ricardo'sche Theorie „verbessert", namentlich, indem er zwischen Arbeit und Arbeitskraft unterschied, ferner durch Betonung des „zwieschlächtigen Charakters" der Arbeit, d. h. der Scheidung von allgemeiner werthbildender und besonderer, Gebrauchswerthe schaffender Arbeit, sodann durch Beschränkung der werthbildenden Arbeit auf gesellschaftlich nothwendige Arbeit. Die einzelnen hier angedeuteten Begriffe werden im Verlaufe unserer Abhandlung sich von selbst erklären.

3. Mit welchen Beweisen begründet Marx seine Behauptung? — Zunächst wird der Beweis, den Ricardo, auf Adam Smith gestützt, dafür anführt, daß nicht der Gebrauchswerth das Wesentliche des Tauschwerthes ausmache, von Marx wenigstens angedeutet. „Ein Ding kann Gebrauchswerth sein, ohne Werth zu sein . . . So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz u. s. w."[2] Er fügt noch bei: „Ein Ding kann nützlich und Product menschlicher Arbeit sein, ohne Waare zu sein. Wer durch sein Product sein eigenes Bedürfniß befriedigt, schafft zwar Gebrauchswerth, aber nicht Waare."[3] Indessen hat Marx auch einen interessanten neuen Beweis für den Satz: „Als Werthe sind alle Waaren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit"[4] aufzustellen sich bemüht[5], den wir seinem wesentlichen Inhalte nach kurz wiedergeben wollen.

Nehmen wir zwei Waaren, z. B. Eisen und Weizen. Ihr Austauschverhältniß sei 1 hl Weizen = 100 kg Eisen. Der Umstand, daß ich das Austauschverhältniß überhaupt in Form einer mathematischen Gleichung darstellen kann, beweist, daß es sich hier um gleichartige Größen handeln muß. Ich werde daher in den Waaren Weizen und Eisen etwas Gemeinsames finden müssen, welches ihre Vergleichung überhaupt ermöglicht. — Aber was ist denn dieses Gemeinsame? — Die natürlichen Eigenschaften der beiden Waaren, welche deren Gebrauchswerth ausmachen, sind verschieden. Die Verschiedenheit dieser Eigenschaften ist für die Tauschenden Beweggrund des Austausches; aber als qualitative Verschiedenheit kann sie nicht das quantitative Verhältniß bestimmen, in dem sich der Austausch vollzieht. Was bleibt aber übrig, wenn man vom Gebrauchswerth der Waarenkörper absieht? — Offenbar nur das eine, Gemeinsame: die Eigenschaft, Arbeits-

[1] Ricardo's „Grundsätze". Uebersetzt von Edw. Baumstark. Leipzig 1837. S. 1.
[2] „Das Kapital." S. 15. [3] Ebenda. [4] S. 14. [5] S. 11 ff.

producte zu sein. Aber hier beginnt von neuem die Schwierigkeit: Die Arbeit, deren Producte sie sind, ist ja wiederum verschieden. Die eine ist z. B. Tischlerarbeit, die andere Spinnarbeit. — Thörichter Einwand! Indem man vom Gebrauchswerthe der Producte abstrahirt, sieht man auch von den verschiedenen Formen der Arbeit ab, welche sie erzeugt hat. Dann sind sie nicht mehr Producte von Tischlerarbeit oder Spinnarbeit, sondern lediglich Producte allgemein menschlicher Arbeit, „abstract menschlicher Arbeit", und als solche sind sie Werthe. Die Größe des Werthes müßte sich also nach der Menge der in der Waare vergegenständlichten Arbeit richten. Die Menge der Arbeit aber hat ihren natürlichen Maßstab in der Zeit. — Doch wird dann nicht die Waare um so werthvoller sein, je fauler und ungeschickter ihr Hersteller ist, je mehr Zeit er infolge seiner Faulheit zur Herstellung derselben bedarf? — Die Einwendung wäre berechtigt, wenn es sich bei Bemessung des Werthes um individuelle Arbeit handelte, wenn der Werth jeder einzelnen Waare durch das Quantum Arbeit bestimmt würde, welches ihr Producent in jedem besonderen Falle auf ihre Herstellung thatsächlich verwandt hat. Indessen gilt hier nur gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, d. h. die Arbeitszeit, die allgemein erforderlich ist, um irgend einen Gebrauchswerth unter den jeweilig vorhandenen, gesellschaftlich normalen Productionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.

Voilà tout! — Das ist die Marx'sche Werththeorie, auf welcher das Dogma von der Arbeit als alleiniger Werthsubstanz beruht. Auf dieser Grundlage baute Marx seine „Geschichte" der Kapitalgenesis auf. Ist die Werththeorie richtig, dann ist die socialistische Kritik berechtigt; ist sie falsch, dann gibt es überhaupt keinen „wissenschaftlichen" Socialismus. Die weitere Entwicklung der Marx'schen Gedankenreihen wird jeden Zweifel hierüber beseitigen.

4. Werthform und Waarencirculation. — Die Werthgröße einer Waare wird zwar bestimmt durch die zu ihrer Herstellung erforderliche gesellschaftliche Arbeitszeit, aber ausgedrückt durch andere Waaren. Man sagt nicht: ein Rock ist = 40 Arbeitsstunden, sondern ein Rock ist = 20 Ellen Leinwand, oder 10 gr Gold u. s. w. Der Rock erscheint in diesem Tauschverhältniß als Gebrauchswerth; Leinwand, Gold u. s. w. als Erscheinungsform des Tauschwerthes des Rockes als „Werthform". Marx unterscheidet nun die einfache oder einzelne Werthform, die totale oder entfaltete Werthform, welche letztere in die allgemeine Werthform ausläuft. Die einfache Werthform entspricht den Anfängen der Waarenproduction, wo nur selten ein Austausch stattfand, z. B. ein Broncehammer = 10 kg Steinsalz. Die entfaltete Werthform gehört einer spätern Zeit an, als man ein bestimmtes Product, z. B. Vieh, häufig als Werthform benutzte, bis es schließlich zur allgemeinen Werthform wurde. Als allgemeines Aequivalent dienten in der folgenden Zeit schließlich nur noch die edleren Metalle. Sie wurden Geld, welches dann als Werthmaß, Maßstab der

Preise, Zahlungsmittel fungirt. — Wenn nun ein Leinweber 20 Ellen Leinwand gegen 2 Pfd. Sterling und diese wieder gegen eine alte Familienbibel vom selben Preis austauscht, um „seine Erbauungsbedürfnisse zu befriedigen" [1], so enthält dieser Austauschproceß zwei entgegengesetzte Verwandlungen: Waare wird in Geld verwandelt und Geld wiederum in Waare zurückverwandelt. Die Formel eines solchen einfachen Waarenkreislaufes [Waarenform (20 Ellen Leinwand), — Abstreifung der Waarenform (Geld), — wieder Waarenform (Bibel)] ist also:

Waare — Geld — Waare.
W — G — W.

Da es schwieriger ist, für seine Waare Geld zu bekommen, als für sein Geld Waaren, nennt Marx „das Ueberspringen des Waarenwerthes aus dem Waarenleib in den Goldleib" den Saltomortale der Waare. — Der einfache Waarenkreislauf verschlingt sich nun unentwirrbar mit den Kreisläufen anderer Waaren. Hat der Leinweber z. B. seine Waare an einen Bauern verkauft, der die zu zahlenden 2 Pfund Sterling aus dem Verkauf von Weizen besitzt, so schließt sich an den Kreislauf Leinwand-Geld-Bibel ein neuer Kreislauf, Weizen-Geld-Leinwand an. Die Gesammtbewegung solcher zahllosen, sich ineinander verschlingenden Kreisläufe bildet die „Waarencirculation" [2]. Durch die Waarencirculation entsteht der Umlauf des Geldes. Die Formel W-G-W zeigt, daß „derselbe Werth als Waare den Ausgangspunkt des Processes bildet und zu demselben Punkte zurückkehrt als Waare. Diese Bewegung der Waare ist daher ein Kreislauf. Andererseits schließt dieselbe Form den Kreislauf des Geldes aus. Ihr Resultat ist beständige Entfernung des Geldes von seinem Ausgangspunkte, nicht Rückkehr zu demselben" [3]. Es läuft herum aus der Hand des einen Waarenbesitzers in die des andern. Daher der Ausdruck: „Umlauf des Geldes".

5. Wie aber verwandelt sich das Geld in Kapital?

Aus der Waarencirculation W-G-W (Verkauf, um zu kaufen) entwickelt sich allmählich eine neue Circulationsform: Geld, Waare, Geld, G-W-G, d. h. man kauft für Geld eine Waare, um sie wiederum zu verkaufen.

„Das Geld nun, das in seiner Bewegung diese letztere Circulation beschreibt, verwandelt sich in Kapital, wird Kapital und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital." [4] — Aber inwiefern? — „Es ist augenscheinlich, daß der Circulationsproceß G-W-G abgeschmackt und inhaltslos wäre, wollte man vermittelst seines Umweges denselben Geldwerth gegen denselben Geldwerth, 100 Pfund Sterling gegen 100 Pfund Sterling austauschen." [5] Der Kreislauf G-W-G hat vielmehr nur dann Sinn und Bedeutung, wenn die Geldsumme am Ende größer ist, als das Geld, mit dem die Circulation beginnt. Die Vermehrung der Geldsumme ist denn auch in der That der Beweggrund, warum der Kaufmann Waaren kauft, nämlich, um theurer zu

[1] „Das Kapital. S. 84. [2] S. 91. [3] S. 94.
[4] S. 129. [5] Ebendas.

verkaufen. Die vollständige Formel dieser neuen Circulationsform ist also G-W-G_1, wobei $G_1 = G + \triangle G$ (m) ist. $\triangle G$ oder m bezeichnet den *Mehrwerth* über den ursprünglichen, in die Circulation geworfenen Geldbetrag.

Das Geld, welches sich in dieser Bewegung befindet, ist Kapital. Es erhält durch den *Mehrwerth* seinen Charakter als *Kapital*. Das Kapital ist also *Mehrwerth heckender Werth*. Jedes neue Kapital betritt in erster Instanz die Bühne, d. h. den Markt, Waarenmarkt, Arbeitsmarkt oder Geldmarkt, immer noch als Geld, das sich durch bestimmte Processe in Kapital verwandeln soll."[1] Das Kapital ist daher kein *ruhendes*, sondern in der bestimmten Bewegung G-W-G + m begriffenes Geld. „Als bewußter Träger dieser Bewegung wird der *Geldbesitzer Kapitalist*. Seine Person oder vielmehr seine Tasche ist der Ausgangspunkt und Rückkehrpunkt des Geldes." Immer wieder erneuert sich von dort aus die Circulation des Geldes als Kapital. Das erlöste Geld mit dem gewonnenen Mehrwerth wird von neuem in die Circulation geworfen. „Die Bewegung des Kapitals ist daher maßlos."[2]

6. Im Anfange der Circulation besaß der Kapitalist 100 Pfund Sterling, am Ende 110 Pfund Sterling. — *Aber jetzt entsteht die Frage: Woher dieser Mehrwerth?* — Die Formel G-W-G entspricht zunächst einer bestimmten Art des Kapitals, dem *Kaufmannskapital*. Der Kaufmann erwirbt Waaren, um sie mit Gewinn zu verkaufen. Welches ist nun die Quelle dieses Gewinnes, dieses Mehrwerthes? Die moderne Oekonomik wiederholt zur Erklärung des Mehrwerthes *Condillacs* Argument: „Der Handel," heißt es z. B., „fügt den Producten Werth zu; denn dieselben Producte haben mehr Werth in den Händen des Consumenten als in den Händen des Producenten, und er (der Handel) muß daher wörtlich (strictly) als *Productionsact* betrachtet werden."[3]

Der Mehrwerth würde somit als *Product* der kaufmännischen Thätigkeit sich darstellen. Allein spöttisch bemerkt Marx, daß auch das Geld, welches der Käufer der Waare dem Kaufmanne zahlt, letzterem nützlicher und lieber sei, als die Waare selbst. Mit gleichem Rechte könnte darum auch, — wäre jenes Argument richtig, — gesagt werden, „daß der *Käufer* wörtlich (strictly) einen „Productionsact" vollbringt, indem er z. B. die Strümpfe des Kaufmanns in Geld verwandelt. Es beruht die landläufige Erklärung der Herkunft des Mehrwerthes auf einer *Verwechslung von Waarenwerth mit Gebrauchswerth*. Allerdings findet der Tausch überhaupt nur statt, *weil* die in Tausch gegebenen Waaren *verschiedenen* Gebrauchswerth haben, aber die Verschiedenheit des Gebrauchswerthes bildet nach Marx'scher Auffassung nur den *Beweggrund*, warum überhaupt getauscht wird, keineswegs aber den Maßstab des beiderseitigen Werthes. Der Austausch von Waaren erklärt sich seinem *Beweggrunde* nach durch die *Verschiedenheit* ihrer Gebrauchswerthe; aber „in seiner *reinen* Form bedingt der Circulationsproceß der Waaren Austausch von *Aequivalenten*"[4].

[1] „Das Kapital." S. 128. [2] S. 135. [3] S. 143. [4] S. 144.

„Werden Waaren oder Waaren und Geld von gleichem Tauschwerthe, also Aequivalente, ausgetauscht, so zieht offenbar keiner mehr Werth aus der Circulation heraus, als er in sie hineinwirft." [1] Werden also die Gesetze der Waarencirculation beobachtet, so kann ein Mehrwerth nicht entstehen. In der Wirklichkeit freilich werden diese Gesetze nicht beobachtet. - Statt daß man Aequivalente austauscht, verschafft man sich Mehrwerthe durch Verminderung des Werthes in den Händen anderer. So hat sich namentlich das Handelskapital gebildet „aus der doppelseitigen Uebervortheilung der kaufenden und verkaufenden Waarenproducenten durch den sich parasitisch zwischen sie schiebenden Kaufmann. In diesem Sinne sagt Franklin: ‚Krieg ist Raub, Handel ist Prellerei'" [2].

7. Eine Zwischenbemerkung unsererseits sei hier gestattet. — Wir bestreiten nicht, daß „die Dinge in der Wirklichkeit", wenigstens sehr oft, „nicht rein zugehen". Indessen, wenn Marx schlechthin läugnet, daß aus der Circulation selbst Mehrwerth entstehen, somit „Geld in Kapital" [3] sich verwandeln könne, so rührt dies einmal von seiner irrthümlichen Anschauung über die Stellung des Gebrauchswerthes zum Tauschwerthe her, andererseits aus einer höchst ungenauen Erfassung des Gesetzes der Aequivalenz, wie es den Tauschverkehr beherrscht. Hätte Marx nicht einseitig den thatsächlichen Vollzug des Gebrauches, den Verbrauch, der natürlich individuell ist, vor Augen gehabt, hätte er vielmehr den socialen Charakter des Gebrauchswerthes, die Fähigkeit des Gegenstandes, den Bedürfnissen vieler, verschiedener Menschen (im disjunctiven Sinne) zu dienen, mehr berücksichtigt, dann hätte er auch unschwer verstanden, wie der formelle Tauschwerth vor allem ein Ausdruck für die gesellschaftliche Schätzung des Gebrauchswerthes einer Sache sein, wie ferner dieser Ausdruck in verschiedenen Gegenden, unter verschiedenen Verhältnissen, je nach Verschiedenheit der herrschenden Anschauungen über die Nützlichkeit der Sache sich sehr verschieden gestalten kann. Der Neger tauscht wenige Perlen und Glaskorallen ein gegen Elfenbein. Das Elfenbein hat in der Heimat des Negers wirklich geringern Tauschwerth, abgesehen von allem andern schon allein deshalb, weil es geringern Nutzen gewährt, weil man dort nicht viel damit zu machen weiß. Der Kaufmann nun, welcher Elfenbein aus Afrika nach Europa importirt, bewirkt durch diesen Transport, daß jenes Elfenbein in eine Lage kommt, in welcher seine Nützlichkeit einer höhern gesellschaftlichen Schätzung sich erfreut, wo die Waare höhern Tauschwerth hat. Ob man dies „Produciren von Mehrwerth" nennen will oder nicht, ist ohne Belang. Thatsächlich führt sich hier der Gewinn, den der Kaufmann in die Tasche steckt, auf die Circulation zurück. Es entsteht wirklich Mehrwerth durch die Circulation. — Es entspricht ferner durchaus nicht den thatsächlichen Verhältnissen, wenn Marx aus dem Gesetze der Aequivalenz, wie es den gerechten Tauschverkehr beherrscht, zu beweisen sich bestrebt, daß der Kaufmann „nicht mehr Werth aus der Circulation" herausziehen könne,

[1] „Das Kapital." S. 143. [2] S. 148. [3] Ebendas.

„als er in sie hineinwirft". — „Waaren können zwar zu Preisen verkauft werden, die von ihren Werthen abweichen, aber diese Abweichung erscheint als Verletzung des Gesetzes des Waarenaustausches. In seiner reinen Gestalt ist er ein Austausch von Aequivalenten, also kein Mittel, sich an Werth zu bereichern."[1] Hier wird vorausgesetzt, daß der Werth als eine fest bestimmte Größe gegeben sei, und Marx muß in seiner Auffassung vom Tauschwerth („festgeronnene Arbeit") allerdings dem Tauschwerthe diesen Charakter einer fest bestimmten Größe zuerkennen. Indessen widerspricht dies offenbar der Erfahrung. In Wirklichkeit ist der Tauschwerth nicht so fest fixirt, sondern besitzt eine gewisse Weite, so daß er in einem sogenannten niedrigsten, mittlern und höchsten Preise seinen gerechten Ausdruck findet. Der Kaufmann, der z. B. in größeren Quantitäten vom Producenten die Waaren entnimmt und sie deshalb zum geringern Preise erhält, kann offenbar ohne Verletzung des Gesetzes der Aequivalenz einen Mehrwerth erwerben, wenn er zum mittlern oder einem hohen Preise seine Waaren verkauft. Wenigstens für ihn entsteht also hier Mehrwerth aus der Circulation. Indessen Marx darf und will das nicht zugeben. Seine ganze Theorie von der Entstehung des Mehrwerthes durch Ausbeutung der Arbeitskraft wäre sonst in Frage gestellt. Für Marx ist es daher eine ausgemachte Sache, daß der Mehrwerth, welcher im Bereich der Waarencirculation erzeugt wird, in keiner Weise durch die Waarencirculation erzeugt werden könne. — Woher also dieser Mehrwerth?

8. Historisch begann die Aneignung von Mehrwerthen seitens des Kaufmanns- und Wucherkapitals. Allein Handels- und Wucherkapital sind sozusagen nur die „antediluvianischen Gestalten"[2] des Kapitals. Nicht an ihnen, sondern an einer höhern Form, an jener Form, in welcher das Kapital als industrielles „die ökonomische Organisation der modernen Gesellschaft bestimmt", will Marx die Grundgesetze des Kapitals und der Kapitalsbildung nachweisen. „Auch das industrielle Kapital ist Geld, das sich in Waare verwandelt und durch den Verkauf der Waare in mehr Geld rückverwandelt."[3]

Das zu lösende Problem charakterisirt Marx näher in folgender Weise: „Die Verwandlung des Geldes in Kapital ist auf Grundlage dem Waarenaustausch immanenter Gesetze zu entwickeln, so daß der Austausch von Aequivalenten als Ausgangspunkt gilt. Unser nur noch als Kapitalistenraupe vorhandener Geldbesitzer muß die Waaren zu ihrem Werthe kaufen, zu ihrem Werthe verkaufen und dennoch am Ende des Processes mehr Werth herausziehen, als er hineinwarf."[4]

Um den Sinn dieses Satzes zu verstehen, erinnere man sich an die allgemeine Formel des Kapitals: $G\text{-}W\text{-}G_1$, Geld-Waare-Geld, wobei das Geld am Schlusse einen höhern Werth bezeichnet, als das Geld am Anfange. G_1 ist gleich $G + \triangle G$ oder —, indem wir statt des Marx'schen $\triangle G$ ein einfacheres Zeichen wählen: — G_1 ist gleich $G + m$. Nach dem Aequivalenzgesetz der

[1] „Das Kapital." S. 142. [2] S. 148. [3] S. 138. [4] S. 150 f.

Waarencirculation muß in der Formel G-W-G + m zunächst G = W sein, aber nach demselben dem Waarenaustausch immanenten Gesetze wird auch wiederum W = G + m sein. In beiden Fällen muß die Waare zu ihrem Werthe bezahlt sein, da nur Aequivalente ausgetauscht werden. Allein, wie ist dies möglich? Weder aus dem ersten Circulationsacte, G-W, noch aus dem zweiten, bei welchem die Waare wiederum gegen Geld vertauscht wird, entsteht Mehrwerth, und doch ist dieser Mehrwerth m am Schlusse des zweiten Circulationsactes vorhanden. Im Gelde ist bei dem ganzen Proceß keine Veränderung vor sich gegangen; es verharrt in seiner eigenen Form, „zum Petrefact von gleichbleibender Werthgröße erstarrt" [1]. Die Veränderung muß sich also an der Waare zugetragen haben, — aber man beachte wohl, an der Waare, nicht insofern sie Werth (Tauschwerth), — denn es werden ja Aequivalente, in beiden Austauschfällen gleiche „Werthe", ausgetauscht, — sondern an der Waare, insofern sie Gebrauchswerth ist. „Die Veränderung kann also nur entspringen aus ihrem (der Waare) Gebrauchswerth als solchem, d. h. (!!) aus ihrem Verbrauch." [2] Von der räthselhaften Herkunft des Mehrwerthes wäre der Schleier gehoben, sobald unser Geldbesitzer so glücklich sein würde, innerhalb der Circulationssphäre, auf dem Markte eine Waare zu entdecken, deren „Gebrauchswerth" selbst die eigenthümliche Beschaffenheit besäße, Quelle von „Werth" zu sein, deren wirklicher Verbrauch also selbst Vergegenständlichung von Arbeit wäre, daher „Werth"schöpfung. Und der Geldbesitzer findet auf dem Markte eine solche specifische Waare vor — das Arbeitsvermögen oder die Arbeitskraft [3].

9. Nicht zufällig stößt Marx in der Entwicklung seiner Gedankenreihen hier auf die Arbeitskraft als Waare. Er fand sie, weil er sie suchte, und er mußte sie suchen, nachdem er einmal die Ricardo'sche Werththeorie, das πρῶτον ψεῦδος des ganzen Marxismus, angenommen hatte. Führt sich nämlich der ganze, in der Production neu gebildete Werth auf die Arbeit zurück, ist andererseits der Lohn Preis der geleisteten Arbeit, dann kann für den Kapitalisten ein Mehrwerth nicht entstehen. Darum unterscheidet Marx zwischen Arbeit und Arbeitskraft. Nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft ist jene wunderbare Waare, deren das Kapital bedarf, um sich zu bereichern.

Damit aber die Arbeitskraft als Waare auf dem Markte erscheinen könne, müssen verschiedene Bedingungen erfüllt sein. Der Waarenaustausch setzt das Eigenthumsrecht der Tauschenden voraus. Der Arbeiter muß darum ein freier Mann sein, der freies Verfügungsrecht hat über seine Arbeitskraft. Der Arbeiter darf kein Sklave, auch kein Höriger, nicht dauernd gebunden sein; sonst ist er nicht Waarenbesitzer, sondern selbst eine Waare. Allein da das Motiv zum Tausch von Gütern die Verschiedenheit ihrer Gebrauchswerthe ist, da man nur eine Waare in Tausch gibt, die man nicht selbst gebrauchen kann, um eine andere zu erlangen, welche man

[1] „Das Kapital." S. 151. [2] Ebendas. [3] S. 152.

gebrauchen kann, so ist die zweite Bedingung, daß die Arbeitskraft für den Arbeiter selbst keinen Gebrauchswerth hat, weil er nicht im Besitze der nothwendigen Productionsmittel ist. Solange der Arbeiter noch über die Productionsmittel verfügt, trägt er seine Arbeitskraft nicht zu Markte, sondern verwerthet sie selbständig in der Production. Darum muß der Arbeiter zuerst von seinen Productionsmitteln getrennt werden, ehe der Entwicklungsproceß des Kapitals beginnen kann. „Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Waarenmarkte vorfinden, frei in dem Doppelsinne, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Waare verfügt, daß er andererseits andere Waaren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nöthigen Sachen."[1] Diese Vorbedingungen der modernen Kapitalbildung sind nicht von Natur gegeben. Sie stellen das Ergebniß einer langen historischen Entwicklung, vieler ökonomischer Umwälzungen, des Unterganges einer ganzen Reihe älterer Formationen der gesellschaftlichen Production dar. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt die Lebensgeschichte des modernen Kapitals, als die Fesseln des Feudalismus, die mittelalterliche Zunftgebundenheit gebrochen, der Arbeiter frei geworden war, frei aber auch von der festen ökonomischen Grundlage seiner Existenz.

Man kann in diesen Ausführungen eine Kritik der Art und Weise erblicken, wie die Kapitalbildung historisch begonnen hat, und insoweit haben wir keinen Anlaß, Marx entgegenzutreten. Würde Marx bloß mit einer scharfen Kritik sich begnügt haben, so hätte er ebenfalls insofern unsere volle Sympathie, als wir die Behandlung der Arbeit nach Art einer Waare, des Arbeitsvertrages nach Art eines bloßen Tauschvertrages —, wie sie auf Grund der Principien des liberalen Oekonomismus sich thatsächlich gestaltet hat, — aufs schärfste verurtheilen. Aber es ist nicht der Historiker, nicht der Kritiker, es ist der Dogmatist Marx, der uns hier seine Gedankenreihen nicht mehr über thatsächliche Mißbräuche, sondern über eine „historisch nothwendige" Entwicklungsstufe der ökonomischen Verhältnisse vorführt, der auf deductivem Wege aus einem falschen Princip absurde Folgerungen zieht und diese als Gesetze des wirthschaftlichen Lebens hinstellt. Wenn der Gebrauchswerth nur Träger, nicht Wesenselement des Tauschwerthes ist, wenn ein höherer Gebrauchswerth nicht unmittelbar in der Regel auch höhern Tauschwerth darstellt, wenn der Socialwerth sich allein mißt durch die in ihm aufgespeicherte Arbeit, dann allerdings wird die Kapitalbildung in der von Marx beliebten Weise erklärt werden können, aber auch nur dann, nur in der Voraussetzung der Ricardo-Marx'schen Werththeorie. Mit diesem Philosophem steht und fällt der ganze Marxismus.

Wir werden im folgenden immer mehr Gelegenheit haben, uns vom Gesagten zu überzeugen. — Die Waare, welche den Mehrwerth schafft, wäre also gefunden: es ist die Arbeitskraft.

---

[1] „Das Kapital." S. 154.

10. Aber wie hoch beläuft sich der Werth der Arbeitskraft? — „Der Werth der Arbeitskraft, gleich dem jeder andern Waare, ist bestimmt durch die zur Production, also auch zur Reproduction, dieses specifischen Artikels nothwendige Arbeitszeit. Soweit sie ‚Werth', repräsentirt die Arbeitskraft selbst nur ein bestimmtes Quantum in ihr vergegenständlichter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit."[1] Und wie hat sich diese gesellschaftliche Durchschnittsarbeit in der Arbeitskraft „vergegenständlicht"? „Zu seiner Erhaltung bedarf das lebende Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln. Die zur Production der Arbeitskraft nothwendige Arbeitszeit oder der Werth der Arbeitskraft ist der Werth der zur Erhaltung ihres Besitzers nothwendigen Lebensmittel."[2] Eine mehrfache Metamorphose hat also hier „die gesellschaftlich nothwendige Durchschnittsarbeit" erlitten. Sie verleibte sich zuerst in den Lebensmitteln, entleibte sich dann im Magen des Arbeiters, indem sie Arbeitskraft erzeugte, und erscheint schließlich wiederum mit frischem Leben eben in dieser Arbeitskraft „vergegenständlicht". Je mehr Arbeitskraft der Arbeiter ausgibt, je anstrengender seine Arbeit ist, um so mehr Lebensmittel bedarf er. Die vermehrte Ausgabe eines „Quantum von menschlichem Muskel, Nerv, Hirn u. s. w."[3] bedingt eben eine vermehrte Einnahme. Die natürlichen Bedürfnisse, der Umfang der sogen. nothwendigen Lebensmittel, die Art und Weise ihrer Befriedigung ist bei verschiedenen Völkern verschieden, hängt wesentlich ab von der Culturstufe eines Landes, den Gewohnheiten und Lebensansprüchen des freien Arbeiters. „Im Gegensatz zu anderen Waaren enthält also die Werthbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element."[4]

Der Eigenthümer der Arbeitskraft ist sterblich. Der Verkäufer von Arbeitskraft muß sich daher verewigen, damit die Verwandlung von Geld in Kapital ihren Fortgang nehme. Der Arbeiter verewigt sich aber durch Fortpflanzung. „Die Summe der zur Production der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel schließt also die Lebensmittel der Ersatzmänner ein, d. h. der Kinder der Arbeiter, so daß sich diese Rasse eigenthümlicher Waarenbesitzer auf dem Waarenmarkt verewigt."[5] Endlich gehören zu den Productionskosten der Arbeitskraft auch die Kosten der Bildung, welche dem Arbeiter die nothwendige Fertigkeit in seinem Arbeitszweige verschafft. Alle diese Momente bestimmen den Werth der Arbeitskraft innerhalb einer bestimmten Arbeiterklasse eines Landes in bestimmter Zeit.

11. Verlassen wir nun den Markt, wo der Arbeiter seine Arbeitskraft feilgeboten und verkauft, ohne aber den Preis derselben sofort zu erhalten — wie es nach Marx'scher Auffassung recht und billig wäre. Begeben wir uns in die Arbeitsstätte, wo der glückliche Käufer der Arbeitskraft diese consumirt, indem er ihren Verkäufer arbeiten läßt. „Der Gebrauch der Arbeitskraft ist die Arbeit selbst."[6]

---

[1] „Das Kapital." S. 155 f. [2] S. 156. [3] Ebendas.
[4] Ebendas. [5] S. 157. [6] S. 163.

Man kann die Arbeit ins Auge fassen, insofern sie Gebrauchswerthe schafft, oder insofern sie Werthe, Tauschwerthe bildet, mit anderen Worten: als Arbeitsproceß oder als Werthbildungsproceß. Im Arbeitsproceß, einem „Proceß zwischen Mensch und Natur“[1], tritt der Mensch „dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber“. Hierbei müssen unterschieden werden: die zweckbewußte Thätigkeit des Menschen, insofern der Mensch das, was er schaffen will, schon in der Idee voraus erfaßt, — sodann der Arbeitsgegenstand, ferner die Hilfsmittel, die Arbeitsmittel, deren er sich bedient, schließlich das Product als Ergebniß der zweckmäßigen Bearbeitung des Arbeitsgegenstandes mit Hilfe der Arbeitsmittel. — Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand werden zusammengefaßt unter dem Namen: Productionsmittel.

Der „Arbeitsproceß“ ist an keine bestimmte Stufe ökonomischer Entwicklung gebunden. Er findet sich jederzeit, weil man zu jeder Zeit den Naturstoff durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen dienstbar machen muß. Aber ein weiteres als diese Formveränderung will der „Arbeitsproceß“ als solcher nicht. „Der Proceß erlischt im Product. Sein Product ist Gebrauchswerth.“ Diesen allein wollte in früheren Zeiten der Arbeiter; war dies Ziel erreicht, dann ruhte der Arbeiter. — „Er hat gesponnen, und das Product ist ein Gespinst.“[2]

Allein in der Zeit der Waarenproduction ist das anders geworden. Der Waarenproducent, „der Kapitalist in spe“, ruht nicht im „Gespinst“. Die Production von Gebrauchswerthen ist für ihn nur Mittel zum Zweck der Production von Waarenwerthen. Seine Waare muß Gebrauchswerth sein; sonst wird er sie nicht los. Der Productionsproceß der Waarenproduction enthält also nothwendig den Arbeitsproceß, der Gebrauchswerthe schafft, aber nur als Mittel zum Zweck der eigentlichen Werthbildung. Der Werthbildungsproceß ist jetzt die Hauptsache geworden und nimmt darum auch vor allem unser Interesse in Anspruch. „Der Gebrauchswerth ist überhaupt nicht das Ding, ‚qu'on aime pour lui-même‘ in der Waarenproduction. Gebrauchswerthe werden hier überhaupt nur producirt, weil und sofern sie materielles Substrat, Träger des Tauschwerthes sind. Und unserm Kapitalisten handelt es sich um zweierlei: Erstens will er einen Gebrauchswerth produciren, der einen Tauschwerth hat, einen zum Verkauf bestimmten Artikel, eine Waare. Und zweitens will er eine Waare produciren, deren Werth höher ist als die Werthsumme der zu ihrer Production erheischten Waaren, der Productionsmittel und der Arbeitskraft, für die er sein gutes Geld auf dem Waarenmarkt ‚vorschoß‘. Er will nicht nur einen Gebrauchswerth produciren, sondern eine Waare, nicht nur Gebrauchswerth, sondern Werth, und nicht nur Werth, sondern auch Mehrwerth.“[3]

Auf der Unterscheidung zwischen Arbeitsproceß und Werthbildungsproceß beruht die ganze folgende Entwicklung der Kapital-

[1] „Das Kapital.“ S. 163. [2] S. 167. [3] S. 173.

genesis. Ist jene Unterscheidung falsch, dann auch die Erklärung des Mehrwerthes im Marx'schen Sinne. Die Unterscheidung aber ist falsch, wenn zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth keine Spaltung besteht, vielmehr durch Erzeugung höhern Gebrauchswerthes, ceteris paribus, unmittelbar auch höherer Tauschwerth gebildet ist. Mit einem Worte: die ganze folgende Entwicklung hat nur Sinn und Bedeutung in der Voraussetzung der Richtigkeit der Ricardo'schen Werththeorie.

12. Schauen wir nun dem Kapitalisten einmal genau auf die Finger, wie er das Kunststück, „Mehrwerth" zu gewinnen, fertig bringt[1].

Nehmen wir an, der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft für einen Tag. Der Tageswerth der Arbeitskraft betrage 3 Shillinge oder 3 Mark, d. h. in Marx'scher Auffassung: die Arbeitszeit, welche gesellschaftlich nothwendig ist, um die für die Erhaltung des Arbeiters nöthigen Lebensmittel hervorzubringen, sei verkörpert, dargestellt in 3 Mark. Eine weitere Annahme, die wir machen wollen, ist die, daß jene zur Erzeugung der erforderlichen Lebensmittel gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit 6 Stunden betrage. Diese 6 Stunden gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit sind also in jenen 3 Mark verkörpert. Nehmen wir ferner an, der Käufer verletze beim Kaufe der Waare „Arbeitskraft" in keiner Weise die Gesetze des Waarenaustausches; Aequivalent werde gegen Aequivalent ausgetauscht. Die Arbeitskraft sei 3 Mark werth, und diese 3 Mark zahle der Kapitalist dem Arbeiter für den Arbeitstag. Allein der Kapitalist ist ein praktischer Mann, „der zwar nicht immer bedenkt, was er außerhalb des Geschäftes sagt, aber stets weiß, was er im Geschäft thut". — Sehen wir näher zu. Der Tageswerth der Arbeitskraft betrug 3 Mark (3 Sh.), weil in ihr ein halber Arbeitstag (6 Stunden) vergegenständlicht ist, d. h. weil die täglich zur Production der Arbeitskraft nöthigen Lebensmittel einen halben Arbeitstag (6 Stunden) kosten. Aber die vergangene Arbeit (nämlich jener 6 Stunden), die in der Arbeitskraft steckt, und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann (in der Arbeitsstätte des Kapitalisten), ihre täglichen Erhaltungskosten und ihre tägliche Verausgabung, sind zwei ganz verschiedene Größen. Die erstere (nämlich jene 6 Stunden) bestimmt den Tauschwerth der Arbeitskraft (3 Mark), die andere (12stündige Arbeit in der Fabrik des Kapitalisten) bildet ihren Gebrauchswerth. Daß nur ein halber Arbeitstag (6 Stunden) nöthig, um den Arbeiter während 24 Stunden am Leben zu erhalten, hindert den Arbeiter keineswegs, einen ganzen Tag (12 Stunden) zu arbeiten. Der Werth der Arbeitskraft (3 Mark) und ihre Verwerthung im Arbeitsproceß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Werthdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte. Ihre Eigenschaft, Garn oder Stiefel zu machen, war nur eine unerläßliche Bedingung, weil Arbeit in nützlicher Form verausgabt werden muß, um „Werth" zu bilden. Was aber entschied, war der specifische Gebrauchswerth dieser Waare, Quelle von

[1] Vgl. Kautzky a. a. O. S. 77 ff.

„Werth" zu sein und von mehr „Werth", als sie selbst hat. — Dies ist der specifische Dienst, den der Kapitalist von ihr erwartet. Und er verfährt dabei „den ewigen Gesetzen des Waarenaustausches" gemäß. In der That, der Verkäufer der Arbeitskraft, wie der Verkäufer jeder andern Waare, realisirt ihren Tauschwerth und veräußert ihren Gebrauchswerth. Er kann den einen nicht erhalten, ohne den andern wegzugeben. Der Gebrauchswerth der Arbeitskraft, die Arbeit selbst, gehört ebenso wenig ihrem Verkäufer, wie der Gebrauchswerth des verkauften Oels dem Oelhändler. Der Geldbesitzer hat den Tageswerth der Arbeitskraft gezahlt; ihm gehört daher ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Der Umstand, daß die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag (6 Stunden) kostet, obwohl die Arbeitskraft einen ganzen Tag (12 Stunden) wirken, arbeiten kann, daß daher der Werth, den ihr Gebrauch während eines Tages darstellt, doppelt so groß ist, als ihr eigener Tageswerth, ist ein besonderes Glück für den Käufer (den „Kapitalisten in spe"), aber durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer (den Arbeiter)[1].

Es ist also etwas Besonderes um solch eine fertige Waare. Wer im Fetischismus der Waare befangen ist, wer nur an der Oberfläche, am Scheine haftet, ohne in die Tiefen der gesellschaftlichen Verhältnisse hinabzusteigen, der sieht nur den Waarenkörper; aber der Aufgeklärte, Eingeweihte kennt die Geheimnisse, die sich unter dieser Hülle verbergen. Er kennt die Scheidung von allgemeiner werthbildender und besonderer, Gebrauchswerthe schaffender Arbeit, und rücksichtlich des Werthes weiß er die eigentliche Neuschaffung von Werth wohl zu unterscheiden von der durch den Arbeiter vollzogenen Uebertragung alten Werthes. Der Arbeiter mußte ja den Werth der Productionsmittel, der Baumwolle und der Spindelmasse, die im Productionsprocesse sich verzehrte, also die Arbeitszeit, die gesellschaftlich nothwendig war zur Herstellung der Baumwolle und der Spindeln, auf das Garn übertragen; aber er hat nicht nur alten Werth erhalten, vergangene Arbeitszeit übertragen, er hat auch neuen Werth gebildet. Dieser im Garnwerthe vergegenständlichte, neu gebildete Werth aber, was ist er? Offenbar nichts anderes, als die Arbeitszeit, welche der Arbeiter in lebendiger Arbeit zur Herstellung des Productes verwendet, insoweit sie „gesellschaftlich nothwendige" Arbeitszeit war, — es sind die 12 Stunden, die nach unserer Annahme gesellschaftlich nothwendig sind zur Herstellung des bestimmten Quantums Garn. Hätte der Arbeiter für eigene Rechnung gearbeitet, um selbst das Product als Waare zu verkaufen, so würde der neugebildete Werth ihm gehören; jetzt aber hat der Arbeiter seine Arbeitskraft verkauft, der ganze Werth, den er, der Arbeiter, neu schafft, gehört dem Kapitalisten, welcher davon nur den Tageswerth der Arbeitskraft, 3 Mark, herausgibt, also nur ein Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit von 6 Stunden. Der Kapitalist hat demnach den „Gebrauchswerth" der von ihm

[1] „Das Kapital." S. 181 f.

gekauften Arbeitskraft länger consumirt, als Arbeitszeit erfordert wird, jenen Gebrauchswerth herzustellen. Der Arbeiter leistet 12 Stunden Arbeitszeit; er erhält dafür seitens des Kapitalisten nur den Tageswerth der Arbeitskraft, d. i. 6 Stunden Arbeitszeit. Dennoch hat der Kapitalist, indem er dem Arbeiter 3 Mark zahlt, das den Waarenaustausch beherrschende Gesetz der Aequivalenz nicht verletzt; denn 6 Stunden Arbeitszeit oder 3 Mark bilden wirklich den Tageswerth der Arbeitskraft, da 6 Stunden gesellschaftlich nothwendig sind zur Herstellung der für die Erhaltung der Arbeitskraft erforderlichen Lebensmittel. — Damit ist also das Räthsel der Kapitalbildung, des Mehrwerthes im wesentlichen gelöst; es ist bis zur Evidenz nachgewiesen, in welcher Weise der kapitalistische Productionsproceß, der mit fremder, gekaufter Arbeitskraft betrieben wird, Verwerthungsproceß wird für den Kapitalisten — durch Ausbeutung der Arbeitskraft.

13. Wir wollen hier mit Marx nicht rechten wegen der vom philosophischen Standpunkte aus unzulässigen Messung des Werthes der vitalen menschlichen Arbeitskraft durch die in den Lebensmitteln vergegenständlichte gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Eine Frage nur sei erlaubt: ist es in der That möglich, noch glänzender die absolute Hinfälligkeit der Ricardo'schen Werththeorie darzuthun, als Marx es hier gethan hat, indem er streng logisch die vollen, absurden Consequenzen der Theorie zog? Marx spinnt den vorgefundenen Faden nur weiter. „Er hat gesponnen, und sein Product ist ein Gespinst." Wer aber ist schuld, daß es ein „Hirngespinst" wurde? Nicht Marx, sondern die liberale Oekonomik, die dem Vater des wissenschaftlichen Socialismus aus den Nebelregionen ihrer selbstgeschaffenen Idole das Rohmaterial für seinen geistigen Productionsproceß liefert. — Die weiteren Ausführungen über die Genesis des Kapitals brauchen wir hier nur kurz anzudeuten.

14. Verschiedene Mittel stehen dem Kapitalisten zur Verfügung, den Mehrwerth zu vergrößern. Er kann zunächst die Zahl der Arbeiter vermehren, die Gegenstand seiner Ausbeutung sind, und dadurch das Ergebniß dieser Ausbeutung. Ein sehr beliebtes Mittel ist ferner Ausdehnung der Arbeitszeit. „Nothwendige Arbeitszeit" nennt Marx die Zeit, welche erforderlich ist, den Tageswerth der Arbeitskraft (3 Mark) zu produciren. Der Theil des Arbeitstages aber, den der Arbeiter „über die Grenzen der nothwendigen Arbeit hinausschanzt", dient zur Bildung des Mehrwerthes, „der den Kapitalisten mit allem Reiz einer Schöpfung aus nichts anlacht. Diesen Theil des Arbeitstages nenne ich Surplus-Arbeitszeit (Mehrarbeitszeit) und die in ihr verausgabte Arbeit Mehrarbeit (surplus labour). So entscheidend es für die Erkenntniß des Werthes überhaupt, ihn als bloße Gewinnung von Arbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Arbeit, so entscheidend ist es für die Erkenntniß des Mehrwerthes, ihn als bloße Gewinnung von Surplus-Arbeitszeit, als bloß vergegenständlichte Mehrarbeit zu begreifen." [1]

---

[1] „Das Kapital." S. 207.

Je länger also die Mehrarbeitszeit, um so größer ist der Mehrwerth für den Kapitalisten. Marx zeigt an einer ganzen Reihe von Beispielen, welche er der Geschichte der englischen Industrie entlehnt, den „Heißhunger des Kapitals nach Mehrarbeit“ [1].

Aber nicht nur von „der Anzahl der von demselben Kapitalisten gleichzeitig exploitirten Arbeitskräfte und dem Exploitationsgrad der einzelnen Arbeitskraft“ [2] wird der Mehrwerth bestimmt, sondern auch von der sogen. „nothwendigen Arbeitszeit“, d. h. von der Zeit, die der Arbeiter arbeiten muß, um den Tageswerth seiner Arbeitskraft zu produciren (3 Mark = 6 Stunden gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit). Gelingt es, den Tageswerth der Arbeitskraft zu vermindern, so wird nothwendig der Mehrwerth zu Gunsten des Kapitalisten steigen müssen. Den durch Verlängerung des Arbeitstages producirten Mehrwerth nennt Marx den absoluten Mehrwerth, den durch Verminderung des Werthes der Arbeitskraft entspringenden Mehrwerth aber den relativen Mehrwerth [3]. Es handelt sich hierbei für die thatsächlichen Verhältnisse um nichts anderes, als um das von Ricardo bereits aufgestellte Gesetz, daß, wenn die Unterhaltskosten des Arbeiters sich vermindern, der nothwendige Lohn verhältnißmäßig falle — nur daß Marx zugleich die Art und Weise klar bezeichnet, wie die Unterhaltskosten für den Arbeiter sich vermindern können. Steigt nämlich die Productivkraft der Arbeit durch eine Aenderung des Productionsverfahrens, durch technische Verbesserungen im Productionsproceß, wird ferner durch diese Verbesserungen gerade die Arbeitszeit verkürzt, welche nothwendig ist zur Herstellung der Lebensmittel u. s. w., deren der Arbeiter gewohnheitsmäßig bedarf, dann sinkt der Tageswerth der Arbeitskraft. Waren früher 6 Stunden Arbeitszeit zur Production der nothwendigen Lebensmittel erforderlich, gleich 3 Mark, und sind jetzt nur 4 Stunden für den gleichen Zweck erfordert, dann ist der Werth der Arbeitskraft von 3 Mark auf 2 Mark gesunken, und der Mehrwerth des Kapitalisten hat sich verhältnißmäßig erhöht. Dies ist vor allem der treibende Beweggrund, warum die kapitalistische Productionsweise nicht nur den Arbeitstag zu verlängern sucht, sondern auch sich bestrebt, durch immer neue Erfindungen die Productivkraft der Arbeit zu steigern. Mit steigender Productivkraft der Arbeit mindert sich ja der Werth der Arbeitskraft, und infolge dessen steigt der Mehrwerth, den der Kapitalist in die Tasche steckt.

15. So wächst das Kapital immer mehr an. Die „Accumulation des Kapitals“ aber bedeutet die Reproduction des Kapitalverhältnisses auf einer immer mehr sich erweiternden Stufenleiter. Sie bedeutet das Anschwellen der Kapitalien und der Masse des Mehrwerthes, d. i. der unbezahlten Arbeit, auf der einen Seite, die Vermehrung des Proletariates der ausgebeuteten Arbeiter auf der andern Seite, bis endlich

---

[1] Vgl. „Das Kapital“ 8. Kapitel, S. 222 ff. und 13. Kapitel, S. 384 ff.
[2] S. 309. [3] S. 318 ff.

„die Negation der kapitalistischen Production durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses" [1] vollzogen, die kapitalistische Productionsweise in eine communistische verwandelt sein wird.

II.

Prüfung der Theorie.

Das sind im wesentlichen die grundlegenden Gedanken des Marxismus. Es erübrigt die Kritik der Marx'schen Theorie. Wir sagen der Marx'schen „Theorie". Zwar bemühen sich die heutigen Socialisten, Marx von dem Vorwurfe, er sei „Theoretiker", rein zu waschen. Er habe nur als „Historiker" den Zersetzungsproceß der bürgerlichen Gesellschaft, wie er vor unseren Augen sich vollzieht, naturgetreu schildern wollen. Indessen, abgesehen von manchen werthvollen historischen und kritischen Excursen, ist Marx in seinem „Kapital" durchweg Theoretiker, nicht der „auf den Kopf gestellte Hegel", wie er selbst meinte; — nein, er hat den Purzelbaum kühn vollendet, und wandelt, das Haupt hoch in die Nebelregionen blasser Theorie erhoben, als echter deutscher Philosoph einher.

Die nähere Beleuchtung einzelner Hauptpunkte der Marx'schen Theorie wird dies bis zur vollen Klarheit darthun.

Wir behaupten, die Darstellung der Genesis des heutigen Kapitals, wie sie von Karl Marx geliefert wurde, ist unrichtig,

1. weil sie den wichtigsten Factor der modernen Kapitalbildung kaum berücksichtigt;

2. weil sie die Bedeutung der Arbeit im Productionsprocesse unrichtig darstellt; endlich

3. weil ihr grundlegendes Princip, die Werththeorie, praktisch unmöglich ist, im Widerspruche steht mit den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung, sowie mit den natürlichen Gesetzen logischen Denkens.

1. Der wichtigste Factor, durch welchen die Bildung des heutigen Kapitals, die Concentration der Kapitalien, die Ausbeutung der Arbeitskraft durch unterwerthige Löhne, übermäßige Verlängerung der Arbeitszeit u. s. w. bedingt wird, ist die Concurrenz [2], die individualistische Production mit allseitig freier Concurrenz. Marx scheint allerdings die Behandlung der Concurrenz dem zweiten Bande seiner

---

[1] „Das Kapital." S. 793.

[2] Vgl. É. de Laveleye, Le Socialisme contemporain. IIIième édition. Paris 1885. p. 43.

Untersuchungen vorbehalten zu haben. Allein, indem er hier, im ersten Bande, den wichtigsten Factor der modernen Kapitalbildung kaum berücksichtigt, verliert die ganze Darstellung den Charakter historischer Wahrheit und bietet statt der Kapitalgenesis, wie sie in Wirklichkeit sich vollzog, nur eine einseitige und verzerrte subjective Vorstellung des Herrn Marx.

2. Die Bedeutung der Arbeit im Productionsprocesse wird überschätzt. — Nach Marx'scher Lehre muß die Arbeit im Productionsprocesse ein doppeltes leisten: alten Werth übertragen und neuen Werth bilden. Handelt es sich um die Darstellung von Garn, so überträgt zunächst der Arbeiter den Werth der Baumwolle, aus welcher das Garn gesponnen wird, außerdem den Werth der Spindeln, der Spindelmasse, soweit diese im Productionsprocesse allmählich sich abnutzt. Aber der Werth des fertigen Garnes ist größer als die Summe jener übertragenen Werthe. Es ist somit neuer Werth gebildet worden. Durch wen? — Offenbar allein durch die Arbeit. — Das ist falsch. Auch die Maschinen üben im Productionsproceß einen causalen Einfluß aus, sind Ursachen nicht bloß der Gebrauchswerth-, sondern auch der „Werth"bildung.

Stillschweigend hat Marx dies anerkannt. Spricht er ja doch wiederholt davon, daß die Einführung neuer Maschinen den Arbeiter freisetze, verdränge, überflüssig mache. Was heißt das denn anders, als: die Maschine wird als Ursache der Werthbildung an die Stelle der bisherigen Ursache der „Werthbildung", der Arbeit, gesetzt? Freilich werden die Marxisten diesem Einwande gegenüber uns belehren, daß die Einführung der Maschine nur „Erhöhung der Productivkraft der Arbeit" bedeute. Indessen „Erhöhung der Productivkraft der Arbeit" und „Freisetzung", Verdrängung der Arbeiter sind doch sehr verschiedene Dinge. Die Anwendung neuer Maschinen im Productionsproceß erhöht nicht bloß für die Zukunft die Productivkraft der Arbeit, sie ersetzt vielmehr einen Theil der bisher zur Verwendung gekommenen Productivkraft. — Doch halt!

Eines haben wir übersehen. Die Maschine selbst ist ja nur Arbeitsgallerte, geronnene Arbeit, und so scheint es doch wahr zu bleiben, daß nur die Arbeit „Werthe" bilde. Allein diese Ausflucht hilft den Marxisten wenig. Die Maschine wirkt als Maschine, als Gebrauchswerth, nicht als „geronnene Arbeit", als Werth. Ihre instrumentale Efficienz übt sie vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften.

Wie der Arbeit überhaupt im Productionsprocesse, und zwar auf Kosten der sonstigen, im Privateigenthum stehenden Factoren (Arbeitsgegenstand, Arbeitsmittel) in der Marx'schen Theorie eine die Grenzen der Wahrheit und Gerechtigkeit überschreitende Bedeutung zugemessen wird, so wird insbesondere auch die Arbeit, welche in der Leitung des industriellen Unternehmens sich bethätigt, zu Gunsten der physischen Arbeit, in unbilliger Weise herabgewürdigt. Der gewöhnliche Arbeiter ist Marx zufolge „Producent", „Arbeiter", während der Leiter des Unternehmens schlechthin zu den „Nichtarbeitern" gezählt wird.

Die Einseitigkeit einer solchen Anschauung tritt zu klar zu Tage, als daß sie einer eigentlichen Widerlegung bedürfte.

Der fundamentale Irrthum des Marxismus bleibt die Werththeorie.

3. Die Werththeorie ist nicht, wie man vielfach angenommen hat, die Grundlage, auf welcher der „wissenschaftliche" Socialismus seine neue Gesellschaft errichten will. Jene Theorie bezieht sich ja auf die Ergründung des Tauschwerthes, setzt somit eine Gesellschaft mit Waarenproduction und darum individuelle, ökonomisch selbständige Producenten voraus, während in der zukünftigen Gesellschaft für Waarenproduction und Tauschverkehr kein Platz mehr ist. Jeder arbeitet dort nach seinen Fähigkeiten und erhält direct von der Gesellschaft, was immer er bedarf.

Marx findet vielmehr in der Werththeorie das von Ricardo bereits formulirte ökonomische Grundgesetz der heutigen kapitalistischen Gesellschaft. Dieses Grundgesetz wählte er nun zum Ausgangspunkt seiner Kritik. Dabei begegnete ihm aber das Unglück, daß die gewählte Unterlage, ein unbewiesenes und unbeweisbares Axiom der „bürgerlichen Oekonomik", keinen festen Halt zu bieten vermag, und somit die ganze Kritik der „bürgerlichen" Gesellschaft, die „meisterhafte" Erklärung von der Entstehung des Mehrwerthes zugleich mit ihrem morschen Fundamente zusammenbricht, sobald man sie irgendwie im Lichte der Thatsachen des wirklichen Lebens betrachtet. Marx selbst hat sich nicht einmal die Mühe genommen, seine grundlegende Werththeorie an den ökonomischen Thatsachen zu prüfen. Er begnügt sich mit einem rein aprioristischen Beweis aus bloßen Begriffsentwicklungen.

Auf einen Punkt möchten wir hierbei besonders aufmerksam machen. Indem Marx seinen Werthbegriff nicht aus der Erfahrung entnimmt, sondern a priori construirt, gewinnt seine Werththeorie eine Allgemein-

heit, welche sie über die Grenzen der kapitalistischen Gesellschaft auf die Waarenproduction schlechthin erstreckt, seine Kritik der kapitalistischen Gesellschaft wird zur Kritik einer jeden auf Privateigenthum gegründeten Gesellschaft. Die ganze Verruchtheit, Unsittlichkeit des Kapitalismus erscheint darum mehr oder minder als wesentliches Attribut jeder Gesellschaftsform, mit Ausnahme der communistischen, der auf dem Gesammteigenthum an allen Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft.

Marx hat allerdings im Gegensatze zu Proudhon, Rodbertus und dem deutschen Vulgärsocialismus niemals den Grundsatz aufgestellt, dem Arbeiter gebühre von Rechtswegen der volle Arbeitsertrag. Er durfte diesen Satz überhaupt nicht als allgemein giltigen vertheidigen, da die von ihm in Aussicht gestellte „ideale" Gesellschaftsordnung dem Arbeiter nichts weniger als den vollen Arbeitsertrag gewährt. Allein Marx wußte wohl, daß für eine auf Privateigenthum gegründete Gesellschaft jener Grundsatz seine Geltung habe. Darum klammerte er sich an die Ricardo'sche Werththeorie, welche den Arbeiter als einzigen Werthbildner hinstellt, der aber um sein gutes Recht betrogen, durch das „vom Kopf bis zum Zeh schmutz- und bluttriefende Kapital" „ausgebeutet" werde.

Die Werththeorie ist also für Marx nichts anderes, als die Waffe, mit welcher er jede auf Privateigenthum begründete Gesellschaftsordnung bekämpfen will.

Es lohnt sich der Mühe, jene Waffe auf ihre Güte und Brauchbarkeit des näheren zu prüfen. Die von Marx entwickelte Werththeorie steht im Widerspruche mit den natürlichen Gesetzen logischen Denkens; sie entbehrt jeder innern Wahrscheinlichkeit, und sie widerspricht den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung.

a) Die Begründung der Theorie verstößt gegen die Denkgesetze in mannigfacher Weise. Wir werden uns im einzelnen davon überzeugen.

α) „Ein Ding kann Gebrauchswerth sein, ohne Werth zu sein. Es ist dies der Fall, wenn sein Nutzen für den Menschen nicht durch Arbeit vermittelt ist. So Luft, jungfräulicher Boden, natürliche Wiesen, wildwachsendes Holz u. s. w." So Marx[1].

Man könnte hierin vielleicht eine Wiederholung jenes Beweises erblicken, dessen sich Smith und Ricardo schon bedienten, um darzuthun, daß

[1] „Das Kapital." S. 15.

der Werth eines Gutes sich richte nach der Menge von Arbeit, welche zu seiner Hervorbringung erforderlich ist: „Wasser und Luft sind über alle Maßen nützlich; sie sind in der That zum Leben unentbehrlich, und doch kann man unter gewöhnlichen Verhältnissen für sie im Tauschwerthe gar nichts erlangen.“ [1]

Dieser Beweis ist falsch, weil dabei übersehen wurde, daß außer dem Gebrauchswerthe eine gewisse Seltenheit des Dinges in Betracht kommt, und zwar als nothwendige Bedingung, damit das Ding überhaupt Gegenstand des Austausches werden könne. Im Tausch opfert jeder der Tauschenden eine Sache, die ihm gehört, um eine andere zu erlangen, die ihm nicht gehört. Thöricht aber wäre es, ein derartiges Opfer zu bringen, wenn man ohne Opfer den erwünschten Gegenstand haben könnte. So verhält es sich z. B. mit Wasser, Luft u. dgl.

Der Satz aber: Wasser ist vom höchsten Nutzen, und doch hat es keinen Werth, — ist ein offenbares Sophisma, insofern das Wort „Wasser“ im Vordersatze eine andere Bedeutung hat als im Nachsatze. Sage ich: „Wasser ist vom höchsten Nutzen“, so verstehe ich unter „Wasser“ das Element; der Ausdruck „Wasser“ ist da generisch gefaßt, während in dem Satze: „Wasser hat keinen Werth“, der Ausdruck „Wasser“ irgend eine bestimmte Quantität Wasser individuell bezeichnet. Das Wasser, generisch gefaßt, hat nicht nur den höchsten Nutzen, sondern auch den höchsten Werth. Wer in der Wüste dem Verdursten nahe ist und gar nichts von diesem kostbaren Elemente besitzt, würde Millionen hergeben, um etwas davon zu bekommen. Wer aber das Wasser in beliebiger Menge umsonst haben kann, gibt keinen Heller dafür. Ob Wasser Tauschwerth habe oder nicht, hängt also von den Umständen ab. Ricardo fühlte das offenbar, indem er beifügt, daß Wasser, Luft „unter gewöhnlichen Verhältnissen“ keinen Werth haben. Es ist nicht klar, ob Marx an der angeführten Stelle den Beweis Ricardo's annehmen oder ob er nur die Unabhängigkeit des Tauschwerthes vom Gebrauchswerthe illustriren wollte. Der unmittelbare Zusammenhang spricht für die letztere Annahme.

Darin stimmen wir mit Marx völlig überein, daß nicht jeder Gebrauchswerth Tauschwerth, nicht jedes nützliche Ding eben darum schon Waare sei, und daß umgekehrt kein Ding Werth sein könne, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Allein aus alledem folgt noch lange nicht „die

---

[1] Ricardo's „Grundsätze“. S. 1.

Spaltung in nützliches Ding und Werthding"[1], wie Marx sie versteht. Nicht jeder menschliche Körper ist ein Mensch; es gibt ferner keinen Menschen ohne Körper. Aber hieraus folgt keineswegs die Spaltung in Mensch und Körper; es ergibt sich keineswegs, daß der Körper für den Menschen nur ein Substrat, eine bloße Voraussetzung (nicht auch Theil des Menschen) sei, wie es, nach Marx, der Gebrauchswerth für den Tauschwerth ist. — Gehen wir nunmehr zum eigentlichen Marx'schen Beweise über.

β) Das Austauschverhältniß ist darstellbar in einer Gleichung, z. B. 1 Quarter Weizen = a Centner Eisen. „Was besagt diese Gleichung? Daß ein Gemeinsames von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existirt, in 1 Quarter Weizen und ebenfalls in a Centner Eisen. Beide sind also gleich einem dritten, das an und für sich weder das eine, noch das andere ist. Jedes der beiden, soweit es Tauschwerth, muß also auf dies dritte reducirbar sein."[2] Bis hierhin ist alles in Ordnung. Daß mathematische Operationen nur mit gleichartigen Größen vorgenommen werden können, versteht sich ja von selbst. Aber jetzt begegnet dem „großen Denker" ein ähnliches Unglück, dem schon mancher angehende Logiker zum Opfer gefallen ist. Er macht einen Trugschluß in optima forma.

Das gemeinsame Dritte, welches Marx sucht, „kann nicht eine geometrische, physische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waaren sein. Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit sie selbe nutzbar machen, also zu Gebrauchswerthen. Andererseits ist aber das Austauschverhältniß der Waare augenscheinlich (!) charakterisirt durch die Abstraction von ihren Gebrauchswerthen."[3] — Aber warum kann denn das Gemeinsame nicht in den natürlichen Eigenschaften, im Gebrauchswerthe des Dinges gesucht werden? — „Als Gebrauchswerthe sind die Waaren vor allem verschiedener Qualität; als Tauschwerthe können sie nur verschiedener Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswerth."[4]

Habe ich zwei Waaren, Arbeitsproducte, die im Austauschverhältniß zu einander stehen, so müssen sie ein Gemeinsames haben, auf welches sie der Quantität nach reducirbar sind. Um zu diesem Gemeinsamen zu gelangen, muß ich von den qualitativen Verschiedenheiten der

---

[1] „Das Kapital." S. 50. [2] S. 11.
[3] S. 12. [4] Ebendas.

Waare, d. h. von ihren natürlichen Eigenschaften, vom Gebrauchswerthe, abstrahiren. „Die Gleichheit (Gleichsetzung) toto coelo verschiedener Arbeiten (Tisch und Rock) kann nur in einer Abstraction von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduction auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstract menschlicher Arbeit besitzen."[1]

Das ist also das Gemeinsame, welches den Waaren bleibt — sieht man vom Gebrauchswerthe der Waaren ab — die „eine Eigenschaft, die von Arbeitsproducten"[2].

Aber ach, auch „dieses Gemeinsame" ist noch überreich an Verschiedenheiten. Die Arbeiten, z. B. die Tischlerarbeit und die Spinnarbeit, sind ja „toto coelo verschieden". Es muß also frisch weiter abstrahirt werden, zunächst von der Form der Arbeit, wie sie der natürlichen Verschiedenartigkeit der Arbeitsproducte entspricht. Habe ich, indem von den Gebrauchswerthen abstrahirt wurde, zugleich davon abgesehen, daß es sich um Tischler- oder Spinnarbeit handle, dann muß ich ferner noch absehen von der subjectiven Verschiedenheit der Arbeit innerhalb derselben Arbeitsart. So gelange ich auf dem dornenvollen Wege der Abstraction zum wahren Gemeinsamen, zur „abstract menschlichen Arbeit". — Aber noch gönnt man mir keine Ruhe. Diese „abstract menschliche Arbeit" ist wiederum voll „metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken". Will ich sie quantitativ, nach ihrer Zeitdauer, messen, dann könnte für das Arbeitsproduct eines ungeschickten Tölpels oder Faulenzers ein höherer Werth herauskommen, als für das Product des fleißigen und geschickten Arbeiters. Ich muß also weiter abstrahiren, von Fleiß und Trägheit, Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit. Die Arbeit nämlich, welche die Substanz der Werthe bildet, „ist gleiche menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft. Die gesammte Arbeitskraft der Gesellschaft, die sich in den Werthen der Waarenwelt darstellt, gilt hier als eine und dieselbe menschliche Arbeitskraft, obgleich sie aus zahllosen individuellen Arbeitskräften besteht. Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andere, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnittskraft wirkt, also auch nur die im Durchschnitt

[1] „Das Kapital." S. 50. [2] S. 12.

nothwendige oder gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit verbraucht."[1]

Unsere Abstractionsfähigkeit hat, um zu diesem Punkte, zum Begriff der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit" zu gelangen, verschiedene Salti mortali machen müssen. — Wie viel leichter wäre es für Marx gewesen, wenn er der Abstraction nur eine andere Richtung hätte geben wollen[2]. Er schließt aus der natürlichen Verschiedenheit der beiden auszutauschenden Waaren, aus der Verschiedenheit der Gebrauchswerthe, daß der Gebrauchswerth überhaupt nicht das Gemeinsame enthalten könne, in Bezug auf welches die beiden Waaren miteinander verglichen werden können. Aber enthalten denn verschiedene Gebrauchswerthe wenigstens nicht das Gemeinsame, daß sie Gebrauchswerthe sind, daß sie überhaupt die Fähigkeit haben, menschlichen Bedürfnissen zu dienen, daß sie „Nützlichkeit" besitzen?[3] — Eben

---

[1] „Das Kapital." S. 13.

[2] Vgl. Cathrein S. J., Der Socialismus. 4. Aufl. Freiburg, Herder, 1890. S. 36.

[3] Bereits Aristoteles und nach ihm der hl. Thomas von Aquin haben in dieser Frage der Speculation den richtigen Weg vorgezeichnet. (Cfr. S. Thom. in X Libros Ethic. ad Nicomachum. lib. V. lect. 9.)

„Dicit (Aristoteles), quod res tantum differentes impossibile est commensurari secundum veritatem, id est secundum proprietatem ipsarum rerum; sed per comparationem ad indigentiam hominum sufficienter possunt contineri sub una mensura." Indem man die Güter mit den menschlichen Bedürfnissen vergleicht, sie auf ihre Fähigkeit, jenen Bedürfnissen zu dienen, untersucht, wendet man schon einen Maßstab an, welcher für alle Güter gemeinsam gilt. Das Bedürfniß von seiten der Menschen, die Nützlichkeit von seiten der Waaren ist nämlich der gemeinsame Maßstab. Die Verschiedenheit des Grades der Nützlichkeit und des Bedürfnisses aber entscheidet über die relative Werthgröße, welche der einzelnen Waare zuerkannt werden muß. Daß dieses wirklich der Sinn der Ausführungen bei Aristoteles und Thomas ist, darüber wird niemand im Zweifel sein können, der die ganze Stelle im Zusammenhange liest. Nur auf einen Punkt möchten wir kurz hinweisen zur Vermeidung von Mißverständnissen.

Das Verhältniß zwischen den Handwerkern und ihren Erzeugnissen hat offenbar Aehnlichkeit mit einer Proportion. Wie der Baumeister den Schuster überragt, so überragt auch das Werk des Baumeisters das Erzeugniß des Schuhmachers. Durch die Aehnlichkeit jenes Verhältnisses mit einer Proportion ließ nun Aristoteles sich bestimmen, die Proportion wirklich aufzustellen: „Oportet ... quam proportionem et comparationem habet aedificandi artifex ad sutorem, tot numero calceos cum domo ... comparari." (Cfr. Aristoteles Ethic. Nicomach. V. 8. Ed. Acad. R. Boruss. 560 a 24.) Kurz darauf heißt es im gleichen Sinne: „Erit igitur tum perpessio mutua et reciproca, quum res fuerint exaequatae. Itaque quam rationem obtinet agricola ad sutorem, eandem ra-

diese Nützlichkeit, diese Fähigkeit ist eine Eigenschaft der Waaren mit gesellschaftlichem Charakter. Der actuelle Gebrauch bleibt

tionem habere debet sutoris opus ad opus agricolae." Zum besseren Verständniß des einen Verhältnisses, nämlich zwischen Baumeister und Schuster, oder zwischen Landmann und Schuster, setzt nun der hl. Thomas die beiderseitigen Arbeiten und Auslagen in die Proportion ein: „Oportet igitur ad hoc, quod sit justa commutatio, ut tanta calceamenta dentur pro una domo vel pro cibo unius hominis, quantum aedificator vel agricola excedit coriarium in labore et expensis, quia si hoc non observetur, non erit commutatio rerum, neque homines sibi invicem sua bona communicabunt." Es müssen die Schuhe an Zahl in demselben Verhältnisse die in Tausch gegebene Waare (z. B. Getreide) überragen, wie die Arbeit und Auslagen des Landmannes die Arbeit des Schusters überragen. Ist z. B. der Exponent des Verhältnisses der beiderseitigen Herstellungskosten (labor et expensae) 5, verhalten sich also die Herstellungskosten des Getreides zu den Herstellungskosten der Schuhe wie 5 : 1, so müssen 5 Paar Schuhe für ein Maß Getreide gegeben werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Aufstellung einer solchen Proportion von besonderem wissenschaftlichen Werthe und überhaupt richtig sei; eine Frage interessirt uns nur: ob nämlich jene aristotelische Proportion die Ricardo-Marx'sche Werththeorie in sich schließe, ob sie nur eine andere Formulirung des socialistischen Satzes sei: die Werthgrößen zweier Waaren stehen im selben Verhältniß, wie die Quantitäten gesellschaftlich nothwendiger Arbeit, welche ihre Production erfordert.

Zunächst ist nichts in den Ausführungen von Aristoteles und Thomas enthalten, was zu dieser Annahme zwingen könnte. Die von Aristoteles aufgestellte Proportion will unseres Erachtens nur zeigen, wie das Erzeugniß des Schusters durch seine Quantität ersetzen muß, was ihm im Verhältniß zum Getreide an Qualität, an der Nothwendigkeit für den Menschen, an der Fähigkeit, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, kurz an Werth abgeht. — Wenn dann der heilige Lehrer an Stelle des Schusters und Landmannes die Herstellungskosten ihrer Erzeugnisse in die Proportion einführt, so darf man darin nicht mehr suchen, als die Worte des heiligen Lehrers zulassen: „Si hoc non observetur, non erit commutatio rerum, neque homines sibi invicem bona communicabunt." Würde der Handwerker u. s. w. beim Tauschgeschäfte nicht mehr die Herstellungskosten seiner Waare verhältnißmäßig ersetzt bekommen, dann müßte allerdings des Tauschens bald ein Ende sein. Ja ein Tauschgeschäft, welches nicht einmal die Herstellungskosten ersetzt, wird in der Regel, namentlich unter den wirthschaftlichen Verhältnissen, wie sie zur Zeit des hl. Thomas bestanden, im Widerspruche mit den Forderungen der Gerechtigkeit stehen. Dies sagt der hl. Thomas, und hierin wird jeder leicht dem heiligen Lehrer beipflichten. — Wer aber beweisen wollte, daß Aristoteles und Thomas bereits die Ricardo-Marx'sche Werththeorie gelehrt, der müßte jedenfalls nachweisen, daß nach den Worten des Thomas und Aristoteles die Waare ihren Werthcharakter allein durch die Arbeit erhalte, ferner daß sie in ihrer Werthgröße ausschließlich durch das „in ihr aufgehäufte Arbeitsquantum" gemessen werde. Gerade diese Auffassung nun wird, wie uns scheint, im unmittelbaren Zusammenhange der von uns angeführten Stellen aus Aristoteles und Thomas positiv und ausdrücklich ausgeschlossen. Indem nämlich Aristoteles das eigentliche Maß bezeichnet, nach welchem die Güter im Tauschverkehr mit-

freilich stets individuell; aber das hindert nicht, daß der Gebrauchswerth gesellschaftlich sei. Marx verwechselt zuweilen den Gebrauchswerth als solchen mit dem Verbrauch [1]; indessen der Begriff des Gebrauchswerthes als einer allgemeinen Nützlichkeit, als einer gesellschaftlichen Eigenschaft der Waare, d. h. als einer Eigenschaft, welche die Waare nicht nur in Beziehung zu einer einzelnen Person, sondern zur Gesellschaft bringt, fehlt ihm keineswegs. Wenige Seiten später sagt er, daß man, um Waaren zu produciren, nicht nur Gebrauchswerthe produciren müsse, „sondern Gebrauchswerth für andere, gesellschaftlichen Gebrauchswerth" [2].

Das Gemeinsame, Gleiche, welches das Tauschverhältniß in den Waaren voraussetzt, kann also ebensowohl in der beiden Waaren gemeinsamen Eigenschaft, „Nützlichkeit" zu besitzen, bestehen, als in der gemeinsamen Eigenschaft, Arbeitsproducte zu sein. Marx' Verstoß gegen die natürlichen Gesetze logischen Denkens liegt darin, daß er innerhalb seiner Beweisführung nur die letztere Gemeinsamkeit berücksichtigt, erstere aber übersieht. — Man beachte hier, wie der Marx'sche Beweis rein aprioristisch aufgebaut ist. — Wäre Marx wirklich Historiker, wie die Socialisten behaupten, dann würde er die fundamentale Werththeorie auf inductivem Wege, aus der Erfahrung, zu beweisen versucht haben. Allerdings hätte ein solcher Versuch sofort

---

einander verglichen werden, fährt er fort: „Ergo ... unum quiddam esse oportet, quod cetera omnia metiatur. Hoc autem re quidem vera usus seu indigentia est: quae omnia continent." Das Bedürfniß ist also Aristoteles zufolge nicht nur Bedingung und Beweggrund des Tausches, sondern auch das Maß, nach welchem die Güter verglichen werden. Je höher das Bedürfniß, und je mehr durch den Gebrauch der Sache Befriedigung des Bedürfnisses erlangt werden kann, um so höher wird das Gut geschätzt, um so mehr ist man im Tausche dafür zu opfern bereit. Damit stimmt der hl. Thomas vollständig überein: „Hoc autem unum, quod omnia mensurat, secundum rei veritatem est indigentia, quae continet omnia commutabilia, in quantum omnia referuntur ad humanam indigentiam." Der heilige Lehrer fügt dann bei, daß der Werth der Dinge sich nicht bestimme nach der Würde der Natur (dignitas naturae), da z. B. eine Maus, obwohl sie als lebendes Wesen auf einer höheren Stufe stehe, als ein Edelstein, dennoch weniger werth sei, „sed rebus pretia imponuntur, secundum quod homines indigent eis ad suum usum." Außer dem natürlichen Maßstabe, dem Bedürfnisse, kennen Aristoteles und Thomas noch einen positiven, gesetzlichen Werthmesser, das Geld. — Wir werden später Gelegenheit haben, aus anderen Stellen des hl. Thomas dessen Lehre unzweifelhaft festzustellen.

[1] „Das Kapital." S. 151. [2] S. 15.

die ganze Absurdität seines „ökonomischen Werthbegriffes" aufdecken müssen, und diese Erkenntniß wird wohl auch der tiefere Grund sein, warum unsere heutigen Socialisten so lebhaft von einem angeblichen Gegensatze zwischen dem „ökonomischen" Werthbegriffe und dem Werthbegriffe des „gewöhnlichen Lebens" zu reden pflegen.

b. Die Marx'sche Werththeorie ist nicht nur theoretisch fehlerhaft entwickelt, sondern auch innerlich unwahrscheinlich; sie stützt sich auf unhaltbare Voraussetzungen.

Ihren natürlichen Eigenschaften nach sind die Waaren verschieden. Allein diese Verschiedenheit ist keine totale. In der Eigenschaft, menschliche Bedürfnisse befriedigen zu können, kommen die Waaren überein. — Die Bedürfnisse nun sind in der wirklichen Welt vorhanden, ebenso die verschiedenartige und verschieden abgestufte Fähigkeit der Waaren, diesen Befriedigung zu verschaffen. Der vernünftige Mensch kann Bedürfniß und Nützlichkeit der Waare miteinander vergleichen. Er hat ein reelles Substrat für die Bestimmung des Werthes.

Anders in der Marx'schen Theorie. Ihr zufolge wird die Substanz des Werthes gebildet von der Arbeit. Der Werth ist krystallisirte Arbeit, und zwar keine individuelle Arbeit, die doch allein in der Außenwelt vorkommt, sondern gleiche, menschliche Arbeit, „abstrakt" menschliche Arbeit, Verausgabung derselben menschlichen Arbeitskraft, die sich nirgends findet. Wer in aller Welt kann sich denn eine Vorstellung bilden von einer „gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft", deren Leistungen frei sind von allen qualitativen Unterschieden und allein quantitativ nach der Arbeitszeit bemessen werden?

Wenn ich die engen Verhältnisse einer Fabrik oder eines kleinen Bezirkes vor Augen habe, dann kann ich mir vielleicht wenigstens einigermaßen eine Vorstellung machen von Durchschnittsarbeit und Durchschnittsarbeitskraft. Aber wenn es sich um die „Gesellschaft" handelt, um die „moderne kapitalistische Gesellschaft", also um alle europäischen Völker, um Amerika, Indien u. s. w., dann verflüchtigt sich der Begriff einer gesellschaftlichen Durchschnittsarbeitskraft immer mehr in die dunklen Nebelregionen der „Idole".

Die durchschnittliche nationale Arbeitskraft ist ja bei verschiedenen Völkern nach deren Charakter, Nahrungs- und klimatischen Verhältnissen sehr verschieden. Sogar innerhalb des Rahmens derselben Nation herrscht die größte Verschiedenheit. Man hat z. B. in Italien beim Eisen-

bahnbau gefunden, daß die durchschnittlichen Leistungen der Piemontesen und der Neapolitaner sehr verschieden sind [1].

Die „gesellschaftliche Durchschnittsarbeitskraft" als Reductionseinheit für die Bestimmung des Werthes wird darum stets in das Reich der Träume gehören. Eitle Selbsttäuschung aber war es, wenn Marx gerade darin einen Vorzug seiner Werththeorie vor der Ricardo'schen erblickte, daß er nicht bei dem quantitativen Unterschied der Arbeiten stehen geblieben, sondern durch ihre „Reduction auf abstract menschliche Arbeit", zur qualitativen Einheit und Gleichheit der Arbeit vorgedrungen sei [2], d. h. zu einer Arbeit, deren einzige Eigenschaft es ist, eigenschaftslos zu sein.

c. Die Werththeorie von Karl Marx steht schließlich im Widerspruche mit den einfachsten Thatsachen der alltäglichen Erfahrung.

α) Nach Marx enthält „der Tauschwerth kein Atom Gebrauchswerth". Die alltägliche Erfahrung lehrt uns dagegen, daß die Waaren nach ihrer Güte im Tauschwerthe bemessen werden. Der bessere Wein wird nicht nur theurer bezahlt, sondern auch dem Tauschwerthe nach höher geschätzt, als der weniger gute, eben weil er besser ist.

β) In der Marx'schen Theorie besteht der „Werth" in dem Quantum der darin aufgehäuften gesellschaftlich nothwendigen Arbeit. Wäre dies richtig, so müßte überall, wo z. B. zur Bestellung eines Ackers ein größeres Quantum von Arbeit gesellschaftlich nothwendig wäre, der Werth der Frucht ein höherer sein. Das widerspricht aber der Erfahrung. Mag noch so viel Arbeit „gesellschaftlich nothwendig sein", ist der Weizen nicht so gut wie der andere Weizen, so besitzt er im Verhältniß zu seiner geringern Güte auch geringern Werth, als der auf dem benachbarten Grundstück gewachsene, zu dessen Bestellung viel weniger „gesellschaftlich nothwendige" Arbeit erfordert wurde.

γ) Wenn man von dem Tauschwerth [3] einer Sache redet, so wird von allen denkenden Menschen dieser Werth auch wirklich der Sache selbst zuerkannt. Der Tauschwerth aber, wie er von Marx verstanden wurde, ist in keinem Sinne des Wortes: Werth der Sache. — Der Marx'sche „Werth" wird gebildet seiner Substanz nach durch die zur

---

[1] Calberla, Marx, „Das Kapital." Dresden, Schönfeld, 1877. S. 42.

[2] „Das Kapital." S. 57 Anm.

[3] Der Affectionswerth bleibt hier außer Betracht.

Herstellung der Sache gesellschaftlich nothwendige Arbeit und gemessen durch die Arbeitszeit. Er ist somit sowohl seiner Substanz, als seinem Maßstabe nach etwas außerhalb der Waare Befindliches. Allerdings versucht Marx sich über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen durch allerlei metaphorische Redewendungen. Er spricht von „geronnener", „krystallisirter", in der Waare „vergegenständlichter", „aufgehäufter" Arbeit. Unbemerkt nimmt dabei die Eigenschaft der Waare, „Arbeitsproduct zu sein", den Charakter einer „absoluten" Eigenschaft an. Kühn wird dann weiter geredet von einer „Spaltung", „Trennung", „Scheidung", welche zwischen den natürlichen Eigenschaften des Waarenkörpers und seiner „Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein", bestehe, ja von einer so totalen Trennung, daß der Tauschwerth kein Atom Gebrauchswerth enthalte. — Hätte Marx die den Scholastikern geläufige Lehre von den „Relationen" gekannt, so würde er gewußt haben, daß die „Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein", nur die Beziehung der Waare zu ihrer Theilursache „Arbeit", aber keine absolute Eigenschaft der Waare besagt. Man kann diese Beziehung, Relation, logisch unterscheiden von den natürlichen Eigenschaften des Waarenkörpers, aber nicht scheiden, spalten. Selbst in dem an Unglaublichem so überreichen communistischen Zukunftsstaate wird man dennoch ein Kind, „das Product der zeugenden Thätigkeit der Eltern", in welchem das Kindsein vom Menschsein geschieden wäre, welches kein Atom „Mensch" enthielte, schwerlich finden können. — Die fertige Waare, deren Tauschwerth hier in Frage ist, enthält also thatsächlich von der zu ihrer Herstellung verwendeten Arbeit nichts, absolut nichts. Dennoch enthält, besitzt die Waare ihren Tauschwerth. — Eines ist unläugbar. Zur Arbeit steht die fertige Waare in der Beziehung einer Wirkung zur Ursache. Aber man beachte den wesentlichen Unterschied zwischen geschöpflicher und schöpferischer Ursächlichkeit. Die geschöpfliche Ursache gibt ihrem Werke lediglich die Form, nicht das innerste Sein. Ist die Form vollendet, dann hört die reale Abhängigkeit des Effectes von seiner Ursache auf. Im Werden ist das Haus allerdings abhängig vom Baumeister. Hat derselbe aber das Gebäude fertig gestellt, dann wird dieses stehen bleiben, auch wenn der Baumeister stirbt, die Eigenschaft, „ein vom Herrn A erbautes Haus" zu sein, ist dann lediglich und allein eine historische Denomination, welche Bezug nimmt auf die Herkunft, auf eine frühere reale Relation, — keine fortdauernde, reale Abhängigkeit des Hauses.

Beim Kinde dauert die Abhängigkeit von den Eltern fort in der moralischen Ordnung. Hier ist eine moralische Relation an die Stelle der erloschenen, physischen Beziehung des Erzeugtwerdens getreten. — Kurz, der Marx'sche Tauschwerth, die Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein, ist nicht nur absolut nichts in der Waare Befindliches, er gründet sich nicht einmal auf eine actuelle, fortdauernde, reale Relation der Waare.

Der „Tauschwerth" dagegen, wie er von den Scholastikern (als ens rationis cum fundamento in re) und in Wirklichkeit auch von allen Menschen aufgefaßt wird, erhält freilich seine formelle Gestaltung erst im denkenden Geiste; aber mit vollstem Rechte kann er der Sache, der Waare zugeschrieben werden, weil er nur der Ausdruck ist von wirklich und actuell vorhandenen Beziehungen der natürlichen Eigenschaften der Waare zum Bedürfniß der Menschen. Die Menge der vorhandenen Waare, die größere oder geringere Leichtigkeit ihres Erwerbes, ihrer Neubildung, ihre natürlichen Eigenschaften, das Bedürfniß der Menschen, kurz alle Elemente, aus welchen sich der Tauschwerth zusammensetzt, sind wirklich vorhandene Eigenschaften oder Beziehungen der Waare selbst, während die Eigenschaft, „Arbeitsproduct zu sein", für die fertige Waare gar nichts anderes ist, als eine bloße historische Denomination auf Grund einer vergangenen Thatsache.

6) Wäre es die Arbeit, welche ausschließlich die Substanz des Werthes ausmachte, ihn innerlich constituirte, dann müßte ferner der Tauschwerth, der durch die Arbeit geschaffen und in dem die Arbeit vergegenständlicht ist, durch bloß äußere Umstände nicht verändert, nicht durch die Dringlichkeit und den Umfang des Bedarfs beeinflußt werden können. Denn das Quantum der einmal „aufgespeicherten" Arbeit, der Herstellungswerth, bleibt unverändert. Das widerspricht aber wiederum der Erfahrung. Der Preis steigt und fällt mit dem Umfange des Bedarfs, wird also keineswegs allein von der „geronnenen" Arbeit bestimmt. Marx fühlte die Schwierigkeit; auch, daß es sich hierbei nicht um bloß zufällige Preisveränderungen, sondern um wirkliche Veränderungen des Werthes handle; ferner, daß jene äußeren Umstände keineswegs den Charakter bloßer Bedingungen, Voraussetzungen für den Werth besäßen, sondern die Werthgröße mitbestimmten. Wie aber hilft er sich aus der Noth?

Sehr einfach, — durch ein in den Sophistenschulen wohl bekanntes Mittel. Es wird plötzlich dem Ausdruck: „gesellschaftlich nothwendige

Arbeitszeit" ein neuer Begriff untergeschoben. Innerhalb seiner grundlegenden Werththeorie bedeutet für Marx „gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit" die zur Herstellung einer Waare unter gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen, die in der Gesellschaft bei normalen Bedingungen, nothwendige Arbeitszeit. „Es ist nur das Quantum gesellschaftlich nothwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswerthes gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, welche seine Werthgröße bestimmt." [1] Hier wird daraus plötzlich die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft, die für die Gesellschaft nothwendige Arbeitszeit. Zeigt es sich, daß mehr Leinwand vorhanden ist, als dem Bedarf entspricht, „vermag der Marktmagen das Gesammtquantum Leinwand, zum Normalpreis von 2 sh. per Elle, nicht zu absorbiren" [2], sinkt infolge dessen der Preis, „der Geldname des in der Waare vergegenständlichten (!) Quantums gesellschaftlicher (!) Arbeit" [3], so mag zwar der einzelne Leinweber nur die gesellschaftlich nothwendige (!) Arbeitszeit verwandt haben, aber im Ganzen genommen ist doch „ein zu großer Theil der gesellschaftlichen Gesammtarbeitszeit in der Form der Leinenweberei verausgabt worden" [4]. Damit gesteht Marx offenbar zu, daß also doch nicht nur die zur Herstellung nothwendige Arbeit die Werthgröße bestimmt, sondern auch die größere oder geringere Menge der Waaren, das größere und geringere Bedürfniß der Gesellschaft, die größere oder geringere Abhängigkeit von der Einzelwaare den Werthwechsel beeinflußt. Die Nützlichkeit, der Gebrauchswerth der Leinwand hat sich ja doch dadurch nicht geändert, daß zu viel Leinwand producirt wurde. Was sich änderte, ist eben lediglich die Nothwendigkeit der individuellen Waaren für den Bedarf der Gesellschaft.

Neuere Socialisten, so z. B. Paul Fischer („Die Marx'sche Werththeorie", Berlin 1889, S. 20 f.) haben von vornherein den Begriff der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit" weiter gefaßt. „Gesellschaftlich nothwendige Arbeit ist solche," sagt Fischer, „welche gesellschaftlich nothwendige Gebrauchswerthe schafft, sich unter den gesellschaftlich normalen Bedingungen der Production vollzieht, und welche endlich in dem Umfange auf ihre Erzeugnisse verausgabt wird, der dem Gesammtbedarf entspricht." Da nun auch nach Fischer die „gesellschaftlich nothwendige Arbeit" unmittelbar, formell, innerlich den „Werth" constituirt,

---

[1] „Das Kapital." S. 14. [2] S. 86. [3] Ebendas. [4] Ebendas.

so wirken offenbar bei dieser Constitution des Werthes wenigstens mittelbar alle Elemente mit, welche zunächst den Begriff und das Sein der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit“ bestimmen und bedingen, vor allem der Bedarf der Gesellschaft, aber auch der Gebrauchswerth der Waare. Will ich also den „Werth“ einer Waare und ihre Werthgröße erkennen, so darf ich mich nicht damit begnügen, nur die zur Herstellung der Waare thatsächlich verwendete Arbeit zu berücksichtigen, ihr Quantum festzustellen, — ich muß vielmehr von diesem Quantum thatsächlich verrichteter Arbeit das Quantum Arbeit abziehen, welches für die Gesellschaft von keinem Nutzen ist, oder ihren Gesammtbedarf übersteigt. Nur diejenige Arbeit „krystallisirt“ nämlich zu „Werth“, wird in der Waare aufgespeichert, als „Werthsubstanz“ „vergegenständlicht“, welche dem Bedürfnisse der Gesellschaft entspricht, und zwar in dem Maße, wie sie diesem Bedürfnisse entspricht. Was heißt das aber anders als: diejenige Arbeit ist allein werthbildend, deren Product dem Bedürfnisse der Gesellschaft entspricht, und in dem Grade ist sie werthbildend, als ihr Product jenen Bedürfnissen entspricht. Mit anderen Worten: der „Werth“ der Güter wird nicht nur in seiner Existenz durch das Bedürfniß der Gesellschaft bedingt, sondern durch eben dieses Bedürfniß in seiner Größe bestimmt.

Die logische Entwicklung des Begriffes der „gesellschaftlich nothwendigen Arbeit“ hebt somit offenbar den von Marx im Anschluß an Ricardo aufgestellten ökonomischen Werthbegriff vollständig auf.

ε) Es widerspricht schließlich der Erfahrung und der bisherigen unter allen Menschen üblichen Auffassung, daß der Werth der Arbeit nur quantitativ, nach der Arbeitszeit bemessen werde. Im Gegentheil bestimmt sich, wie jedermann weiß, der „Werth“ der Arbeit nach der Leistung, also qualitativ. — Wenn einzelne Scholastiker den Tauschwerth einer Waare, z. B. eines vom mittelalterlichen zünftigen Meister gefertigten Rockes nach dem Herstellungswerthe (labor et expensae) maßen, so hat eine derartige Auffassung mit der Marx'schen Lehre absolut keine Berührungspunkte. Die expensae, z. B. das zum Rock verwendete Tuch, löste sich keineswegs in Arbeit auf, war vielmehr ein Gebrauchsgegenstand, der besonders seiner Nützlichkeit nach im „Werthe“ geschätzt wurde. — Auch die Arbeit, labor, ist keine „abstract menschliche Arbeit“, lediglich nach der Arbeitszeit gemessene, sondern die ehrsame Schneiderarbeit, deren Werth qualitativ nach der Arbeitsart und Güte im „Werthe“ sich bestimmte.

Kurz, die berühmte Marx'sche Werththeorie ist nichts mehr und nichts weniger als eine Sammlung von Sophismen und Trugschlüssen. Mit ihr stürzt der ganze Marxismus zusammen. — Wie viel hätte ein Mann von so reichen Anlagen, wie Marx sie unstreitig besaß, leisten können, wenn er, statt auf Ricardo's Werththeorie, auf die einfachen aber tief durchdachten und wohlbegründeten Lehren der großen Scholastiker, insbesondere des hl. Thomas von Aquin[1] sich hätte stützen wollen!

[1] Nach dem hl. Thomas ist der gerechte Preis der Ausdruck des Tauschwerthes durch ein Maß. Ungerecht wird der Kauf, sobald der Preis das Werthquantum der Sache übersteigt oder hinter diesem zurückbleibt (S. Thom. II. II. q. 77. a. 1). Das Werthquantum der Sache bestimmt sich aber keineswegs nach der Arbeit allein, die darin aufgehäuft ist, sondern vor allem nach der Qualität. Nachdem Thomas die Frage aufgeworfen: „utrum venditio reddatur illicita propter defectum rei venditae?“ (ibid. a. 2), antwortet er bejahend, indem er einen dreifachen Defect der Sache aufzählt: secundum speciem rei, secundum quantitatem und ex parte qualitatis. Der Kauf ist also unerlaubt, wenn der Fehler sich bezieht auf die Art der Sache, — wenn z. B., wie der heilige Lehrer sagt, alchimisches Gold statt des echten verkauft würde —, oder auf das Gewicht, die Zahl, oder endlich auf die Qualität. Die Art der Unerlaubtheit wird dann näher bestimmt, daß es sich hierbei um eine injusta venditio, um einen ungerechten Verkauf handle, mit der Verpflichtung zur Restitution. Es ist somit die ausgleichende Gerechtigkeit dabei verletzt worden, d. h. der Preis, den der Verkäufer erhielt, deckte sich nicht mit dem Tauschwerthe des verkauften Gegenstandes. Die Qualität der Sache, die Art und natürliche Beschaffenheit der Sache stellt sich dem hl. Thomas demnach nicht als bloßes Substrat des Tauschwerthes dar, sondern bestimmt und mißt denselben. Ganz klar und zweifellos spricht der heilige Lehrer dies kurz darauf aus (ibid. ad primum): „Gold und Silber sind nicht allein theuer wegen des Nutzens der Gefäße, welche aus ihnen verfertigt werden, sondern auch wegen der Würde und Reinheit ihrer Substanz. Und darum ist der Verkauf, wenn das von den Alchimisten gemachte Silber und Gold nicht die wahre Art von Gold und Silber hat, betrügerisch und ungerecht; namentlich da es gewisse nützliche Eigenschaften (aliquae utilitates) des Goldes und Silbers gibt, ... welche dem alchimischen Golde nicht zukommen.“ — Die Alchimisten mögen also noch so viele „gesellschaftliche, nothwendige“ Arbeit aufwenden, ihr Fabrikat wird dem Werthe, dem Tauschwerthe nach, doch vor allem bestimmt und gemessen durch die Qualitäten, die mit den Qualitäten des echten Goldes verglichen werden. Ueber die Lehre des hl. Thomas in dieser Sache kann also durchaus kein Zweifel sein. (Cfr. ibid. ad tertium: „Pretium rerum venalium ... consideratur secundum quod res in usum hominis veniunt ...“) Die ganze Lehre vom vitium rei (durch welches der Gebrauch verhindert wird) und vom Einflusse dieses vitium auf den Werth (a. 3. ad quartum) gehört hieher. Außer durch die innere Beschaffenheit, die Nützlichkeit, wird der Werth der Dinge nach dem hl. Thomas auch noch durch ihre größere oder geringere Seltenheit beeinflußt. (Cfr. ibid. a. 3. ad 4um in art. 4.)

So wären wir denn am Ende unserer mühsamen Wanderung angelangt. Hat Marx ein Verdienst um die Wissenschaft, dann ist es vor allem dieses, daß er die Unhaltbarkeit der Ricardo'schen Werththeorie klar und deutlich bewiesen hat, indem er rücksichtslos die absurden Folgerungen derselben gezogen. — Marx' geistige Waffen aber brauchen wir nicht zu fürchten; ebenso wenig wie die geistigen Waffen des Vulgärsocialismus. — Was wir zu fürchten haben, das ist die Leidenschaftlichkeit eines entchristlichten Volkes, die auch im übrigen wohlgesinnte Glieder der Arbeiterklasse mit sich fortreißen könnte, wenn man nicht bald zu einer wirklich tief einschneidenden Reform, zur Beseitigung der unverkennbaren Mißstände unserer kapitalistischen Gesellschaft, sich entschließen sollte.

Heinrich Pesch S. J.

Vor einer neuen Epoche in der elektrischen Kraftübertragung.

Mit nicht geringer Spannung sieht die ganze technische Welt den großartigen, vielversprechenden Versuchen entgegen, welche bei Gelegenheit der am 16. Mai eröffneten internationalen elektrischen Ausstellung zu Frankfurt am Main bezüglich der elektrischen Kraftübertragung in die Ferne ausgeführt werden sollen. Unter den zahlreichen Proben, welche in der altehrwürdigen Krönungsstadt der deutschen Kaiser, im Mittelpunkte des deutschen Reiches, dem Publikum vorgestellt werden sollen, um ihm die vielseitige Verwendbarkeit der Elektricität zu beweisen und ihm die hohe, umfangreiche Entwicklung vor Augen zu führen, welche die Anwendungen der Elektricität in der Großindustrie und im Kleingewerbe, im öffentlichen und privaten Leben heute schon gewonnen haben, dürfte den erwähnten Versuchen die größte Bedeutung beizumessen sein. Die „allgemeine Elektricitätsgesellschaft" zu Berlin und die Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich, zwei der bedeutendsten elektrotechnischen Firmen, haben es nämlich übernommen, dem Neckar bei Lauffen in Württemberg eine Wasserkraft im Betrage von 300 P. S. (= Pferdekräften) abzu-

zapfen und in elektrische Energie umzuwandeln, um sie als solche durch einen dünnen Kupferdraht von 170 Kilometer Länge möglichst verlustlos nach Frankfurt zu schaffen und dort vortheilhaft wieder arbeiten zu lassen; eine bisher unerhörte Leistung elektrischer Kraftübertragung, berufen, eine neue Epoche der Elektrotechnik zu eröffnen!

Bei diesem kostspieligen und kühn geplanten Experiment handelt es sich nicht darum, die Möglichkeit einer Kraftübertragung durch Elektricität überhaupt nach sehr entfernten Orten darzuthun: eine solche Möglichkeit hat die Erfahrung schon längst bewiesen. Es soll vielmehr alle Welt davon überzeugen, daß eine solche Uebertragung auch in den Fällen, wo ganz bedeutende Arbeitskräfte von einem Punkte an einen anderen, weit abliegenden, zu schaffen sind, nicht nur leicht und sicher ausführbar ist, sondern auch trotz der großen Anlagekosten für Maschinen und Leitung einen zuverlässigen und guten Gewinn für die Unternehmer abzuwerfen vermag. Die Erfolge, die man bisher in dieser Beziehung erzielt hat, waren leider derart entmuthigend gewesen, daß nicht allein das Publikum mit höchstem Mißtrauen gegen solche Kraftübertragungen erfüllt wurde, sondern sogar viele gewiegte Elektrotechniker an ihrer vortheilhaften Ausführbarkeit verzweifelten. Und doch würden gerade solche Uebertragungen in weite Fernen, wenn sie mit Gewinn sich vornehmen ließen, einerseits die hohe Ueberlegenheit der Elektricität allen übrigen Kraftübertragungsmitteln gegenüber in das hellste Licht setzen, und anderseits, was die Hauptsache ist, der ganzen Menschheit unberechenbaren materiellen Nutzen bringen, indem sie es ermöglichten, die vielen großen Vorräthe von Arbeitskraft in der Natur, welche bis jetzt nutzlos, weil unzugänglich oder unübertragbar, dalagen, in den Dienst des Menschen zu stellen. Der Traum der Amerikaner, die Wasserkraft des Niagara durch Kupferdraht nach New-York zu leiten, um mit ihr dort sämmtliche Maschinen zu treiben und die Riesenstadt mit elektrischem Licht zu übergießen, wäre dann der Verwirklichung nahe gebracht, ebenso der kühne Vorschlag, die Steinkohlen fürder nicht mehr per Achse durch die ganze Welt zu schleifen und mit ihrem Rauchqualm nicht mehr aller Orten die Luft zu verderben, sondern die Kohlen sammt und sonders am Orte ihrer Ausgrabung zu verbrennen und mit Hilfe riesiger Dampfkessel im Vereine mit elektrischen Maschinen nur die den Kohlen abgewinnbare Arbeitskraft per Draht an die bisherigen Kohlenabnehmer zu liefern. Die Elektrotechnik würde damit in jedem Falle einen neuen, unabsehbar großen Aufschwung nehmen; sie würde aber auch die Erwerbsquellen und die gesammte Industrie in neue Bahnen lenken.

Um diesen Aufschwung einigermaßen würdigen zu lernen, wollen wir erst einen Blick auf den dermaligen Stand der elektrischen Kraftübertragung werfen und hierauf die Bedeutung der Kraftübertragung zwischen Lauffen und Frankfurt ins Auge fassen.

Kaum 20 Jahre sind es, seitdem die Elektrotechnik zu einem gesonderten, selbständigen Zweige der Technik sich auszubilden anfing. Die Dynamomaschine, die im Jahre 1867 von Werner v. Siemens in Berlin erfunden wurde, und die gestattet, ganz unabhängig von galvanischen Elementen oder Stahlmagneten die mechanische Bewegung nahezu unbegrenzt in elektrische Ströme umzuwandeln, verlieh ihr die nöthige Lebenskraft, und zwar in solcher Fülle und mit so kräftigem Gestaltungstriebe, daß die Elektrotechnik mit ihrer alten Rivalin, der Dampftechnik, heute schon nicht nur kühn zum Wettkampf in die Schranken treten darf, sondern dieselbe auch, was die Vielheit und Mannigfaltigkeit, sowie die Leistungsfähigkeit ihrer Erzeugnisse anbelangt, weit überflügelt hat. Trotzdem steht sie erst am Anfange ihrer Laufbahn und hat noch in keinem ihrer vielen Arbeitsgebiete jenen Grad von Vollkommenheit erreicht, dessen sie fähig ist.

In den ersten Jahren warf sich die Elektrotechnik fast ausschließlich nur auf die Beschaffung geeigneter Mittel und Wege zur öffentlichen und häuslichen Beleuchtung, sowie auf die Verbesserung der Telegraphie und Telephonie. Mehr nebenbei eröffnete sie sich günstige Arbeitsgebiete in der Elektrochemie und Galvanoplastik, in der elektrischen Ausscheidung und Bearbeitung der Metalle, überall mit raschem Fortschritt und bestem Erfolg. Auch die elektrische Kraftübertragung bildete für sie von Anfang an einen Gegenstand emsiger und sorgfältiger Prüfung; dabei blieben günstige Ergebnisse ebenfalls nicht aus; doch nur sehr langsam und innerhalb enger Grenzen brach sie sich nach dieser Seite hin Bahn. Concrete Beispiele sollen dem Leser ein Urtheil über die auf letzterem Gebiete gemachten Errungenschaften ermöglichen.

Unter den verschiedenen Weisen elektrischer Kraftübertragung springen die elektrischen Eisenbahnen am meisten in die Augen. Das Wesentliche beschränkt sich bei ihnen auf folgendes. An einem Punkte, der Kraftstation, wird zunächst vermittelst Dampf oder, wenn möglich, vortheilhafter durch Wasserkraft der Anker einer Dynamomaschine — der „primären Maschine“ oder des „Generators“ — in Drehung versetzt und damit die ursprüngliche mechanische Bewegung, sei es des Kolbens der Dampfmaschine, sei es des Wasserrades, in einen elektrischen Strom um-

gewandelt. Dieser Strom fließt dann längs der Bahn durch einen Draht oder durch eine der Schienen zu dem „Elektromotor“ — wieder eine Dynamomaschine („secundäre Maschine“) —, welche im Wagen oder in der Lokomotive des Zuges untergebracht ist, und dreht hier unmittelbar den Anker dieses Dynamo, mittelbar aber auch das mit dem Anker verbundene Triebrad des Wagens. — Deutschland gebührt die Ehre, auf diesem Felde der Elektrotechnik bahnbrechend vorangegangen zu sein; später wurde es freilich von Amerika weit überholt. Werner v. Siemens, der Altmeister in diesem Fache, hat durch die erste, dem öffentlichen Verkehr dienende elektrische Bahn von Lichterfelde bei Berlin, welche 1881 eröffnet wurde, den greifbaren Beweis für die Leistungsfähigkeit dieses neuen Verkehrsmittels erbracht. Die Bahn hat eine Länge von 2,4 km und befördert mit einem, ausnahmsweise auch mit zwei Wagen, jährlich etwa 100 000 Personen. Die Betriebskosten betragen für einen Wagen und einen Kilometer 30 Pfennig. Unter den wenigen elektrischen Bahnen, die nachher in Deutschland gebaut wurden, ist am längsten die Linie Frankfurt-Offenbach mit 6,6 km. Sie hat 14 Wagen im Verkehr, nimmt im Jahr ca. eine Million Fahrgäste auf und fährt mit einer Geschwindigkeit von 12 km in der Stunde. An Betriebskosten verursacht sie für einen Wagen und eine Stunde 20 Pfennig. — England und Amerika haben längere elektrische Bahnen, die auch billiger fahren; keine der bis heute gebauten Linien hat jedoch unseres Wissens mehr als 25 km.

Während die eigentlichen elektrischen Eisenbahnen, d. h. die durch directe Elektricitätszufuhr betriebenen Eisenbahnen zwischen getrennten Ortschaften, nur wenig sich auszubreiten vermochten, haben die elektrischen Straßenbahnen innerhalb der Städte in den letzten vier Jahren an Ausdehnung in auffälligem Maße zugenommen. Gleichwohl ist der Vorgang der elektrischen Kraftübertragung bei beiden wesentlich ganz derselbe; es ist aber bei den Straßenbahnen die Ausführung mit weniger Schwierigkeiten verbunden und vortheilhafter sowohl wegen der leichtern Zuleitung der Elektricität von der centralen Kraftstation aus als auch wegen der geringern Zahl der auf einmal aufzunehmenden Passagiere. Bereits haben die elektrischen Straßenbahnen in Bremen, Hamburg, Prag, Budapest, Halle, Hagen, Gera, Nürnberg, Grünberg, Zürich, Neustadt festen Fuß gefaßt. In Berlin und Wien, sowie in anderen Großstädten beschäftigt man sich ernstlich mit dem Plane, wie sämmtliche Straßenbahnen am besten einheitlich elektrisch betrieben werden können. Aus ersterer Stadt wurden in dieser Absicht Ingenieure nach Amerika gesandt, um die

dortigen Straßenbahnen zu studiren. — London und Paris haben neben Pferde- und Dampf-Tramways seit einiger Zeit auch elektrische.

Das unternehmungslustige, in der Vollkraft seiner Jugend kühn aufstrebende Nordamerika ist hierin dem alten Continente mit Riesenschritten vorangeeilt. In den drei Jahren 1887—1890 wurden daselbst in 180 Städten elektrische Tramways eingeführt. Die Thomson-Houston-Company allein hatte Ende 1889 49 Bahnen mit einer Gesammtlänge von 540 km und 528 Motorwagen hergestellt, 34 andere aber mit einer Länge von 726 km hatte sie noch im Bau. West-End-Electrical-Tramway zu Boston, das größte dermalige Straßenbahnnetz der Welt, hat 400 km Geleise mit mehr als 1000 Wagen. Diese laufen, einschließlich des Aufenthaltes an den Haltestellen, mit einer Geschwindigkeit von 19 km in der Stunde. Philadelphia besitzt ein elektrisches Bahnnetz von 150 km Länge. In Buffalo, wo man zu Anfang dieses Jahres ebenfalls dazu übergegangen ist, das gesammte Straßenbahnnetz mit 170 km Geleise einheitlich elektrisch zu betreiben, wird die centrale Kraftstation so eingerichtet, daß sie jede Sekunde 5500 P. S. elektrisch auszuliefern im Stande ist; 300 Wagen sollen den Verkehr vermitteln.

Die Zahl der im Jahre 1889 auf amerikanischen elektrischen Bahnen beförderten Passagiere belief sich auf 200 Millionen. Keine Woche vergeht jetzt, in der nicht die Fertigstellung neuer Bahnen gemeldet wird. Mit welcher fieberhaften Eile die Yankees den Bau derselben betreiben, beweist die Thatsache, daß die Thomson-Houston-Company die Einrichtung des Alamo Streat Railway zu San Antonio (Texas) am 2. August 1890 in Angriff nahm und am 25. September, also nicht ganz zwei Monate später, schon 16 km Bahn mit 10 Wagen zur vollsten Befriedigung der Betheiligten in Betrieb setzte. Der eine Kapitalist H. S. Mac Kee in Pittsburg hat in ein paar Monaten 20 Millionen in elektrischen Straßenbahnen angelegt!

Vergleicht man diesen Bahnbetrieb durch Elektricität mit demjenigen durch Zugkabel, Dampf, Preßluft oder Pferde, so steht ersterer weit über allen anderen. Die Elektricität besitzt, wie keine andere Betriebskraft, das Vermögen, einem vielverzweigten, kleinen Verkehr sich anzupassen, gestattet geräuschloses, ruhiges Arbeiten, ein leichtes, sicheres Anfahren, bequeme Geschwindigkeitsregulirung, sowie rasches Anhalten, beliebig schnelle Aufeinanderfolge der Wagen, überhaupt schnelleren Betrieb im allgemeinen. Zu alldem kommt dann noch die große Bequemlichkeit einer gleichzeitigen Wagenbeleuchtung durch den gleichen elektrischen Strom. Es läßt sich

auch die Geschwindigkeit höher steigern als bei anderen Betriebskräften. In Laurel bei Baltimore wurde eine Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde erreicht; nur die Mangelhaftigkeit des Holzgerüstes, auf welchem die Bahn ruhte, verbot eine noch größere Geschwindigkeit anzunehmen. Vor einem Jahre behauptete der amerikanische Elektrotechniker D. Marks, einen Elektromotor bauen zu können, welcher einen Zug in 36 Minuten von Philadelphia nach New-York zu ziehen vermöge, also eine Geschwindigkeit von 240 km in der Stunde oder 4 km in der Minute gestatte! — Im Vergleich mit den Pferdebahnen insbesondere kommt, ganz abgesehen von hygienischen und ästhetischen Vortheilen, noch in Betracht, daß unbespannte Wagen weniger Raum absperren als bespannte, daß das Pflaster zwischen den Schienen weniger angegriffen wird, daß Ställe und Futtermagazine wegfallen. Alle Bahnen, welche in Amerika vom Betriebe mittelst Pferde zum Betriebe mittelst Elektricität übergegangen sind, weisen denn auch eine Vergrößerung der Einnahmen und bedeutende Ersparnisse an Betriebskosten auf. Letztere betragen in vielen Fällen bis zu 50 Procent.

Weniger noch, als die Dampfkraft an die eisernen Schienen sich fesseln ließ, konnte die Elektricität mit dieser einen Verwendung ihrer Triebkraft sich begnügen. Kaum hatte man in den Großstädten elektrische Centralstationen zur Erzeugung elektrischer Ströme für die Beleuchtung errichtet, da machte sich auch schon das Bestreben geltend, für diese Elektricitätsquellen während des Tages vortheilhafte Absatzgebiete zu schaffen. Man suchte das Publikum zum elektrischen Betriebe der Maschinen in der Groß- und Kleinindustrie zu begeistern. Amerika ging hierin allen anderen Ländern voraus. Lange gaben sich die deutschen Elektrotechniker Mühe, auf dieses anregende Vorgehen ihre Landsleute hinzuweisen, ehe sie geneigtes Gehör fanden. Seit einem Jahre erst ist dieser elektrische Maschinenbetrieb bei uns heimisch geworden und jetzt in raschem Zunehmen begriffen. Firmen ersten Ranges gingen mit gutem Beispiele voran. So betreibt heute die Gesellschaft L. Löwe & Cie. in Berlin alle ihre Werkstätten mit Elektromotoren, welche an die städtischen Elektricitätsleitungen angeschlossen sind. Das große Henkel'sche Stahlwerk zu Solingen ließ sich eine eigene elektrische Centralstation für Licht und Betriebskraft bauen. Dieselbe versieht außer der Beleuchtung der ganzen Fabrikanlage den Betrieb von mehr als 40 Stahlpressen, von Drehbänken, Bohrmaschinen u. a. m. Die Bequemlichkeit, Sicherheit und Billigkeit dieses neuen elektrischen Betriebes veranlaßte die Direction, alsbald auch die übrigen Maschinen alle auf gleiche Weise in Thätigkeit zu versetzen.

Allerwärts lehrte die Erfahrung, daß dieser elektrische Maschinenbetrieb in großen Städten nicht allein die größten Vortheile bietet, sondern auch einer geradezu grenzenlosen Anwendung fähig ist. Viel leichter als Dampf, Gas, Druckluft läßt sich die Elektricität jeder Maschine als Betriebskraft zuführen. Die mit der Maschine zu verbindenden Elektromotoren aber, welche die Elektricität in Maschinenbewegung verwandeln, lassen sich an jeder Maschine anbringen, ohne daß diese geändert zu werden braucht. Sie nehmen sehr wenig Raum ein — für einen 100pferdigen Elektromotor genügt $1^1/_2$ cbm —; sie sind unerreicht, was Einfachheit der Construction, der Aufstellung und der Besorgung angeht; sie können in jeder Größe und Form ausgeführt und jedem Bedürfnisse genau angepaßt werden. Die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft“ zu Berlin stellt ihren Elektricitätsabnehmern Elektromotoren von $^1/_{15}$ bis zu 12 Pferdekräften zur Verfügung. Es wohnt endlich den Elektromotoren in hohem Grade die kostbare Eigenschaft inne, sich von selbst zu reguliren, ohne dazu irgend eines Mechanismus zu bedürfen. — Die zu ihrem Betriebe erforderlichen elektrischen Ströme können in jeder Stärke und Spannung, zu jeder Stunde und auf beliebige Dauer bezogen werden. Es hängt nur von dem Abnehmer ab, dieselben durch Oeffnung oder Schließung der Strombahn eintreten zu lassen oder abzustellen. Automatische Meßapparate, welche in die Strombahn eingeschaltet sind, registriren für den Abnehmer wie für den Lieferanten, welche Elektricitätsmengen zum Maschinenbetrieb verbraucht worden sind. Die Leitung und Ueberwachung des Betriebes bedarf bei ihrer großen Einfachheit keiner besonderen Kenntnisse. Da ferner die Centralstation die Lieferung und Einrichtung der zweckentsprechenden Apparate und Stromleitung besorgt, so liegt dem Abnehmer nichts anderes ob, als die Elektricität einzulassen, zu gebrauchen und zu bezahlen. Die Preise sind mäßige, wenigstens in Amerika. So kostet in Pittsburg der Betrieb eines Elektromotors von einer halben Pferdestärke monatlich 40 M., einer zehnpferdigen 320 M. In diesem Preise ist die Miethe für den Motor bereits eingeschlossen; für die Einrichtung der ganzen elektrischen Anlage hat der Abnehmer nichts zu bezahlen, da sie ganz auf Kosten des Lieferanten geschieht. In Baltimore hat man für den Betrieb eines einpferdigen Motors per Stunde 16 Pf., bei einem zehnpferdigen 87 Pf. zu zahlen. Das städtische Elektricitätswerk in Hannover liefert die Pferdekraft pro Stunde für 20 Pf.

Nach dem eben Angeführten ist es leicht begreiflich, wenn es kaum einen Maschinenbetrieb gibt, bei dem man nicht schon die Elektromotoren

mit Nutzen versucht hätte. Hierfür nur einige Belege. Zu Boston sind täglich einige hundert Elektromotoren von $^1/_2$ bis 15 P. S. zur vollsten Befriedigung der Arbeiter im Gange und treiben die Maschinen in Druckereien, in Uhr- und Instrumentenfabriken, in Werkstätten von Schuhmachern, Schneidern, Näherinnen u. s. w. Als in Cleveland die zehnpferdige Dampfmaschine einer Druckerei infolge Ueberlastung öfters ihren Dienst versagte, wurde sie durch einen fünfpferdigen Elektromotor ersetzt, welcher den Strom von der allgemeinen elektrischen Lichtleitung der Stadt entnahm. Er verlangte viel weniger Raum und Wartung, versah aber seine harte Arbeit viel besser und ohne je widerspänstig zu werden. Letztere bestand darin, 21 bis 24 m lange Wellen zu treiben, 7 Schnellpressen, 3 Kupferstichpressen, 4 große Papierschneider und endlich noch einen Aufzug — alles in drei Stockwerken vertheilt — mit der nöthigen Betriebskraft zu versorgen. — Zu Manchester (Conn.) hat die Elektricität die nicht geringe Aufgabe, von 6 Uhr früh Montags bis 6 Uhr abends am Samstag unausgesetzt, Tag und Nacht hindurch Papiermühlen zu treiben. Eine Hutfabrik in Chicago glättet und bürstet alle Cylinderhüte elektrisch. Französische Webereien haben sinnreiche und zweckmäßige Elektromaschinen für ihre Webstühle eingeführt. Radiguet in Paris erhielt für eine elektrische Strickmaschine die silberne Medaille von der Société d'Encouragement. Für das Nieten und Bohren beim Brückenbau und auf Schiffswerften hat sich die Elektricität als das billigste und praktischste Kraftübertragungsmittel bewährt. Die schnellfeuernde Kanone nach dem System Canet, welche in der französischen Marine Aufnahme gefunden hat, wird durch Elektromotoren bewegt, gehoben und gedreht. Zum Fällen der Bäume hat die Firma Ganz & Cie. einen eigenen Elektromotor construirt. Kurz, die verschiedenartigsten Maschinen, Schleifsteine, Blasebälge, Kaffeemühlen, Reismaschinen, Wringmaschinen, Pumpen, Krahnen, Hobelmaschinen, Kreis- und Bandsägen, Profilirmaschinen und hundert andere Maschinen haben mit der Elektricität bereits einen vortheilhaften Bund geschlossen, sie arbeiten alle ausgezeichnet und willig, wenn der Elektromotor sie treibt.

Es sei schließlich nur noch auf die Dienste hingewiesen, welche der Elektromotor dem Landbau und dem Bergwerkbetrieb zu leisten berufen ist. In Bergwerken finden wir ihn schon seit Jahren. Neben der Beleuchtung und dem Betrieb der Grubenbahnen besorgt die Elektricität schon vielfach das Ventiliren, das Auspumpen des Grubenwassers, das Heben von Lasten, das Drehen von Gesteinsbohrern u. a. m. Als man

in den Trafalgar-Steinkohlengruben eine Dynamo aufstellte, um mit ihren elektrischen Strömen weit abliegende Elektromotoren zu versehen, welche 2 Pumpen und 1 großen Ventilator bewegen mußten, erzielte man hierdurch allein schon eine jährliche Ersparniß von 9588 M. In den Thallern-Steinkohlengruben an der Donau und ebenso in denjenigen von Blany in Frankreich bewirkte die Ersetzung der Dampfmaschinen durch elektrische zum Bewegen der Pumpen und Ventilatoren außer einer großen Kohlen- und Gelderſparniß auch noch ein vortheilhaftes Sinken der Temperatur um 8⁰ C. in den unterirdischen Räumen. Bezüglich des Landbaues erwähnen wir die Anlagen auf den Besitzungen des Marquis von Salisbury bei Hatfield. Von zwei Turbinen im Flusse Lea werden zwei Dynamos, die eine von 40 P. S., die andere von 16 P. S. getrieben. Am Tage versehen diese die Elektromotoren mit Elektricität, des Nachts speisen sie die elektrische Beleuchtung. Die Elektromotoren bewegen nicht bloß die gewöhnlichen Maschinen, wie Kornmühlen, Dreschmaschinen, Heu- und Kornaufzüge, sie werden außerdem zum Einrammen von Pfählen beim Eindämmen des Leaflusses, sowie zum Ausbaggern des Flußbettes benützt. Für Bewässerungszwecke arbeitet endlich noch ein eigener Motor, er treibt eine Pumpe, die stündlich 13500 l in ein großes, 10 m höher gelegenes Sammelbecken hinaufhebt.

Die mitgetheilten Thatsachen dürften genügen, die Rentabilität elektrischer Kraftübertragungsanlagen selbst unter der Voraussetzung schlagend darzuthun, daß die erste antreibende Kraft von einer Dampfmaschine, also unter beständigem Verbrauch von Steinkohlen und mit nicht unbedeutender Erhöhung der Anlage- und Betriebskosten, geliefert werden muß. Denn beinahe alle der oben erwähnten Anlagen zehren vom Dampfe. Um wie viel günstiger werden sich da die Verhältnisse gestalten, wo eine Wasserkraft zur Verfügung steht, die nichts oder wenig kostet und mit leichter Mühe zum Bewegen gebracht werden kann! Ist die elektrische Ausnützung der Wasserkräfte heute auch in rascher Entfaltung begriffen, so ist es doch auffallend, daß man ihr früher nicht mehr Aufmerksamkeit zugewandt hat. Kleinere, sehr gut gelungene Kraftübertragungsanlagen zur Verwerthung dieser meist nutzlos vergeudeten Naturkraft bestehen schon seit 1887 und haben das Vortheilhafte derselben glänzend bewiesen. So die elektrische Anlage zu Uster in der Schweiz, welche 7 P. S. einen Kilometer weit überträgt, ferner die Anlage zu Kriegstetten-Solothurn, welche 70 P. S. mit einem angeblichen Nutzeffect von 70 Procent 8 km weit von der Aufnahmestelle entfernt zur Verwendung bringt. — Bald nachher wurde

in Genf erst versuchsweise begonnen, die Wasserkraft der Rhône elektrisch auszunützen. Von Turbinen getriebene Dynamos setzen mit ihren elektrischen Strömen 175 Elektromotoren von 1/2 bis 70 P. S. innerhalb eines Umkreises mit 2 km Radius in Bewegung. Da dieser Versuch ein überaus günstiges Ergebniß hatte, wurden die Anlagen sofort erweitert. Anfangs 1891 standen schon 20 Turbinen im linken Flußarm mit einer Leistungsfähigkeit von 4400 P. S. Während 1890 waren 216 Elektromotoren im Betrieb gewesen. Die gesammten Anlagekosten beliefen sich auf 5 680 000 M., die Einnahmen in dem einen Jahre 1890 aber auf 2 065 000 M.

Ein höchst interessantes Elektricitätswerk, welches von Wasserkraft zehrt, entstand anfangs 1891 an den Ufern des Lago maggiore in Gossogno. Vier Turbinen erzeugen an den mit ihnen verbundenen Dynamos elektrische Ströme, jeder von einer Leistungskraft von 108 P. S. Ein Kabel leitet den Gesammtstrom zunächst nach dem 5 km entfernten Hauptvertheilungspunkte, gibt aber schon auf dieser Strecke an die beiden Orte Sanlino und Trobaso einige Pferdestärken zur Erzeugung elektrischen Lichtes ab. Vom Hauptvertheilungsknoten verzweigt sich dann das Kabel nach zwei Seiten. Ein Zweig liefert nach dem 2 km weiter gelegenen Orte Intra 40 P. S. zur Beleuchtung und 55 P. S. zum Betrieb von Elektromotoren ab. Der andere Zweig führt zur Spinnerei Sutermeister und verabreicht an diese etwa 15 P. S. für elektrisches Licht, 50 P. S. für den elektrischen Betrieb der Spinnmaschinen. Letzterer Zweig versorgt außerdem zwei getrennte Orte unterwegs mit Elektricität zur Speisung von Lampen. Es werden hier also mehrere, weit getrennte Ortschaften und Fabriken mit Licht und Arbeitskraft einheitlich von einem Punkte aus versorgt, welcher 11 km von der äußersten Abnahmestelle entfernt liegt.

Vom Niagarafall aus wird die Kraft noch auf größere Entfernungen hin, bis auf 32 km, übertragen. Im ganzen werden 15 000 P. S. elektrisch verladen; von diesen kommen 10 000 allein auf Buffalo. Für die Lieferung einer Pferdekraft wird pro Jahr nur 61,2 M. als Zahlung verlangt. Am 1. April dieses Jahres hat die „Niagara Falls Power Company“ mit der „Cataract Construction Company“ wegen der Herstellung eines Kanales sich geeinigt, welcher dem Wasserfall das zur Erzeugung von 120 000 P. S. nöthige Wasser entnehmen soll. Diese Wassermenge ist verhältnißmäßig so klein, daß man dessen Abgang am Wasserfall gar nicht bemerken kann.

Derartige Erfolge im Verlaufe eines Jahrzehnts — denn älter sind ernstliche Versuche, die elektrische Kraftübertragung in die Technik einzu-

führen, nicht — sprechen zu laut für sich selbst, als daß wir über den Werth der elektrischen Kraftübertragung innerhalb der bis jetzt eingehaltenen Grenzen noch etwas hinzuzufügen hätten.

Wir wollen zum Schluß dieser Uebersicht nur noch einige Zahlenreihen mittheilen, welche in noch viel schärferer Form einen Vergleich des elektrischen Betriebes mit demjenigen durch Kraftantriebe gestatten. Wir entnehmen dieselben einem Vortrage, welchen W. Geippel während 1890 vor Ingenieuren in London gehalten hat. Sie geben in zwei Tabellen eine Uebersicht über Anlage- und Betriebskosten auf Grund der bis damals gesammelten Erfahrungen.

I. **Anlagekosten für jede zu übertragende Pferdekraft.**

Zahl der zu übertragenden P. S.	System der Uebertragung.	Länge der Kraftübertragungsleitung:			
		100 m	1006 m	10060 m	20120 m
5	Elektrisch	1 506,6 *M.*	1 684,7 *M.*	2 954,6 *M.*	4 369,0 *M.*
5	Hydraulisch	852,7 „	2 017,9 „	12 692,2 „	26 633,9 „
5	Pneumatisch	1 518,7 „	4 369,0 „	22 681,4 „	42 863,8 „
5	Drahtseil	135,6 „	1 268,2 „	15 813,4 „	25 383,1 „
100	Elektrisch	666,06 „	727,6 „	1 227,4 „	1 810,5 „
100	Hydraulisch	291,72 „	583,1 „	3 413,6 „	6 449,8 „
100	Pneumatisch	540,6 „	707,2 „	2 267,8 „	3 985,0 „
100	Drahtseil	22,78 „	175,1 „	1 684,7 „	3 369,4 „

II. **Betriebskosten für 1 übertragene Pferdekraft und 1 Stunde.**

Zahl übertragener Pferdekräfte.	System der Uebertragung.	Kraftquelle ist eine Dampfmaschine:				Kraftquelle ist ein Wasserfall:			
		100 m	1006 m	10060 m	20120 m	100 m	1006 m	10060 m	20120 m
		Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.
5	Elektrisch	17,97	19,24	26,28	41,48	2,72	2,99	4,15	6,63
5	Hydraulisch	19,97	25,16	83,86	151,81	2,34	3,82	19,72	38,25
5	Pneumatisch	21,59	26,37	76,16	133,45	3,23	4,59	19,21	35,53
5	Drahtseil	9,03	15,01	83,13	181,39	0,85	2,40	19,97	38,76
100	Elektrisch	14,30	15,25	21,08	32,64	1,53	1,84	2,55	3,99
100	Hydraulisch	12,94	14,21	33,15	54,57	1,27	1,53	5,78	9,09
100	Pneumatisch	15,98	16,69	24,82	35,87	1,75	1,90	3,82	8,62
100	Drahtseil	8,53	9,74	70,55	77,69	0,63	0,85	3,82	9,52

Mit diesen Zahlenverhältnissen stimmen die numerischen Angaben nahe überein, welche in dem gleichen Jahre die Revue internationale des mines über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Die Tabellen beweisen, daß für ganz kurze Entfernungen die Anlagekosten für Seil- und

hydraulische Transmission am kleinsten sind; von 5 km an wird aber die Anlage für elektrische Kraftübertragung am wohlfeilsten. Bezüglich der Betriebskosten gestalten sich die Verhältnisse für elektrischen Betrieb noch günstiger; nur für kleine Entfernungen ist ihm der Seilbetrieb überlegen. Je größer die Entfernungen werden, um so mehr empfiehlt sich die elektrische Uebertragung vor allen anderen.

Wenn heute die Dinge bei der elektrischen Kraftübertragung schon derart günstig liegen, weshalb denn die Anstrengungen in dieser Richtung auf der Ausstellung in Frankfurt? Einfach deshalb, weil die erwähnten günstigen Verhältnisse in Wirklichkeit nur bis zu Entfernungen von höchstens 50 km zu erreichen waren und weil gewichtige theoretische Bedenken darüber obwalten, ob eine vortheilhafte elektrische Uebertragung auf größere Entfernungen überhaupt thunlich sei. Dies führt uns dazu hin, den Gegenstand nun auch von seiner theoretischen Seite ins Auge zu fassen.

Halten wir uns an die einfachste Art der elektrischen Kraftübertragung, bei welcher nur der Generator und der Elektromotor im Spiele sind. Wir können dabei vier Stadien unterscheiden. Im ersten wird ein bestimmter Betrag von mechanischer Arbeit („primäre Arbeit") auf den Generator übertragen; im zweiten verwandelt sich die primäre Arbeit in elektrische Energie, d. h. liefert einen elektrischen Strom von bestimmter Spannung und Stärke, welcher als solcher wieder eine Arbeit entfalten kann, die durch das Product aus Spannung und Stromstärke genau gemessen wird; im dritten Stadium wird die elektrische Energie vom Generator zum Elektromotor geschafft, wobei immer, je nach dem Abstande beider Dynamos voneinander, bald mehr bald weniger Energie infolge des Leitungswiderstandes auf dem Wege verloren geht; im vierten Stadium endlich formt der Elektromotor die elektrische Energie wieder in mechanische zurück und verausgabt sie als „secundäre Arbeit" oder „Nutzeffect" zu den verschiedensten mechanischen Verrichtungen.

Der Verlauf dieser einzelnen Verwandlungen und Verschiebungen regelt sich nach den drei Grundgesetzen von Ohm, Joule und Lenz. Aus diesen ergibt sich fürs erste, daß auch bei der denkbar vollkommensten Anlage die secundäre Arbeit immer unter der primären bleiben muß. Es muß deshalb auch der „mechanische Wirkungsgrad", d. h. das Verhältniß der secundären Arbeit zur primären stets kleiner als 1 sein, die von dem Elektromotor abgelieferte Arbeit immer weniger betragen als die dem Generator übergebene. Bekanntlich gilt etwas Aehnliches für alle unsere

Maschinenanlagen. Fürs zweite läßt sich unschwer aus den besagten Gesetzen der Beweis erbringen, daß der Wirkungsgrad bei der elektrischen Kraftübertragung günstiger wird, mit anderen Worten: daß die elektrische Anlage ökonomischer arbeitet, wenn man Ströme von möglichst hoher Spannung und niedriger Stromstärke benützt. Der „Nutzeffect" freilich, welcher die in jeder Sekunde vom Elektromotor abgelieferte secundäre Arbeit bezeichnet, wird unter diesen Umständen geringer, sobald man mit weniger als mit der Hälfte derjenigen Stromstärke arbeitet, welche der Generator in einem gegebenen Falle abzugeben im Stande ist; die überhaupt wiedergewonnene Arbeit aber wird größer; man verliert zwar an Zeit, spart oder gewinnt aber an Geld. Die Maschine verrichtet ihre Arbeit langsamer; sie wird aber mehr geschont und besser ausgenützt, und der Procentsatz der schließlich zurückgelieferten Arbeit wird höher. Dieses Wirkungsgesetz gestattet bei der elektrischen Kraftübertragung dem Wirkungsgrade 1 recht nahe zu kommen und deshalb gegebene Energiemengen mit Hilfe der Elektricität von einem Punkte an einen andern meistens vortheilhafter zu übertragen als durch Dampf, Preßluft und sonstige Mittelkörper. Gute Dynamos zeigen bei geringem Abstande voneinander einen Wirkungsgrad von 0,80 bis 0,85, liefern also 80—85 Procent der primären Arbeit als secundäre Arbeit wieder zurück.

In obiger Auseinandersetzung haben wir dem Umstande der Entfernung keine besondere Beachtung geschenkt. Derselbe ist aber gerade hier von besonderer Bedeutung. Einerseits greift sie relativ günstig ein, insofern, wie wir oben gesehen, innerhalb gewisser Grenzen mit der Entfernung des Generator von dem Elektromotor die Ueberlegenheit elektrischer Anlagen über andere Transmissionsweisen in raschem Verhältnisse zunimmt. Andererseits jedoch wirkt eben auch bei dem elektrischen Betriebe wie bei jedem andern die Entfernung nachtheilig auf die Kraftübertragung ein; der Nachtheil tritt bei ihr anfangs nur weniger stark hervor als bei jenen. Je länger die Leitung zwischen den beiden Dynamos, um so mehr nutzbare Energie wird unterwegs infolge des Leitungswiderstandes in unbrauchbare Wärme, verwandelt und schließlich bleibt dem Elektromotor nicht mehr so viel übrig, daß er nützlich damit arbeiten kann. Der Betrag dieses Verlustes während der Ueberleitung wird durch das Joule'sche Gesetz normirt; diesem zufolge wächst er aber mit dem Quadrate der Stromstärke und einfach mit dem Leitungswiderstande. Da letzterer wieder proportional mit der Länge des Leitungsdrahtes zunimmt, so ist dieser Verlust auch proportional der Entfernung. Diesem Verluste zu begegnen, gibt es nur

zwei Wege. Entweder muß man den Leitungswiderstand der metallischen Leitung durch entsprechende Vergrößerung des Querschnittes herabmindern, d. h. dem Strome ein weiteres Bett verschaffen: dann macht aber die Steigerung der Anlagekosten die Unternehmung bei großer Entfernung ganz unvortheilhaft. Oder man behält dünne Drähte bei, sucht aber dem Elektricitätsverlust unterwegs dadurch zu steuern, daß man Ströme von sehr hoher Spannung und geringer Stromstärke durch die dünnen Drähte schickt. So würden wir auch von diesem Gesichtspunkte aus auf die Anwendung hochgespannter Ströme geführt. Hochgespannte Ströme jedoch, wie sie zur lohnenden Uebertragung auf weite Strecken erfordert werden, begegneten bisher den schlimmsten Bedenken. Durch Leitung längs des Drahtes, so wendete man ein, wird allerdings weniger unterwegs verloren, es spritzt aber die Elektricität bei der hohen Spannung jetzt überall seitlich durch die Luft aus und rieselt durch die Stützen der Drähte zur Erde hinab. Haben sodann durch die bis jetzt bei der Beleuchtung und Kraftübertragung benützten Ströme schon manche Menschen ihr Leben eingebüßt, was wird erst von Strömen zu befürchten sein, deren Spannung man verzehnfachen will? Wie soll man endlich Dynamos bauen, welche der Erzeugung so übermäßig gespannter Ströme gewachsen sind, da unsere jetzigen Ströme ihnen übergenug zu schaffen machen? Diese Bedenken waren in der That nicht unbegründet.

Damit haben wir den eigentlichen wunden Punkt aufgedeckt, welcher der Kraftübertragung auf große Distanzen anhaftet. Ihn zu heilen, hat die Elektrotechnik seit Jahr und Tag sich alle erdenkliche Mühe gegeben. Ein Theil der Techniker freilich meinte, Entfernungen von mehr als 60 km würden für alle Zeiten einer vortheilhaften Kraftübermittlung eine unüberschreitbare Schranke setzen und schenkten dieser Frage keine Beachtung. Die anderen aber, wohl weitaus die Mehrzahl, hegten die feste Zuversicht, durch Erfindung neuer Apparate und besserer Isolationsmittel in nicht ferner Zukunft all der noch bestehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Daß dieser ersehnte Zeitpunkt heute schon gekommen, sollen die Frankfurter Experimente beweisen. Bevor wir auf diese selbst eingehen, sei in Kürze ihrer Vorspiele gedacht; sie sind sehr geeignet, die Bedeutung jener in noch helleres Licht zu stellen.

Einer der eifrigsten Verfechter der elektrischen Kraftübertragung in die weitesten Fernen war der Franzose M. Deprez. Er unternahm es auch zuerst 1882, gelegentlich der internationalen elektrischen Ausstellung zu München die bestrittene Frage durch ein greifbares Experiment öffentlich

und vor sachverständigen Beurtheilern zur Entscheidung zu bringen. Den Generator stellte er in Miesbach auf und speiste ihn aus der vorbeifließenden Schlierach mit 1,06 P. S. Der Elektromotor stand in München, also 57 km vom Generator entfernt, erhielt die Elektricität durch einen gewöhnlichen Telegraphendraht zugeleitet und konnte eine Arbeit leisten von 0,235 P. S. Dieses ergibt einen Wirkungsgrad von 0,22; es wurden also 88 Procent der dem Bache entnommenen Wasserkraft bei der Uebertragung verloren. Die angewandten Dynamos zeigten sich außerdem der benützten Stromspannung von 1400 Volt nicht gewachsen: bei der zehnten Wiederholung des Versuches erlitt der Generator so erhebliche Beschädigungen, daß er sich während der Dauer der Ausstellung nicht mehr herstellen ließ. Dieses Ergebniß war ein sehr klägliches. Glücklicherweise konnte dieser Mißerfolg die Techniker selbst nicht irreleiten; in richtiger Beurtheilung der Umstände schoben sie die Schuld dieses traurigen Ausganges nicht der Natur der Sache zu, sondern der Mangelhaftigkeit der Maschinen und der unpraktischen Versuchsanordnung.

Auch Deprez hatte sich nicht entmuthigen lassen. Er vertrat nachher ebenso fest wie vorher seine Ueberzeugung, vermittelst Steigerung der Stromspannung müsse es gelingen, die Kraft auf jede Entfernung in lohnender Weise elektrisch zu übertragen. 1885 nahm er seine Versuche neuerdings auf. Das Haus Rothschild interessirte sich in hohem Grade für dieselben und steuerte dafür nahezu eine Million Franken bei. Es galt jetzt, 500 P. S. von Creil nach Paris, etwa 56 km weit mit einem Wirkungsgrad von wenigstens 0,5 zu übertragen. Dieses ursprüngliche Programm wurde jedoch bald um mehr als die Hälfte herabgesetzt: nur 200 P. S. sollten in Creil verladen werden. Schließlich ging Deprez unmittelbar vor der Ausführung auf 100 P. S. hinunter. Er wollte dieselben auf der Station Creil zwei Lokomotiven entnehmen und auf dem Bahnhofe in Paris 50 P. S. zu Nutzarbeit verabreichen. Im December 1885 sollte der Versuch unter der Controle einer Commission aus Mitgliedern der Akademie und gewiegten Ingenieuren vorgenommen werden. Leider gelang aber die Ausführung nicht, angeblich, weil ein Sturm die Leitungsdrähte in gegenseitige Berührung gebracht hatte. Erst im folgenden Jahre, am 24. Mai, kam die Ausführung schließlich zu Stande, ergab aber keineswegs das gewünschte Resultat. Statt 50 wurden nur etwa 42 P. S. in Paris wieder abgeliefert. Die Spannung, bis zu welcher diesmal die Dynamos in Creil hinaufgeschraubt wurden, betrug 6290 Volt. Wenngleich dieser Versuch einen bedeutenden Fortschritt im

Vergleiche mit demjenigen von 1882 aufwies, so war er doch nichts weniger als dazu angethan, das Vertrauen in die durch ihn vertretene Sache zu heben. Beliefen sich ja die Kosten der in Paris abgegebenen Pferdekraft auf eine Summe, für die man zehnmal mehr Arbeit durch Dampf oder Gas erhalten kann. Er mißstimmte denn auch höchlich alle Elektrotechniker im In- und Ausland; nach dem Urtheile aller einsichtigen Fachmänner entsprach dieses Ergebniß wieder durchaus nicht den Fortschritten, welche bis damals die Elektrotechnik schon gemacht hatte.

H. Fontaine suchte sofort die neue Schlappe, welche Deprez der nationalen Ehre und der ganzen Elektrotechnik eingetragen hatte, wieder gut zu machen. Ohne die Unterstützung eines Rothschild, mit weit geringeren Mitteln, nach viel weniger Vorbereitungen wiederholte er im October 1886 die gleiche Leistung mit besserem Erfolg. Von 96 dem Generator übergebenen Pferdestärken lieferte der Elektromotor jetzt 49,8 wieder zurück; der Wirkungsgrad betrug somit 0,52. In Anbetracht der schwachen Mittel ein gewiß nicht ungünstiges Resultat! Er vermochte indessen das einmal heraufbeschworene Mißtrauen nicht zu beseitigen. Vor Unternehmungen, welche eine Kraftübertragung auf mehr als 50 km beabsichtigten, hatte man bis in unsere Tage eine hohe Scheu — jedoch mit Unrecht. Seit 1886 hat die Elektrotechnik Fortschritte gemacht, welche mit Gewißheit darauf rechnen ließen, die von Fontaine erreichten Werthe um ein Bedeutendes zu übertreffen. Hauptsächlich zwei Umstände eröffnen eine viel bessere Aussicht: die Einführung der Transformatoren und die Verbesserung der Isolationsmittel. Außerdem hat sich der Bau der Dynamos seither in geradezu erstaunlicher Weise weiter entwickelt.

Der Transformator hat den Zweck, Ströme von gegebener Stärke und Spannung in solche von anderer Spannung und anderer Stärke umzuwandeln, so daß ein beträchtlicher Verlust von elektrischer Energie nicht stattfindet und das Product aus Stromstärke und Spannung, welches ja die elektrische Strom-Energie darstellt, für beide Ströme, den ursprünglichen und den neu erzeugten, nahezu gleich ist. Constructions- und Wirkungsprincip sind beim Transformator genau wie bei dem längst gebrauchten Ruhmkorff'schen Funkeninductor, welcher ja auch dazu dient, einen Strom von großer Stärke und geringer Spannung in einen andern von großer Spannung und geringer Intensität zu verwandeln. Wie der Funkeninductor hat auch der Transformator zwei getrennte Rollen aus isolirtem Kupferdraht, die eine aus dickem, die andere aus dünnem Draht, beide um einen Eisenkern gewickelt oder von Eisen umschlossen. Wird ein

primärer Strom mit periodischem Stromwechsel durch den dünnen Draht geschickt, so entsteht in dem dicken Draht ein secundärer Inductionsstrom von erhöhter Stärke und verminderter Spannung; das Umgekehrte geschieht, sobald man den primären Strom durch die dicke Drahtleitung fließen läßt. Der Transformator gestattet also, Spannung und Stärke eines gegebenen Stromes beliebig zu ändern und den Bedürfnissen anzupassen; der Bau der Dynamomaschinen steht also auch der Erreichung sehr hoher Spannungen nicht mehr hindernd im Wege. Seit 1886, seitdem der Transformator durch Zirnowsky, Deri und Blathy eine ebenso einfache, als leicht verwendbare und höchst wirksame Einrichtung erhalten, hat er bereits in den Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen unberechenbare Dienste geleistet. Auch in Frankfurt soll er bei dem Kraftübertragungsversuche eine Hauptrolle spielen.

Wiewohl über diesen Versuch bis heute kein ins einzelne gehendes Programm ausgegeben worden ist, so ist trotzdem die Hauptsache desselben infolge der hierüber gepflogenen Debatten in Fachblättern, sowie durch die in der Schweiz ausgeführten Vorversuche genugsam bekannt geworden. Weil nämlich die Unternehmer des Versuches einerseits auf eine Unterstützung der Regierungen und von seiten der interessirten Industriekreise wegen des energischen Widerspruches angesehener Fachleute nicht sicher rechnen konnten, andererseits aber dieselbe bei der großen Kostspieligkeit des Versuches nicht entbehren konnten; ja, weil sie sogar befürchten mußten, es könnte das Unternehmen wegen der von den Gegnern betonten Lebensgefährlichkeit geradezu verboten werden: so entschlossen sie sich, mit einem gut geführten Schlage allen fachmännischen Bedenken die Spitze abzubrechen und das ungerechtfertigte Mißtrauen der Behörden wie des Publikums zu verscheuchen, indem sie in kleinerem Maßstabe und mit einer weniger geeigneten Maschinerie einen Probeversuch in der Schweiz vor competenten, von allen Seiten her eingeladenen Richtern ausführten.

Am 24. Januar dieses Jahres fanden sich außer zahlreichen Fachleuten Abgeordnete des deutschen Reichspostamtes, der preußischen und württembergischen Staatsbahnen, sowie Mitglieder des Ausstellungscomité's in der Maschinenfabrik zu Oerlikon ein, um der angekündigten Vorprobe beizuwohnen. Den meisten kam es weniger darauf an, das neue System der elektrischen Kraftübertragung in Augenschein zu nehmen, als vielmehr darauf, die zur Prüfung der Betriebssicherheit wünschbaren Versuche sich vorführen zu lassen und von der wirklichen Grundlosigkeit der gegen das Verfahren gehegten Befürchtungen sich zu überzeugen.

Die Anordnung des Hauptexperimentes war folgende. Der Generator, eine kleine Wechselstrom-Dynamo, lieferte, als sie am kräftigsten arbeitete, einen Strom von 11—12 Ampère und 100—110 Volt und verfügte damit über eine Arbeitsfähigkeit von 1—1½ P. S. Dieser Strom wurde in einem ersten Transformator „300fach transformirt", d. h. genöthigt, einen Inductionsstrom mit einer Spannung von 30000 bis 33000 Volt und einer Stromstärke von etwa 0,04 Ampère zu erzeugen. Während ersterer vom Transformator direct zum Generator zurückkehrte, setzte letzterer seinen Weg durch die Leitung fort. Diese bestand aus blankem, 4 mm dickem Kupferdraht, der von hohen, oben mit Oelisolatoren versehenen Holzstangen getragen wurde, und war so angelegt, daß sie Verhältnissen entsprach, wie sie bei einer Uebertragung auf 4 km mit Hin- und Rückleitung des Stromes vorkommen würden. Am Ende dieser Leitung durch die Luft trat der Inductionsstrom in einen zweiten Transformator, um auf die ursprüngliche Stromspannung „zurücktransformirt" zu werden, d. h. er bewirkte hier das Entstehen eines zweiten Inductionsstromes von derselben Spannung, wie sie der erste Strom des Generators hatte, aber natürlich von etwas geringerer Stromstärke. Dieser letzte Strom endlich wurde zur Speisung einer Reihe von Glühlampen verbraucht. Verschiedene Meßapparate, welche in die drei Stromkreise eingeschaltet waren, gestatteten jeden Augenblick, den Verlauf des Uebertragungsprocesses zu controliren.

Der Hauptvortheil des neuen Systems liegt in der Benützung transformirter Ströme und in der Anwendung von Isolationsmethoden, welche den höchsten Spannungen Stand halten. Anstatt, wie früher, einen und denselben Strom vom Generator aus durch die ganze Uebertragungsanlage kreisen zu lassen, werden drei und mehr Ströme in getrennten Strombahnen verwendet; der erste und der letzte Strom besitzen nur mäßig hohe oder selbst niedere Spannungen, die dazwischen liegenden Ströme aber, welche nur in der Leitungsbahn fließen, sind sehr hoch gespannt. Damit ist die Gefahr der hochgespannten Ströme möglichst beseitigt. Da sie nämlich der directen Berührung mit dem Menschen entzogen sind, können sie ihm auch nicht schaden. Für die möglichen Fälle aber, daß durch Zerreißen und Herabfallen der Drähte oder durch Umfallen der Stützen die Ströme in greifbare Nähe gebracht werden könnten, war in dem Versuche durch automatisch wirkende Bleisicherungen der Gefahr vorgebeugt, welche, wie verschiedene Experimente zeigten, zuverlässig wirkten. Die Elektrotechnik verfügt übrigens heute noch über andere Mittel, solcher

gefahrdrohenden Zufälligkeit mit Sicherheit zu begegnen. Absolute Sicherheit ist natürlich hier ebenso wenig wie bei Eisenbahnen und Dampfschiffen zu erreichen. Auch den übrigen Bedenken gegen die hochgespannten Ströme wurde jeder Halt entzogen. Denn der Elektricitätsverlust durch Ausstrahlung in die Luft und durch Hinabrinnen längs der Stützen, sowie durch Ladung und Condensation in den Isolatoren und Transformatoren erwies sich, dank der ausgezeichneten Oelisolation in der Leitung und in den Transformatoren, als kaum merklich. Selbst als man die Drahtleitung, Isolatoren und Stützen mit einem kräftigen Wasserstrahle aus einem Hydranten bestrich, nahm der Elektricitätsverlust nur höchst unbedeutende Werthe an. Die Transformatoren, von denen man gesagt hatte, sie würden solche Spannungen ohne Beschädigung nicht ertragen, halten, wie lange Versuchsreihen Browns, des Directors der Fabrik Oerlikon, überzeugend darthun, Spannungen aus, die noch über 40000 Volt hinausgehen.

Nach allen Seiten hin war der Vorversuch zur vollen Zufriedenheit der Anwesenden verlaufen. Die Regierungen zauderten nun nicht länger, das Unternehmen der Kraftübertragung zwischen Lauffen und Frankfurt in jeder Weise zu unterstützen. Seine Majestät der Deutsche Kaiser geruhte, „in Würdigung der an die Versuche sich knüpfenden nationalwirthschaftlichen Interessen“ eine Beihilfe von 10000 M. aus Reichsmitteln zu bewilligen. Ebensoviel steuerte die Frankfurter Handelskammer bei. Außerdem haben die Post- und Telegraphenverwaltungen ihre Beamten angewiesen, des Unternehmens dort, wo die Leitung die Eisenbahnlinie entlang geführt werden soll, thatkräftig sich anzunehmen und dafür die Telegraphenstangen benützen zu lassen.

Die glücklich gelungene Vorprobe gibt nun allerdings noch keine untrügliche Bürgschaft für das Gelingen des Hauptversuches. Bei diesem sollen ja nicht bloß 1—2 P. S., sondern 300 übertragen werden, und wenn auch die Stromspannung nicht höher, als im Vorversuch geplant ist, so macht doch die 43 mal größere Länge der Strombahn mit 43 mal mehr Isolatoren einen beträchtlichen Unterschied. Dem gegenüber ist nun freilich auch wieder der günstige Umstand zu beachten, daß die beim Hauptversuche zu verwendenden Maschinen eine ganz andere, neue Construction haben, die, wie man behauptet, zum vorliegenden Zwecke viel geeigneter ist. Dynamomaschinen sowohl, wie Transformatoren und Isolatoren werden eine besondere Einrichtung haben und viel kräftiger wirken. Die beiden Unternehmer, die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft“ zu Berlin

und die „Maschinenfabrik Oerlikon", haben sich so in die Aufgabe getheilt, daß letztere mit den Versuchen zur Bewältigung hoher Spannungen sich befaßt, erstere aber die Construction und den Betrieb der zu gebrauchenden Dynamomaschinen und Transformatoren, beide nach einer neuen Erfindung und Ausführung ihres Chef-Elektrikers M. v. Dolivo-Dobrowolsky, übernimmt. Wie der Ausgang sich nun auch gestalten mag, soviel dürfte nach den bis jetzt über diese Kraftübertragung stattgehabten theoretischen Erörterungen und praktischen Versuchen jedenfalls feststehen: wenn der Versuch einer vortheilhaften elektrischen Kraftübertragung in weite Fernen zu Frankfurt nicht gelingen sollte, dann wird sein Gelingen damit nur auf eine spätere, nicht weit abliegende Zeit verschoben. Die neue Epoche beginnt dann nicht heuer, sondern wenige Jahre später.

Falls wir einem in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Briefe aus der Schweiz Glauben schenken dürfen, scheint man dort nur mehr Hoffnungen, nicht aber der Besorgniß über ein etwaiges Mißlingen Raum zu geben. „In allen größeren Ortschaften," so berichtet der Brief unter anderm, „beschäftigt man sich lebhaft mit der Nutzbarmachung der Wasserkräfte zur Erzeugung von Licht und Kraft. Auch sind in der Schweiz mehrere elektrotechnische Geschäfte in größerem Stil in der Gründung begriffen ... Bereits sind deutsche, französische und englische Finanzgruppen eifrigst bemüht, sich durch Kauf und Verträge in den Besitz der bedeutendsten Wasserkräfte zu stellen. Der Kapitalist hat wieder einmal vor allen anderen weit zum voraus begriffen, daß die Anlage seines Geldes in Wasserkräften eine gewinnbringende sei. Die Concurrenz des Wassers mit der Steinkohle wird mit dem vollständigen Sieg des Wassers über die Steinkohle endigen ... Während wir diese Zeilen schreiben, vernehmen wir, daß die Städte St. Immer, Biel, Thun, Bern, Solothurn, Langenthal, Aarau, Baden, Zürich und St. Gallen im Begriff sind, elektrische Kraft- und Lichtstationen zu errichten. Auch in Rheinfelden und Basel sollen großartige Wasserwerke, welche aber internationalen Charakter haben werden, hergestellt werden." Der Brief verräth durch seinen schwungvollen Stil freilich die lebhafte Phantasie des Verfassers, und diese mag ihn auch zu Uebertreibungen verleitet haben. Trotzdem hat er richtig gesehen, wenn er dem Probleme der Kraftübertragung eine sehr hohe Bedeutung für die wasserreichen Gebirgsgegenden und die mit Geld versehenen Kapitalisten erblickt.

Letzterer Umstand ertheilt diesem neuen Fortschritt in der Technik nach unserem Dafürhalten einen weniger angenehmen Beigeschmack. Es ist

nicht zu bezweifeln, daß die Geldmänner, die ihr Geld in großen elektrischen Unternehmungen anlegen, in erster Linie den greifbaren Vortheil an dem erhofften national-wirthschaftlichen Aufschwung vorwegnehmen werden. Wissenschaft und Kunst stehen auch in diesem Falle weit mehr in ihrem schnöden Solde, als in demjenigen des wahren national-wirthschaftlichen Gemeinwohles. Die Elektrotechniker haben zwar seit Jahren schon wiederholt behauptet, ihre Wissenschaft und Kunst habe den edlen Beruf, die Kluft zwischen Großindustrie und Kleingewerbe zu überbrücken, den Erwerb der einzeln stehenden Arbeiter zu heben, indem sie ihnen wohlfeilen Maschinenbetrieb im kleinen für alle ihre Verrichtungen ermöglichen und so die Handarbeit concurrenzfähig mit der Fabrikarbeit machen. Kein geringerer als W. v. Siemens hat schon 1886 auf der Naturforscherversammlung diesem Gedanken in beredten Worten Ausdruck verliehen und den großen Satz ausgesprochen: „Nicht eine Menge großer Fabriken in den Händen reicher Kapitalisten, in denen ‚Sklaven der Arbeit‘ ihr kärgliches Dasein fristen, ist das Endziel der Entwicklung der Naturwissenschaften, sondern die Rückkehr zur Einzelarbeit oder, wo es die Natur der Dinge verlangt, der Betrieb gemeinsamer Arbeitsstätten durch Arbeiterassociationen, die erst durch die allgemeinere Verbreitung von Kenntniß und Bildung und durch die Möglichkeit billiger Kapitalsbeschaffung eine gesunde Grundlage erhalten werden." Man lasse sich jedoch nicht täuschen, der einzelne Arbeiter wird unseres Erachtens auch durch die Elektricität nicht concurrenzfähig mit dem Fabrikbetrieb gemacht werden. Sollen die einzelnen Handwerker aber erst durch Association zum gemeinsamen Arbeiten sich im Sinne Siemens' verbinden, so wird eben auch der Betrieb des Kleingewerbes leicht zum Fabrikbetrieb unter den Fittichen des Kapitals. Die äußere Form wird dann eine andere, das innere Wesen bleibt so ziemlich dasselbe.

L. Dressel S. J.

Zwei neue christologische Gedichte [1].

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß die katholische Dichtung trotz allem nebenherlaufenden Dilettantismus doch unverkennbar in ihren besseren Vertretern immer mehr in aufsteigender Linie sich fortbewegt. Einen schlagenden Beweis für diese Thatsache hat auch das verflossene Jahr wieder dadurch geliefert, daß es uns nicht weniger als drei hochbedeutsame religiöse Dichtungen brachte, von denen wir bereits die eine besprochen haben (Bd. XL. S. 355 ff.), bevor uns die heute vorliegenden zwei letzteren bekannt waren. Wie E. Ringseis' „Lied der Königin" im Grunde genommen ein hohes Lied auf den Heiland ist, so auch Ferd. Ludwigs' „Triumphzug Christi" und Franz Ludorffs „Der Heiland". Und dennoch welche Verschiedenheit der Auffassung und Durchführung! In allen dreien nichts Hergebrachtes, Alltägliches, Liebhabermäßiges, sondern echte Kunst, ausgesprochene Eigenart und achtunggebietende Größe, alle drei werth der Beachtung des weitesten und besten Publikums.

Ferd. Ludwigs ist längst in weiteren Kreisen als ein wirklicher Dichter mit Ehren genannt; seine Dramen Eustachius, Die heilige Lanze, Esther und Clodewig haben wiederholte und stets freudig aufgenommene Aufführungen auf Liebhaber- und Vereinsbühnen gefunden.

Diesmal verläßt er das dramatische Gebiet und begibt sich auf das episch-lyrische oder schildernd-lehrende, indem er sich zum berufenen dichterischen Commentator von Führichs berühmten Blättern „Der Triumph Christi" macht. Was der Maler in seinen Einzelfiguren von Eva bis Fra Angelico mit kühnem Stift gezeichnet, das erklärt uns Ludwigs in hochtönendem Lied, und keiner, der die Zeichnungen des Meisters genießen will, sollte versäumen, sie in Gesellschaft dieses poetischen Führers zu betrachten. Die Anlehnung des Dichters an den Künstler ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob das Gedicht nicht in sich abgeschlossen und selbständig wäre. Auch wer Führichs Compositionen niemals gesehen, wird ungeschmälert sein im Genuß der Dichtung.

Auch insofern ist Ludwigs selbständig, als er im zweiten Theil, der nachchristlichen Welt, sich nicht so sehr an die Auswahl des Malers bindet, daß er nicht andere und mehr Gestalten einfügt und neben und vor der Kunst auch die Wissenschaft zu ihrem Recht kommen läßt.

„Große Schuld und große Sühne, Todesstarre und Belebung,
Jäher Sturz in grause Tiefe, Und vom Falle die Erhebung:

Das ist Menschenloos geworden An dem schweren Schicksalstage,
Wo der Erde Jubelhymnus Sich verkehrt' in Trauerklage.

[1] I. Der Triumphzug Christi. Dichtung von Ferd. Ludwigs. 128 S. 16⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.60. — II. Der Heiland. Epos in 17 Gesängen von Franz Ludorff. VIII u. 196 S. 8⁰. Münster i. W., Selbstverlag des Verfassers, 1890. Preis *M.* 3.

Wo der Retter ward verkündet, Daß er allen Bannfluch breche,
Daß er allen Tod belebe Und das Wort des Friedens spreche.

Des erhabenen Triumphes Dankesfreudig zu gedenken,
Und des Herzens tiefste Inbrunst Dem Erlöser voll zu schenken:

Das ist Absicht dieser Blätter. Mag auf sie ein Schimmer fallen
Von dem Licht der Siegesstrahlen, Die den Herrlichen umwallen."

Die prosaische Wendung „das ist Absicht dieser Blätter" ist vielleicht der einzige Ausdruck, den die Kritik als störend verwerfen muß; alles übrige ist von einer Sorgfalt und Geschmacksreinheit der Ausführung, daß Ludwigs unbedingt als Muster einer gefeilten, ciselirten Sprache zu empfehlen ist. Bei welchem Meister er selbst in die Schule gegangen, werden die wenigen von uns mitzutheilenden Proben dem Kundigen sofort darthun.

Die Dichtung wird eröffnet von einem Vorspiel: die Schöpfung der Engel, ihre Versuchung durch Offenbarung des Geheimnisses der Menschwerdung und der Sturz Lucifers und der Seinen. Nun folgt die Erdenzeit! „Vom Himmel zum Himmel". Den Reigen eröffnen „Die Stammeltern", ihr Glück und ihr Fall, aber auch die Verheißung des Erlösers:

„Die zuerst die Fessel trugen, Tiefgeknechtet von dem Wahne,
Wandeln als die Erstbefreiten Vor des Triumphators Fahne."

Es folgen „Abel", „Noe", „Abraham", „Melchisedech", „Isaak", „Jakob", „Joseph", „Moses", „Aaron", „Josua", „Gedeon", „Samson", „David", ganz wie bei Führich, nur im Charakterbild ausführend, was des Künstlers Linien andeuten. Nunmehr erscheinen „Die Propheten", wobei es uns auffällt, daß Ludwigs sich nicht angetrieben fühlte, gerade für diese Gruppe mit dem Meisterstift Führichs zu wetteifern und wenigstens die vier „größeren Propheten" in Einzelbildern zu behandeln. Wie charakteristisch sind gerade diese vier Gestalten von dem Maler wiedergegeben: Isaias, der ungestüme Mahner an die Zukunft, mit dem scharfgeschnittenen Profil und dem erhobenen Blick; Jeremias, der Klagesänger mit dem gesenkten, gramdurchfurchten Antlitz, auf den Schultern das Joch der Knechtschaft; Daniel, der ganz johanneisch, mit freudiger Zuversicht in die absehbare Zukunft schauende, und endlich Ezechiel mit dem unbeugsamen Ernst und dem fliegenden Haar! — Wahrlich, wer diese Gestalten einmal gesehen, wird sie nie mehr vergessen. Herrlich ist dagegen dem Dichter wieder das folgende Stück „Die Sibyllen" gelungen.

„... An der gelben Tiber Strande, Ueberwacht von seinen [Satans] Flügeln,
Liegt des grimmen Fürsten Buhle, Angelehnt an sieben Hügeln;

Ueppigkeit auf heißen Lippen, Kalten Stolz im eh'rnen Muthe,
In dem Haare duft'ge Salben, Und das Kleid getränkt vom Blute.

Und soweit der Erdkreis reichet, Ueberblickt sie ihre Knechte,
Und soweit die Blicke tragen, Unterdrückt sie Menschenrechte.

Menschenrechte! O wer schützt euch, Kennt euch noch im wüsten Babel!
Alles Götter, keine Götter. Recht und Glauben ward zur Fabel.

Welch Versinken in die Knechtschaft, Mit der Thorheit welch ein Buhlen,
Welch ein Blenden mit dem Wahne, Und im Laster welch ein Suhlen!

Wohl gab's Lehrer in der Weisheit, Meister in dem Reich des Schönen;
Doch die Weisen und die Meister Stillten nicht der Erde Stöhnen.

Keiner fand der Wahrheit Fackel, Um der Lüge Nacht zu lichten,
Keiner fand den Stuhl der Freiheit, Um die Knechtschaft drauf zu richten.

Nein, kein Sterblicher kann retten; Dennoch muß, wer rettet, sterben;
Nur ein Gott kann Freiheit bringen; Dennoch muß ein Mensch drum werben.

Um die Menschheit zu erlösen, Muß sich Erd' und Himmel einen;
Nur der Gottmensch kann die Thräne Endlos reicher Buße weinen..." (58 ff.)

Die nächste Nummer, „Die Erwartung", führt uns in die Vorhölle zu den Vätern, und hier ist es denn auch, wo der Dichter die Propheten David, Isaias und Daniel redend einführt. „Die Erscheinung" enthält die Berufung der heiligen Dreikönige:

„... Doch am hoh'n Gedächtnißtage, Wo vom dunklen Heidenthume
Die drei schönsten Blüthen prangten Vor der holden Jesse-Blume,

Wo sich Sem mit Cham und Japhet Unterm Wunderstern verbündet,
Wo in Weihrauch, Gold und Myrrhe Sich der Weisheit Tiefe kündet,

Da erhebt die Königshymne Sich ins Reich des ew'gen Klanges,
Und aus Millionen Herzen Flammt die Glut des Psalmgesanges:

Gott, so übergib dem König Dein Gericht und deine Rechte;
Setz den Königssohn zum Schiedsherrn Ueber Völker, über Mächte.

Frieden ruhe auf den Bergen Und Gerechtigkeit auf Hügeln;
Denn er wird die Armen retten Und des Fälschers Arglist zügeln..." u. s. w.

eine trefflich gelungene Wiedergabe des Ps. 71.

Es folgen „Die Hirten" (wie bei Führich, wo ebenfalls die drei Weisen vorgehen), „Der hl. Joseph", „Der Vorläufer", „Die bethlehemitischen Knäblein" und dann „Der Triumphator" auf seinem Wagen. Zugleich mit Christus hat bekanntlich der Meister auch in gehörigem Abstand die Gottesmutter als „Omnipotentia supplex" auf dem Wagen dargestellt. Ihm folgt der Dichter in einer außerordentlich glücklichen Weise, indem er den Nachdruck gerade auf die Fürbittkraft der Mittlerin legt und in ganz vorzüglicher Weise die Geheimnisse des Rosenkranzes einflicht:

„Wohl, so bete denn, o Mutter! Laß uns Trost und Gnad erlangen
Bei dem Herrn, den du, o Jungfrau, Von dem Heil'gen Geist empfangen.

Auf dem Bergpfad dieses Lebens, Wo die Kräfte oft versagen,
Hilf durch Ihn, den du, o Jungfrau, Zu Elisabeth getragen..." u. s. w.

Natürlich konnte der Dichter die allegorische Darstellung der Evangelisten und Kirchenväter am Wagen nicht brauchen, und er geht sofort auf „Die Apostel" über, denen sich dann gruppenweise anschließen „Die Heiligen", „Die Martyrer" („Sanct Bonifatius" hat eine eigene Nummer), „Die Jung-

frauen", „Die Frauen" („Sanct Elisabeth" ist eigens behandelt), „Büßerinnen", „Die Eremiten", „Die Orden", „Die Fürsten". Endlich „Die christliche Wissenschaft" — ein Stück, in dem besonders die Personificirung der falschen Wissenschaft und ihres schließlichen Anlangens beim Nirwana sehr glücklich geschildert ist — und „Die christliche Kunst". Der „Schluß" eröffnet nach einer kurzen Darstellung der Kirche den Ausblick auf den endlichen ewigen Triumph.

„Und der große Kreuzessieger Ziehet mit den Millionen,
Die gleich ihm am Kreuz gerungen, Auf zu ew'gen Herrscherthronen. . .
Alleluja seinem Siege! Hosianna seinem Namen;
Selig alle, die da ziehen Im Triumphe Christi! Amen." —

Wenn wir die Dichtung F. Ludwigs' verlassen, um jene Fr. Ludorffs zu betrachten, so bemächtigt sich unser einigermaßen das Gefühl, als träten wir an einem frischen Sommermorgen aus einem wohlgepflegten, duftigen Rosengarten in einen Hochwald mit himmelanstrebenden Baumsäulen und grünem Kronengewölbe, in dem jener große geheimnißvolle Hauch der Einsamkeit und des Friedens weht, wo es aber zwischen den schlanken Stämmen auch nicht an niederem Buschwerk und Gestrüppe fehlt. Da ist der Weg nicht so leicht, sind die Ausblicke nicht so anmuthig wie im Rosengarten — aber Wald bleibt Wald, und es kommen Zeiten und Stunden, wo man ihn selbst dem üppigsten Rosengarten vorzieht.

Lassen wir zuerst dem Dichter das Wort, wie er es für nöthig hält, dasselbe in einer „Vorrede" zu ergreifen. „Die Erlösung des Menschengeschlechtes aus tiefem Fall in ihren ewigen Wurzeln, ihrer Vollführung in der Zeit und in ihren Früchten zu feiern, ist der Zweck des vorliegenden Epos; dasselbe ist, nach so vielen früheren und theilweise erfolglosen, ein weiterer Versuch, die drei möglichen Betrachtungsweisen des erhabenen Gegenstandes, nämlich die biblisch-geschichtliche, die subjective, die die Wiedergeburt und Heiligung der einzelnen Seele behandelt, und die transcendente, welche die Erlösung von überirdischen Sphären aus und in denselben wie in einem Spiegel anschaut, umfassend in einem Rahmen zu vereinigen.

„Das Gedicht erstrebt die Lösung dieser Aufgabe in eigenartiger Weise. Ein Wanderer aus fernen Landen, ein anderer Faust, wird auf seinen Fahrten durch den Drang der Zeiten nach Osten geführt und erzählt in der ersten Person, wie er als Zeuge der letzten Schicksale Jesu von Nazareth unter dem Kreuze zur Erkenntniß der Heilswahrheit und in den Hafen des Glücks und der Ruhe geführt worden ist. Den Anstoß zu einer solchen Behandlung gab die biblische Gestalt des Hauptmanns, der da ruft: ‚Dieser ist fürwahr ein Gerechter, ist Gottes Sohn!' Des Pilgers Bericht, welcher so manche geistigen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers einschließt, bedeutet selbstredend nur eine dichterische Hülle für das Ringen des Menschengeistes aus der Nacht des Zweifels an das Licht der Offenbarung. Ist somit das ganze Epos nur eine einzige fortgesetzte Allegorie, so wird dem aufmerksamen Leser überall, besonders aber im zehnten, elften und zwölften Gesang, ein unter Bildern verborgener Sinn entgegentreten; die tiefen Beziehungen des heiligen

Geheimnisses sind zu mannigfach, als daß dieselben ausführlich und erschöpfend in Worten erzählt werden könnten.

„Aus dem über die Anlage des Werkes Gesagten geht schon hervor, daß zum Unterschiede von anderen, ähnlichen, in ihm der Begründung der christlichen Lehre von der Erlösung der Vorrang gebührt. Der Streit über die wahre Natur Christi ist im Grunde der einzige, welcher die Welt bewegt. Wofür halten wir Jesus von Nazareth? Je nach der Beantwortung dieser Frage richtet sich unser Urtheil auf weiten Gebieten. Alle Interessen, welche die Zeit aufwühlen, alle wichtigen socialen und wissenschaftlichen Probleme, Erziehung und Unterricht, die Führung des Einzellebens und des Lebens der Völker, sie hängen auf das innigste mit der herrschenden Anschauung von dem Wesen des Mannes zusammen, in welchem der Christ den Sohn Gottes anbetet. Meine Beweise sind ausschließlich inductiv und Pope's treffendem Wort ‚des Menschen wahres Studium ist der Mensch‘ entsprechend, nur auf psychologischer Grundlage aufgebaut, unter Zuhilfenahme einiger Prophezeiungen, welche von nüchternen Forschern, auch jüdischen, als messianisch anerkannt sind . . . Großentheils unter Anleitung des erhabenen Lehrers Augustinus [schließe ich hier] von den unvereinbaren Widersprüchen der Seele, ihren Höhen und Tiefen, auf einen Fall und die Sünde als eine finstere, Gott widerstrebende Macht; von der Sünde aber auf die Erlösungsbedürftigkeit und geschichtliche Erlösung des Menschengeschlechts.

„Der fünfte, sechste, siebente, achte und neunte Gesang sind in den Bericht der Hauptperson eingeschoben. Dieselben sind lediglich bestimmt, die epische Handlung weiterzuführen und das durch Folgerung und Speculation zu Ermittelnde an lebenswahr gezeichneten Charakteren darzustellen; ihr Inhalt hat auf die schließliche Bekehrung des Erzählers nicht den geringsten Einfluß. Zu Nebenpersonen habe ich, soweit angänglich, Helden aus den bekannteren Sagen, welche eine tiefe, allgemein wahre Bedeutung besitzen, gewählt und auf diese Weise das Kreuz in die richtige Stellung zu denselben, d. h. in ihren Mittelpunkt gerückt. Im übrigen lasse man der Dichtung ihr Recht.

„Besondere Sorgfalt hat gewaltet, daß auch der minder Gebildete der Entwicklung des Epos ohne große Mühe folgen und sich seinen Inhalt zu eigen machen könne. Der Kenner aber wird schon bei oberflächlicher Prüfung ahnen, welche Menge philosophischen, biblischen und geschichtlichen Stoffes in jedem Gesang, ja fast auf jeder Seite des Buches verarbeitet worden ist."

Dies die prosaische Vorrede des Gedichtes. Man wird zugeben, daß niemand berufener ist, über seine Absichten und Ziele Rechenschaft zu geben, als der Verfasser selbst. Ehre ihm vor allem, daß er sich so ernstlich über die Natur seiner Aufgabe und den Weg zu ihrer Lösung klar zu werden suchte. Sehen wir uns sein Programm, wenn auch in etwas freierer Folge, näher an.

Es ist dem Dichter darin beizupflichten, daß man auf dem althergebrachten, objectiv epischen Wege mit der Geschichte des Messias kaum zu einem befriedigenden Ziele gelangen kann. Der Stoff ist zu übergewaltig, und zwar nicht bloß nach der übernatürlichen, sondern sogar nach der bloß sinnlichen Seite hin.

Die Muse, welche nur singt, was sie sieht und hört und was allenfalls von den handelnden Personen gefühlt wird, ist bald mit ihren natürlichsten, kräftigsten Mitteln der Darstellung zu Ende; sie muß zur Allegorie, zu Visionen und anderen Aushilfskünsten greifen, wobei dann der lähmende Rückschlag auf den Leser nicht lange ausbleibt. Andererseits liegt die Gefahr nahe, aus Furcht, nur das Allerbekannteste in der bekannten evangelischen Form zu geben, nur in realistisch-phantastischer Ausmalerei des gegebenen Motivs sich zu gefallen, worunter dann sehr leicht die Würde der Personen und die Weihe der jeweiligen Geheimnisse zu leiden haben. Auch nach Klopstock und nach F. W. Helle's Jesus Messias ist die rein epische Messiade noch eine ungelöste Aufgabe.

Der Verfasser des vorliegenden neuen Versuchs meint nun, man könne die Erlösung des Menschengeschlechtes in drei Weisen betrachten: in biblisch-geschichtlicher, in subjectiver und in transcendenter. Wir glauben, diese Eintheilung ist nicht genau. Es wäre zu sagen: man könne die Erlösung vom geschichtlichen — vom dogmatischen und vom moralischen oder mystischen Standpunkt betrachten, und zwar von jedem Standpunkte aus in objectiv berichtender oder in subjectiv empfindender Weise. Wir würden nach dieser Eintheilung aus der Erlösungsdarstellung bald ein Epos, bald ein Lehrgedicht, bald eine Rhapsodie machen. Streng genommen schlägt der Verfasser keinen dieser drei Wege im gewöhnlichen Sinne ein, und das ist sein Glück. Er zeigt uns die Erlösungsgeschichte nicht in sich und ihrem äußern Verlauf ihrer selbst wegen, sondern läßt sie uns in ihrem Spiegelbild in der Seele eines uns unbekannten interessanten Menschen schauen und zwar nur insofern, als sie für diesen Menschen wichtig und entscheidend ist. Damit hört freilich die Erlösungsgeschichte an sich auf der eigentliche poetische Gegenstand des Gedichtes zu sein; als solcher ist lediglich die Charakterentwicklung und Erlösung des betreffenden Menschen zu betrachten. Hat sich der Dichter von dieser Verschiebung des Gegenstandes hinreichend Rechenschaft gegeben? Wir zweifeln daran. „Der fünfte, sechste, siebente, achte und neunte Gesang sind in den Bericht der Hauptperson eingeschoben", sagt er selbst. Diese fünf Gesänge, also nahezu ein Drittel des Gedichtes, enthalten die Geheimnisse der Passion bis zur Verurtheilung Jesu, „ihr Inhalt hat auf die schließliche Bekehrung des Erzählers nicht den geringsten Einfluß." Liegt in diesem Satze aber nicht das kritische Urtheil über diese fünf Gesänge? Als Episode sind sie zu umfangreich, und der Dichter will sie auch gewiß nicht als solche betrachtet wissen; in seinen epischen Faden aber reihen sie sich nicht ein, also sind sie künstlerisch unzulässig und müßten fortfallen. Das aber verbietet wieder der Zweck des Dichters, dem es thatsächlich doch um die im großen und ganzen vollständige Darstellung der Passion zu thun ist, wenn er diesen Zweck auch durch seine dichterische Fiction zu erreichen sucht.

Hier hätte nur eine bessere Fassung der poetischen Fabel helfen können: der Held mußte auch den in diesen fünf Gesängen vorgeführten Scenen beiwohnen, oder sie sich zur Noth von andern erzählen lassen, sich jedenfalls in irgend einer Weise ihrem Einfluß aussetzen. In der jetzigen Anordnung tritt

eine Art Doppelgegenstand der Dichtung störend zu Tage: die Entwicklung des Helden durch die Passion und die Entwicklung der Passion als eines selbständigen Hauptgegenstandes. Nur so ist auch zu erklären, wie Nebenfiguren, die mit dem Helden nichts zu thun haben, die niemals oder kaum mit ihm in Verbindung kommen, so eingehend behandelt werden. Wir sehen von Ahasver und dem hohen Rathe, ja sogar von Pilatus ab, und greifen nur den Hauptmann Longinus, die beiden Schächer, Simon von Cyrene und besonders Judas heraus. Was würde die Kritik von einem Ichroman — ein Ichepos ist ja das vorliegende Gedicht seinem Wesen und seiner Form nach — sagen, der fünf von seinen siebzehn Kapiteln dazu benutzte, nicht im Namen des erzählenden Helden, sondern des herausgebenden Dichters, uns weitläufig die Schicksale von Personen zu erzählen, die mit dem Hauptthelden nichts zu thun haben? Selbst in einem wissenschaftlichen einheitlichen Werk gehörte so etwas in die Fußnote oder in den Anhang. Wir wiederholen noch einmal: Alles das gehört ja zur Passionsgeschichte, aber diese ist nicht der poetische Gegenstand des Gedichtes. Es mußte eine Vermittlung zwischen diesem poetischen und dem praktischen materiellen Stoff des Epos gefunden werden, was übrigens, wie uns scheinen möchte, nicht so schwer wäre, wenn nur der Dichter sich die nöthige Zeit gegönnt hätte.

Wie Fr. Ludorff sein ganzes Epos nur eine einzige fortgesetzte Allegorie nennen kann, ist uns unerfindlich. Nehmen wir den poetischen Hauptgegenstand, die Bekehrung eines auf den damaligen wissenschaftlichen Höhen oder Tiefen stehenden, an sich und Gott verzweifelnden, nach Frieden und Wahrheit lechzenden Menschen durch die sich vor seinen Augen abwickelnde Passion, so ist das höchstens eine typische Thatsache, aber nur in sehr uneigentlichem Sinne eine Allegorie. Selbst die Gesänge aus der „Unterwelt" sind ebenso wenig als ihr Vorbild, Dante's Inferno, Allegorie im gewöhnlichen Sinne. Der Dichter will uns durch seine Gebilde nur das klar machen, was er ausdrücklich sagt, seine Figuren sind Personificationen, wenn man will, aber jede Personification vertritt die ihr klar zugewiesene Idee; vollends im Kreise „der Denker", wo uns die alten Philosophen der Reihe nach ihre Systeme darlegen. Was wir übrigens bemängeln, ist die Benennung, nicht die Sache; eben weil das Gedicht mehr typisch als allegorisch angelegt ist, hat es Recht auf Beachtung und Beifall, während es andererseits einen, vom Dichter nicht beabsichtigten Nebensinn hat, wenn man die Passion des Herrn allegorisch nennen wollte.

Sehr Recht hat der Dichter, wenn er seinen Stoff durchaus modern auffaßt, indem er sich mitten hineinstellt in das Kampfgewoge um die Person Jesu. Wenn auch nicht gerade alle Fragen des modernen Lebens durch die Lehre von der Gottheit Jesu Christi entschieden sind, so muß doch zugestanden werden, daß der Kampf der Geister sich immer radikaler gestaltet und bereits zu dieser Grundfrage vorgebrungen — ja sie mannigfach schon überholt hat. Aber auf welchem Standpunkt steht der Dichter bei Beantwortung seiner Frage? Eigentlich auf einem doppelten: dem dogmatischen und dem psychologischen. Er will einerseits die Weissagungen des alten Bundes als erfüllt

darlegen — andererseits die offenbare, von allen Menschen empfundene Erlösungsbedürftigkeit als durch den Heiland und sein Werk befriedigt darthun. Ist dieser doppelte Standpunkt in der dichterischen Grundidee des Epos begründet? Wir zweifeln. Diese Grundidee — das vergißt der Dichter im Verlauf seines Werkes zu leicht — besteht in der Einwirkung der geschauten oder gehörten Erlösungsthatsachen auf ein die damalige Heidenwelt repräsentirendes Individuum. Nichts ist daher berechtigter als der zweite, rein psychologische Standpunkt: der Schluß von der Erlösungsbedürftigkeit auf die Natur der Erlösung. Weniger angebracht dagegen ist der erste, der dogmatische, wenigstens insofern die jüdische Prophetie in Betracht kommt. Diese konnte für den eben in Jerusalem angekommenen Heiden nicht das sein, wozu der Dichter sie machen möchte. Sollte auch der dogmatische Standpunkt zur Geltung kommen, so wäre eher das Wunder als Beweis beizubringen gewesen, da dieses ja auch in erster Linie den Heiden gegeben war. Dichterisch ist der psychologisch-moralische Standpunkt der glücklichste, und von ihm aus hat denn auch der Verfasser in mannigfachster Weise die Rundblicke in die Geschichte der Völker und Zeiten geworfen und die Frucht dieser Umschau für seine Arbeit verwerthet. Das psychologisch-moralische Element ist der festeste Kern dieses Gedichtes, um den alles andere sich ansetzt, und der noch deutlicher hervortreten würde ohne die angedeutete dogmatische Zuthat. Man verstehe uns wohl: wir wollen keine Messiade ohne Dogmatik, das wäre wirklich eine tolle Forderung; aber wir wünschen, daß der dogmatische Unterbau, der alles stützen muß, sich dem einheitlichen Plan des Dichtwerkes anpasse und nicht über die Fundamente hinausrage. Kommen wir zum Schluß:

Der Dichter war mit der Auffassung seines Themas von der polemisch-apologetischen Seite ebensowohl auf dem richtigen Weg als mit der subjectiv-objectiven Art, wie er dieses Thema zum dichterischen Austrag bringen wollte.

Christus, der längstersehnte, durch die Tiefe des Elends so nöthig gewordene Erlöser des ganzen durch die Sünde bis in die letzten Fasern verrotteten Menschengeschlechtes, die Quelle der verlorenen Wahrheit, der Grund der verlorenen Hoffnung, der Lehrmeister der verlorenen Liebe, der Spender neuen Lebens und neuer Kraft und alles dieses durch seinen freigewollten Tod: mußte Gott sein, als welchen er sich ausgab und durch tägliche Wunder erwies. Das ist die These. Eingekleidet wird dieselbe in die Erlebnisse eines einzelnen aus diesem großen unglücklichen Geschlechte, eines Heiden und Philosophen, der auf seiner Suche nach Erlösung alle Lehrer befragt, alle Systeme durchforscht, alle Länder und Völker durchwandert hat und nun in Jerusalem einen letzten verzweifelten Versuch bei den römisch-orientalischen Mysterien der großen Göttin im Palmenhain bei Bethanien machen will. Er trifft in Jerusalem gerade am Palmsonntag ein und hat so Gelegenheit, der ersten Scene des letzten Actes des großen Schauspiels beizuwohnen, das wir das Erdenleben des Gottmenschen nennen. Die Mysterien der Unterwelt und die Geheimnisse der Oberwelt wirken nun zusammen auf das arme gehetzte und verzweifelte Herz, und zwar nach derselben Richtung; die einen zeigen ihm erfüllt, was die anderen als nothwendig verlangen. Der Sucher findet die Wahrheit, die

Hoffnung und die Liebe. Er ruft unter dem Kreuz mit dem Hauptmann: Wahrlich, dieser Mensch war Gottessohn und der ersehnte Erlöser!

Man wird gestehen, daß eine glückliche Lösung der so gestellten interessanten Aufgabe ein Meisterwerk ersten Ranges hätte werden können und müssen. Leider hat, wie wir zeigten, der Dichter den einmal gewählten Standpunkt nicht klar und entschieden festgehalten; er hat vergessen, daß er von vorneherein sich vorgenommen, alles nur durch die Augen und im Gemüthe seines Helden zu schauen und darzustellen. Es war ja gewiß wünschenswerth und nothwendig, uns die Passion möglichst vollständig vorzuführen; daraus folgt aber nur, daß der Dichter von Anfang an in seinem Plan alles so anlegen mußte, um möglichst viel Scenen des Leidens in seine poetische Fabel aufnehmen zu können. Das wäre, wie wir bereits sagten, nicht schwer gewesen, wenn er seinen Helden etwas mehr individualisirt hätte, wenn etwa z. B. der Hauptmann Longinus dieser Held gewesen wäre.

Mit dem etwas Schwankenden, Unbestimmten in der ganzen Composition hängt enge zusammen ein anderer allgemeiner Fehler des Gedichtes, wie es vorliegt und den wir am kürzesten ausdrücken, wenn wir sagen: die Darstellungsweise hat nicht das gewünschte Relief. Der beste, bezeichnendste Ausdruck für diesen innern Mangel ist das Fehlen eines jeglichen Alinea's in den einzelnen Gesängen; da geht alles in einem Athem weiter von Anfang bis zu Ende. Man wird sagen, das ist eine reine Aeußerlichkeit, der ein geschickter Setzer im Druck hätte abhelfen können. Das glauben wir nicht, die „Aeußerlichkeit" ist eine natürliche Folge des innern Mangels an Disposition und Gruppirung, kurz am Relief des Gedankens selbst. Der Dichter schaut mehr klar als übersichtlich, mehr das Einzelne in sich als im Zusammenhang. Das Lesen wird dadurch erschwert, das Verständniß nicht erleichtert, der genußreiche Ueberblick unmöglich gemacht.

So wird man z. B. nicht behaupten wollen, daß die Anlage der Unterwelt mit ihren Ringen und Uebergängen sehr klar und übersichtlich sei. Es heißt beispielsweise S. 49:

„. . . Bevölkern diese Fläche in drei Ringen,
Die Schatten, die nicht Leidenschaft benagt. . ."

S. 50:

„Doch bringt dein Fuß noch tiefer in den Rachen. . "

oder:

„Durch diesen Kelch des Elends eben floß. . ."

„. . . Sah ich des Abgrunds ungeheure Schlange" 2c.

Hier herrscht also völlige Unklarheit, ob die Unterwelt eine Fläche oder ein Thal ist. Aber auch wo bei genauerem Studium Sicherheit zu erlangen ist, springt die Gestaltung nicht genug ins Auge, man muß sie sich selbst herstellen.

Besser als Lokalitäten und Vorgänge ist dem Dichter die Charakteristik der Personen geglückt. Ganz hervorragend gilt das unserer Ansicht nach von Pilatus, dessen Gastmahl überhaupt eine der besten Partien des Gedichtes ist.

Von der andern Seite ist aber der Dichter in seinem Streben, auch die Nebenpersonen interessant zu machen, unserer Ansicht nach zu weit gegangen. Der Hauptmann Longinus, die hl. Magdalena und die beiden Schächer sind nichts weniger als die Helden eines einheitlichen Nebenromans. Magdalena ist die Tochter eines britannischen Häuptlings; sie wurde als Mädchen von einem jungen Druiden in die Geheimnisse der Natur eingeführt. Ein Sohn der Berge, ebenfalls Schüler der Druiden, lernte sie kennen und lieben. Schon war Magdalena und ihr Mägdlein mit dem Spinnen der Brautkleider beschäftigt, als eines Tages der Wikinger Skopa im Hause ihres Vaters einkehrte und die Jungfrau raubte. Als sie sein Weib nicht werden wollte, verkaufte er sie auf einem syrischen Markt als Sklavin. So kam sie nach Jerusalem. Der junge schottische Bräutigam ist bei der Nachricht des Raubes starr vor Schmerz; dann aber tritt in seinem Herzen ein tödlicher Haß gegen den Mädchenräuber zu Tage, und in der Hoffnung, diesem einmal zu begegnen, tritt er in den Dienst Caesars, in welchem er sich auszeichnet und als Hauptmann der Quaden nach Palästina geschickt wird. Er war es, der die Schächer, die keine anderen sind als Skopa und ein von ihm verführter jüngerer Seeräuber, zum Tode führen sollte. Unter dem Kreuz erkennen sie sich wieder; Skopa bekehrt sich, er redet den Hauptmann an und verräth ihm, daß Magdalena ebenfalls unter dem Kreuz gegenwärtig ist:

„‚Hauptmann . . .
Du bist gerächt. Erfülle drum die Bitte
Und kehre dich zu jener Jungfrau um,
Die blondes Haar umwallt. . .‘ Da stand der Hauptmann,
Da stand die Sklavin, wie erstarrt und stumm.
‚Herr,‘ sprach der Schächer, sich zum Heiland wendend,
‚Gedenke meiner, kommst du in dein Reich!‘
‚Noch heut' bist du bei mir im Paradiese,‘
Die Antwort ward ihm liebevoll und weich.
Nochmals der Heiland hob die schweren Lider,
Es lächelte sein schmerzverzog'ner Mund,
Und segnend auf das Paar er blickte nieder,
Das sich umschloß zum heil'gen Ehebund. . .“ (188 f.)

Das ist denn doch des Ungeschmacks ein allzugroßes Uebermaß, meinen wir, und mancher, der den Dichter nur aus diesem einen Zuge kennte, würde entschieden an dessen Befähigung zur Behandlung einer Messiade zweifeln. Wir fügen deshalb ausdrücklich bei, daß eine solche Tactlosigkeit glücklicherweise in dem Gedicht ganz vereinzelt dasteht. Sehr glücklich dagegen ist dem Dichter das Hineinverweben der Gralsage in die Geschichte des Hauptmanns gelungen; daher auch das Hervortreten des Nicodemus, der überhaupt in seiner Zweifelsucht eine glückliche Nebenperson abgibt. Ob ihn aber der Dichter nicht doch etwas zu schwarz zeichnet?

Eine andere Nebenfigur ist Ahasverus, der ebenfalls von der hergebrachten Legende abweichend als eine Art Patriarch und einflußreicher Seher behandelt wird und durch seine Macht und Rathschläge viel zum Tode des Heilandes beiträgt.

„. . . Weil eine Jungfrau,
Die einen Greisen führt, vorübergeht.
Und jener Greis, es ist Ahasverus.
Ist blöd sein Aug', strahlt seines Geistes Licht.
Schau ihn mit Ehrfurcht an, denn in ihm lebet
Des Judenvolkes fleischgeword'ner Stolz.
Ein Held der letzten Machabäertage,
Ist er ein grünes Reis am alten Holz.
Ob ihm kein Sohn blüht, nur die Knospe Juda.
‚Harrt aus,' ruft er, ‚der Zeiten Fülle naht!
Harrt aus, der Morgen tagt, ich fühl's am Wehen
Des Geistes, der im Dunkel Wahres sagt,
Und einen Blinden läßt am klarsten sehen!'"

Daß die Hoffnung Ahasvers politischer Natur ist, brauchen wir wohl nicht beizufügen. Zum „ewigen Juden" scheint er nicht zu werden. In der jetzigen Gestalt ist er eine populäre Figur nicht mehr.

Zweifelhaft ist uns die Behandlung der Persönlichkeit des Simon von Cyrene, der ganz augenscheinlich eine Lieblingsfigur des Dichters ist. Was uns Bedenken erregt, ist die stark hervortretende komische Seite des Charakters vor der Bekehrung, besonders da die ersten Bekehrungsversuche der Apostel etwas stark — wenigstens uns persönlich — an einen gewissen spanischen Ritter und seinen Knappen erinnern. Es wird dem Leser nicht besser ergehen, wenn er sieht, wie Petrus auf den harthörigen Bauer einredet:

„. . . Freund, sieh dich vor!
Kommst in den Weinberg du zur elften Stunde,
Auch dir wird noch zu Theil ein mächtig Reich
Als Herrschaft, eine Insel, wenn an Größe
Sie auch den unsern steht nicht völlig gleich." (52)

Daß die Mutter Gottes nicht charaktervoller hervortritt, wollen wir uns aus der poetischen Fabel erklären, obwohl wir der Ansicht sind, daß Maria doch in dem Erlösungswerke einen solchen Platz einnimmt, um auch in der Dichtung, mehr als dies geschehen ist, berücksichtigt zu werden. So dürfte doch wahrlich das Wort: „Siehe da deine Mutter — Siehe da deinen Sohn"! nicht fehlen, zumal alle anderen Worte am Kreuze verwendet sind. Es ist keine vorgefaßte Meinung beim Dichter, welche diese Nichtbeachtung verschuldete, im Gegentheil sucht er an einer Stelle ausdrücklich Maria gebührend zu preisen:

„Es schritt zum Kreuze vor die Schmerzensmutter,
Das Auge trocken, überströmt von Schweiß.
Sie seufzte bang, sie schaute auf zum Sohne,
Und achtete auf jeden Athemzug,
Auf jeden Tropfen Bluts, auf seine Male,
Auf jede Wunde, die die Geißel schlug.
So hielt sie an der Spitze vieler Frauen.

Voll der Verehrung sah ich auf das Weib,
Das, von dem Allerhöchsten auserkoren,
Zum Heil der Menschheit ward durch ihren Leib:
Auf diesen hehren Kelch, der sich erschlossen,
Die schönste aller Blumen auf der Au,
Der in sich fing des Himmels theure Gabe,
Daß eine Perle ward der Gottesthau;
Und gleich des Windes Spiel auf Silbersaiten
Erklang in meinem Herzen tief dies Wort:
‚Dich werden die Geschlechter selig preisen,
Gebenedeite Mutter, fort und fort!'" (184)

Wenn der Dichter uns S. 54 Maria vorführt:

„Da stand das Bild der Mutter, die da ringet —
Zu früh gebräunet von des Mittags Glut,
Zu früh gealtert von des Lebens Sorgen. . ."

so wird man an die betreffenden Stellen des hohen Liedes denken; wenn aber S. 66 gesagt wird:

„. . . Des Alters Schnee
War auf ihr Haupt in wenig Zeit gefallen,"

so wissen wir nicht, ob in diesem Punkte der Dichter irgend eine Tradition für sich anführen kann, gerade wie er in der obenangeführten Stelle nicht glücklich ist, wo er Maria trockenen Auges, aber überströmt von Schweiß unter dem Kreuze stehen läßt. Aehnlich möchten wir auch die Beschreibung des Herrn beanstanden, wie er seinen Feinden am Oelberg entgegentritt:

„Die Stirne blutbefleckt, das Haar gesträubt,
Und wirr sein Bart, — fast drangen seine Augen
Aus ihren Höhlen." (144)

Im übrigen Verlauf des Gedichtes ist die Person des Gottmenschen durchaus würdevoll und angemessen geschildert.

Hätten wir es unserer Ansicht nach mit einem endgiltig vollendeten Werk zu thun, so würde es sich lohnen, die Abstufung der einzelnen Charaktere näher zu studiren. Es würden uns zuerst drei Gruppen entgegentreten: Gläubige, Juden und Heiden. Bei den Juden und Heiden sind wiederum die verschiedensten, oft entgegengesetztesten Strömungen vorhanden, z. B. Pilatus, der blasirte Epikuräer, Longinus, der Streber und Idealist, der Erzähler des Gedichtes u. s. w. Bei den Juden: Ahasverus, der aufrichtige Träumer, die Saducäer und die Pharisäer, die Priester und die Masse, dann besonders Nicodemus der Schwankende . . . Es würde oft nicht leicht halten, das Charakterbild des einzelnen klar zusammenzustellen; so ist z. B. gerade Longinus eine außerordentlich complicirte Natur, bei der die plötzlich hervorbrechende sinnliche Seite sich nicht leicht mit der idealistischen Grundanlage zu vereinigen scheint. Wenn wir für heute uns diesem tieferen Studium des Werkes nicht

unterziehen, so geschieht das nur, weil wir, wie oben angedeutet, das Buch nicht für die endgiltig abgeschlossene Lösung der Aufgabe halten, die der Dichter sich gestellt hatte. Daß wir es hier vielmehr mit einem ersten genialen Entwurf einer Lösung zu thun haben, dem Durcharbeitung, Abrundung und Feile noch abgehen, zeigt auch die Sprache, die ebenso wenig einwandfrei ist wie die Composition.

Neben den Schönheiten ersten Ranges finden sich Nachlässigkeiten, die nur auf eine gewisse Eile schließen lassen. Zuerst stört die Willkür, mit welcher bald gereimt wird, bald nicht, was bald in dieser bald in jener Reihenfolge und Häufigkeit geschieht. Sodann kommt es vor, daß ohne äußern und innern Grund sogar das jambische Versmaß mit trochäischem wechselt; so sind z. B. die zwanzig ersten Verse des 17. Gesangs fünffüßige Trochäen; mitten in der Rede ändert sich dann das Maß und geht in den gewöhnlichen fünffüßigen Jambus über. Aehnliches geschieht am Schluß des 11. Gesanges. S. 134 für vier Verse mitten im Context derselbe Wechsel. Mehr noch als diese Versehen stoßen einzelne Nachlässigkeiten im Versbau.

„Ob ihm die heil'ge Flamme auch ging aus."

„Es schützet sie Roms Aar, zu dem sie stehen."

„Warum versuchet Ihr mich? Gleich Euch nahte
... der böse Feind."

„Was du hier siehst, sprach er, die Pracht und Größe ..."

„Als Sions hehrer Anblick Euch leiht Schwingen."

„Die Wüste
Des Lebens, in die einst ich mannhaft schritt."

„Bei Gottes Tempel, vor dem hier wir steh'n."

„Euch strittet, meinen Gram in mich ich schloß."

„An die der andern Seite Halle schloß,
Und bei der durch Gebüsch und saft'ge Stauden."

„Im Tempel, wo er sich wähnt in der Hut." U. s. w.

Das Wort „Dämon" hat beim Dichter immer den Ton auf der zweiten, der Name „Ahasverus" auf der zweiten und vierten Silbe.

Trotz der anhaftenden Unvollkommenheiten zeigt aber auch die Sprache nicht weniger als die Ideenwelt, daß wir es bei F. Ludorff mit einem eigenartigen, kräftigen und hochgebildeten Talent zu thun haben. Diese Sprache hat etwas von dem herb realistischen, knappgedrängten, bilderreichen Stil des großen Florentiners, den der Dichter sich ganz offenbar zum Vorbild genommen hat. Für den modernen Leser müssen gleich die echt episch naiven, vielleicht nur etwas zu sehr gehäuften Vergleiche auffallen, die der neuesten Literatur in dieser Form nicht mehr geläufig sind.

„... So strömen bei des Frühlichts erstem Strahl
Der Bienen Schwärme aus der sichern Feste,
Gelocket von dem süßen, reichen Mahl. .."

„Löst sich am Hermon, von der kalten Wiege,
Ob der im stolzen Flug der Adler schwebt,
Vom Hauch des eis'gen Windes leicht berühret,
Ein Häuflein Schnee, das an dem Felsen klebt,
Es dehnet sich und wächst zu einem Riesen,
Wie es herniederstrebt in schnellem Flug,
Zersplittert Wälder, füllet tiefe Schlünde;
Doch schneller wuchs der kleine Pilgerzug" u. s. w.

„. . . Wenn des Malstroms Krallen
Mit festem Griff den Schwimmer plötzlich fassen,
Hört er ein Rauschen fern, sieht leichtes Wallen
Und treibt dahin durch immer eng're Gassen
Und wirbelt schwindlig nach dem innern Munde:
So sah ich plötzlich" u. s. w.

„Nicht prangt der Garten so, wenn Frühlingsluft
Die Bäume dicht mit Blütenschnee verhüllet,
Und voller Neugier bunte Blumen schau'n
Aus üpp'gem Grase auf. . ."

„. . . Wie Feuer lodert auf dem Brandaltar,
Wenn in der Früh der Priester seinem Gotte
Die weihevolle Gabe bringet dar. . ."

„. . . Und wie des Bergstroms Fluten,
Zur Mühle rauschend, plötzlich eingezwängt,
Mit wildem Toben in die Höhe spritzen,
Dem Joche zürnend, das sie so beengt,
So staute sich der Zug" u. s. w.

„So lächelt mild der Bogen durch die Wolken
Auf die zerzauste und gequälte Flur,
Das sich'r'e Unterpfand des neuen Friedens,
Ob noch der Himmel mit der Erde zürnt
Und seines Grimmes Geißel niederschmettert
Im Donnerschwall. . ."

„Ein Lilienpaar, das süß von Honig troff,
Des Sehers Lippen zuckten. . ."

„. . . Gleich der Karawane,
Wenn sie nach langer Irrfahrt vor dem Saum
Der wüsten Hügel blickt auf die Oase,
Die baumgekrönte, fielen auf die Knie" u. s. w.

„. . . Wie eine Palme
Zu höchst im Walde ragt, so ragte er" u. s. w.

Das sind die ausgeführten eigentlichen Vergleiche der sechs ersten Seiten, daneben laufen wenigstens doppelt so viele bildliche Ausdrücke und Figuren. So z. B. wenn der Held kurz seine Schicksale schildert:

„O wie ich fluchte,
Daß Wogenschwall aus seiner Bahn gerissen
Des Lebens Kahn, der nach dem Hafen suchte,
Und längst durch alle Meere unstät irrte. —
Denn Nacht hing um mich her. Kein Stern entglänzte
Dem Nebelschleier, doch vernehmlich schwirrte
Verzweiflung um mein Haupt; gespenstisch blickten
Die Wogenköpfe nach der sichern Beute,
Die schaumgekrönten, plätschernd vor Behagen;
Schon hob die Brust zum letzten Sprung die Meute
Poseidons; hohl um mich der Abgrund gähnte.
Doch denk ich heut" u. s. w.

Wenn wir oben sagten: „die vielleicht etwas zu sehr gehäuften Vergleiche", so verstehen wir dies dahin, daß bisweilen der Vergleich gerade dort einfällt und dazwischentritt, wo eben ein anschauliches Bild der Person oder Sache selbst oder ein tieferes Gefühl, eine religiöse Bewegung u. dgl. im Begriffe waren sich zu entwickeln. Im übrigen sind die Vergleiche fast ausnahmslos zutreffend, dichterisch und geschmackvoll. Ueber den einen oder andern Einzelfall mögen die Meinungen auseinandergehen. Daß die Sprache immer eine leichte, glattgebaute ist, wird man nicht sagen können; ohne der Kraft und Eigenart zu schaden, dürfte sie bisweilen in den Uebergängen durchsichtiger oder, wenn man will, entschiedener sein, so daß gleich vom Anfang des Satzes die Richtung des Gedankens klar ausgeprägt wäre. Es wäre eine leichte, wohlgegliederte Sprache um so mehr zu wünschen, als der Ideeninhalt an sich schon hinreicht, die Kraft des Lesers in Anspruch zu nehmen. Natürlich gilt dies zumeist von den philosophischen Partien, die im Buche so häufig sind. Der Versbau ist im allgemeinen ein guter, wenn auch die eigentlichen „Merkverse" seltener sind, als man nach der ganzen Anlage des Gedichtes erwarten sollte.

Ein populäres Werk auch für „minder Gebildete" wird das Epos wohl kaum werden. Indes könnte auch nach dieser Richtung eine sorgfältige Durcharbeitung, eine schärfere Gruppirung und leichtere Sprache manches zum Besseren wenden. Daß der Dichter nicht gleich von Anfang an seinem Gedicht die möglichste Abrundung gegeben, müssen wir bedauern, hoffen aber, daß eine zweite Auflage ihn bald in die Lage bringen wird, diese Schuld abzutragen. In dieser Beziehung können wir ihm Ferd. Ludwigs nur als Vorbild empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

1. **Apologie scientifique de la foi chrétienne** par le **Chanoine Duilhé de Saint-Projet.** Troisième édition, mise au niveau des derniers progrès de la science. 545 p. 8°. Toulouse, Edouard Privat, Paris, Victor Palmé, 1890. Preis: *Fr.* 3.50.

2. **Apologie des Christenthums** auf dem Boden der empirischen Forschung. Von **F. Duilhé de Saint-Projet,** Ehrencanoniker, Professor der Apologetik am Katholischen Institut zu Toulouse, Laureat der Académie française. In Vorträgen, mit Zusätzen und einer Einführung von **Karl Braig,** Doctor der Philosophie, Stadtpfarrer zu Wildbad. LXXXVIII u. 680 S. 12°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 6.

Die vortreffliche Apologie des Herrn Duilhé hat jüngst schon zum drittenmal die Presse verlassen, nachdem sie in italienischer und spanischer Uebersetzung und in deutscher Bearbeitung erschienen ist. In Betreff der letzteren sagt das Polybiblion: „La traduction d'un livre scientifique français en allemand peut à bon droit passer pour un événement bibliographique: cet honneur si rare vient d'être rendu à la science chrétienne française dans le récent ouvrage du chanoine Duilhé de Saint-Projet." Der Verfasser ergänzt in der um 50 Seiten vermehrten dritten Auflage die frühere durch Berücksichtigung der neueren Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen.

Das Gebiet, auf welchem das Werk sich die Vertheidigung des Christenthums zur Aufgabe macht, ist in seinem Titel bezeichnet. Die Gründe, weshalb der Verfasser auf dem Boden der empirischen Forschung die christliche Wahrheit vertheidigen will, führt er uns im ersten Theile vor. Nachdem er in den eindringlichsten Worten die Gefahren geschildert, mit denen die aus allen Kräften arbeitende und durch so viele Mittel unterstützte Pseudowissenschaft überall (1, 3; 2, 7 ff.), vor allem aber in Frankreich (1, 9; 2, 11 ff.), das Christenthum in der Wurzel bekämpft, bezeichnet er (1, 16; 2, 16) als das hervorstechende Merkmal des Kampfes die Feindseligkeit der empirischen, naturwissenschaftlichen Richtung in der gegenwärtigen Bewegung des Denkens. „Wohl oder übel muß man sich zurechtfinden mit den neuen Problemen, welche

die ausgezeichnetsten Köpfe der Jetztzeit beschäftigen. Man muß der realistischen Wissenschaft ins Auge sehen, die sich aufrichtet in ihrer ganzen Größe, mit einer Art Furchtbarkeit." Später (1, 31; 2, 29) erörtert der Verfasser drei Gründe, weshalb die apologetischen Studien heute in erster Linie auf die Naturwissenschaften eingehen müssen. Erstlich: „Die Wissenschaften der Physik haben in ihren verschiedenen Verzweigungen die größte Volksthümlichkeit erlangt." Zweitens: „Die Verheerungen einer falsch verstandenen Naturwissenschaft greifen viel tiefer ein und endigen mit allseitiger Negation." Endlich: „Die naturwissenschaftlichen Studien wurden bisher weit weniger gepflegt von den berufsmäßigen und den freiwilligen Vertheidigern der höhern Wahrheit." Die Ausführung, besonders die des ersten Satzes, ist vortrefflich. Auch der dritte Satz ist wahr. Indessen haben die Apologeten das naturwissenschaftliche Gebiet nicht gerade vernachlässigt, wie ein Blick auf die neuere apologetische Literatur zeigt. Daß sie sich mehr dem Studium der Philosophie und Geschichte zugewendet, liegt in der Natur der Sache, und es wird auch wohl so bleiben. Ist ja Apologetik und Theologie weit mehr auf diese Wissenschaften angewiesen, als auf die Naturwissenschaften. Sie hat nicht nur die auf dem Boden jener Wissenschaften aufwuchernden Irrthümer zu bekämpfen, sondern auch denselben die Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion zu entlehnen, und beim Aufbau des ganzen theologischen Lehrsystems leisten Philosophie und Geschichte fortwährend unentbehrliche Dienste. Auch bei den aus der Naturwissenschaft hergenommenen Schwierigkeiten genügt es nicht selten, auf die Mängel der für dieselben beigebrachten Beweise aufmerksam zu machen, welche dem philosophisch geschulten Theologen vielfach sofort in die Augen springen. Doch sei dies keineswegs bemerkt, um die Wichtigkeit des Studiums der Naturwissenschaften für den Apologeten zu bestreiten, sondern vielmehr, um die durchaus berechtigte, aber nur das Studium der empirischen Wissenschaften hervorhebende Ausführung des Verfassers zu ergänzen. Wahr bleibt es, daß sich die Apologetik dem Gebiete der empirischen Forschung besonders zuwenden muß. Denn hier regen sich besonders die Gegner. Und zwar muß sie diese auf ihrem eigenen Gebiete bekämpfen. Denn die Naturwissenschaft ist populär. Ihre Beweise sind sinnenfällig und finden auch in weitere Kreise leicht Eingang. Ein großer Fehlgriff wäre es, wollte man den Irrthum, welcher sich mit dem Scheine einer handgreiflichen Wahrheit in weiten Kreisen festsetzt, mit abstracten und, wenngleich viel zuverlässigeren, doch nicht so faßbaren Principien der Philosophie bekämpfen. Wenn man ferner auch durch empirische Forschung nicht die Beweise für die Grundwahrheiten des Christenthums gewinnt, so gibt man diesen doch durch Benutzung der Resultate echt wissenschaftlicher, empirischer Forschung ein festeres Fundament und eine concretere Gestalt. Aus dem vorliegenden Werke könnten wir dies leicht zeigen. So gewinnt z. B. der Verfasser im zweiten Theile durch Verfolgung der naturwissenschaftlichen Lehre von der Weltentstehung und Weltbildung, und im dritten Theile durch Darlegung der naturwissenschaftlichen Lehre vom Anfange des Lebens auf der Erde einen festern, von keiner Seite angreifbaren Standpunkt, um nun mit weit größerer Ueberzeugungskraft

die Nothwendigkeit der Annahme eines außerweltlichen Wesens nachzuweisen. — Endlich gelangt man durch ein aufrichtiges Studium der Natur zu Ergebnissen, welche in ganz auffallender Uebereinstimmung stehen mit den vor Jahrtausenden niedergeschriebenen Offenbarungslehren. Ohne künstliche Deutungen heranzuziehen, deckt uns der Verfasser die Harmonie zwischen Bibel und Naturwissenschaft auf. Nach Erklärung der Laplace'schen Theorie von der Weltbildung fährt er fort: „Es wird schwer zu bestreiten sein, daß eine wirkliche Harmonie besteht, ein Parallelismus zwischen der wissenschaftlichen Probabilität, welche die Exegese aus dem Bibeltexte darthun kann, und der wissenschaftlichen Probabilität, welche die empirische Forschung bezüglich der kosmogonischen Fragen zu erheben im Stande ist. Man beachte wohl, es sind immer nur die zehn ersten Verse der Genesis, welche in Betracht kommen, welche sich noch mit keinen biologischen, sondern lediglich mit Fragen der Astronomie, Geogonie, Generalphysik berühren. Folgendes sind die Leitideen der Schrift: die kosmische Materie oder das dunkle Chaos; die Wirkung des Schöpfergeistes oder die Mittheilung der Urkraft; die Gasmassen im Zustande hinlänglicher Verdichtung und mit Phosphorescenz — eine diffuse, aber wirkliche Helligkeit, ein unbestimmtes, aber thatsächliches Licht, welches die kreisenden Atommassen einander zuwerfen vor der Vollendungsform der Lichtherde; endlich der Erdplanet im Stadium der Abkühlung; Urweltmeer und Wolkendunst; Hebung des Urgesteins (arida); atmosphärische Umhüllung der festen, erkalteten Erdrinde; Vorbedingungen für die Erscheinungen des Lebendigen. Ist wohl ein gesuchter, gekünstelter, gezwungener Einklang zwischen der vorgenannten wissenschaftlichen und der biblischen Weltexegese? Und ist die Harmonie nicht genügend?" (1, 148; 2, 187 f.) Wiederholt kommt der Verfasser auf den wunderbaren Einklang zurück, der sich in Bezug auf manche Punkte zwischen Bibel und Naturwissenschaft vorfindet (vgl. 2, 105; 109; 314; 318). Im vierten Schöpfungstage möchte er fast einen indirecten Beweis der Inspiration (Offenbarung) finden. „Denn sicherlich hat Moses so gut als jeder Schulknabe heute gewußt, daß die Sonne scheidet zwischen Licht und Finsterniß. Daß sie aber zu Anfang nicht geschieden hat zwischen Warm und Kalt, daß später erst ihre Stellung zur Erde den Wechsel der Jahreszeiten (Tag und Nacht, Süd und Nord) zu beherrschen anfing; daß darum die Gestirne unter dem angeführten Gesichtspunkt gar nicht an den Beginn der Schöpfung gesetzt werden durften: dies alles lag zweifelsohne völlig außer dem Gesichtskreise des mosaischen Naturerkennens. Ist die auffällige Hineinschiebung der Sternenwelt zwischen die Nennung des Pflanzen- und Thierreichs nicht eine Andeutung, daß Moses den wahren Sachverhalt vom Bildungsgang des Erdkörpers nur durch übernatürlichen Aufschluß erahnt habe?" (2, 318.)

Wie gerne aber der Verfasser auf den Einklang zwischen Bibel und Naturforschung aufmerksam macht, so warnt er doch vor einem engherzigen Concordismus, welcher die kleinsten Einzelheiten in den biblischen Angaben und in den geologischen Aufschlüssen miteinander zu vereinbaren sucht (1, 99; 2, 104). In Bezug auf den biblischen Bericht des Sechstagewerkes bekennt er sich zur idealisirten Concordanztheorie (1, 102; 2, 105 f.).

Doch wir greifen vor und theilen unseren Lesern schon längere Ausführungen aus vorliegender Schrift mit, bevor wir sie mit der Eintheilung derselben und ihrem Hauptinhalte bekannt gemacht.

Das Werk zerfällt in vier Theile, von denen der erste (Methodologie) die Einleitung zu den drei anderen (Kosmologie, Biologie, Anthropologie) bildet. Von diesen beschäftigt sich der erste mit den Lehren der Naturforschung von der unbelebten Welt, der zweite mit den Pflanzen und Thieren, der dritte mit dem Menschen. Genauer gibt der Verfasser selbst am Schlusse des ersten Theiles den Inhalt an: „Der Weltbegriff, die Frage nach dem Ursprung und der Ausgestaltung des Universums, das Problem der anorganischen Natur (bildet) den Gegenstand unserer ersten Untersuchung. Was lehrt der Glaube bezüglich der Grundfragen? Was sagt die Wissenschaft? Welches sind ihre Hauptsysteme, ihre Haupthypothesen, ihre Hauptirrthümer? — Das Phänomen, welches bei Beobachtung der fertigen Natur am lebhaftesten sich vordrängt, ist das Leben. Ursprung und Verlauf des Lebens, Entwicklung und Bestimmung der Lebewesen — das sind die Fragen unseres zweiten Hauptabschnittes. Die Fragestellung ist wie vorhin. — Im Reiche des Lebendigen wird es immer der Mensch sein, dessen Erscheinung gebieterisch die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich lenkt. Wesen und Ursprung des Menschen; Geistigkeit, Vernünftigkeit und Freiheit der Seele; Thier und Mensch; der Urmensch; Alter, Geschichte, Einheit, Endbestimmung des Menschengeschlechtes — das sind die zu behandelnden Thesen der dritten Abtheilung. Was tragen Bibel und Glaube vor? Was weiß die exacte Forschung Sicheres? Welches sind die freien Meinungen, die bedingnißweise zugelassenen Vermuthungen, die abzuweisenden Fälschungen?" (1, 124; 2, 159.)

Diese die ganze gebildete christliche Welt bewegenden Fragen behandelt der Verfasser mit voller Beherrschung des einschlägigen naturwissenschaftlichen Materials und ebenso geistvoll in der Darstellung, wie nüchtern in Abwägung von Grund und Gegengrund. Der deutsche Bearbeiter hat es verstanden, die geistvollen Gedanken in ein ihnen durchaus entsprechendes deutsches Gewand zu kleiden und durch homogene Zusätze zu ergänzen. Zuweilen hätten wir etwas mehr Einfachheit gewünscht. In einem Vortrage, welcher das Motto trägt: „Einfachheit — das Siegel der Wahrheit", steht folgender Satz des deutschen Bearbeiters: „Werden wir nicht mißverstanden, so nennen wir das Wunder das Vorkehrungsmittel absoluter Güte gegen die creatürliche Bosheit, um den einheitlichen Zusammenhang des göttlichen Weltplanes aufrecht zu erhalten" (2, 224). Doch bildet dieser Satz eine Ausnahme. Ein vom französischen Verfasser stammender Satz desselben Vortrags: „Die Thätigkeit der göttlichen Vorsehung ist nichts anderes als die Erhaltung der Kraft, der der Welt eingeschaffenen und in der Welt fortschaffenden Energie" (1, 184; 2, 220), läßt sich mit Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem bloß von der anorganischen Natur die Rede ist, einigermaßen rechtfertigen.

Der Verfasser ist ebenso weit entfernt von engherzigem Festhalten überkommener theologischer Lehrmeinungen und Schrifterklärungen, wie von jener Voreiligkeit, welche bereit ist, jeder neu aufschießenden naturwissenschaftlichen

Hypothese zulieb eine dem heiligen Text zunächst entsprechende oder durch ihr Alter geheiligte Erklärung preiszugeben. Er mahnt zur Vorsicht. „Die Verirrungen der positiven Wissenschaften, wenn diese der falschen Methode folgen, sind nicht immer so leicht zu unterscheiden. Manch eine Theorie gewährt den Anschein meisterhafter Durchbildung.“ Und dennoch: „Nur zu häufig sind die verwendeten Analogieschlüsse gewagt und übertrieben. Weil dies nicht immer auf der Hand liegt, kann solch eine empirische Voraussetzung manches Mal die besten Köpfe beirren unter den Vertretern der christlichen Vertheidigungswissenschaft und der Schrifterklärung“ (1, 47; 2, 46). So tadelt der Verfasser die vor einigen Jahren in England von einem katholischen Bischofe vorgetragene Lehre, der Anfang der Bibel sei eine religiöse Dichtung, welche Moses, von Gottes Geist inspirirt, zu Lehrzwecken verfaßt habe: eine Erklärung, welche den historischen Charakter des Sechstagewerks in den Hintergrund treten läßt oder gar völlig preisgibt (1, 48; 2, 47). Dagegen will der Verfasser auch die nöthige Freiheit der Wissenschaft gewahrt (1, 90; 2, 94; 1, 106; 2, 110) und auch bei Erklärung der Heiligen Schrift die wohlbegründeten Resultate wissenschaftlicher Forschung berücksichtigt wissen. Bilden sie ja ein unersetzliches Mittel, den wahren Sinn eines Textes ergründen zu helfen (1, 108; 2, 111).

Auch in der Einleitung, welche der deutsche Bearbeiter dem ganzen Werke vorausgeschickt hat, ist die Rede von der Freiheit, die dem christlichen Forscher einzuräumen sei. Wir finden uns wahrscheinlich mit der Auffassung des Herrn Verfassers im Einklang bezüglich des von ihm besprochenen Satzes: „Was nicht unbedingt gewiß, ist unbedingt frei“ (S. XXX). Doch wäre größere Klarheit in der Darlegung sehr erwünscht gewesen. Jener Satz kann wohl nicht bedeuten: Eine Lehre, welche schwerwiegende theologische Gründe oder das Gewicht hoher Autoritäten für sich hat, aber doch nicht unbedingt gewiß ist, ist unbedingt frei, d. h. so der freien wissenschaftlichen Discussion überantwortet, als ständen gar keine theologischen Bedenken entgegen, etwa wie eine andere wissenschaftliche Lehre, welche das Glaubensgebiet gar nicht berührt. Dieser Satz wäre unrichtig. Mit Recht fügt Duilhé zur Erklärung der Worte: „Pour tout ce qui n'est pas certitude, la recherche scientifique est libre“, in der dritten Auflage hinzu: „Il ne s'ensuit nullement qu'on soit libre d'abandonner d'avance et en bloc, à la discrétion des savants, les conclusions et les explications auxquelles il manque la certitude, si probables qu'elles puissent être ailleurs. Une doctrine doit être discutée avec d'autant plus de respect, maintenue avec d'autant plus de sollicitude qu'elle parait plus autorisée par la tradition. On doit exiger du côté de la liberté, du côté de la science, des preuves et des faits en proportion avec la probabilité de la croyance traditionelle qu'il s'agit de modifier ou d'abandonner“ (1, 109 [1]). Diesem so erklärten Princip sucht Duilhé auch in seinen Untersuchungen treu zu bleiben. Man braucht auch keineswegs zu fürchten, daß bei einem solchen Verfahren die Wissenschaft zu kurz komme. Vor wie vielen Thorheiten wäre sie geschützt worden, wenn sie ein solches Verfahren eingehalten hätte. Wie viele hundert falsche Systeme und leichtfertige Hypothesen, welche nichts anderes für sich aufzuweisen hatten, als

den Reiz der Neuheit oder der Opposition gegen wirkliche oder vermeintliche Glaubenslehren, wie viele Irrthümer, welche die Köpfe verwirrt und die vorzüglichsten Kräfte verzehrt und der Erforschung der Wahrheit entzogen haben, sind aufgekommen und wuchern noch immer weiter, weil man die Offenbarungslehren außer Acht läßt! Berücksichtigung der Offenbarungslehren und auch solcher Lehren, welche nach wichtigen, wenn auch nicht absolut gewissen Gründen den Offenbarungslehren beizuzählen sind, schadet dem Fortschritt der Wissenschaft nicht, sondern fördert ihn; sie empfiehlt eine Vorsicht bei Aufräumung von alten Lehren, zu welcher aus bloßem Interesse für die Wissenschaft „der vorsichtige Gönner des Darwinismus und Materialismus, Professor Virchow", die Naturforscher wiederholt ermahnt. Die Erfahrungen der Vergangenheit, so betonte er noch im Herbst 1887 auf der Versammlung deutscher Naturforscher, haben uns genugsam belehrt, daß wir die Pflicht haben, uns vor überhasteten Schlüssen zu hüten. Spricht oder schreibt man für die Oeffentlichkeit, so sollte man zweifelsohne zweimal prüfen, wie viel von dem, was man vorbringt, eigentlich und streng wissenschaftlich erhärtet ist (2, 45 f.).

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir diese Auseinandersetzung nicht gegen den deutschen Bearbeiter der uns vorliegenden Schrift richten. Wir vermissen bei ihm nur, wie gesagt, eine etwas größere Klarheit und Entschiedenheit in Bezug auf den Gegenstand, den wir berührt haben. Es sind mehrere Punkte, welche wir in seiner Darlegung nicht recht verstehen. So verstehen wir auch seinen Satz: „In philosophischen Dingen gibt es so wenig einen Autoritätsbeweis, als in mathematischen" (S. XXIX), an dieser Stelle nicht. Natürlich kommt ein Philosoph oder Mathematiker nicht durch Autoritätsbeweise zu seinen philosophischen oder mathematischen Sätzen. Aber, indem er nach Art seiner Wissenschaft durch Vernunftschlüsse zur Wahrheit zu gelangen sucht, kann und soll er doch auf die Stimme einer außer und über seiner Wissenschaft stehenden Autorität achten, sei es, daß diese ihm endgiltig entscheidend einen Satz als Irrthum bezeichnet oder den Satz nur als bedenklich hinstellt.

In dem vierten Vortrage des zweiten Theiles kommt ein in unserer Zeit oft gemachter Einwurf gegen die Wirksamkeit des Gebetes zur Sprache. Der Einwurf gründet sich auf die naturwissenschaftliche Lehre, daß alles Sein in continuirlichem Zusammenhang steht mit allem Sein, daß unsere Gegenwart immer die volle Summe und die ganze Folge der sämmtlichen Bedingungen und Verhältnisse in der nächst angrenzenden Vergangenheit ist (1, 185; 2, 220). Dies kann natürlich nur gelten, wenn wir von dem Wirken freiwollender Wesen absehen, sowohl der endlichen Wesen wie des unendlichen, durch Wunder eingreifenden Wesens. Aber auch so bleibt der Einwurf bestehen. Der materialistische Naturforscher Tyndall traf am Fuße des Rhonegletschers einen Priester, welcher gekommen war, die Berge zu segnen. „Das findet an dem Orte jährlich statt," bemerkt Tyndall. „Der Allerhöchste wird angefleht, meteorologische Vorkehrungen zu treffen, damit die Heerden Weide finden und Obdach. Der Priester hätte aber ebenso gut um Aenderung des Rhonelaufes oder um Vertiefung des Flußbettes beten können; das wäre für die Thalbewohner ein unberechenbarer Vortheil. Ein gutes Jahr, von den frommen

Leuten erbetet, wäre nicht mehr und nicht weniger wunderbar, als die Ablenkung der Rhone. Kein Act persönlicher oder gemeinschaftlicher Verdemüthigung vermag es nach den Voraussetzungen der Wissenschaft, auch nur einen Regentropfen den Wolken oder einen Strahl der Sonne zu entlocken, ohne eine Verwirrung der Naturgesetze herbeizuführen, ebenso groß, als wollte man die Verfinsterung eines Gestirns aufhalten oder die Niagarafälle in den Eriesee rückwärts leiten" (1, 196; 2, 239 f.). Damit wäre zugleich die Möglichkeit eines Wunders geläugnet. Denn dieses besagt einen Eingriff des höchsten Gesetzgebers in die Gesetze der Natur; auch hiervon braucht indessen Tyndall eine Verwirrung dieser Gesetze nicht zu befürchten. Aber zur Erklärung der Möglichkeit der Gebetserhörung brauchen wir nicht auf die Möglichkeit eines Eingriffes Gottes in die Naturgesetze hinzuweisen. „Der Mathematiker Euler meint: Wenn ein Gläubiger sein der Erhörung würdiges Gebet an Gott richtet, erhält Gott nicht erst in diesem Augenblicke Kenntniß von der Bitte. Solches zu denken wäre thöricht. Vielmehr ist das Gebet von aller Ewigkeit her Gott bekannt, und er hat eigens zu Gunsten dieses Gebetes den Naturlauf so eingerichtet, daß die Gewährung der Bitte als Folge der natürlichen Ereignisse erscheint, welche, wenn die Bitte nicht ausgesprochen wird, rein und schlechthin ihren mechanischen Wirkursachen gehorchen" (1, 200; 2, 241). Der Verfasser schließt sich dieser Bemerkung Eulers an. „Ein bestimmtes Gebet, in der gegenwärtigen Stunde zu Gott gesandt, um ein bestimmtes Gut zu erreichen, kann seine Wirkung setzen, ohne die Weise des allgemeinen Naturverlaufes zu berühren. Es war a priori, ab aeterno ein Bestimmungsgrund für die verschiedenartig mögliche Anordnung des Anfangszustandes im All. Die von Gott vorausgesehene Unterlassung des Gebetes oder die Aenderung des Gebetsgegenstandes hätte den Anfangszustand abgeändert und, auf dem Wege derselben Gesetze, die Dinge zu anderen Ergebnissen geführt" (1, 200; 2, 242). Diese Erklärung ist gewiß sehr einfach und richtig. Doch möchten wir ergänzend hinzufügen, daß Gott unmittelbar oder durch höhere Wesen auch ganz den bestehenden Gesetzen gemäß und ohne Wirkung eines Wunders auf die freiwollenden Wesen, und durch diese hinwieder auf die den mechanischen Gesetzen unterworfene Natur einwirkt. Es können also Gebete, welche Naturerscheinungen erflehen, ohne Wunder erhört werden, wenn auch dasjenige, was erfleht wird, in der Anordnung des Anfangszustandes noch keineswegs gegeben ist. Welche Veränderungen in der Natur können nicht durch die äußere Ausführung eines Willensentschlusses herbeigeführt werden? Wenn die Bewegung einer Hand unter ganz besonderen Umständen schon bedeutende Wirkungen hervorrufen kann, welche Veränderungen werden dann z. B. durch einen Krieg in der Natur bewirkt, wenn Tausende von Menschen auf den Schlachtfeldern fallen, Städte und Dörfer niedergebrannt und Fluren und Wälder in Einöden verwandelt werden? Welche Veränderungen mögen seit Erfindung der Eisenbahnen die allenthalben ununterbrochen dahinrasenden Züge in der Natur wohl hervorgerufen haben?

Einen recht ansprechenden und populären Beweis für die Existenz der Menschenseele bietet uns der Verfasser im dritten Vortrage des vierten Theiles

(1, 418; 2, 460 ff.). Er erzählt uns nach Originalberichten, wie jüngst in einer Taubstummenanstalt bei Poitiers ein blindes und taubstummes Mädchen, eine im Dunkel der Materie vereinsamte Menschenseele, „in Berührung tritt mit der Außenwelt, Verbindungen anknüpft mit anderen Seelen, allmählich ihre Wesensmerkmale nebst ihren specifischen Thätigkeiten offenbart und endlich sich entfaltet in den höchsten Lichtregionen des Gedankens" (2, 465). Wenn man mit diesem armen Wesen, welches weder sehen, noch hören, noch sprechen konnte und nur Geruch-, Tast- und Geschmacksinn besaß, das Thier mit seinen vorzüglichen Sinnen vergleicht und dann beachtet, wie unendlich hoch es über dem Thiere durch die Auffassung der höchsten Wahrheiten steht, so greift man es mit den Händen, daß im Menschen das Princip eines über das Sinnenleben unendlich erhabenen Lebens, daß in ihm eine geistige Seele ist. Auch der Beweis für die Unsterblichkeit der Seele ist im sechsten Vortrage sehr populär und schön. Doch würden wir bei Vertheidigung derselben auf eine Bundesgenossenschaft der Herren Tait und Balfour-Stewart (1, 510; 2, 551 f.), wie gut diese es auch meinen mögen, lieber verzichten.

In der deutschen Ausgabe des dritten Vortrages der Methodologie wäre dem Schlußtheile eine durchgreifendere Umarbeitung zu wünschen. Hier ist unter anderem nicht genügend der Glaubensassens von den ihm vorausgehenden Urtheilen über Glaubensvernünftigkeit und -Pflicht unterschieden. Wir heben zum Beweise hierfür einen Satz heraus: „Zählen wir nunmehr die Glaubensmotive (motiva credendi) zusammen, so haben wir: Augenschein, Zeugnißformen, Evidenz des schließenden Verstandes — und die geheimnißvolle Einwirkung auf Geist und Herz des Glaubenden, welche von der Mittheilung des Glaubensinhaltes unabtrennbar ist (dispositio supernaturalis). Letztere ist das, was die heiligen Schriften den Glauben von oben, die Glaubensgnade heißen. Der Glaubensact (!) aber, welcher, unter Zusammenwirkung aller Glaubensmotive, von einem Vernunftwesen mit freier Einsicht gesetzt wird, das ist jene Tugend (!) u. s. w." (S. 72 f.). Nicht das oben Aufgezählte, sondern die Autorität des sich offenbarenden Gottes — credimus propter auctoritatem Dei loquentis, sagt das Vaticanum — ist unser Glaubensmotiv. Das Aufgezählte gehört, sofern es überhaupt objective Gründe und nicht subjective Thätigkeit und Disposition besagt, zu den motiva credibilitatis, zu jenen Gründen, durch welche wir zum Urtheil über die Glaubensvernünftigkeit gelangen. In einer Apologie wäre es rathsam, sich mit den Beweisen für die Glaubensvernünftigkeit zu begnügen. Damit ist dem apologetischen Zweck vollständig Rechnung getragen. Die sehr schwierige theologische Erörterung über das innere Wesen des Glaubensactes selbst ist nicht nothwendig und wird von Nichttheologen auch nicht leicht verstanden. Mit Recht hat sich der französische Verfasser an der entsprechenden Stelle (1, 67) Beschränkung auferlegt.

In der Lehre über die Auferstehung der Todten antwortet der Verfasser auf den bekannten Einwurf, wie unsere Leiber nach all den Wandlungen und Wechseln wieder mit unseren Seelen verbunden werden könnten: „Der Identitätsgrund liegt für den menschlichen Leib in seiner dauernden Verbindung

mit der gleichen und selben Seele zur Personeinheit“ (1, 522; 2, 567). Wie dabei der dort (1, 523; 2, 568) mitgetheilte Satz des vierten Lateranconcils gewahrt bleibt: „Alle erstehen mit ihren eigenen Leibern, die sie nun tragen“, ist nicht leicht ersichtlich. (Man vergleiche Bautz, Die Lehre vom Auferstehungsleibe.)

Der deutsche Bearbeiter hat nicht nur das herrliche französische Werk in einer den geistvollen Ideen ebenbürtiger Sprache seinen Landsleuten nahe gebracht, sondern dasselbe auch durch viele eigene Zusätze und Anmerkungen und durch einen längern, werthvollen Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens (S. 114 ff.) bereichert. Wir sind ihm hierfür zu großem Danke verpflichtet. Weniger hat es uns gefallen, daß er dem Werke noch eine 80seitige Einleitung vorausgeschickt hat, da der erste Theil des Werkes selbst zur Einführung schon genügt hätte. Der Leser, welcher ein Werk studiren will, sieht sich nicht gerne zu lange in den Vorhallen aufgehalten und wünscht bald in den Tempel selbst einzutreten. Doch quod abundat, non vitiat, und außerdem lautet das Urtheil anderer vielleicht verschieden von dem unsrigen. Jedenfalls möge der Bearbeiter unsern aufrichtigen Dank dafür entgegennehmen, daß er die Rüstkammer der deutschen Apologeten um ein herrliches Waffenstück bereichert hat, welches dem Katholiken vortreffliche Dienste leisten wird, seine heilige Religion gegen jene Gegner zu vertheidigen, welche sie am heftigsten angreifen.

Th. Granderath S. J.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. **F. X. Funk**, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Zweite, vielfach umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. XVI u. 604 S. 8°. Rottenburg a. N., W. Bader, 1890. Preis *M.* 6.

Ziemlich vollständige Zusammenfassung des gesammten kirchengeschichtlichen Stoffes in übersichtlicher Anordnung, leichtfaßlicher Form und knapper Kürze, sind Vorzüge, die für ein Lehrbuch der Kirchengeschichte große Anerkennung verdienen. Auf nur 580 Seiten hat der gelehrte und thätige Herr Verfasser ein ungeheures Wissensgebiet zur Darstellung gebracht, reiche Schätze von Kenntnissen und Errungenschaften niedergelegt. Er hat eine Eintheilung gefunden, die klar und einfach ist, aber nicht zur todten Schablone wird, sondern den jedesmaligen Verhältnissen der einzelnen Perioden sich passend anschmiegt. Er hat endlich auch in Bezug auf Literaturangabe ungefähr das Richtige getroffen, indem bei den einzelnen Fragen oder Persönlichkeiten lediglich auf die Hauptwerke oder die neuesten Specialdarstellungen verwiesen wird. Mag man zuweilen etwas vermissen, so ist doch im ganzen demjenigen, der sich näher unterrichten will, ein werthvoller Fingerzeig gegeben, ohne daß deshalb der Text mit einem Wust von Anmerkungen belastet worden wäre. Einzelne Partien des Buches verdienen, recht vortrefflich genannt zu werden. Theologen, denen eine correcte Schulung zu theil geworden ist und die mit einiger Sicherheit und Selbständigkeit des Urtheils auf ihrem Gebiete sich bewegen, werden sich dieses Lehrbuchs mit Vortheil bedienen können. Die Vorzüge desselben sind so mannigfaltig, daß man nur mit großem Bedauern

dem Lobe auch Ausstellungen an die Seite treten läßt. Aber einer unbedingten Empfehlung des Buches, namentlich als eines Leitfadens für angehende Theologen stehen manche gewichtige Bedenken entgegen.

Unbefangenes Urtheil, sachliches Abwägen nach beiden Seiten hin ist gewiß eine Tugend des Historikers. Es kann aber im Streben nach dieser Tugend auch eine Ueberreizung eintreten; die übertriebene Furcht einseitig zu werden in Bezug auf den Gegner, kann einseitig und unbillig machen in Bezug auf die Sache. Daß es dem Verfasser nicht immer gelungen ist, auf der Flucht vor der Charybdis auch der Skylla zu entgehen, zeigt schon seine Darstellung des Kampfes zwischen Sacerdotium und Imperium im Mittelalter.

Barbarossa, „die Institutionen Karls des Großen als seine Ideale betrachtend", will nur alles abwehren, was die „Selbständigkeit seiner Stellung gefährden könnte", er will „die früheren Verhältnisse erneuern". Der Papst dagegen ist „ebenso entschlossen, die neueren Rechte festzuhalten". Daher nothwendig der Kampf. Natürlich spricht dann auch der Papst im Schreiben an den Kaiser von „Collation" der Kaiserwürde und weiterer „Beneficien", gleichsam als wäre die Kaiserwürde ein päpstliches „Lehen", und so kommt es dann zu den „heftigsten Auseinandersetzungen". Wie der „große Barbarossa" (S. 258) findet auch Friedrich II. an dem Verfasser einen recht sorglichen Vertheidiger (vgl. S. 306). Gregors IX. Vorgehen war „zu rasch"; er begann den ersten Streit mit Bann und Anklagen gegen den unschuldigen Kaiser, den zweiten, indem er sich mit den Lombarden gegen ihn verband. Der Kreuzzug Friedrichs wird so lange verschoben, weil er den Zug nicht unternehmen will ohne beträchtliche Unterstützung aus anderen Ländern, wiewohl er ihn dann thatsächlich unternimmt mit nur 40 Galeeren. Er wird entschuldigt mit „der Ernüchterung, die inzwischen in der Sache eingetreten" sei, zu einer Zeit, wo man die Könige von Frankreich und Ungarn, den Thronfolger von England und selbst einen künftigen Träger der Tiara auf der Kreuzfahrt erblicken kann. Sein großartiger „Kreuzzug" erscheint dann noch gekrönt durch die stark hervorgehobenen Erfolge seiner „diplomatischen Geschicklichkeit".

Mit etwas mehr Gerechtigkeit wird das Vorgehen Philipps des Schönen von Frankreich gewürdigt; aber dafür wird Bonifaz VIII. der Anspruch auf die politische Oberhoheit über Frankreich in ganz apodiktischer Weise beigelegt. In der Bulle Unam sanctam spreche der Papst „ausdrücklich von der (politischen) Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, indem nur dieses Verhältniß der von Gott gewollten Ordnung entspreche und eine andere Auffassung auf den Irrthum des Manichäismus von zwei Principien hinauslaufe". Es macht auf den Verfasser keinen Eindruck, daß die damaligen Cardinäle der römischen Kirche, die nächsten Berather des Papstes, diese Deutung ausdrücklich als eine irrige zurückweisen, und wie es scheint, noch weniger die Erklärung Bonifaz' VIII. selbst im feierlichen Consistorium August 1302: „Vierzig Jahre sind es, seit Wir Uns im Rechte Kenntniß angeeignet haben, und Wir wissen, daß zwei Gewalten von Gott angeordnet sind. Wer also darf

und kann glauben, daß eine solche Thorheit Uns eingefallen wäre? Wir sagen es, daß Wir Uns in nichts die Gerichtsbarkeit des Königs anmaßen wollen."

Auch der Anfang des Streites mit Ludwig dem Bayern ist wesentlich zu Ungunsten des Papstes verzeichnet. Allerdings hat dieser den von Ludwig gesandten Reichsvikar zur Niederlegung seines Regimentes aufgefordert; aber dabei wäre wohl zu bemerken, daß eben Ludwig damals weder von der Gesammtheit des Reiches noch vom Papste als König anerkannt war. Der Anspruch des Papstes wird beschrieben als „für einen deutschen König kaum zu ertragen, der den Zusammenhang Italiens mit dem Reiche in Frage stellte." Johann XXII., der wohl auch wußte, was Rechtens war, bezeichnet denselben Anspruch 30. März 1317 als „de jure liquidum et ab olim inconcusse servatum" und gibt auch eine staatsrechtliche Begründung dafür. Clemens V. hatte überdies bei Ergreifung dieser so hart getadelten Maßregel auf die politische Nothwendigkeit hingewiesen, und ein unparteiischer Historiker wird sich der Erkenntniß einer solchen Nothwendigkeit doch nicht ganz verschließen können. Ueberdies hatte Clemens V. beim Act der Vollmachtsübertragung selbst seinen Vikar an die bestehende Rechtsordnung gebunden, hatte sich beliebige Einschränkung oder Zurücknahme der Vollmacht vorbehalten, und unter Androhung von Bann und Interdict den Vikar verpflichtet, binnen längstens zweier Monate nach Wahl und Anerkennung des römischen Königs seine Gewalt niederzulegen.

Schon S. 221 läßt der Verfasser kraft der Constitution Lothars I. von 824 den Kaiser „das Recht einer Mitwirkung bei Besetzung des päpstlichen Stuhles" erlangen, „wie es ähnlich früher Constantinopel besessen hatte", das „sich im allgemeinen äußerte in Bestätigung der Wahl". Die beiden Gelehrten, welche in neuerer Zeit unabhängig voneinander und auf sehr verschiedenem Wege die Lothar'sche Constitution eingehender Untersuchung unterzogen, stellen solches nicht nur entschieden in Abrede, sondern erbringen auch für ihre Behauptung den Beweis. (Vgl. Heimbucher, Die Papstwahlen unter den Karolingern, S. 140, 161; Dopffel, Kaiserthum und Papstwechsel unter den Karolingern, S. 106.) Die ganze Neuerung bestand darin, daß statt der früher schriftlich gegebenen Zusicherung der Treue und Ergebenheit, jetzt der Papst noch vor der Consecration einen diesbezüglichen Eid ablegen sollte. Keineswegs wurde dadurch der Kaiser zum mitwirkenden Factor bei Besetzung des päpstlichen Stuhles; die Neuerung zielt lediglich auf die politische Stellung des Papstthums zum Kaiser, als dem weltlichen Universalherrn, in einer Rücksicht, zu welcher das frühere Verhältniß zum byzantinischen Kaiser keinerlei Parallele bietet.

Im allgemeinen möchte fast der Eindruck sich nahelegen, als bestehe eine gewisse Neigung, zu Ungunsten der Päpste die Schatten aufzutragen. An der Annahme der Sirmischen Formel durch Liberius „kann nicht gezweifelt werden". Aber die Unzuverlässigkeit und der Widerspruch der betreffenden Berichte wird nicht erwähnt, die Orthodoxie jener dritten Sirmischen Formel nicht klargestellt, auf Stiltings recht bemerkenswerthe Untersuchung nicht hingewiesen. Ebenso geht es mit der weit durchschlagenderen Abhandlung der Mauriner Gelehrten

(Pitra, Analecta noviss. 372 ss.) in Bezug auf den „ehrgeizigen Diakon Vigilius". Bei Honorius wird die Angabe, daß der Patriarch Sergius in seinem Schreiben an den Papst „bei seiner (häretischen) Anschauung beharrte", mit dem Satze, Honorius habe dem Schreiben „im Wesentlichen zugestimmt" so verkoppelt, daß eine ungenaue Deutung naheliegt. Honorius hat im Wesentlichen zugestimmt, aber nur insofern das Wesentliche jenes Briefes darin lag, daß man über Worte und grammatische Spitzfindigkeiten nicht streiten solle, während ihm von der häretischen Anschauung des Sergius auch keine Ahnung aufdämmerte. Ueber den großen und reformeifrigen Benedikt VIII., den Freund des hl. Heinrich, schreibt selbst Giesebrecht anerkennend: „Zwischen den hervorragenden Päpsten der Ottonischen Zeit ... und zwischen ihren größeren Nachfolgern Leo IX., Gregor VII. und Urban II. bildet dieser Benedikt das verbindende Mittelglied". Der Verfasser nennt ihn eine „weltliche Natur, vor allem von den politischen Interessen des Papstthums erfüllt". „Sein Pontificat war nicht schlimm, aber ein Unglück war es insofern, als er die Vorstufe für die Erhebung zwei weiterer Glieder seiner Familie bildete" (von denen übrigens nur das zweite als unwürdiger Träger der höchsten Würde sicher bekannt ist). Als zusammenfassende Charakteristik für den Pontificat Leo's X. werden aus einem vertrauten Briefe des Papstes an seinen Bruder die Worte hervorgehoben: „Laß uns das Papstthum genießen, da Gott es uns verliehen hat". Bei Urban VIII. darf nicht übergangen werden, daß er „beschuldigt wurde, er freue sich über die Siege der Schweden in Deutschland". Trotz der großen Beschränkung, die der Verfasser in der Darstellung auch der bedeutungsvollsten Ereignisse sich auferlegen mußte, findet er Raum, sich über die Decretalbulle Clemens' VII. zu verbreiten, die am 24. October 1528 von Cardinal Campeggio Heinrich VIII. und Wolsey vorgelesen, nachher aber verbrannt wurde, ohne je in andere Hände gelangt zu sein. Obgleich der Wortlaut nie jemanden bekannt geworden ist, weiß der Verfasser doch ziemlich genau, was sie „näherhin vielleicht" enthalten habe. Im großen Gang der Ereignisse war diese Decretalbulle von ganz verschwindender Tragweite, und sie wäre in einem kurzen Lehrbuch leicht zu vermissen gewesen. Sollte sie aber zur Besprechung kommen, so mußte wenigstens das Nothwendigste zur Erklärung angedeutet werden. Es steht fest, daß nach des Papstes eigener Absicht das Schriftstück nie Rechtskraft erlangen sollte, daß er sich nur mit Widerstreben durch Wolsey dazu drängen ließ, als zu dem äußersten, was möglich und zulässig war, in der Hoffnung, durch dieses Scheinmanöver gegenüber einem Despoten wie Heinrich VIII. die Stellung Wolsey's noch zu retten und dadurch den Wirren in England einen bessern Ausweg offen zu halten. Die Vermuthung aber, welche der Verfasser mit „näherhin vielleicht" eingeführt hat, findet im Gang der Verhandlungen keine Stütze und dürfte anderen recht unwahrscheinlich sein. Ueberhaupt ist es überraschend, in dem sonst so knappen Lehrbuch sich wiederholt luftigen Vermuthungen gegenüberzusehen, für die nichts spricht als das „vielleicht" des Verfassers. So S. 442 über Kaiser Mathias zur Entschuldigung der Empörung der Protestanten, S. 501 zu Ungunsten der Gesellschaft Jesu und zur Beschönigung des Vorgehens gegen sie.

Weniger freigebig mit Vermuthungen ist der Verfasser nach anderer Seite hin, wie z. B. bei der Frage nach einer Erneuerung der Kirche von innen heraus, im Falle die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts nicht eingetreten wäre. Das fünfte Lateranconcil wird ganz entschieden unterschätzt; die vielen Spuren einer im vollen Gange begriffenen Reformbewegung im Innern der Kirche, ähnlich der des 11. Jahrhunderts, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, werden theils kühl abgethan, theils ignorirt.

Die Entwicklung des Primates, die für die Geschichte der Kirche von so großer Wichtigkeit ist, wird zum Theil spärlich, zum Theil unbefriedigend behandelt. So werden als einziges Moment für die ganze patristische Periode die Canones von Sardika angeführt, die sich nur auf die oberrichterliche Gewalt des Bischofs von Rom beziehen. Dabei könnte die Darstellung den Schein erwecken, als seien die betreffenden Vorrechte damals erst als neues Recht dem Papst verliehen worden. Man vergleiche damit Hefele, Conc.-Gesch. I, 570. Durch Pseudo-Isidor läßt der Verfasser in der Entwicklung des Primates einen bedeutenden Umschwung eintreten, sofern erst durch ihn die Causae majores dem päpstlichen Forum vorbehalten werden. Die triftigen Momente, die dagegen sprechen, daß Nicolaus I. bereits 864 Pseudo-Isidor gekannt und benutzt habe, existiren für den Verfasser nicht. Die wiederholten Erklärungen schon Innocenz' I. über die Causae majores und die diesbezüglichen Worte des hl. Cyrill in seinem Briefe an Papst Cölestin berühren ihn nicht. Jedenfalls ist es unrichtig, daß jetzt erst dem Papste die Definitivsentenz in Rechtssachen der Bischöfe zugesprochen, und ebenso unrichtig, daß jetzt durch Pseudo-Isidor der Provinzialsynode die erste Entscheidung in diesen Rechtssachen entzogen wurde. Nicolaus I. wenigstens, sollte er Pseudo-Isidor wirklich gekannt und als Norm befolgt haben, vermochte diesen Sinn nicht herauszulesen. (Vgl. Schrörs, Hinkmar v. Reims, S. 264 u. Not. 103.)

Der hierdurch angebahnte Umschwung soll dann durch Gregor VII. um ein bedeutendes weitergeführt bezw. vollendet worden sein. Allein der Ausspruch Gregors, der als einziger Beweis dafür angeführt wird, enthält auch nicht ein einziges Moment, das nicht längst in der Kirche anerkannt gewesen wäre. Man vergleiche den Brief Gelasius' I. an die Bischöfe Dardaniens (Jaffé 664) oder Bonifaz' I. an die Bischöfe Macedoniens und Achaja's (Jaffé 365). Nichts anderes hebt 863 Nicolaus I. als das Anerkenntniß der westfränkischen Bischöfe hervor mit wörtlicher Anführung aus ihrem gemeinsamen Schreiben: „Daß Ihr mit aller Liebe nach der Anordnung der Vorfahren nicht nur über alle Angelegenheiten, die einen Zweifel lassen oder Streitigkeiten verursachen könnten, sondern auch über die übrigen majora negotia ecclesiastica an die Spitze des Episkopates, an den Sitz des großen Petrus Bericht erstatten sollt" (Mansi XV, 301). Dieselben Gedanken, die durch Gregor VII. in die kirchliche Entwicklung eingeführt worden sein sollen, hatten schon 833 Abt Wala von Corbie und Paschasius dem Papste Gregor IV. als die alte kirchliche Lehre zum Troste vorgehalten, als sie ihn sehr bekümmert fanden wegen der Drohungen der französischen Bischöfe. „Wir gaben ihm deshalb", schreibt Paschasius, „einige durch die Auctorität der heiligen

Väter bekräftigte Erklärungen seiner Vorgänger, denen niemand Widerspruch entgegensetzen kann, daß er die Vollmacht habe, die Vollmacht Gottes und des hl. Petrus, und das Recht, zu allen Völkern zu gehen oder andere an sie abzuordnen für den Glauben Christi und den Frieden der Kirche, für die Predigt des Evangeliums und die Feststellung der Wahrheit, und daß in ihm sei die ganze Obergewalt (potestas excellens) und die fortlebende Machtvollkommenheit des hl. Petrus, von der alle gerichtet werden, während er selbst von niemand gerichtet wird" (Jaffé 2577). Wenn der Satz in den dictatus Papae hervorgehoben wird „quod (papae) unicum est nomen in mundo", so erinnere man sich der Worte des Bischofs von Patara an Kaiser Justinian 537 über Papst Silverius (Liberat. Brev. c. XXII), von dem es heißt: „Judicium Dei contestatus est de tantae sedis episcopi expulsione, multos esse dicens in hoc mundo reges, et non esse unum sicut ille papa est super ecclesiam mundi totius". Freilich handelt es sich hier nicht um die Einschränkung des Namens papa, aber es handelt sich um wesentlich dieselbe Auffassung, welche der Verfasser als einen spätern Umschwung bezeichnet, der sich dann auch sprachlich bemerklich gemacht habe. Als weiteres Zeichen des Umschwungs wird dann hingewiesen auf die in dieser (der Gregorianischen) Periode aufgekommenen symbolischen Gebräuche des Steigbügelhaltens und des Fußkusses. Begreiflicherweise konnte in den ersten acht Jahrhunderten, wo Päpste und christliche Fürsten sich kaum je begegneten, eine feste Etikette sich nicht ausbilden. Aber schon über den Empfang Johannes' I. in Constantinopel 525 schreibt der Liber Pontificalis: „Tunc Justinus Augustus dans honorem Deo humiliavit se pronus et adoravit beatissimum Joannem Papam," und der Empfang des Papstes Vigilius dürfte kaum minder ehrenvoll gewesen sein. Die berufene Sitte selbst führt sich zurück auf den Empfang, den König Pipin Papst Stephan III. zu Theil werden ließ, wie er im Liber Pontificalis ausführlich beschrieben wird, und wurde deshalb auch sicher schon in früher Zeit zum stehenden Gebrauch.

Mit Recht ist S. 273 und 325 darauf hingewiesen, daß in Gregor VII. die große Reformbewegung des 11. Jahrhunderts nur ihre naturgemäße Fortentwicklung fand. Selbst der „andere Punkt", den er ins Auge faßte, war von den Freunden der Reform, wie unter Stephan X. von Cardinal Humbert, längst erörtert worden, und schon im 9. Jahrhundert hatte Florus (De elect. episc.) sich sehr deutlich in der gleichen Richtung geäußert. Also auch hier sind nicht gerade durch Gregors Persönlichkeit neue Ansprüche oder ein neuer Umschwung ins Leben gerufen worden.

In einzelnen Punkten der Doctrin hat die Darstellung des Verfassers vielleicht nur infolge ihrer Kürze zuweilen etwas irreführendes. So wäre es nicht zutreffend, wenn hinsichtlich der Satisfactionstheorie des hl. Anselm ein wirklicher Gegensatz zur Lehre der heiligen Väter in der bezeichneten Richtung behauptet werden sollte. Daß in der Beurtheilung des Selbstmordes, der im Alterthum für erlaubt gegolten, erst durch Augustin eine Aenderung erfolgt sei, ist etwas viel gesagt. Es dürften doch wohl auch die voraugustinischen Christen das fünfte Gebot Gottes richtig verstanden haben, wenn auch kein

Kirchenvater sich veranlaßt sah, ausdrücklich darüber zu schreiben. Die Ausschreitungen der Circumcellionen beweisen dagegen nichts.

Ob Gottschalk wirklich Häretiker gewesen sei oder der Häresie verdächtig, ist eine Frage, welche der Historiker füglich dem Dogmatiker überlassen dürfte. Für ihn genügt es, festzustellen, daß von der rechtmäßigen kirchlichen Behörde auf Häresie erkannt worden ist, und zwar von Männern, die Gottschalks vollständige Schriften, seinen Lebenswandel, seine mündlichen Aeußerungen kannten, von Männern wie Rhabanus Maurus, Haymo von Halberstadt, Hinkmar von Reims und anderer, deren Urtheil nach der wiederholten und reiflichen Untersuchung, die sie angestellt haben, wohl mehr Anspruch auf unsere Achtung hat, als die späteren Behauptungen der Jansenisten. Weit weniger apodiktisch als der Verfasser ist in dieser Frage Schrörs verfahren (Hinkmar, S. 480—490). Die dogmatische Würdigung der Frage sehe man bei Stentrup, De Verbo Incarnato, Soteriologia I, 423 ss. Nicht aus der „materialistisch lautenden Formel" der Lateransynode von 1059 ist Berengars häretische Hartnäckigkeit abzuleiten, sondern durch Berengars Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit sah sich die Synode zuletzt zur Aufstellung einer jede häretische Ausflucht versperrenden Formel genöthigt.

Die alte Mißdeutung, daß nach Gregors VII. Lehre nur die kirchliche Gewalt von Gott stamme, die weltliche ihren Ursprung in der Sünde habe, sieht man ungern in einem solchen Buche.

Die Prädestinationslehre des hl. Augustin gibt der Verfasser, wie sie von manchen Theologen dargestellt, von anderen aufs entschiedenste bestritten wird. Es ist die Auffassung, welche Augustins Freund und Gesinnungsgenosse, der hl. Prosper, als „ineptissimarum blasphemiarum prodigiosa mendacia" zurückgewiesen hat. Auf die dogmatische Darlegung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber auf die unhistorische Behauptung des Historikers sei hingewiesen, daß seit seinem Briefe an Sixtus c. 418 Augustin seine Prädestinationslehre — und zwar thatsächlich im allerwesentlichsten — umgeändert habe. Nirgends in all seinen Schriften, auch nicht in seinen Retractationen, hat Augustin einen solchen Wechsel bezeugt, wie er es sonst offen zu thun pflegte, wo er seine Anschauung wirklich geändert hatte. Dieselbe Prädestinationslehre, die er De spiritu et litera c. 33 n. 58 so klar ausgesprochen hat, ist nicht minder klar in dem frühern Werke Ad Simplicianum I. qu. II. n. 6 dargelegt „ . . . unde quod dictum est: quia elegit nos Deus ante mundi constitutionem non video, quomodo sit dictum nisi praescientia" etc. etc. Dieses Werk hat Augustin in seinen späteren und spätesten Schriften wiederholt angeführt als den getreuen Ausdruck seiner Anschauungen über die Gnadenlehre. So De Praedest. sanct. c. IV., so De don. persev. XXI 55, wo er es mit dem berufenen Briefe an Sixtus nicht nur nicht in Gegensatz bringt, sondern ausdrücklich als übereinstimmend bezeichnet, so endlich in Retract. L. II. c. 1, wo er das dort Gesagte voll und ganz aufrecht erhält. Allerdings ist es Augustin an diesen Stellen zunächst um einen anderen Punkt der Gnadenlehre zu thun, um die gratia prima, allein er konnte ganz unmöglich so sprechen, wenn er inzwischen in einem ganz entscheidenden Punkte



seine Anschauung völlig geändert hatte. Dazu kommt, daß er Retract. I, 10 n. 2 noch ausdrücklich hervorhebt „quod omnes homines possunt (se salvare) si velint“. Allerdings legt Augustin für I. Tim. 2, 1 in seinen verschiedenen Werken sehr verschiedene Auslegungen vor; allein seine Aeußerungen De corrept. et grat. c. 14 und Enchir. c. 103 zeigen, daß er weder zu irgend einer Zeit eine derselben für die ausschließlich berechtigte noch die verschiedenen Auslegungen als unter sich widersprechend erachtete. Sie alle fügen sich trefflich in seine Gesammtanschauung, wonach Gott mit der voluntas antecedens et conditionata (ante praevisa merita) das Heil aller will, post praevisa merita aber, mit der voluntas consequens et efficax nur einen Theil der Menschheit wirklich auserwählt hat.

Auch Molina's Lehre ist nicht zutreffend wiedergegeben. Die Voraussicht der menschlichen Mitwirkung ist nach Molina durchaus nicht der Grund, weshalb Gott dem einen diese, dem andern jene Gnade verleiht. Diesen Grund zu finden, hat Molina sich nie angemaßt. So gut wie Augustin rechnete auch er dieses zu den „inscrutabilia judicia Dei“. Molina will gerade Gottes freies Erbarmen, seine Auserwählung erklären, die vom Menschen in jeder Hinsicht unverdient ist. Diese besteht darin, daß Gott die einen gerade in solche Umstände versetze und solche den Umständen entsprechende Gnadenhilfe gebe, von denen er voraussieht, daß sie von dem freien Willen des Geschöpfes thatsächlich zur guten Handlung bezw. Rettung benutzt werden. Alle haben völlig ausreichende Gnade, sich zu retten, wenn sie nur wollen; aber die besondere Erbarmung Gottes gegen die Erwählten besteht darin, daß er von Ewigkeit beschließt, ihnen solche Hilfe und Gelegenheit zu gewähren, von denen er voraussieht, daß sie Dank der von der Gnade getragenen freien Mitwirkung des Menschen wirklich zum Heile führen.

Die Behauptung S. 505, daß vor Benedikt XIV. „zwischen Katholiken und Protestanten eine giltige Verbindung nicht geschlossen werden konnte“, daß Benedikt in dieser Beziehung „die gegenwärtige Praxis eingeleitet“ habe, ist vermuthlich nur eine durch übergroßes Streben nach Kürze veranlaßte Unklarheit des Ausdrucks. Stets konnten solche Ehen unter Getauften giltig eingegangen werden, wenn nur in den Ländern, wo die Decrete des Tridentinums promulgirt waren, die forma Tridentina eingehalten wurde. Clandestine Ehen waren in solchen Ländern allerdings ungiltig, aber nicht auf Grund der Verschiedenheit der Confession. Benedikt XIV. hat nun für die früher unter Spaniens Herrschaft stehenden Staaten Belgiens und Hollands auch für solche clandestine Ehen, einerlei ob gemischter oder beiderseits protestantischer Confession, die Giltigkeit ausgesprochen bezw. Dispens gewährt, sowohl in Anbetracht der besonderen Verhältnisse jener Länder, als mit Rücksicht darauf, daß die Promulgation der maßgebenden Tridentiner Beschlüsse in jenen, damals von Aufruhr gährenden Ländern, nicht sicher nachgewiesen werden könnte. Es ist kein Grund vorhanden, so wie der Verfasser thut, diesen Erlaß als „einen der wichtigsten“ unter den zahlreichen Verordnungen Benedikts zu bezeichnen, es sei denn wegen des ernsten Urtheils, das dort der von ihm so hochgefeierte Papst über die gemischten Ehen ausspricht als

„haecce detestabilia connubia, quae S. Mater Ecclesia perpetuo damnavit atque interdixit“.

Auf zwei bekannte Lieblingssentenzen des Herrn Verfassers soll hier kein großes Gewicht gelegt werden. Hinsichtlich des Rigorismus der Bußdisciplin in der „alten Kirche“ d. h. der Nichtnachlassung der drei Kapitalsünden sei hingewiesen auf die Zeitschr. f. kathol. Theol. XI, 719 ff., überdies für den Orient nur auf die Erzählung des Clemens Alexandrinus bei Eusebius III. 23, die Anschauung des Dionysius von Corinth um 170 (ebenda IV. 23) und die Worte des Johannesschülers Polykarp (Ad Phil. 6): „Presbyteri sint ad commiserationem proni, misericordes erga cunctos, aberrantia reducentes . . . non severi nimis in judicio“. Man darf sich dagegen keineswegs auf Origenes, De orat. 28 berufen, da eine Reihe anderer Stellen, vor allem Contra Cels. III. 51 aufs klarste entgegenstehen und zeigen, daß man jene vereinzelte Stelle als unter gewissen Voraussetzungen geschrieben verstehen müsse.

Bezüglich der Sondermeinung des Herrn Verfassers über die Berufung der acht ersten allgemeinen Concilien durch den Kaiser, unabhängig von einer Zustimmung oder Bestätigung des Bischofs von Rom, genüge der Hinweis auf v. Hefele, Conc.-Gesch. I. 6 ff. und Zeitschr. f. kathol. Theol. X, 67 ff. An letzterem Orte S. 98/9 ist bereits darauf hingewiesen, wie irrthümlich die Auffassung ist, die der Verfasser von der „Approbationstheorie“ sich gebildet hat und auch jetzt noch festhält, als ob diese immer und unter allen Umständen eine nachträgliche ausdrückliche Bestätigung der Concilsbeschlüsse für nothwendig erachte, auch für den Fall, daß bereits päpstliche Legaten mit ausreichender Vollmacht den Beschlüssen zugestimmt haben.

Noch möge auf einige Kleinigkeiten hingewiesen werden. Die Echtheit der Philonischen Erzählung von den Therapeuten schließt nicht aus, daß es sich dabei um christliche Asceten handle. Die Nachricht von der Bekehrung des britischen Königs Lucius stammt nicht ursprünglich von Beda, sondern aus dem Liber Pontificalis. Der Satz S. 77: „Die ältesten Documente sprechen sich über den Erlöser mit einer gewissen Unbestimmtheit aus“, ist sicher richtig gedacht, aber doch recht mißverständlich. Daß die Trinitätslehre des Origenes nicht mangelhafter gewesen als die seiner Zeitgenossen, ist, falls man mit dem Verfasser den großen Alexandriner des Subordinatianismus schuldig erkennt, unwahr wenigstens hinsichtlich der Kirche von Rom, wie Papst Dionysius und Kallistus beweisen. Die Tragweite des Mailänder Edictes, das an sich doch nur ein sehr eingeschränktes Toleranzedict war, scheint S. 100 überschätzt. Auffallend ist die Angabe S. 168, daß auch an Weihnachten getauft worden sei. Da hier Dr. Probst widerspricht und selbst seine Theorie von der Entstehung der Festoctaven auf die gegentheilige Ansicht gründet, so wäre eine Belegstelle erwünscht gewesen. Daß der hl. Hieronymus mit dem bekannten Worte: „Non Jerosolymis fuisse sed Jerosolymis bene vixisse laudandum est“, gegen „übertriebene Werthschätzung der Wallfahrten und ungesunde Vorstellungen“ habe kämpfen wollen, würde wohl Hieronymus selbst am meisten überraschen, zumal die betreffenden Worte an

den feingebildeten und erleuchteten hl. Paulin von Nola gerichtet waren, und er selbst Ep. 58 n. 4 ausdrücklich erklärt, weshalb er dies Wort geschrieben. Hinsichtlich der Enthauptung der 4500 Sachsen durch Karl d. Gr. wäre ein Hinweis auf W. v. Bippens Untersuchung dieser Frage in Quidde's Zeitschrift 1889 I, 75 erwünscht gewesen. Was die „weitverbreitete Furcht, mit dem Jahre 1000 werde die Welt untergehen" und die Beziehung dieser Furcht zur Entwicklung der Baukunst betrifft, so hat Dom Fr. Plaine (Rev. des Quest. Hist. XIII, 145) überzeugend bewiesen, daß diese Furcht eine Fabel ist, und daß schon 950—1000 viele und großartige Bauten und Umbauten von Klöstern, Kathedralen und Kirchen unternommen wurden, mithin der großartige Aufschwung der Baukunst schon früher zu datiren ist. Wenn die Scholastik geschildert wird als gekennzeichnet „durch rationalisirende Behandlung der Theologie" und als ihr Ziel angegeben wird „den Glauben möglichst in die Form des Wissens zu erheben", so könnte dies recht mißverstanden werden. Wie die Besprechung des Ordenslebens im ausgehenden Mittelalter eine im allgemeinen zu harte, so ist auch das Urtheil über die wissenschaftlichen Leistungen dieser Periode nicht ganz gerecht. Die „schöpferische Kraft der Scholastik" war noch keineswegs erloschen. Das zeigen gerade zu Ausgang dieser Periode die vier großen Thomisten: Capreolus, Ferrariensis, Cajetanus und Deza. Männer, wie der gefeierte Alfons Tostatus („Abulensis"), in England der berühmte Karmelit Thomas Netter („Waldensis"), in Irland der gelehrte Mauritius de Portu und viele andere sehr bedeutende Gelehrte auf den verschiedensten Wissensgebieten stehen ihnen zur Seite. Nicht ohne richtige Einsicht bekennt sich in Bezug auf das damalige Deutschland der Protestant Maurenbrecher zu dem Urtheil: „Sicher wird man Männern gegenüber wie Cusanus, Heynlin vom Stein, Gregor Reisch, Rolewink, Geiler von Kaisersberg und Gabriel Biel nicht von einem Verfall der theologischen Wissenschaft reden dürfen. Dogmatik, Ethik und Erläuterung der Bibel fanden in den genannten Autoren Vertreter, die in den Geleisen mittelalterlicher Theologie würdevoll sich weiter bewegten und an der Lehrüberlieferung der mittelalterlichen Kirche glücklich auf's neue anknüpften." — Cusanus brauchte übrigens in seinem De docta ignorantia durchaus nicht „der wissensstolzen Scholastik gegenüber die Grenzen des menschlichen Erkennens zu betonen". Was Cusanus mit diesen Worten bezeichnet, war, wie den heiligen Vätern, so auch der Scholastik ein ganz vertrauter Gedanke: die Gelehrsamkeit des Philosophen besteht darin, daß er die Gründe recht einsieht, weshalb er Gott, wie dieser in sich ist, nicht begreifen könne, Gründe, die sich zurückführen auf die unendliche Vollkommenheit Gottes und die Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnißweise. Cardinal Franzelin (De Deo uno p. 161) hat zur Erläuterung dieses Gedankens der Scholastik gerade hingewiesen auf das Buch des Cusanus. — Nicht St. Anselm v. Canterbury, sondern sein Neffe, der Abt Anselm von St. Edmundsbury war es, der für die Verbreitung des Festes der Unbefleckten Empfängniß so überaus thätig war. Von Anselm von Canterbury kann das nicht nachgewiesen werden; doch war erwiesenermaßen schon vor der Normannenzeit, selbst vor dem 11. Jahrhundert, das Fest in

England bekannt und gefeiert. Man kann schwerlich zustimmen, wenn der „größere Aufschwung der Hexenverfolgung" mit der Bulle Innocenz' VIII. verknüpft wird. Die Bulle, das Echo der aus Deutschland an den heiligen Stuhl gelangten Berichte, hat an dem Hexenglauben nichts geändert. Die einzige Aenderung, welche die Bulle herbeiführte, die Uebertragung der Untersuchung an eigene Inquisitoren, war schon deshalb ohne nachhaltige Bedeutung, weil bereits bald das Hexenverfahren den Händen der Kirche völlig entwunden und in die der weltlichen Behörde gebracht wurde. Unter der Aegide der Juristen hat dann allerdings die Hexenverfolgung ihren „größeren Aufschwung" erlebt. Aber für diese ist wohl nicht die Bulle Innocenz' VIII., sondern die Gesetzgebung Karls V. maßgebend gewesen. — Die Exemption der Klöster im Ernst als eine „Hauptquelle der kirchlichen Mißstände" ansehen zu lassen (S. 414) ist bei einem Kirchenhistoriker von weitem Blick überraschend. — S. 477 ff. vermißt man jeden Hinweis auf die einst bedeutenden Missionen in Afrika: am Congo in Angola, Oberguinea, auch in Sansibar und an verschiedenen Orten der Ostküste. — S. 482 ist die Darstellung der gegen Lessius angezettelten Streitigkeiten wohl keine ganz unbefangene, und keineswegs so, daß sie die Lage der Dinge richtig erkennen läßt.

Wenn die Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft in den verschiedenen Perioden des öfteren unbefriedigend zur Darstellung kommt, so ganz besonders S. 507, wo der großartige Aufschwung auf dem Gebiete der Moraltheologie und des canonischen Rechtes eigentlich todtgeschwiegen wird. Es scheint fast, als ob die Moraltheologie mit keiner andern Frage sich zu befassen gehabt hätte als mit der des Probabilismus. Man erstaunt, unter den wenigen Autoren, die „Erwähnung verdienen", an der Seite des hl. Alfons Liguori in der Moraltheologie Concina und Patuzzi zu begegnen, während von den anerkannt classischen Autoren wie Lugo, den der hl. Alfons den „ersten Theologen nach dem hl. Thomas" genannt hat, Sanchez, Azor, Laymann, Bonacina, Sporer, Lacroix u. s. w. keiner „Erwähnung verdient". Ueberdies wird Barth. de Medina unrichtig als der Urheber des Probabilismus genannt. Schon lange vor ihm haben ganz hervorragende unter seinen Ordensbrüdern, wie Soto, Johannes Nider, der hl. Antonin u. a. klar die Grundsätze des Probabilismus ausgesprochen. Unter den Canonisten werden Männer wie Thomassin, Reiffenstuel und Schmalzgrueber mit Stillschweigen übergangen, um für van Espen Platz zu machen.

S. 499 wird der Vernichtungskampf gegen die Gesellschaft Jesu in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darauf zurückgeführt, daß dieselbe „der Gefahr sich nicht zu erwehren gewußt, welche das Glück zu bereiten pflegt", und daß der Orden „gleich den übrigen Orden von der idealen Höhe, auf die sein Stifter ihn gestellt, allmählich herabsank". Indessen Abirrung von der Regel und Ordenszucht hat auch das Aufhebungsbreve der Gesellschaft Jesu nicht zum Vorwurf gemacht, und daß eine solche Rücksicht bei der Aufhebung in keiner Weise in Betracht kam, geht aus der Darstellung des Verfassers selbst hervor. Als Beweis für das Gesunkensein des Ordens wird hingewiesen auf das Verhalten in der „Accomodationsangelegenheit". Wenn hinsichtlich der

chinesischen und malabarischen Riten die Jesuitenmissionäre geirrt haben, so waren viele Bischöfe und Missionäre, die dem Orden nicht angehörten, im gleichen Irrthum befangen. Die Frage war schwierig und bot verschiedene Seiten, und dieser Irrthum gereicht den Irrenden nicht zur Unehre. Hinsichtlich des Verhaltens nach erfolgtem kirchlichen Verbot vergleiche man die Darlegung des edlen und offenherzigen Cordara (Döllinger, Beiträge III, S. 65). Der Verfasser hat gegen die aufgehobene Gesellschaft aber eine noch weit schwerere Anklage: sie hat durch Sklavenhandel und andere Härten gegen die Eingeborenen die Ausbreitung des Evangeliums unter den Indianern erschwert; Benedikt XIV. mußte deshalb „den Jesuiten wie einigen anderen Orden das Gebot der christlichen Liebe einschärfen"; der Beweis ist die Bulle Immensa Pastorum, 20. December 1741.

Diese Bulle ist gerichtet an die Bischöfe der portugiesischen Besitzungen in Südamerika (Paraguay, Brasilien, La Plata). Sie erneuert die Decrete Pauls III. und Urbans VIII. gegen den Sklavenhandel und spricht den Schmerz des Papstes darüber aus, daß trotz der strengen kirchlichen Censuren Christen sich nicht scheuten, sowohl Getaufte wie Ungetaufte unter den Eingeborenen zu berauben, zu Sklaven zu machen oder als Sklaven zu verkaufen. Im ganzen Inhalt der Bulle wird der Jesuiten weder direct noch indirect die leiseste Erwähnung gethan. Es werden nur Ausschreitungen gerügt, welche das schwierige Bekehrungswerk, dem die Jesuitenmissionäre mit aller Kraft oblagen, hindern und erschweren mußten. Wer in die Geschichte der südamerikanischen Missionen auch nur etwas Einblick sich zu verschaffen sucht, wird sich unschwer überzeugen, daß die Missionäre und insbesondere die Jesuiten ohne Unterlaß die schwersten Kämpfe zu bestehen hatten und den giftigsten Anfeindungen von seiten der angesiedelten Europäer ausgesetzt waren nur deshalb, weil sie die Eingeborenen gegen Mißhandlung und Vergewaltigung schützten und dem Sklavenhandel entgegentraten. So war es nicht bloß zu den Zeiten eines Joseph Anchieta oder Antonio Vieyra, sondern auch noch zu den Zeiten Benedikts XIV. Als 1740 die portugiesischen Bevollmächtigten unter Führung A. Pineyros die Jesuiten der spanischen Chiquiten-Reduction ihren Plänen günstig stimmen wollen, machen sie ihnen vor allem die feierliche Zusage, die Neophyten gut zu behandeln, wo immer sie denselben begegnen würden, und keinen Eingeborenen, auch keinen heidnischen, zu Sklaven zu machen. (Vgl. Charlevoix, Hist. du Paraguay [Paris 1757] VI, 104.) In den Wirren, die sich an den Namen Bernardin v. Cardennas, eines bittern Feindes des Ordens, knüpfen, der 1743 zum Bischof von Assumption erhoben wurde, wird es als Agitationsmittel gegen die Jesuiten benutzt, daß sie die Gegner des Sklavenhandels sind. Ganz um dieselbe Zeit (1740—1746) machte Antonio de Ulloa mit Georg Juan seine erste große Reise durch die südamerikanischen Staaten. In ihren Noticias segretas wird ein an den König von Portugal gerichtetes Gesuch mitgetheilt um Wiederherstellung der Kranken- und Versorgungshäuser für die in den Städten der Weißen wohnenden Indianer, und um Uebertragung der Leitung dieser Häuser an die Jesuiten. In der Begründung des Gesuches heißt es wörtlich: „. . . weil außer

dem Regierungstalente, womit, wie alle übereinstimmen, dieser Orden begabt ist, dessen Eifer, dessen rührige Wirksamkeit, dessen werkthätige Barmherzigkeit und die ganz besondere Liebe, womit er die Indianer betrachtet und behandelt, Eigenschaften sind, die bei allen seinen Mitgliedern in so ausgezeichnetem Grade vorhanden sind, daß sie durch denselben ganz besonders, ja einzig zur Erlangung des hohen Grades von Vertrauen in den Stand gesetzt werden, welcher zur Bekehrung und Seelsorge der Indianer erforderlich ist, die — wahrhaft Unmündige — von niemand anderem auch nur mit der gewöhnlichen Nächstenliebe angesehen werden." Vgl. Cardinal C. Balussi, Das vormals spanische Amerika, aus dem Italienischen, Wien 1843 II, 302. Derselbe Cardinal berichtet, daß sowohl die Bulle Urbans VIII. als die spätere (Immensa Past.) Benedikts XIV. von den Missionären selbst erwirkt worden sei (a. a. O. 268). Die Veranlassung, die Bulle Immensa Pastorum im offenen Widerspruch mit der Geschichte als Anklage gegen den Jesuitenorden und Beweis seines Verfalles darzustellen, kann nur die an dieser Bulle, wie an Dutzenden von anderen, angehängte canonistische Clausel sein, daß das Gesagte gelten solle „universis et singulis personis tam saecularibus, etiam ecclesiasticis, cujuscumque status, sexus, gradus, conditionis et dignitatis etiam speciali nota et mentione dignis existentibus, quam cujusvis Ordinis, Congregationis, Societatis, etiam Jesu, Religionis et Instituti Mendicantium et non Mendicantium ac Monachalis Regularibus etiam quarumcunque Militiarum etiam Hospitalis S. Joh. Hier. Fratribus Militibus." Man möge beachten, daß besagte Clausel die gesammte menschliche Gesellschaft umfaßt, soweit sie der Jurisdiction des Papstes unterworfen ist.

Einen andern Vorwurf erhebt der Verfasser gegen die Gesellschaft Jesu wegen ihres Verhaltens bei der Aufhebung. Nun war es doch schwer möglich, eine größere Unterwürfigkeit und Ergebung zu beweisen, als der General Ricci mit unerschütterlicher Consequenz gethan hat. Ueber die Gründe seiner Gefangennehmung sehe man die offene Darlegung Cordara's (Döll. Beitr. III, 63). Die besondere in der canonistischen Fassung der Bulle gelegene Einschränkung und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Jesuiten in Rußland und auch in Preußen lebten, scheinen dem Verfasser völlig entgangen zu sein. Der Heilige Stuhl, unter dessen Augen alles geschah, und der Widersetzlichkeit gegen seine Anordnungen nicht leicht vergißt, hat anders geurtheilt als der Verfasser, indem er gerade den in Rußland fortbestehenden Zweig des Ordens schon nach kurzem wieder für die ganze Kirche bestätigte. Die ganze Frage ist eingehend behandelt bei Seb. Sanguineti, La Compagnia di Gesù e la sua legitima esistenza, Rom 1882.

Noch manche Ausstellungen verschiedener Art wären zu machen. Allein diese theilweise Darlegung der vorhandenen Bedenken wird genügen, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß diesem Lehrbuch der Kirchengeschichte trotz seiner sonstigen Vorzüge eine unbedingte Empfehlung nicht gegeben werden kann.

Otto Pfülf S. J.

Die Katakombengemälde und ihre alten Copien. Eine ikonographische Studie von **Joseph Wilpert.** XII u. 81 S. 4°. Mit 28 Tafeln in Lichtdruck. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 20.

Nachdem mit dem Jahre 1578 die Katakomben Roms wiederum bekannt und zugänglich geworden, begann der Dominikaner Fra Alfonso Ciacconio Malereien derselben durch sechs verschiedene Zeichner aufnehmen zu lassen. Philipp de Winghe, ein Flamänder und Freund Ciacconio's, erkannte bald, daß manche jener Aufnahmen wegen zu großer Hast und Oberflächlichkeit der Maler ungenau seien, und fertigte einige neue Zeichnungen. Nicht lange nachher begannen Bosio's Katakombenforschungen. Ihre Ergebnisse bot die 1632 nach seinem Tode durch Severano herausgegebenen Roma Sotterranea, deren grundlegenden Werth allgemein anerkannt ist, deren Abbildungen sich aber meist auf die Arbeiten zweier unzuverlässiger Zeichner stützen. Viele Zeichnungen Ciacconio's, de Winghe's und Bosio's sind in einem Folianten der Vaticanischen Bibliothek und in einem kleinern der Vallicellana erhalten. Wilpert, schon durch manche Arbeiten zur Katakombenforschung, besonders durch die „Principienfragen der christlichen Archäologie" rühmlichst bekannt (vgl. Bd. XXXVII S. 210 und Bd. XXXVIII S. 598 dieser Zeitschrift), unternimmt in dieser Publikation den Vergleich jener Zeichnungen und der gedruckten Abbildungen Bosio's mit den noch erhaltenen Originalen. Das Ergebniß ist ein ebenso wichtiges wie trauriges. Das Bestreben Bosio's und seiner Vorläufer, „die Monumente nach Möglichkeit auf Martyrer zu beziehen, hat zu manchem Irrthum Veranlassung gegeben: so wurde aus dem Getreidemaß ein Marterinstrument, und aus einer Anbetung der Magier in S. Domitilla das Martyrium einer zum Feuertod verurtheilten Christin; die Scene der Getreideausladung derselben Nekropole verwandelte ein Copist Ciacconio's in die Gruppe einer Steinigung, während Bosio hier an Martyrer dachte, die zum Graben und Schleppen von Sand verurtheilt waren; den gleichen Gedanken erregte in ihm das Bild zweier Fossoren aus der Katakombe der Via Latina, ja selbst den Winzerkarren auf einem Gemälde des Coemeterium Ostrianum brachte er mit Martyrern in Verbindung." In manchen Fällen muß eine verfehlte Deutung der Originalgemälde die Fehler der Copien, wenigstens zum Theil, veranlaßt haben. Die Irrthümer sind freilich einigermaßen verzeihlich, weil die Gemälde oft schwer zu erkennen sind. Fast unglaublich klingt Wilperts Angabe über jenes berühmte, unzählige Male reproducirte „eucharistische Lamm", welches das in einem Nimbus stehende Milchgefäß auf dem Rücken trägt. „Auf dem Original existirt das Lamm nicht." Ein verblichenes Blattornament, worauf jenes Gefäß ruht, ist in des Zeichners Phantasie zum Lamm geworden! Nicht wenige Katakombenbilder werden noch heute nach jenen alten, fehlerhaften Aufnahmen behandelt, verwerthet und erklärt und führen darum immer von neuem in die Irre. Durch Zurückgehen auf die Originale und durch Sichtung und Prüfung der verschiedenen Aufnahmen derselben wird Wilpert in den Stand gesetzt, „eine große Anzahl von Irrthümern, welche bisher in der Wissenschaft volles Bürgerrecht genossen haben, für immer zu beseitigen."

Es ist erfreulich zu sehen, wie de Rossi, dem diese Arbeit gewidmet ist, weil er bei deren Entstehen wirksam half, einen so würdigen Mitarbeiter und Fortsetzer seiner Studien gefunden hat. Wilperts Kraft beweist sich in seiner neuesten Arbeit nicht nur durch tiefes Eingehen auf den Grund der Sache, sondern auch durch den ruhigen objectiven Ton und den Verzicht auf jede Polemik oder auf persönliche Zurechtweisung all jener, auch neueren Gelehrten, die durch zu großes Vertrauen auf frühere, angesehene Autoritäten in die Irre geriethen. Möchte es Wilpert vergönnt sein, eine möglichst große Anzahl Katakombenbilder in Phototypien zu ediren. Der beste Zeichner ist und bleibt ein Kind seiner Zeit, wird ihren Stil in seine Zeichnung naturnothwendig mehr oder minder hineintragen, somit den Stil der Vorlagen verändern. Freilich sind solche Aufnahmen schwer, theuer, zuweilen unmöglich; aber wo sie zu erlangen sind, ist ihr Werth bleibend. Die auf Tafel IX, XII, XXI von Wilpert gebotenen Phototypien sind darum doppelt dankenswerth. Oft würde eine Phototypie zugleich mit einer die Contouren schärfer betonenden Zeichnung das Erwünschteste sein, wenn nicht der Kostenpunkt so gewichtige Bedenken erregte.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Der heilige Rock zu Trier. Eine archäologisch-historische Untersuchung, herausgegeben im Auftrage des hochwürdigsten Bischofs von Trier von Dr. C. Willems, bischöflichem Secretär. VIII u. 182 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis *M.* 1.20.

Der hochwürdigste Herr Bischof, in dessen Auftrage diese Schrift soeben erschienen ist, ließ sie veröffentlichen als Begleiterin seines Hirtenschreibens vom 1. Juni 1891, worin die Ende August dieses Jahres beginnende Ausstellung des heiligen Rockes angesagt wird. Seit dem Jahre 1844 lag die heilige Reliquie meist im Hochaltar des Trierer Domes verschlossen. Von den Pilgern, welche dieselbe bei der letzten Ausstellung verehrten, ist die Mehrzahl ins Grab gesunken. Die Ueberlebenden sahen schwere Tage und begrüßen mit allen eifrigen Katholiken diese neue Ausstellung als Unterpfand des Friedens, als Hoffnungsstrahl besserer Tage. Darum werden sie freudig die hier gebotenen Belehrungen über das Heiligthum der Trierer Kathedrale entgegennehmen. Das hübsch ausgestattete Buch hat die alten Quellen und die neueren Bearbeitungen, besonders die große „Geschichte des heiligen Rockes" von P. Beissel S. J., gewissenhaft benutzt und geschickt verarbeitet. Wir werden, so Gott will, in einem der nächsten Hefte auf dies Buch und auf seinen Inhalt: den Werth, die Geschichte und die Verehrung des heiligen Rockes, zurückkommen. Für jetzt genüge diese kurze Anzeige und Empfehlung.

Jésus-Christ. Par le R. P. Didon de l'Ordre des Frères Prêcheurs. 2 vol. LXXXVIII, 483; 469 p. Lex.-8°. Paris, Plon, 1891. Preis *Fr.* 16.

Dieses wahrhaft schöne und fromme Werk verdient allen gebildeten Christen, ja allen, die für Hohes und Heiliges noch Sinn bewahrt haben, warm empfohlen zu werden. In vollendet edler Form wird ein Gehalt dargeboten, bei welchem ein seltener Reichthum menschlich schöner und wahrer Gedanken um die göttlich tiefe Wahrheit der christlichen Offenbarung sich krystallisirt, von ihr durchleuchtet und verklärt wird. Es ist die Lebensgeschichte Jesu Christi, die zu einer einzigen fesselnden Erzählung verschmolzene Darstellung der vier Evangelien, durchgearbeitet mit der Gewissenhaftigkeit des Gelehrten, gezeichnet mit der Schöpferhand des genialen Künstlers, umrankt durch die fromme Betrachtung des Ordensmannes. Der ungläubige Bibelkritiker wird freilich durch das Buch nicht bekehrt werden; es lag nicht im Plane des Werkes, solcher Anforderung zu genügen. Auch der bibelgläubige Exeget wird vieles auszusetzen haben und sieht sich ein über das andere Mal zum Widerspruch herausgefordert. Ebensowenig kann der Historiker sich befriedigt erklären mit der Darstellung der jüdischen Verhältnisse zu Christi Zeit. So geistreich und formvollendet im einzelnen, ist dieselbe weder richtig noch consequent durchgeführt. Auch finden sich vereinzelte Sätze, wie namentlich solche über das Verhältniß von Vernunft und Glaube (I, 16; II, 37), die übler Wille mißverstehen könnte, und bei denen eine genauere Abwägung des Ausdrucks rathsam gewesen wäre. Und doch verschwindet alles dies gegenüber den Vorzügen dieses herrlichen Buches, gegenüber dem, was das Wichtigste und das Schwierigste war, der Darstellung der Person Jesu Christi. Die Schilderung seiner heiligen Menschheit (I, 95 ff.) wie die der Offenbarungen seiner Gottheit sind voll unerschöpflicher Schönheit und hinreißender Wahrheit. Auch die Person des Täufers ist meisterhaft und, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe gezeichnet. Kein Christ wird mit dem Buche sich vertraut machen, ohne gestärkt und neu belebt zu werden im Glauben und in der Liebe, kein Gebildeter, ohne reichen Gewinn zu haben an Veredlung des Geistes. Es ist ein Erbauungsbuch im schönsten Sinne des Wortes, ein Werk, doppelt willkommen in einer Zeit, welche Christus läugnet und die Materie anbetet, in einem Jahrhundert, welches geschändet ist durch die Erzeugnisse eines Strauß und eines Renan.

Die religiösen, sowie die wichtigsten häuslichen und politischen **Alterthümer der Bibel.** Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht, bearbeitet von Dr. Bernh. Schäfer, Professor der Theologie an der Kgl. Akademie zu Münster. Zweite, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit zwei Figurentafeln. Mit kirchlicher Gutheißung. XII u. 255 S. 8°. Münster, Theissing, 1891. Preis *M.* 3.60.

Die erste Ausgabe dieses verdienstvollen Leitfadens ist in diesen Blättern ausführlich besprochen worden (Bd. XIV. S. 545—551). Es gereicht uns zur großen Freude, jetzt diese zweite Auflage empfehlen zu können. Sie ist an Umfang gewachsen, von 208 auf 255 Seiten. Auch der Inhalt hat Erweiterung und Verbesserung erfahren. Neu hinzugekommen ist S. 48 als willkommene Erläuterung zur Beschreibung des herodianischen Tempels eine Figurentafel, die im Anschluß an die Arbeit von P. Odilo Wolff O. S. B. (Der Tempel von Jerusalem und seine Maße, Graz 1887) abgefaßt wurde. Ebenso ist neu dazugekommen: § 30. „Ein Tag in den Vorhöfen des Herrn", und S. 235—255 die fünf Kapitel: Ehe-, Vermögens-, Cri-

minal-, Staats-Recht, Maße, Gewichte, Münzen — eine Beigabe, die trotz der gedrängten Kürze jedem sehr erwünscht sein wird. Auch sonst macht sich oft die bessernde und ergänzende Hand bemerkbar. Ebenso hat die früher bereits gegebene Figurentafel Verbesserungen erfahren; zu diesen rechnen wir aber nicht, daß in Fig. 2 die Cherubim entgegen den Textworten (S. 20) mit ihren Flügeln die Lade nicht mehr überdecken. Zu S. 79 wäre wohl eine Berücksichtigung und Erklärung von Weish. 18, 24 zu erwarten gewesen. Die Umschreibung der hebräischen Worte ist nicht in alleweg glücklich zu nennen; zain und samech werden durch das gleiche s gegeben; warum Serubabel, da doch S. 249 Zorobabel steht? Jehova, warum aber dann Askarah, Nedabah u. dgl.? Die Stelle Tertullians über das sedile am Kreuze ist adv. Marc. 3, 18 (S. 215 c. nat.?). Das hebr. Hin faßte nach den Rabbinen 12 Log (zu S. 252), und S. 253 sollte es heißen: das Talent war 58,9 kg schwer u. dgl. m. — Ein großer Vorzug des Buches ist die sorgfältige Hervorhebung und Durchführung der typischen Bedeutung alttestamentlicher Einrichtungen. Durch sie wird das Studium der Alterthümer wirklich fruchtreich auch für das Verständniß und die Würdigung kirchlicher Gebräuche und Satzungen, und wir lernen recht im einzelnen verstehen, in welchem Umfange es wahr ist, was St. Paulus sagt: Quae sunt umbra futurorum, corpus autem Christi (Col. 2, 17). Die Darstellung ist dem Leitfaden angemessen: einfach, inhaltsreiche Kürze und Gedrungenheit.

De alexandrinae interpretationis libri Danielis indole critica et hermeneutica. P. I. Dissertatio theologica. 75 p. 8°. Monasterii Guestf., Aschendorff, 1891.

Diese Doctordissertation des hochw. Herrn Augustin Bludau bekundet großen Fleiß und eine ausgedehnte Belesenheit. Hier ist nur der erste Theil der Arbeit geboten; er behandelt Ort und Zeit der Entstehung der Uebersetzung, deren Geschichte und die Hilfsmittel der Textverbesserung nebst Vorschlägen zur Herstellung des ursprünglichen Textes. Der zweite Theil soll — si Deo placet — später deutsch folgen und uns mit dem Charakter der Uebersetzung selbst, mit dem Plan und Verfahren des Uebersetzers bekannt machen. Die Uebersetzung verlegt der Herr Verfasser in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Wie aber der Herr Verfasser für diese Zeit einen Beweis erbringen will aus Wörtern, die bei Plato, Aristoteles, Herodot, Xenophon, Sophokles, Thucydides, Isokrates und auch im 3. und 4. Buch der Maccabäer sich finden (S. 8), ist uns unverständlich geblieben. Eingehend und werthvoll ist die Untersuchung über die in den Schriften der ersten Jahrhunderte auffindbaren Spuren des Gebrauches dieser Uebersetzung (S. 11—32). Warum diese Uebersetzung sodann von der Kirche zurückgewiesen wurde, dafür scheint dem Herrn Verfasser der Hauptgrund die absona interpretatio von 9, 24—27 gewesen zu sein. Spuren der Uebersetzung des Theodotion glaubt er bereits bei Hermas und Justin zu finden; daher macht er den Theodotion zum Zeitgenossen des Aquila. Beachtenswerth sind auch die annotationes criticae S. 44—71.

Evangelicum Dominicale, seu Sanctorum Patrum ac Doctorum et ecclesiasticorum scriptorum homiliae, sermones, commentaria in Evangelium Dominicarum totius anni. Auctore Antonio Videmari. Pars I. 765 p. 8°. Augustae Taurinorum, ex typis S. Josephi apud collegium artium alumnorum, 1890. Preis *Fr.* 3.50.

Der hier vorliegende Band reicht vom Advent bis zum Palmsonntag. Es ist, wie schon der Titel sagt, ein Sammelwerk. Als solches gibt es rasch Stoff und

Gedanken an für verschiedene Kanzelvorträge über die jeweiligen Sonntagsevangelien. Es sind entweder kurze Ansprachen von heiligen Vätern und Kirchenlehrern über die betreffenden Evangelienabschnitte, oder auch nur wörtliche oder paränetische Erklärungen der einzelnen Schriftverse, wie sie von den heiligen Vätern und späteren kirchlichen Schriftstellern gegeben sind. Der griechische und der lateinische Vulgata-Text der Evangelien sind vorausgeschickt. Außer den heiligen Vätern sind der heilige Thomas von Aquin, der hl. Bonaventura und Cornelius a Lapide mit Vorliebe benutzt. Die Ausstattung macht dem Verlag alle Ehre.

Die Religion als tiefstes Fundament der socialen Ordnung. Ein Vortrag zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. Von Dr. theol. P. Hake, Oberlehrer und Religionslehrer an dem Kgl. Laurentianum zu Arnsberg. 22 S. 8°. Arnsberg, Stein, 1891. Preis 40 *Pf.*

Der durch seine apologetischen Schriften rühmlichst bekannte Verfasser behandelt hier kurz und bündig die Grundsätze einer gesunden Socialphilosophie. Die Menschen, so entwickelt er, können nach ihrer Natur nicht bestehen ohne gesellschaftliche Verbindung, Gliederung und Rechtsordnung, ohne staatliche Ordnung und Autorität, ohne Sittlichkeit und ein die socialen Gegensätze versöhnendes gegenseitiges Wohlwollen. Auf Gott als dem Urheber der menschlichen Natur und ihrer Forderungen beruhen also Gesellschaft, Staat, Sittlichkeit und wohlwollende Liebe. Alle tiefer Blickenden aller Zeiten, etwa von Lykurg angefangen bis auf den Gefeierten des Tages, stützten und stützen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung auf Gott und Religion. — Dabei fallen Streiflichter auf die atheistische Gesellschaftstheorie, ihre innere Gehaltlosigkeit und die Giftfrüchte, welche sie in der Revolution gezeitigt hat, so daß die Religion nicht bloß als tiefstes, sondern auch als einzig ausreichendes Fundament der socialen Ordnung erwiesen wird. Wer die hier zusammengehäuften Schätze hebt und verarbeitet, wird in diesem akademischen Schriftchen eine Goldgrube finden zu gründlicher und faßlicher Behandlung der brennendsten Fragen der Gegenwart.

Breviarium Romanum ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. P. M. jussu editum, Clementis VIII., Urbani VIII. et Leonis XIII. auctoritate recognitum. Editio quarta post typicam. 4 tomi 12°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 24. Dazu Einbände: Nr. 1 in chagrinirtem Schafleder, biegbarem Rücken und rothem Schnitt *M.* 14; Nr. 2 dito mit Goldschnitt *M.* 16; Nr. 3 in echtem Chagrin, sonst wie Nr. 2, *M.* 22; Nr. 4 in echtem Chagrin nebst Kanten- und Deckenvergoldung *M.* 26; Nr. 5 in echtem Juchten, sonst wie Nr. 4, *M.* 36.

Preces ante et post Missam pro opportunitate sacerdotis dicendae. Accedunt hymni, litaniae aliaeque preces in frequentioribus publicis supplicationibus usitatae. Cum approbatione Reverendissimi D. D. Ordinarii Ratisbonensis. Editio quinta. 71 p. 4°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 2.

Rituale Romanum Pauli V. P. M. jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum. Cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio secunda post typicam. X et 404 et 256 p. 18°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.

Officium parvum B. M. V. et officium defunctorum cum septem psalmis poenitentialibus et litaniis Sanctorum, S. Pii Pontificis Maximi jussu edita, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognita. Editio tertia. 188 p. 24°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis 80 *Pf.*, geb. *M.* 1.50.

Wiederholt haben wir auf die in ununterbrochener Folge aus dem Pustet'schen Verlage hervorgehenden Liturgica mit der vollsten Anerkennung hingewiesen, am ausführlichsten Bd. XXXVI, S. 586 ff. Aus der jüngsten Zeit sind die vier oben verzeichneten Preßerzeugnisse zu nennen, welche durchaus die hohen Vorzüge ihrer Vorgänger theilen, insbesondere die vollkommene Correctheit und die würdige, geschmackvolle Ausstattung.

Das neu vorliegende Breviarium Romanum, welches in erster Auflage 1886 erschien, hält an Größe die Mitte zwischen dem stattlichen Quartbrevier von 1888 und dem kleinen von 1889. Die Güte des Papiers, die Deutlichkeit des Druckes, der Schmuck der Bilder und Kopfleisten lassen die Ausstattung als eine vorzügliche erscheinen. Selbstverständlich sind die neuen Officien der letzten Jahre dem Breviere eingefügt worden, einschließlich der drei erst im nächsten Jahre verpflichtenden Officien der hll. Johannes Damascenus, Johannes von Capistran und Sylvester; sogar das erst im März dieses Jahres approbirte Lourdes-Officium (pro aliquibus locis) ist schon aufgenommen. Für den Gebrauch des Buches ist es ein nicht zu unterschätzender Vortheil, daß die Verweisungen sich auf das Allernothwendigste beschränken: so ist der Beter des störenden Suchens und Blätterns überhoben. Die Einbände sind eine sehr gediegene und geschmackvolle Arbeit.

Die Preces ante et post Missam bieten außer den betreffenden liturgischen Gebeten eine große Auswahl der schönsten Andachtsübungen der hll. Thomas von Aquin, Bonaventura, Alphons von Liguori, Franz von Sales, des Cardinals Bona und anderer Geistesmänner. Im Anhange sind die bei kirchlichen Andachten und Bittgängen am meisten gebräuchlichen Kirchengebete zusammengestellt, so daß das ebenso praktisch angelegte wie prächtig ausgestattete Buch seinem doppelten Zwecke, den Priester bei seiner Privatandacht und beim Gottesdienste zu unterstützen, in vollkommenster Weise gerecht wird.

Bezüglich der neuen Auflage des Rituale Romanum verweisen wir auf das Bd. XXXVI, S. 109 Gesagte.

Das an letzter Stelle angezeigte Büchlein, dessen ganzen Inhalt der Titel selbst angibt, empfiehlt sich durch das höchst bequeme kleine Format. Die Schrift ist nicht übermäßig klein, sondern leicht leserlich.

Geschichte des Spitals, der Kirche und der Pfarrei zum Heiligen Geist in München. Von Adalbert Huhn, Stadtpfarrer zum Heiligen Geist. I. Abtheilung (1204—1790). Mit zwei Illustrationen und vier Situationsplänen. VIII u. 272 S. 8°. München, Lentner (E. Stahl jun.), 1891.

Dreifach ist die Aufgabe des Buches; es beginnt mit der Geschichte des 1250 urkundlich zuerst beglaubigten Heilig-Geist-Spitales, erzählt die Baugeschichte der Kirche dieses Spitales und will zeigen, wie sich aus den Angehörigen desselben eine Pfarre entwickelte. Die Stiftungsgeschichte veranlaßt zu einer sehr dankenswerthen Darlegung der Gründung, Ausbreitung und Wirksamkeit „des Ordens der Brüder vom Heiligen Geist“ und der sich an ihn anlehnenden Bruderschaften

vom Heiligen Geist. Für die Kenntniß der Wohlthätigkeitsanstalten des Mittelalters, vorzüglich in Bayern, bietet diese Arbeit schöne Beiträge. Viele culturhistorische Einzelheiten sind eingeflochten; alles wird mit Lebendigkeit und Herzlichkeit geschildert. Die Geschichte der verschiedenen Stiftungen für das Spital und seine Kirche, aber auch die Darlegung der vielen Streitigkeiten zwischen Pfarrern, Spitalverwaltung, Cooperatoren und Dechanten, sodann die Charakteristiken der einzelnen Inhaber des Pfarramtes sind unter gewissenhafter Benutzung der Quellen, mit Frische, oft nicht ohne Laune gegeben. Im Laufe der Jahrhunderte wechseln die Personen, die menschlichen Verhältnisse treten aber im wesentlichen nur wie in neuen Auflagen zu Tage. Der Verfasser zeigt, wie das religiöse Leben im 18. Jahrhundert blühte; die fromme Andacht, wodurch ein Fremder in den Kirchen Münchens so angenehm berührt wird, erweist sich dadurch als Erbstück. Möchte die jetzige Generation aus dem Buche auch ihrerseits reiche Anregung schöpfen, um das Ererbte den Nachkommen unverkürzt zu hinterlassen.

Praktisches Handbuch der kirchlichen Baukunst, einschließlich der Malerei und Plastik. Zum Gebrauche des Clerus und der Bautechniker bearbeitet von Georg Heckner, Priester der Erzdiöcese München-Freising und ehemaligem Baumeister. Mit 188 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. XIX u. 411 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.

Im Vergleich zu der Bd. XXXI, S. 108 dieser Zeitschrift empfohlenen ersten Auflage ist die hier vorliegende vielfach erweitert, und manche Ergänzungen machen sie noch brauchbarer. Freilich stößt man auch auf Behauptungen, welche Widerspruch herausfordern. Beispielsweise heißt es S. 8 f.: „Die Kunstblätter unserer Zeit haben vorwiegend Archäologisches zum Inhalt ... Die Archäologie ist und bleibt nur eine geschichtliche Wissenschaft und ist unfähig, über die kirchliche Baupraxis unserer Tage richtige Normen aufzustellen.“ S. 15: „Unter Baustil versteht man eine einheitliche Bauform, welche in einem Lande oder in mehreren Ländern bisher eine längere Zeit vorherrschend war.“ S. 17: „Der romanische und der Renaissancestil unterscheiden sich viel zu wenig vom Basilikastil, um eine gründliche Aenderung der alten Bauformen erkennen zu lassen.“ S. 238: „Flügelaltäre werden es nicht mehr zu einer größern Verwendung bringen“, weil „das oftmalige ungewohnte Oeffnen und Schließen der Flügel für die Meßner gewöhnlich viel zu beschwerlich“ ist. „Einfache Flügelaltäre ohne kostbaren Schmuck sind auch nicht schön und wären nur ein gewöhnliches Tafelwerk.“ S. 239: „Die Zahl der Statuen soll nicht zu groß sein.“ Gegen diese kirchliche Vorschrift ist im Mittelalter „sehr oft gefehlt worden. Bei solcher mit dem Geiste und der Gesetzgebung der katholischen Kirche nicht mehr vereinbaren Ausschreitung verdiente dieser (gotische) Stil allerdings von den Italienern gotischer, d. h. barbarischer Stil genannt zu werden“. S. 298: „Es liegt nicht im Geiste der katholischen Kirche, die Kirchenwände mit Gemälden von Heiligen zu schmücken. Das Caeremoniale der Bischöfe und mehrere Erlasse der Ritenscongregation verlangen nämlich, daß alle Gemälde der Heiligen in der ganzen Kirche von dem Passionssonntage bis zum Charsamstage nach dem Gottesdienste mit violettem Tuche verhüllt werden sollen. ... Es zeugt doch sicher nicht von kirchlichem Geiste, bei Neubauten die Wände einer Kirche so mit Heiligenbildern zu schmücken, daß später die kirchlichen Vorschriften über Verhüllung gar nicht eingehalten werden können. Gemälde von Heiligen

gehören auf die Altäre und nicht an die Wände oder Fenster der Kirche." Immerhin darf das Buch insofern empfohlen werden, als es wirklich „praktisch" angelegt und nützlich ist durch Darlegung vieler Dinge, welche ein Pfarrer wissen muß, wenn er eine neue Kirche baut oder eine alte restaurirt.

Das wirtschaftliche Leben. Vergangenheit und Gegenwart, dargestellt für Schule und Haus von Dr. Ed. Moormeister, Gymnasialdirektor. VIII u. 180 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.20.

Der Name des Herrn Verfassers ist schon bekannt durch zwei andere Schriften, welche den Leser in die Wirthschaftslehre einzuführen bestimmt sind. Diesmal haben wir es aber nicht mit einer Uebersetzung aus dem Italienischen zu thun, sondern mit einem selbständigen Werk. Dasselbe will weniger denen, die sich dem besondern Studium der Wirthschaftslehre widmen wollen, als vielmehr den Laien in dieser Wissenschaft Begriffe und Elemente derselben klar machen und dasjenige Verständniß vermitteln, welches heutzutage keinem einigermaßen Gebildeten mehr mangeln darf. Das Buch ist in einer recht faßlichen, dabei gewählten und ansprechenden Form geschrieben. Der erste, geschichtliche Theil, welcher einen kurzen Ueberblick über die wirthschaftlichen Verhältnisse der früheren Zeiten und der verschiedenen Völker gibt, hebt das Interesse und erweitert das Verständniß der Frage. — Bei der Schilderung und Beurtheilung der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse dürften die Lichtseiten den Schattenseiten gegenüber etwas zu günstig behandelt sein, sowie auch die Rechte des Kapitals gegenüber den übrigen Nutzen erzeugenden Factoren. Wenn z. B. S. 144 gesagt wird, daß außer dem Kapitalzins noch für das Risico des Kapitals ein Gewinn zu berechnen sei, so kann dies mißverständlich sein. Es mag in seinem nacktesten Sinne den thatsächlichen Gepflogenheiten entsprechen, dem philosophisch und theologisch geprüften Recht entspricht es nicht; nach diesem kann das Risico nur als irgend einer von den möglichen Titeln gelten, auf welchen die Berechtigung des Zinsnehmens beruht. Doch vielleicht hat der Herr Verfasser nichts anderes sagen wollen, als daß ein größeres Risico zu einem höhern Zinssatze berechtige: in dem Sinne muß seine Ausführung als richtig anerkannt werden.

Théophile Foisset, 1800—1873, par Henry Boissard, ancien procureur général à la cour de Dijon. III et 319 p. 8°. Paris, Plon, 1891.

Mehr als der Titel den meisten Lesern zu versprechen scheint, bietet dies kleine, vortreffliche Buch. Schildert es doch das thätige Leben eines Mannes, welcher den beiden großen Rednern Frankreichs, Lacordaire und Montalembert, als Freund und leitender Rathgeber zur Seite stand. An den großen Kämpfen der französischen Katholiken um die Freiheit des Unterrichtes und der Kirche nahm er regen Antheil; in den Auseinandersetzungen seiner nur zu bald in zwei Parteien sich spaltenden Gesinnungsgenossen hat er in vielen Fällen voll Ruhe und Vorsicht zur Mäßigung gemahnt und voreilige Schritte hintangehalten. Freilich gehörte er zur Partei des Correspondant und war darum mit Louis Veuillot und dessen Univers, trotz aller Freundschaft, mehr als einmal uneins. In der Frage nach dem Werth der lateinischen Classiker gab Rom ihm Recht, in der wichtigern über die Opportunität des Dogmas der Unfehlbarkeit hatte Veuillot den richtigen Standpunkt vertheidigt. Foisset schrieb viele der wichtigsten Artikel des Correspondant, besonders die schwierigeren, in denen es sich darum handelte, die liberaleren Ansichten seiner besten Freunde mit den kirchlichen Entscheidungen in Einklang zu bringen bezw. den Bruch zu vermeiden.

Er löste seine Aufgabe oft so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit, daß z. B. Pius IX. nach Foissets Artikel über den Syllabus sagte: „Er ist ein ausgezeichneter Theologe.“ Ein „Leben Jesu Christi“, die Lebensbeschreibung des P. Lacordaire und ein Nachruf für Montalembert sind seine wichtigsten Arbeiten. Er war ein frommer Katholik, der alle seine religiösen Pflichten oft und treu erfüllte, in den Vincenzvereinen eine thätige Rolle spielte und bei allem, auch bei Beurtheilung politischer Dinge, zuerst auf Gott sah. Die vorliegende Schilderung seines Lebens ist lebendig, kurz und klar. So vermittelt sie einen werthvollen Einblick in die innere Geschichte der französischen Katholiken unter Louis Philippe, Napoleon III. und der Republik.

Die Greuelthaten der Commune im Jahre 1871 zu Paris. Zur Lehr und Wehr für das katholische Volk herausgegeben von Dr. Jos. Drammer. 44 S. 16⁰. M.-Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 20 *Pf.*

Die Socialdemokratie spielt sich je nach Bedürfniß entweder als gleichgiltig oder als feindselig gegen die christliche Religion auf. Daß ihr im Grunde der tiefste Haß gegen die katholische Kirche innewohnt, ist ebenso weltbekannt, als es gut ist, das katholische Volk immer wieder darüber aufzuklären. Die vorliegende Schrift thut dies in ausgezeichneter Weise. Sie beschränkt sich darauf, die Greuelthaten der Pariser Commune nach authentischen Berichten auszüglich dem Leser vor Augen zu führen und auf die Sympathien aufmerksam zu machen, welche die Pariser Commune bei den Socialdemokraten, auch bei den deutschen, gefunden hat. Das spricht deutlicher als viele theoretische Erörterungen. — Der Ausspruch von Maxime du Camp (S. 27) dürfte bei einer folgenden Auflage besser ausgemerzt werden.

Mamerti Claudiani vita ejusque Doctrina de Anima Hominis. Thesim Facultati Litterarum Parisiensi proponebat R. de la Broise, in Facultate libera litterarum Andegavensi olim alumnus. XXV et 221 p. gr. 8⁰. Parisiis, Retaux-Bray, 1890.

Mamertus Claudianus, der gelehrte Priester von Vienne (gest. 473), steht da als wichtiges Bindeglied zwischen der philosophischen Gelehrsamkeit der Väter, besonders Augustins, und der mittelalterlichen Scholastik. Deutlich weist er bereits auf diese hin durch die Gegenstände seiner Studien, seine Geistesrichtung und selbst seine Sprache. Er bietet dabei das Schauspiel eines Mannes, der, glühend von Liebe zur Wissenschaft und für die höheren Güter des Lebens, der hereinbrechenden Barbarei sich entgegenstemmt, und in einer Zeit, da die Wissenschaften im allgemeinen Umsturz untergehen, noch einmal alle Errungenschaften der christlichen wie heidnischen Vergangenheit in sich vereinigt. Sein Leben wie seine Schrift bilden eine vorzügliche Quelle, den Zustand der Geistesbildung in jener verworrenen Zeit, insbesondere die wissenschaftlichen Bestrebungen im Gallien des 5. und 6. Jahrhunderts kennen zu lernen. Sein Werk De statu animae ist das Bedeutendste, was das gesammte Alterthum, sowohl das christliche wie das heidnische, über die Geistigkeit der Seele hervorgebracht hat, und enthält bereits die classischen Argumente der christlichen Schule. Für alle, die an der Geschichte der Philosophie oder überhaupt an philosophischen Fragen Interesse haben, ist daher die vorliegende Schrift eine höchst beachtenswerthe. Sie ist es um so mehr wegen der vorzüglichen Gelehrsamkeit, Klarheit und Sorgfalt, mit welchen sie gearbeitet ist. Es ist eine tüchtige Leistung, durch welche über die neueren Untersuchungen Engelbrechts und Schulze's hinaus namhafte Erkenntnisse geboten werden. Die edle Bescheidenheit des Verfassers, die wiederholt sich geltend macht, erhöht nur die Anerkennung, auf die sein Werk ihm so reichen Anspruch gibt.

Bossuet et la Bible. Par R. de la Broise S. J. Étude d'après les documents originaux. LII et 455 p. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1891.

Das ganze Interesse dieser höchst fleißig gearbeiteten Studie wird allerdings nur der verkosten, der als Christ, Franzose und literarisch gebildeter Mann in dem „Adler von Meaux" einen der vollendetsten Classiker seiner Sprache und seines Volkes verehrt. Indes auch außerhalb der Grenzen Frankreichs gibt es Bewunderer Bossuets, Liebhaber der Heiligen Schrift und begeisterte Jünger der geistlichen Beredsamkeit. Sie werden in diesem Werke viele Belehrung, Anregung und Befriedigung finden. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Einfluß, welchen die Heilige Schrift auf Bossuet als Mensch, Redner, Schriftsteller und Seelenführer geübt, und dem Gebrauch, den er von derselben gemacht hat. Doch darf man nicht schöngeistige Ergüsse oder ascetische Betrachtungen erwarten. Es sind philologisch genaue, literarhistorische Untersuchungen, wie man sie sonst nur von Meistern der Philologie über die alten classischen Autoren zu erhalten gewohnt ist. Die Sorgfalt und Kenntniß, womit das Buch gearbeitet ist, kann nicht genug gelobt werden; es ist in dieser Beziehung geradezu musterhaft.

Geschichtlicher Wahrheitsspiegel. Eine Widerlegung der verbreitetsten Entstellungen der Geschichte und des Katholicismus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Ferdinand Knie. 206 S. 8°. Paderborn, Kleine, 1891. Preis *M.* 1.50.

Gegenüber den maßlosen Anklagen und Geschichtsentstellungen, mit denen die katholische Vergangenheit verlästert und die Kirche bekämpft wird, die man geflissentlich in die Massen streut und durch die der Halbgebildete und Unbelesene sich so leicht verwirren läßt, ist jeder Versuch einer besonnenen Abwehr dankbar zu begrüßen. Nach dem Vorgang eines früheren Werkchens ähnlicher Richtung hat der Verfasser neun besonders viel mißbrauchte Punkte der Kirchengeschichte herausgegriffen und klarzustellen versucht unter Hinweis auf bekannte Geschichtswerke, denen er seine Belehrungen entlehnt. Die Auseinandersetzungen haben die Form einer Unterredung von Männern sehr verschiedenen Geistes; sie sind in gemeinverständlichem Tone geschrieben ohne verletzende Ausfälle gegen Andersgläubige. Für den wenig bemittelten Katholiken, der in solchen Punkten Auskunft wünscht und Waffen zur Abwehr, ist das kleine Buch eine willkommene Gabe. Einzelne Schwächen des Büchleins ließen sich zwar namhaft machen, aber im ganzen hat es sein Verdienst, enthält viel Gutes und ist werth, daß es gekauft und gelesen werde.

Zehn Vorträge über Kunst von Philipp Veit. Mit Anmerkungen und einem Vorwort von L. Kaufmann. (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft.) 120 S. 8°. Köln, Commissionsverlag von Bachem, 1891. Preis *M.* 1.80.

Philipp Veit, Sohn der Dorothea Mendelssohn-Veit, versah 1830—1843 die Stelle eines Directors des Städel'schen Kunst-Instituts zu Frankfurt. Daß er ein bedeutender Maler war, weiß jeder, welcher in Frankfurt sein Bild der „Einführung des Christenthums in Deutschland" sah. Mit Recht nimmt es in den Sälen jenes Instituts einen Ehrenplatz ein. Dem Mittelschiff des Mainzer Domes gab er in achtzehn großen Bildern eine Darstellung des Lebens Jesu. Aber Veit war auch ein bedeutender Schriftsteller. Das beweisen diese geistreichen Vorträge. Bereits 1861 hatte Bischof Laurent von Luxemburg ihn um Herausgabe derselben gebeten. Sie blieben

liegen auch nach dem Tode des Meisters († 18. December 1877). Glücklicherweise gingen sie nicht verloren, sondern werden hier von L. Kaufmann, der sich durch die schöne Arbeit über Dürer als feiner Kunstkenner ausgewiesen hat, veröffentlicht. Sie bieten Ausführungen eines echt christlichen Künstlers, reife Früchte vielseitiger Beschäftigung mit der Kunst und ausgebreiteter Lebenserfahrungen, neue und alte Ideen in vielfach wechselnder, bald ernster, bald auch humoristischer oder ironischer Form. Wer sie gelesen hat, wird mit uns den Wunsch nach Herausgabe der noch nicht gedruckten Vorträge und nach einer eingehenden Schilderung des Lebens dieses Meisters theilen.

Katakomben-Bilder. Sechs Erzählungen aus den ersten Jahrhunderten der römischen Kirche von Anton de Waal. Zwei Bände. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.

Die Kirche der Katakomben, welche uns Wisemans unerreicht schöne „Fabiola" in so lebenswarmen Farben vorführt, hat auch in Mſgr. de Waal, dem verdienten Vorsteher des Campo santo zu Rom, einen ebenso gelehrten und sachkundigen wie begeisterten Erzähler gefunden. Sein größeres Werk „Valeria" ist früher in diesen Blättern (Bd. XXVIII. S. 103) verdienterweise gelobt und anempfohlen worden. Auch die vorliegenden sechs neuen Erzählungen, welche uns unter dem treffenden Titel Katakomben-Bilder vom Pustet'schen Verlag in gefälliger, reich illustrierter Ausstattung geboten werden, enthalten des Schönen, Erhebenden, Belehrenden ungemein viel und können für jung und alt empfohlen werden. Manche Scenen können mit Fug neben die ergreifendsten Scenen der „Fabiola" gestellt werden, wenn uns auch nicht alles gleichmäßig gelungen scheint. Ueberdies vermitteln diese Bilder, namentlich durch die vorzüglichen Anmerkungen, welche sowohl dem Text als den Illustrationen am Ende jeder Erzählung gewidmet sind, auch dem gebildeten Leser eine tiefere Kenntniß der kirchlichen Gebräuche der ersten Jahrhunderte und sind eine glänzende Vertheidigung der katholischen Lehre in allen Punkten, welche die sogen. Reformatoren geläugnet haben. Endlich fügen wir bei, daß der Reinertrag dieser Erzählungen zum Besten des noch jüngst so schwer heimgesuchten Priester-Collegiums vom Campo santo zu Rom verwendet wird. Die sechs Erzählungen behandeln folgende Episoden:

1. Kranz und Krone. Eine Erzählung aus den Tagen der Apostel. (Mit 28 Bildern. 120 S.) Dieselbe bringt Scenen aus der neronianischen Verfolgung, den Brand Roms und die lebendigen Fackeln.

2. Domitian. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. (Mit 66 Bildern. 184 S.) Der finstern Gestalt des römischen Tyrannen ist wirkungsvoll die Familie des Flavius Clemens gegenübergestellt, durch die, dem Kaiser unbewußt, das Christenthum seinen Einzug in den Palast der Cäsaren hielt. Ein herrlicher Stoff, ganz geeignet zu einem wirkungsvollen Drama!

3. Welt und Weisheit. Eine Erzählung aus der Zeit des Kaisers Marc Aurel. (Mit 35 Bildern. 104 S.) Dem Philosophen auf dem Throne, der seine sonst gepriesene Regierung durch Ströme von Christenblut befleckte, tritt hier der hl. Justinus, der Philosoph und große Apologet, gegenüber, und die edle Cornelia wird durch das Beispiel der hl. Cäcilia aus den Schulen der heidnischen Weltweisheit der Weisheit Christi zugeführt.

4. Die Verbannten. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. (Mit 36 Bildern. 144 S.) Hier werden uns ergreifende Züge aus dem Loose der in die Bergwerke verbannten Christen vor Augen geführt, deren langsames

Martyrium mindestens ebenso bitter war wie das blutige in der Arena. Im Vordergrunde der Handlung steht der heilige Papst Pontianus, der in die Bergwerke von Sardinien geschleppt wurde, und dessen Gefährten.

5. Soteris. Eine Erzählung aus der Zeit der diocletianischen Verfolgung. (Mit 29 Bildern. 112 S.) Aus dem Leben dieser glorreichen Blutzeugin, deren Martyreracten leider verloren gegangen sind, hat uns der hl. Ambrosius herrliche Züge hinterlassen; es war seine Großtante. Sehr glücklich hat daher der Verfasser die Geschichte dieses Martyriums mit der Bekehrungsgeschichte des Aurelius Ambrosius, des Großvaters des großen Bischofs von Mailand, verflochten. Wir betrachten diese Erzählung als die Perle der Sammlung.

6. Der kleine Künstler in den Katakomben. Eine Erzählung aus dem 4. Jahrhundert. (Mit 52 Bildern. 86 S.) Die Schilderung, mehr ein kleines Charakterbild als eine eigentliche Erzählung, läßt uns einen Blick in die Anfänge der christlichen Kunstthätigkeit thun, die gleich nach dem Siege des Christenthums mit der Kirche aus den Katakomben emporstieg und in ihrem Schutze sich kräftig zu entwickeln begann.

Miscellen.

Wissenschaft und Wunder. „Der größte Kirchenlehrer des Abendlandes, der hl. Augustinus, erzählt uns (Civ. Dei XXII, 8) eine Menge der außerordentlichsten Wunder, die unter seinen eigenen Augen vorgekommen sein sollen: Todtenerweckungen, Teufelaustreibungen, Blindenheilungen u. s. w.; eine bösartige Fistel in Augustins Gegenwart durch Gebet so plötzlich geheilt, daß der Arzt, der sie operiren wollte, eine festgeschlossene Narbe an ihrer Stelle fand; eine Frau, ebenso plötzlich auf einen Traum hin durch das Zeichen des Kreuzes vom Brustkrebs befreit, und ähnliches ... Dabei versichert Augustin, daß er von den ihm bekannt gewordenen Wundern nur den kleinsten Theil erwähnt habe. Der hl. Stephanus allein, sagt er, habe in den zwei Städten Hippo und Calama so viele Kranke geheilt, daß er viele Bände schreiben müßte, um alles zu erzählen. Und zugleich gibt er uns, wie man glauben könnte, für die Wahrheit jener Wunder jede erdenkliche Bürgschaft. Er hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß über alle derartigen Vorfälle förmliche Urkunden aufgenommen wurden. Solche Urkunden waren ihm allein aus der Stephanuskapelle bei Hippo in weniger als zwei Jahren gegen 70 zugekommen ... Der Berichterstatter ist ein Zeitgenosse, theilweise selbst ein Augenzeuge der Begebenheiten, die er berichtet; er ist durch sein bischöfliches Amt zu ihrer genauen Untersuchung vorzugsweise berufen; wir kennen ihn als einen Mann, an Geist und Wissen über alle seine Zeitgenossen hervorragend, an religiösem Eifer, an Glaubenskraft und sittlichem Ernst hinter keinem zurück-

stehend. Die wunderbaren Vorfälle haben sich an bekannten Personen, mitunter vor großen Volksmassen ereignet, sie sind auf amtliche Anordnung urkundlich verzeichnet worden."

„Was sollen wir nun dazu sagen?" fragt der Gelehrte, der das geschildert hat, Ed. Zeller (Sybels Hist. Ztschr. IV, 141). Er meint: „Schließlich werden wir in dieser beispiellosen Häufung von Wundern doch nur einen Beweis für die Leichtgläubigkeit jener Zeit und die Unersättlichkeit ihres Wunderbedürfnisses finden können."

Und warum dies? Weil „das Wunder und die geschichtliche Betrachtung der Dinge sich ausschließen". „Ueber Möglichkeit und Unmöglichkeit urtheilen wir nach der Analogie der Erfahrung: ‚Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, sagt Kant, ist möglich.' Diesen formalen Bedingungen der Erfahrung aber, dem Gesetz des Widerspruchs, dem Gesetz der Causalität u. s. w. widerstreitet das Wunder immer und nothwendig; denn was diesem Gesetz gemäß ist, das ist kein Wunder." Daraus folgt: „Was in einem bestimmten Fall geschehen ist und ob überhaupt etwas dem Berichteten ähnliches geschehen ist, dies mit Sicherheit zu ermitteln, sind wir selten im Stande, weil uns eben statt eines geschichtlichen, ein ungeschichtlicher, ein Wunderbericht vorliegt. Um so entschiedener können wir aber auch in solchen Fällen sagen, was nicht geschehen ist: keinesfalls nämlich ein Wunder." (Sybels Histor. Ztschr. VI, 367.)

Das ist die erste Stellungnahme der „Wissenschaft" gegenüber dem Wunder: Jeder Wunderbericht muß ungeschichtlich sein, weil — nach einem Satze Kants — das Wunder unmöglich ist.

Aber es gibt doch auch Geister, welche der haarsträubenden Unlogik solcher Deductionen sich bewußt werden und anerkennen, daß mit der Möglichkeit des Wunders weder dem Gesetz des Widerspruchs noch dem der Causalität die ganz unbedingte Geltung abgesprochen wird. Daher hat man bereits eine andere Stellung in Reserve: „Möchte es der Metaphysik noch so sehr gelungen sein, jene Möglichkeit zu beweisen, wie könnte von dem Historiker verlangt werden, daß er sich in irgend einem gegebenen Falle für seine Wirklichkeit entscheide? Da nämlich die Wahrscheinlichkeit einer Thatsache sich nur nach der Analogie der Erfahrung beurtheilen läßt, ein Wunder aber ein Vorgang ist, welcher der Analogie aller sonstigen Erfahrung widerstreitet, während von unrichtiger Berichterstattung zahllose Beispiele vorliegen, so läßt sich kein Fall denken, in welchem es der Historiker nicht ohne allen Vergleich wahrscheinlicher finden müßte, daß er es mit einem unrichtigen Bericht, als daß er es mit einer wunderbaren Thatsache zu thun habe. Diese Beweisführung betrifft nicht die Möglichkeit, sondern lediglich die Erkennbarkeit des Wunders; sie ist nicht der Metaphysik, sondern der Erkenntnißtheorie und näher der Theorie der historischen Kritik entnommen." (Sybels Hist. Ztschr. VI, 364.)

Dies ist die zweite Stellungnahme der „Wissenschaft" zum Wunder: nach der Theorie der historischen Kritik kann der Historiker nie ein Wunder zugeben. Er muß nach der größern Wahrscheinlichkeit entscheiden.

Nun kommt es häufiger vor, ist daher auch für alle Fälle (?) viel wahrscheinlicher, daß der Bericht unrichtig ist, als daß ein Wunder geschieht. Also er darf kein Wunder annehmen, weil es — unwahrscheinlich ist. Und doch, wie oft sieht der Historiker sich gezwungen, kraft der Theorie der historischen Kritik etwas anzunehmen, was in sich sehr unwahrscheinlich, was von verschiedenen Eventualitäten das Unwahrscheinlichste ist! Daß ein Römerkaiser bei kaltem Blute seine eigene Hauptstadt anzündet, die Hauptstadt der Welt, das ewige Rom niederbrennen will, ist gewiß sehr unwahrscheinlich. Aber es ist zu klar und sicher bezeugt, als daß der Historiker es läugnen könnte.

Wie nun, wenn auch einmal ein Wunder, mag es auch etwas Seltenes, etwas auf den ersten Blick Unwahrscheinliches sein, ganz klar und sicher bezeugt wäre? Wenn einmal die Theorie der historischen Kritik nichts mehr gegen den Beweis vorbringen könnte? Dann muß natürlich die „Wissenschaft“ auch noch das Wunder läugnen und zu diesem Zwecke eine neue Position sich auswählen. Es ist von Interesse, ein solches Manöver genauer beobachten zu können, und die Möglichkeit, dies zu thun, verdanken wir zwei Historikern von Namen und anerkanntem Verdienst. Der eine, Dr. G. Hüffer, Professor an der Universität Breslau, hat den historischen Nachweis für die Wunder des hl. Bernhard erbracht und sich gegen alle Angriffe siegreich vertheidigt (Der heilige Bernard von Clairvaux. Erster Band: Vorstudien. Münster 1886. Historisches Jahrbuch X, 23—46; 748—806). Der andere, Dr. Ottokar Lorenz, ein angesehener Professor der Universität Jena, sucht dazu Stellung zu nehmen (Leopold v. Ranke, Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891, S. 324):

„Der Historiker kann die Ueberlieferung von Wundern unmöglich bestreiten wollen. Für ihn steht die Frage also nur so: Soll der Historiker die überlieferte Wundergeschichte nacherzählen, oder soll er ein für allemal sagen, die Sache wird als etwas dargestellt, was sich im Widerspruch mit den Naturgesetzen als ein unmittelbarer Eingriff einer übernatürlichen Ursache in die Weltordnung darstellt, und kann mithin nicht wirklich geschehen sein und daher auch nicht angenommen und nacherzählt werden? In jüngster Zeit hat sich ein so interessanter Streit über die Wunderfrage in der historischen Literatur abgespielt, daß man zur Lösung der hier vorhandenen Räthsel vielleicht nicht besser gelangen kann als an der Hand einiger polemischer Schriften v. Druffels und G. Hüffers. Ich halte es für wünschenswerth, den Streitpunkt zu kennzeichnen. Herr Hüffer hat ein Buch über den hl. Bernhard von Clairvaux geschrieben, das v. Druffel abfällig besprochen hat, wobei das Kapitel über die Wunder der Heiligen besonders zum Gegenstand der Kritik gemacht wurde. Herr G. Hüffer beschwerte sich über die Art der Recension ... Durch diesen gelehrten Streit erhält man einen vollen Einblick in den Gedankengang eines regelrecht verfahrenden Historikers im Jahre des Heils 1888. Derselbe lieferte den dankenswerthen Beweis, daß man nach den anerkanntesten Grundsätzen der historischen Kritik annehmen müsse, der hl. Bernhard von Clairvaux habe wirklich viele Wunder gewirkt. Und wenn sich die Weisesten der

Weisen sonst einbilden zu können glaubten, sie dürften hier ohne weiteres zweifeln und läugnen, so zeigt Professor Hüffer dagegen deutlich, daß die historische Schule dies nicht gestatte, da nach den Regeln der Kritik in der That kein leisester Grund vorliegt, das zu verwerfen, was hier überliefert worden ist. Besonders der zweite Theil der Ausführungen Hüffers scheint mir ein wahres Muster strengster ‚historisch-kritischer' Beweisführung zu sein, und ich meine, daß man unrecht thue, dem Manne, der den Muth hatte, die gerühmte Methode einmal wirklich mit Consequenz und Scharfsinn zu handhaben, anders als dankbar zu begegnen. Wenn ich noch für meine Person einen Zweifel hätte haben können, ob Herr Hüffer sich im besten Glauben befinde, daß er zur Ehre seiner Richtung und historischen Methode und nach den Recepten derselben vorgehe, so würde ich durch seine ausdrückliche Verweisung auf Bücher, die in tadelloser Art die Grundsätze der verbreiteten Schule zusammenfassen, mich haben überzeugen können, daß man es hier wirklich mit einer ernsten Anwendung der sogen. historischen Kritik auf die in Rede stehenden Fragen zu thun habe. Und — ich zögere nicht, hinzuzusetzen, daß mir Herr Hüffer vom Standpunkt dieser Methode ganz im Rechte zu sein scheint ... Augenzeuge! Augenzeuge! ruft Herr Hüffer beständig seinem Gegner zu, und er hat gewiß ganz Recht ... Man sieht schon, wo der Verfasser hinaus will, — er wird die Wunder des hl. Bernhard ‚exact' nachweisen, und wie vortrefflich und mit welcher seltenen Gelehrsamkeit weiß er auch in der That dies zu machen! Die vorzüglichen ‚Eigenschaften der Berichterstatter' sind hier bis ins kleinste nachgewiesen, alles und jedes zeigt Männer von größter Wahrheitsliebe, fromme, jeder Lüge abgeneigte Leute. Es ist diesem unbestreitbaren Thatbestande gegenüber wirklich fast unnöthig, noch zu zeigen, wie die Ueberlieferung von den Wundern des hl. Bernhard sich durch die Geschichtswerke so vieler späterer gläubiger Menschen fortspinnen konnte. Es genügt, zu sagen, daß die Ausführungen des Herrn Hüffer wirklich auf jeden, der die bislang als unbezweifelt geltenden kritischen Grundsätze theilt, einen überwältigenden Eindruck machen müssen. Herr Hüffer hat den Vogel abgeschossen, er besaß den Muth und Ernst der Consequenz, welchen leider die Erfinder der kritischen Methode gewöhnlich nicht hatten." So urtheilt ein Historiker, der kein Neuling ist in seinem Fach, für dessen wissenschaftliche Bedeutung eine Anzahl von Werken anerkannten Werthes Zeugniß geben, der selbst von seinen Gegnern mit Achtung genannt zu werden pflegt. Also nicht nur die Metaphysik, auch die „Theorie der historischen Kritik" ist sehr mit Unrecht gegen das Wunder aufgeboten worden. Aber welche Schlußfolgerung zieht jetzt der Jenaer Professor, Dr. Ottokar Lorenz?

„Die Ueberlieferung erzählt von Bernhard von Clairvaux eine ganze Reihe der reizendsten Wundergeschichten, von denen ich gestehe, sie haben mir schon von Jugend auf das größte Vergnügen bereitet. Man muß sich, wenn man sie recht genießen will, in ein Cistercienserkloster setzen und am sommerlichen Bernhardstag, nachdem man mit den liebenswürdigen Klosterbrüdern ein Glas aus dem Stammfaß zu Ehren des Heiligen geleert hat, im kühlen

Kreuzgang diesen Liber miraculorum bedenken. Die gotischen, prächtig ornamentirten Fenster lassen das Licht durch gemalte Scheiben hereinbringen, von der Kirche bringt das ora pro nobis der andächtigen Gemeinde an mein Ohr, und die Orgel begleitet die halblauten Gesänge von dem großen und heiligen Manne, der hier seit 700 Jahren verehrt wird. Jetzt vergegenwärtige ich mir den Inhalt des Wunderbuches und sage mir: Es ist auch alles so praktisch und verständig, was darinnen erzählt wird, er war eine durchaus thatkräftige, aller Sentimentalität abgeneigte Natur, er hat natürlich auch Wunder von solcher Art gethan: überall Nützliches, wie in seinem ganzen Leben, so auch in seinen Wunderthaten. Hier die prächtige Kirche, der herrliche Kreuzgang, ringsum die trefflich cultivirte Gegend, Mönche und Laienbrüder thätig und arbeitsam; wer möchte die Wunderkraft eines solchen Menschen bezweifeln, der noch nach 700 Jahren Schöpfungen solcher Art aus den Stürmen der Geschichte gerettet hat . . .

„Indessen darf ich doch auch wieder von ihm (Herrn Hüffer) verlangen, daß er mir nicht übel nehme, wenn ich am andern Morgen nach dem Bernhardsfeste früh aufstehe, einen vergnügten Spaziergang in den Wald mache und ihm rundweg sage: glauben könnte ich aber von den sämmtlichen Wundern des hl. Bernhard kein Wort. Fand ich mich gestern ganz erbaut und innig angeregt — im Kreuzgang selbstverständlich —, so ist heute meine Stimmung eine andere: In der Kühle des Morgens rauschen leise vom Winde bewegt die Wipfel, die Vögel singen die Lieder, die ihnen Gott in die Kehle gelegt, das Bächlein fließt nach dem ewig einen Gesetz der fließenden Wasser vom Bergesrand hinab in das Thal, und hier hat der Blitz einen Baum gespalten, in welchem die Zahl seiner Jahre mit mathematischer Genauigkeit eingezeichnet erscheint. In solcher Natur fällt es mir natürlich gar nicht ein, an die Wunder des hl. Bernhard zu glauben." — Das heißt also: auch das noch so sicher und klar bezeugte Wunder nehme ich nicht an, weil ich einmal etwas Uebernatürliches nicht zugeben will. Und das Uebernatürliche läugne ich deshalb, weil der allmächtige Schöpfer das Reich des Natürlichen so schön und weise eingerichtet hat.

Aber Dr. Lorenz hat zu viel Geist, um nicht das Frivole zu erkennen, das in seinen Ausführungen liegt. Er sucht wieder zum Ernste einzulenken, wenigstens scheinbar, und spricht dabei manches beachtenswerthe Wort:

„Ich will mich der Pflicht nicht entschlagen, in bestimmterer Weise die Stellung des Beobachters zu diesem schwer zu handhabenden Stoffe zu bezeichnen. Im allgemeinen und ein für allemal kann sich niemand verpflichten, alle Ueberlieferungen abzuweisen, welche Wunder als Wunder berichten. Es kann nicht die Aufgabe eines verständigen Mannes sein, jede Erzählung von einer Sache, deren Ursachen nicht erkennbar sind, und die der Erzähler deshalb als ein Wunder betrachtet, einfach zu verwerfen . . . Man kann einem zuverlässigen, ernsten Erzähler bis zu der äußersten Grenze dessen, was wunderbar ist, gern und ruhig zuhören, ohne demselben sein Vertrauen zu entziehen. Der Unerfahrene, der die Masse der täglich sich ereignenden Wirkungen, deren Ursachen nicht erkannt worden sind, unterschätzt, ist einem

Skepticismus verfallen, der oft ganz thöricht ist. Wunderbare Menschen und Ereignisse müssen dem Historiker etwas recht Vertrautes sein, wenn er nicht ins Gelage hinein sich gegen ganz unanfechtbare Ueberlieferungen fortwährend sperren soll. Ein allgemeines Gesetz ist unzulässig und völlig unmöglich. Der einzelne Fall muß nach der Sache geprüft werden, nicht nach einer aufgestellten Formel. Man kann auch über die Wunder, die in der Geschichte überliefert sind, nichts anderes sagen, als daß der Fachmann sie zu beurtheilen hat. Seine Gründe werden aus höchst verschiedenen Quellen fließen, und von den Facultäten, die sich dabei betheiligen wollen, braucht keine ausgeschlossen zu werden. Das aber, was man verlangen muß, ist dies, daß der wahre Grund der Annahme oder Ablehnung anerkannt und zugestanden und daß dabei nicht geheuchelt werde."

Ganz recht! Keine allgemeine Formel wie die: „Wunder sind überhaupt unmöglich." Keine Heuchelei wie die: „Die Erkennbarkeit der Wunder verträgt sich nicht mit der Theorie der historischen Kritik!" Statt dessen: sachliche Prüfung des einzelnen Falles durch Männer vom Fach, aber nur soweit eines jeden Fach wirklich reicht. Wo nicht, so verfallen wir in einen Skepticismus, „der oft ganz thöricht ist".

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Kürzlich hat Herr H. S. Pritchett, Director der Sternwarte in St. Louis (Missouri), die soeben vollendete Zählung des letzten Census von 1890 benutzt, um das Gesetz der Bevölkerungszunahme in den Vereinigten Staaten Nordamerika's einer neuen Untersuchung zu unterwerfen.

Es mögen uns zur Bezeichnung seiner Rechnungsweise einige algebraische Zeichen erlaubt sein. Herr Pritchett bezeichnet die laufenden Jahrzehnte, angefangen vom Jahre 1840, mit dem Buchstaben t und setzt voraus, die Bevölkerung lasse sich für ein gegebenes Jahrzehnt t durch die Formel darstellen:

$$\text{Bevölkerung} = A + Bt + Ct^2 + Dt^3.$$

Er hat dann zur Bestimmung der vier unbekannten Constanten A, B, C, D elf Bedingungsgleichungen, die sich aus den elf bis jetzt angestellten Censusaufnahmen ergeben, und die nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit behandelt werden.

Die folgenden Zahlen sind das Ergebniß seiner Rechnung:

$$A = 17{,}4841,\ B = 5{,}1019363,\ C = 0{,}6335606,\ D = 0{,}0304086.$$

Diese Zahlen, in obige Formel eingesetzt, stellen die wirkliche Zählung der letzten elf Censusaufnahmen sehr annähernd dar, mit Ausnahme der Jahre 1860 und 1870, in Bezug auf welche Herr Pritchett auf die störenden Einflüsse des Bürgerkrieges verweist.

Als Frucht dieser Rechnung wird man selbstverständlich einen Blick in die nächste Zukunft erwarten, und diesen hat uns Herr Pritchett auch gegeben.

Unter der Voraussetzung, daß das jetzt herrschende Gesetz der Volkszunahme keine gewaltsamen oder unvorhergesehenen Störungen erleide, wie solche durch Pest, Krieg und Hungersnoth, oder auch durch eine Ablenkung des Einwanderungsstromes nach anderen Welttheilen veranlaßt werden könnten,

würde die Bevölkerungszahl für das nächste Jahrhundert sich folgendermaßen stellen:

Jahr.	Millionen.	Jahr.	Millionen.	Jahr.	Millionen.
1890	62 622	1930	136 887	1970	257 688
1900	77 472	1940	162 268	1980	296 814
1910	94 673	1950	190 740	1990	339 193
1920	114 416	1960	222 067	2000	385 860

Herrn Pritchetts Formel für die Bevölkerungszahl gilt strenggenommen nur für das verflossene Jahrhundert, aus welchem sie abgeleitet ist, und ihre Anwendung für die Zukunft ist, wie schon gesagt, eine bedingungsweise. Noch mehr, sie stellt ihrem Wesen nach einen ungewöhnlichen Bevölkerungszustand dar. Denn rückwärts verlängert, bis zum Jahre 1746, gibt sie gar keine Bevölkerung, und vorwärts verlängert gibt sie einen unbegrenzten Zuwachs bis ins Unendliche.

Die durch die Formel dargestellte parabolische Curve kann demnach auch nur innerhalb eines begrenzten Zweiges als Bild einer Bevölkerungszunahme dienen und würde überhaupt auf Länder mit gleichmäßigem Bevölkerungszustande keine Anwendung finden. Für solche Gegenden wären Curven zu wählen, welche durch ihre asymptotische Anschmiegung an gerade Linien die allmähliche Annäherung an stationäre Zustände darstellen.

Daß Herrn Pritchetts parabolische Curve auch für Nordamerika nicht auf unbestimmte Zeit hinaus Geltung haben kann, sieht man schon daraus, daß nach derselben die Bevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 2900 über 40 Milliarden betragen würde, also beinahe viermal so dicht wäre als in England. Lange bevor ein solch unnatürlicher Zustand eintreten könnte, würde dem jetzigen reißenden Bevölkerungsstrome durch hemmende Ursachen Einhalt geboten. Doch wenn derselbe nur noch ein Jahrhundert lang, oder auch nur für die nächsten 50 Jahre, sein Bett behauptet, so gestattet die angeführte Tafel einen annähernd richtigen Schluß auf die ungeheure Anschwellung, die er verursachen muß.

Bedenken wir nun zum Schlusse, daß das Wachsthum der katholischen Bevölkerung während des letzten Jahrhunderts mit dem allgemeinen Zuwachse nicht nur gleichen Schritt gehalten, sondern denselben noch überflügelt hat, so können wir uns mit einigem Grunde einen trostreichen Blick in die Zukunft der katholischen Kirche in Nordamerika gestatten.

Irrthümliche Ansichten auf socialwirthschaftlichem Gebiet, berichtigt durch die Encyklika Leo's XIII. über die Arbeiterfrage.

Zum Aufbauen und Pflanzen wie zum Zerstören und Ausrotten muß die Hand des obersten Hüters der gottgebrachten Segnungen und Wahrheiten gleich geschickt und gleich bereit sein. Die menschliche Leidenschaft nicht nur, sondern auch die Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes trübt immer von neuem die Wahrheit, selbst bei redlichem Willen; um so mehr verkehrt ein unredlicher Wille im Bunde mit dem Geheimniß der Bosheit die Wahrheit und das Recht in Lug und Trug. Wenn daher die Kirche, jene Grundveste und Säule der Wahrheit, in kritischen Augenblicken die unveränderte Wahrheit in neue Form bringt und sie in Flammenschrift der ganzen Welt vor Augen stellt, dann pflegt sie auch die der Wahrheit entgegenstehenden oder sie trübenden Irrthümer hervorzuheben und zu brandmarken. Diese Arbeit nach der negativen Seite hin, diese Arbeit der Zerstörung, wenn man sie so nennen will, und der Abwehr ist von der höchsten Bedeutung, nicht minder wichtig als der positive Aufbau und Ausbau der Wahrheit, nothwendiger sehr oft als dieser.

Leo XIII. hat in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage beides ausgiebig zur Geltung gebracht. Er bietet eine Fülle von positiver Belehrung und positiven Rathschlägen. In der Form überwiegt ohne Zweifel gerade die positive Seite. Um so nützlicher dürfte es sein, die reichen Schätze der Belehrung nach der negativen Seite zu heben und die wichtigsten Irrthümer und irrthümlichen Auffassungen, welche theils direct, theils indirect vom Papste verworfen oder mißbilligt werden, einigermaßen zusammenzufassen.

1. Vor einem Jahrzehnt konnte man noch Stimmen hören, welche das Bestehen einer socialen Frage und die Nothwendigkeit, auf Heilung zu sinnen, abläugnen wollten. Allmählich sind diese Stimmen voll-

ständig verklungen. Leo XIII. bestätigt feierlich das Bestehen der sogenannten socialen Frage und die Dringlichkeit einer richtigen Lösung derselben. Hätten wir hier nicht die bloße Bestätigung einer augenscheinlichen Thatsache, so würden wir sagen, die Läugnung des Bestehens und der Dringlichkeit der socialen Frage sei der erste Irrthum, den die Encyklika abweist. Die besagte Frage ist nach ihr bis zu dem Grade brennend geworden, daß sie „den socialen Conflict wachgerufen, vor dem wir stehen", daß „man überall mit ihr sich beschäftigt", daß sie „geradezu in den Vordergrund der ganzen Zeitbewegung getreten ist", „daß der untern Volksklasse geholfen werden muß, und zwar, daß baldige ernste Hilfe noth thue".

Nachdem die gegenwärtige Lage der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse als ein wahres „Uebel" gekennzeichnet ist, zählt der Papst eine Reihe von Ursachen auf, welche dieses Uebel herbeigeführt oder mitbefördert haben. Unter diesen wird über zwei Dinge in besonders hervorstechender Weise das Verwerfungsurtheil gesprochen, über den Wucher und über die monopolisirte Ausbeutung von Handel und Industrie. Der Ausdruck ist zu markig im Urtexte, als daß wir ihn nicht wiedergeben sollten: „Malum auxit usura vorax." Also der gefräßige, nimmersatte Wucher, der mehr als einmal von der Kirche verurtheilt ist, wie der Papst bemerkt, aber dennoch von der Habgier und Gewinnsucht in veränderter Gestalt zwar, doch wesentlich unverändert zur Ausübung kommt, ist einer der Hauptschuldigen an der Hervorbringung der so mißlichen Lage der mittellosen Volksklasse.

2. Dieser Ausspruch des Papstes zerstreut recht gründlich den Irrthum, als ob die Kirche von ihren strengen Wuchergesetzen jemals abgewichen sei und dieselben heutzutage nur mehr geschichtliche Bedeutung hätten. Die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse haben freilich die Anwendung der kirchlichen Bestimmungen und die Anwendung des Wucherbegriffs geändert, nicht aber jenen Begriff selber, noch auch seine kirchliche Verurtheilung. Als Wucher faßte die Kirche immer auf und faßt sie es auch jetzt noch auf, wenn und inwieweit aus einer unfruchtbaren Sache ohne Arbeit, ohne Risiko, ohne Verlust oder Verlustgefahr dennoch Gewinn gemacht oder ein Mehrbezug genommen wird. Dieses wurde freilich früher auf Gelddarlehen insofern angewendet, als es in den Einzelfällen eines Nachweises eines vorhandenen Risikos, eines voraussichtlich zu erleidenden Schadens oder des Ausfalles eines wahrscheinlichen Gewinnes bedurfte, um den Darleiher zum Zinsbezug zu berechtigen. Heutzutage

ist wegen der Leichtigkeit und Allgemeinheit eines Gewinnes für den, der eine Summe Geldes zu Geschäftszwecken verwenden kann, infolge der veränderten Lage jener besondere Nachweis nicht mehr nöthig. Das Geld ist wegen seiner geschäftlichen Verwendbarkeit nutzbringend geworden, und darum läßt die Kirche jetzt einen jeden ungestört mäßige Zinsen erheben. Allein sobald der Zins sich über die Schätzung der eventuellen Gefahr, über einen billigen Gewinnantheil eines ausführbaren Geschäftes erhebt, fängt er an, wucherhaft zu werden. Aus demselben Grunde wird eine wucherhafte Ausbeutung mit dem eigenen Gelde oder Kapital getrieben, wenn von ihm zuerst der Löwenantheil beansprucht wird, und der karge Rest als Lohn für die mit dem Kapital zusammenwirkende Arbeit entfällt. Ob nicht die hohen Gründergewinne, die hohen Tantièmen für ein kleines Maß Geistesarbeit u. dgl. m. manchmal auf wucherischer Berechnung des Kapitalgewinnstes beruhen? Faßbar ist der Wucher heutzutage weniger leicht als früher, verabscheuungswürdig und verderblich gewiß nicht minder. Die Maske, die er oftmals anlegt, um sich zu verbergen, verhüllt seine Sündhaftigkeit vor Gott und dem Gewissen nicht. Wir zweifeln nicht, daß Wuchergesetze, und je nach Umständen strenge und leicht anwendbare Wuchergesetze, mit zu den Einrichtungen gehören, von denen der Papst im weitern Verlaufe des Rundschreibens sagt, daß auf sie der Staat zunächst sein Augenmerk richten müsse, um gesegnete Zustände, öffentliches und Privatwohl wie von selbst aufsprießen zu lassen.

3. Weit glimpflicher sind die Ausdrücke des Rundschreibens über den andern von uns hervorgehobenen Punkt, das Monopolisiren von Handel und Industrie. Der Heilige Vater beklagt dasselbe und nennt es auch mit unter den Ursachen der heutigen mißlichen Lage; aber er verurtheilt nicht sofort die Handlungen der einzelnen, die darauf lossteuern. In dem einzelnen Falle kann ein solches, auch ein erfolgreiches Bemühen, einen gewissen Industriezweig zu beherrschen, in den Grenzen erlaubter Geschäftsconcurrenz verharren. Doch ist es nur zu leicht ein Zeichen von wenig christlicher Auffassung des Werthes der äußeren Güter, von unordentlicher Gier nach denselben; häufig auch — und das ist der dunkelste Punkt des Monopolisirens — bietet es Anlaß und Versuchung, um willkürlich und mit ungerecht hohem Gewinn die Preise zu bestimmen und die Miterzeuger der Producte, die Arbeiter, schamlos auszubeuten, durch Vereinigung mit Gleichgesinnten und Gleichmächtigen und durch Bildung von „Ringen“ die Ausbeutung der Arbeiter und der Käufer zu verallgemeinern. Der Heilige Vater deutet das an und sagt klar genug, daß

jene Versuchung nicht bloß vereinzelterweise zur verwerflichen That geworden ist: „Und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande (oder, wie er sich wörtlich ausdrückt, der unzähligen Menge von Besitzlosen) nahezu ein sklavisches Joch auflegen.“

4. In diesen Worten finden wir, daß Leo XIII. den Kernpunkt socialwirthschaftlichen Uebels, wie es in die Erscheinung tritt, kurz will bezeichnet haben: Anhäufung unermeßlicher Reichthümer in den Händen Weniger und Verarmung der Massen, sowie das daraus erfolgende gereizte, feindselige Verhältniß zwischen arm und reich. Es ist das Uebel seiner äußern Erscheinung nach, nicht seinem Grunde nach. Dieser wurde zum Theil vorhin berührt; doch auch jene Punkte sind noch nicht der tiefste Grund. Aber daß der Heilige Vater es als das in die Erscheinung tretende Uebel bezeichnet, brandmarkt indirect den großen Irrthum, als ob das wirthschaftliche Wohl eines Landes oder Staates einfach von dem größern Reichthum abhinge und nicht ebenso sehr von der passenden Vertheilung der Güter und des Reichthums.

5. Also das Uebel ist gekennzeichnet, die Nothwendigkeit, auf schleunige Heilung zu sinnen, anerkannt. Leo XIII. prüft die Mittel und findet eine Reihe von Irrthümern bei solchen, die dem großen Körper der menschlichen Gesellschaft ihre ärztlichen Dienste anbieten. Da ist es zuerst der verhängnißvolle und grundstürzende Irrthum oder vielmehr das irrthümliche System der Socialdemokratie. Abgesehen von ihrer gottlosen und gotteslängnerischen Grundlage enthalten die socialwirthschaftlichen Ziele der Socialdemokraten die schwersten Irrthümer gegen die natürliche Gerechtigkeit und gegen die vernünftige gesellige Natur des Menschen. Die Socialdemokratie zielt ab auf Abschaffung des Privatbesitzes, besonders des Privat-Grundbesitzes. Der philosophische Nachweis, wie dieses Ziel im Widerspruch steht mit den Forderungen der Vernunft und der ganzen Natur des Menschen, ist ein Glanzpunkt im päpstlichen Rundschreiben. Die Socialdemokratie bezweckt Lockerung, ja Aufhebung der Familienbande, um die Elternrechte und -Pflichten, soweit von Pflichten bei einem solchen System noch die Rede sein kann, dem socialistischen Staate zu übertragen. Die Verurtheilung dieses unnatürlichen Zielpunktes faßt der Papst nach eingehender Widerlegung in die kurzen Worte zusammen: „Das socialistische System also, welches die elterliche Fürsorge beiseite setzt, um eine allgemeine Staatsfürsorge einzuführen, versündigt sich an der natürlichen Gerechtigkeit und zerreißt gewaltsam die Bande der Familie.“

6. Die Socialdemokratie würde mit ihren chirurgischen Experimenten am Körper der menschlichen Gesellschaft, mit ihren Schnitten bis ins Herz hinein sofort ihr den Tod bringen, ohne dem Leichnam neues Leben geben zu können. In einen ganz andern Irrthum verfallen die religionslosen Lebemänner und die ungläubigen Staatsprofessoren unserer Tage, indem sie sich auf den Rath beschränken, der Staatshilfe des modernen Staates und ihr allein zu vertrauen, da dessen Gesetzesparagraphen und nöthigenfalls auch Bajonette zur vollen Genüge die sociale Frage lösen würden. Diesem Irrthum, der kaum minder verderblich ist als jener der Socialdemokratie, hält der Papst die bedeutungsvollen Worte entgegen: „Wir sagen mit allem Nachdrucke: Läßt man die Kirche nicht zur Geltung kommen, so werden alle menschlichen Bemühungen vergeblich sein." Der tiefste Grund sowohl des Bestehens der socialen Frage als auch der Schwierigkeit oder vielmehr des Unvermögens der Heilung beim Fortbestand der modernen Zeitrichtung ist eben die Lossagung von Gott und seiner Kirche, diese Lossagung, welche die große Zahl der Besitzenden schon vollzogen hat und zu welcher die Masse des Volkes immer mehr hingedrängt wird. Die bewußte Lossagung von Gott und der Kirche macht den Menschen gottlos und religionslos; sie verzerrt in ihm die Idee von dem Zweck und Werth der irdischen Güter; sie verzerrt in ihm die Idee vom Menschen, von sich selbst und von seinen Mitbürgern. Die Genüsse dieser Erde sind ihm das Ein und All; seine Leidenschaften zähmen mag und kann er nicht; er wird zum vollendetsten Egoisten, genußsüchtig, ehrgeizig, hartherzig, grausam; ihm ist der Mitmensch nicht mehr als eine Maschine, die er zu seinem eigenen Nutzen und Genuß ausnützt; im Glück und Wohlleben ist er übermüthig, im Unglück und Leiden kraft- und muthlos, voll Neid und Haß gegen die, denen heitereres Glück lächelt. Wohl tritt diese Verzerrung der vernünftigen Natur nicht immer in ihrem Vollmaße zu Tage; die äußeren Umstände halten die Entwicklung mancher Giftkeime von Leidenschaften auf, und die Sucht, zu glänzen und zu genießen, findet es sehr oft im eigenen Interesse, sich zeitweilig und nach gewissen Richtungen hin Beschränkungen aufzulegen. Aber der Abfall von Gott und Religion kann folgerichtig nur dies erreichen, daß die ganze Erde in eine wahre Hölle umgewandelt und zu einem großen Zuchthaus ausgebaut wird, so daß die große Masse voll Ingrimm mit ihren Ketten klirrt, die wenigen Mächtigen aber nur mit eiserner Faust dieselbe niederhalten und den Becher der Lust nur durch die beständige Furcht vergällt genießen.

7. In dem Abfall von Gott und Religion, ja schon in der praktischen Vernachlässigung derselben findet sich die Wurzel von mehreren Irrthümern, welche beim Heilversuch der socialen Nothlage die Erkenntniß verdunkeln und die Thatkraft auf Abwege führen und ihre Wirksamkeit hemmen oder ganz vereiteln. Dazu rechnet der Heilige Vater zunächst den Wahn, als sei es jemals möglich, in der menschlichen Gesellschaft den Klassen- und Ständeunterschied zu verwischen. „In der bürgerlichen Gesellschaft ist eine Gleichmachung von hoch und niedrig, von arm und reich schlechthin nicht möglich. Es mögen die Socialisten solche Träume zu verwirklichen suchen, aber man kämpft umsonst gegen die Naturordnung an." Also Irrthum und Thorheit ist es, wollte man sich zum Ziele setzen, Niedrigkeit und Armuth ganz aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen; das einzig Mögliche ist, das Schroffe der Klassengegensätze abzuschleifen, Armuth und Noth möglichst zu beschränken, so daß sie nicht die allgemeine Lage der Masse des Volkes, sondern nur die Ausnahme bilde, zugleich geistige und leibliche Mittel zur Hand zu haben, um die eintretende Noth durch mildthätige Hilfe zu lindern.

8. Ein hiermit zusammenhängender verhängnißvoller Irrthum ist es, zu wähnen, als sei es überhaupt möglich, von dem Menschen Arbeit und Plage zu nehmen und das Loos lästiger Arbeit zu einem Ausnahmezustand zu machen. „Die Arbeit wurde dem Menschen nach dem Sündenfalle als eine nothwendige Buße auferlegt, deren Last er spüren muß." Dieses göttliche Gesetz kann die Menschheit nicht umstürzen, und wem es unter Tausenden gelingen mag, sich demselben nahezu zu entziehen, der thut das weder zu seinem zeitlichen, noch zum ewigen Segen.

9. Endlich entnimmt man aus dem päpstlichen Rundschreiben unschwer die Belehrung, daß es ein arger Irrthum ist, wenn die Arbeitgeber ihre ganze Pflicht den Arbeitern gegenüber glauben erfüllt zu haben, falls sie ihnen den Arbeitslohn aushändigten. Die nächste strenge Pflicht ist es freilich, den Lohn, und zwar den Lohn von gerechter Höhe dem Arbeiter zu geben. Allein das Rundschreiben ruft ihnen zudem die Pflicht ins Gedächtniß, „auch die gebührende Rücksicht auf das geistige Wohl und die religiösen Bedürfnisse der Arbeiter" zu haben. Zwar beschränkt sich der Papst beim Namhaftmachen der einzelnen Punkte dieser Pflicht darauf, daß der Arbeitgeber den Arbeiter in seinem Recht zur Ausübung der religiösen Pflichten nicht kränke, ihn keiner Gefahr und Verführung aussetze. Es ist ihm wohl bekannt, daß die Verhältnisse zwischen Arbeitern und Herren nicht die engen und vertraulichen sind, wie sie zwischen

Herrschaft und Gesinde bestanden und bestehen sollen: darum will er nicht zu sehr eine strenge Pflicht positiver väterlicher Fürsorge für das geistige Wohl der Arbeiter betonen. Gleichwohl entspricht dieses dem Ideal eines christlichen Arbeitgebers und ist selbst je nach den Umständen in größerem oder geringerem Maße ernste Pflicht. Unverhohlen läßt Leo XIII. dies auch an späterer Stelle des Rundschreibens durchblicken. Wo er von Arbeitervereinen spricht zur gegenseitigen Wahrung der gemeinsamen Interessen und zur gegenseitigen Stütze in geistigen und religiösen Gefahren, räumt er an der Seite der Arbeiter auch den Arbeitgebern einen Platz in diesen Vereinen ein, natürlich nicht zu dem Zwecke, um die Interessen der Arbeiter zu kreuzen, sondern um sie zu begünstigen und zu fördern. Wie sehr gebrandmarkt steht hier die unchristliche und menschlich unwürdige Auffassung derjenigen Arbeitgeber da, welche in ihrer Stellung nichts anderes sehen als ihr Uebergewicht über die Menge, nichts anderes betreiben als ihren Nutzen und größern Gewinn, den Arbeiter aber der Maschine gleich ausbeuten und an Leib und Seele zu Grunde richten! Ganz anders christliche Lehre und christliches Gesetz. Durch sie werden die Höhergestellten angewiesen, ihr Uebergewicht zum größern Wohle ihrer Mitmenschen zu benützen und nebst standesgemäßem Auskommen für sich das Wohlergehen, zeitliches und ewiges Wohlergehen der ihnen Unterstehenden eifrig zu befördern. Das ist ihre Arbeit.

10. Bisher wurden diejenigen vom Heiligen Vater gekennzeichneten Irrthümer in den Zielen und den Wegen zur vermeintlichen Heilung der brennenden socialwirthschaftlichen Schäden genannt, welche unter Katholiken kaum jemals Platz greifen konnten: so sehr lag ihr Widerspruch mit der christlichen Vernunft zu Tage. Allein bei der allseitigen Entwicklung der principiellen Seite der Arbeiterfrage, wie sie Leo XIII. so glänzend zu geben verstanden hat, kommen auch Anschauungen zur Sprache, betreffs welcher selbst katholische Männer keineswegs immer einmüthig waren; über nicht wenige fällt der Papst ein zustimmendes oder ein abweisendes Urtheil. Wir haben es hier nur mit denjenigen zu thun, die er abweist. Vor allem handelt es sich dabei um die Aufgaben und die Grenzen der Staatsgewalt bei Lösung der socialen Frage. Für katholische Socialpolitiker dürften daher jene Partien des Rundschreibens, welche von dem diesbezüglichen Antheil der Staatsgewalt und von den Arbeitervereinen handeln, die meiste Belehrung bieten und das größte Interesse erwecken. Wie leicht wird die Befugniß des Staates zu eng oder zu weit gezogen: nach beiden Richtungen hin werden irrthümliche Ansichten berichtigt.

Als Hauptirrthum wird zunächst bezeichnet, wenn die Staatsgewalt aus sich unmittelbar in die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter sich einmischen wollte. An sich sind dies Privatangelegenheiten, welche die einzelnen für sich oder in freier Vereinigung mit anderen abmachen. Als ebenso irrthümlich aber wird es auch hingestellt, wenn die Staatsgewalt alles gehen läßt und nicht von vornherein ihre Sorge auf die gedeihliche Entfaltung solcher ihrer Natur nach privaten Angelegenheiten richtet; wenn sie nicht mittelbar eine solche gedeihliche Entwicklung beeinflußt, durch allgemeine Einrichtungen und Gesetze ihre weise Vorsicht übt, Auswüchsen vorbeugt oder solche im Keime erstickt. Also helfend, fördernd, schützend der Thätigkeit der Bürger, sei es individuelle oder Vereinsthätigkeit, zur Seite stehen zur Entwicklung allseitigen zeitlichen Wohlstandes, des materiellen wie des geistigen, nicht aber diese Thätigkeit hemmen und aufsaugen: das ist die große Aufgabe der Staatsgewalt. Die hier fest und markig gezogene Grenzlinie, welche die richtige und die irrthümliche Auffassung von der Staatsgewalt scheidet, genügt jedoch schwerlich, wenn es sich um einzelne Maßnahmen handelt, über welche man zweifelt, ob die Staatsgewalt dazu berechtigt ist oder nicht. Darum geht das päpstliche Rundschreiben auch in mehrere Einzelheiten ein, um die Grenzen der Staatsgewalt näher zu bestimmen. Wir heben hier mehrere Sätze aus.

„Es ist auch kein Grund vorhanden, die allgemeine Staatsfürsorge in Anspruch zu nehmen; denn der Mensch ist älter als der Staat, und er besaß das Recht, Leib und Leben zu schützen, bevor es irgend einen Staat gegeben hat.“ Und: „Ein großer und gefährlicher Irrthum ist es, wenn man will, daß der Staat in das Innere der Familie, des Hauses hineinregiere. Allerdings, wenn sich eine Familie in höchster Noth und in so rathloser Lage befindet, daß sie sich in keiner Weise helfen kann, so ist es der Ordnung entsprechend, daß staatliche Hilfeleistung eintrete; die Familien sind eben Theile des Staates.“

11. „Die Lohnherren und die Arbeiter selbst können und müssen zu einer gedeihlichen Lösung der Frage mitwirken. Hierher gehören Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, private Veranstaltungen zur Hilfeleistung für den Arbeiter und seine Familie bei Unglücks-, Krankheits-, Todesfällen, Einrichtungen zum Rechtsschutz für Kinder, jugendliche Personen oder auch Erwachsene.“ — „Wenngleich nun diese privaten Gesellschaften innerhalb der staatlichen Gesellschaft bestehen und gewissermaßen einen Theil von ihr bilden, so besitzt der Staat nicht schlechthin die Vollmacht, ihr Dasein zu verbieten. Sie ruhen auf Grundlage des Naturrechtes;

und das Naturrecht kann der Staat nicht ändern, sein Beruf ist vielmehr, dasselbe zur Anerkennung zu bringen." Wir möchten diesen Satz doppelt unterstreichen. Er ist eine feierliche Verurtheilung der weitverbreiteten Ansicht, als ob Privatvereine, welche zu erlaubten und guten Zwecken zusammentreten, erst dann irgend welche Rechte hätten, wenn es der Staatsgewalt beliebt, ihnen solche zu geben.

12. Aber hören wir den Heiligen Vater weiter. Er hält Regelung der Arbeitszeit, Schutzmaßregeln gegen die Gesundheitsgefahr u. s. w. für zweckdienlich, bezw. für nöthig. Allein soll das alles nun von oben herab durch Anordnung und Fürsorge des Staates geschehen? Hören wir die Antwort: „Damit aber in solchen Fragen die öffentliche Gewalt sich nicht in ungehöriger Weise einmische, so erscheint es in Anbetracht der Verschiedenheit der zeitlichen und örtlichen Umstände durchaus rathsam, jene Fragen vor die Ausschüsse (nämlich nach Vereinbarung der Lohnherren und der Arbeiter) zu bringen oder einen andern Weg zur Vertretung der Interessen der Arbeiter einzuschlagen, die öffentliche Gewalt aber, wenn nöthig, Schutz und Beihilfe leisten zu lassen."

Danach scheint das Ideal zu sein, wenn die selbsteigene Thätigkeit der Arbeiter und Lohnherren durch Vereine die Sachen so regelte, daß dieselben ohne Einmischung der Obrigkeit zur beiderseitigen Zufriedenheit bereinigt würden; die Obrigkeit sollte nur den frei getroffenen Einrichtungen durch Schutz Beständigkeit und Nachdruck verleihen. Wenn aber die freie Thätigkeit verschiedener Umstände halber nicht so weit wirksam sein kann, dann allerdings steht nichts im Wege, daß die Obrigkeit weiter gehe, mehr eingreife und die Privatthätigkeit so weit ersetze, als es erforderlich ist. Es fallen hier treffliche Streiflichter auf die viel erörterten Fragen über Versicherung und Versicherungszwang und Zwangsversicherung gegen Unfälle, Krankheiten, Arbeitsunfähigkeit u. s. w. Daß derartige Versicherungen der Arbeiter platzgreifen, befürwortet selbst der Heilige Vater. Daß deren Einrichtung und Verwaltung an sich nicht Staatssache sei, wird ganz klar und deutlich gesagt. Daß die Obrigkeit jedoch indirect darauf hinarbeiten darf und soll, derartigen Anstalten zum Dasein und Leben zu verhelfen und durch sie den Arbeitern wirksamen Schutz und Hilfe zu verschaffen, tritt nicht minder in dem Rundschreiben zu Tage. Wo staatlicherseits ein Anstoßgeben, ein Begünstigen und Beschützen hinreicht, um bestimmte Klassen von Bürgern zur selbsteigenen Bildung von Vereinen und Anstalten behufs Förderung gemeinschaftlicher Interessen zu bringen, da soll deren Bildung nicht staatlicherseits ge-

schehen, da sollen nicht Staatsanstalten statt freier Anstalten gegründet werden. Wo aber und inwieweit die freie Thätigkeit versagt, da und so weit hat die öffentliche Gewalt die nothwendigen Schritte zur Förderung der mit dem öffentlichen Wohl zusammenhängenden Interessen einzelner Klassen und Gruppen der Staatsbürger zu thun: ihre fürsorgliche Thätigkeit wird also größer oder geringer sein müssen je nach den jeweiligen Verhältnissen und Umständen.

13. Also eingreifen in privatrechtliche Verhältnisse soll und darf die Staatsgewalt nur in den Fällen der Noth. Das allgemeine Wohl hat sie jedoch positiv zu fördern und durch allgemeine Gesetze und Einrichtungen dahin zu wirken, daß sich die privatrechtlichen Verhältnisse von selber friedlich, ausgleichend, gedeihlich entfalten. Dann aber — was ein Hauptheil des allgemeinen Wohles ist — muß die Staatsgewalt den einzelnen und allen Rechtsschutz gewähren, Schutz im Besitze der natürlichen oder erworbenen Rechte und Schutz in der freien, rechtmäßigen Bethätigung dieser Rechte. Nach dieser Seite hin hat, wie das Rundschreiben besonders hervorhebt, die Staatsgewalt vor allem von den Schwächeren Unrecht und Gefahr abzuwehren. „Wenn überhaupt alle Rechte der Staatsangehörigen sorgfältig beachtet werden müssen und die öffentliche Gewalt darüber zu wachen hat, daß jedem das Seine bleibe, und daß alle Verletzung der Gerechtigkeit abgewehrt werde oder Strafe finde, so muß doch der Staat beim Rechtsschutze zu Gunsten der Privaten eine besondere Fürsorge für die niedere, unvermögliche Masse sich angelegen sein lassen. Die Wohlhabenden sind nämlich nicht in dem Maße auf den öffentlichen Schutz angewiesen, sie haben die Hilfe eher zur Hand; dagegen hangen die Besitzlosen, ohne eigenen Boden unter den Füßen, fast ganz von der Protection des Staates ab.“ Beherzigenswerth ist, daß der Heilige Vater diesen Rechtsschutz nicht auf schon geschehene Vergewaltigung beschränkt, sondern auch auf die drohende Gefahr einer solchen will ausgedehnt wissen. Ein Eingreifen in die bürgerlichen Verhältnisse seitens der öffentlichen Autorität ist insoweit am Platze, „als es zur Hebung des Uebels und zur Entfernung der Gefahr nöthig ist“.

Ein Irrthum über die Tragweite der persönlichen Rechte und deren Veräußerlichkeit oder Unveräußerlichkeit zieht folgerichtig auch irrthümliche Auffassungen bezüglich der Rechte und Pflichten der Staatsgewalt nach sich. Ueber mehrere Einzelpunkte zerstreut in dieser Hinsicht der Heilige Vater Zweifel und Irrthümer, welche auch die bestgesinnten Socialpolitiker beschleichen konnten.

14. Man hat schon Bedenken angeregt, ob denn die öffentliche Gewalt auch den erwachsenen Arbeitern gegenüber die Sonntagsruhe gesetzlich anordnen könne, oder ob sie sich nicht vielmehr darauf beschränken müsse, ihnen die Möglichkeit der Sonntagsruhe zu verschaffen und sie gegen unnöthigen Zwang, wie zur Sonntagsarbeit, so auch zur Sonntagsruhe, zu schützen. Die Worte Leo's XIII. lassen den Zweifel nicht mehr aufkommen. „Keine Gewalt darf den Menschen auf dem Wege christlicher Pflicht und Tugend, der ihn zum ewigen Leben im Himmel führen soll, zurückhalten. Ja, der Mensch besitzt nicht einmal selbst die Vollmacht, auf die hierzu nöthige Freiheit Verzicht zu leisten und sich der Rechte, die seine Natur verlangt, zu begeben; denn nicht um Befugnisse, die in seinem Belieben stehen, handelt es sich, sondern um unausweichliche, über alles heilig zu haltende Pflichten gegen Gott. — Hiermit ist die Grundlage der pflichtmäßigen Sonntagsruhe bezeichnet." Nach diesen Worten läßt sich nicht zweifeln, daß der Staat ganz nach Recht und Pflicht handelt, wenn er nicht nur den Zwang zur Sonntagsarbeit, sondern auch die nicht etwa durch die Noth geforderte Sonntagsarbeit selbst unter bestimmte Verbote stellt oder durch Entziehung von Arbeitsgelegenheit gewissermaßen unmöglich macht; auch die freiwillige Sonntagsarbeit ist nicht Ausübung eines Rechtes, sondern Mißbrauch und Rechtsverletzung.

15. Daß die Staatsgewalt befugt sei, zum Schutze der Kinder und des schwachen Geschlechts die Arbeitszeit dieser zu regeln oder zu beschränken, liegt heutzutage im Bewußtsein aller; ob diese Befugniß auch hinsichtlich der erwachsenen Arbeiter vorliege, oder ob es vielmehr eine ungebührliche Beschränkung ihrer Freiheit sei, wurde angezweifelt. Nach Leo XIII. ist jene Befugniß zweifellos. In der Regel ist eine übermäßige Arbeitszeit dem Arbeiter, wenn auch scheinbar durch freien Contract, so in der That doch durch moralischen Zwang aufgebürdet. Selbst wenn irgend jemand über außergewöhnliche Körperkräfte zu verfügen hätte oder dies wenigstens glaubte und eine ungewöhnliche Arbeitsdauer wünschte, so dürfte doch deshalb die Gesammtheit seiner Mitgenossen nicht in Mitleidenschaft gezogen und überbürdet werden. Zu einer die Gesundheit und das Leben schädigenden Ueberbürdung aber hat der Arbeiter selbst kein Recht; die öffentliche Gewalt kann in dieser Beziehung ihn vor sich selber und seine Mitarbeiter vor moralischem Zwang schützen. „Im allgemeinen ist daran festzuhalten," sagt das päpstliche Rundschreiben, „daß den Arbeitern so viel Ruhe zu sichern sei, als zur Herstellung ihrer bei der Arbeit aufgewendeten Kräfte nöthig ist; denn die Unterbrechung der

Arbeit hat eben den Ersatz der Kräfte zum Zweck. Bei jeder Verbindlichkeit, die zwischen Arbeitern und Lohnherren eingegangen wird, ist ausdrücklich oder stillschweigend die Bedingung vorhanden, daß die genannte Ruhe dem Arbeiter gesichert sei. Eine Vereinbarung ohne diese Bedingung wäre sittlich nicht zulässig, weil die Preisgabe von Pflichten gegen Gott und gegen sich selbst von niemand gefordert und von niemand zugestanden werden kann."

16. Desgleichen wurde auch angezweifelt, ob es der Obrigkeit je zustehen könne, in die Lohnbestimmung der Arbeiter einzugreifen. Das päpstliche Rundschreiben spricht sich unzweifelhaft bejahend aus: nicht als ob es ein unmittelbares Fixiren für wünschenswerth hielte, wohl aber soll die Obrigkeit die Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, wenn nöthig durch ein Schiedsgericht mit Zwangscharakter, so anbahnen, daß dem Arbeiter wirklich ein gerechter Lohn, der zum mäßigen Unterhalte für ihn und die Seinen ausreiche, zu theil werde. Die Berechtigung zu irgend einem Eingreifen der öffentlichen Gewalt, je nach den Umständen, sieht der Heilige Vater ganz gewiß als miteinbegriffen an in dem Rechtsschutze des Staates. Der Staat ist nach dem Rundschreiben ganz besonders berufen, die Rechte der Schwachen zu schützen. Nun ist es aber, wiederum nach Ausspruch des Heiligen Vaters, ein strenges Recht des Arbeiters, wenigstens für die Arbeiterklasse im allgemeinen, wenn auch Ausnahmsfälle für einzelne vorkommen können, „daß der Lohn nicht etwa so niedrig sei, um einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abzuwerfen. Diese schwerwiegende Forderung ist unabhängig von dem freien Willen der Vereinbarenden. Gesetzt, der Arbeiter beugt sich aus reiner Noth den allzu harten Bedingungen: so heißt das, Gewalt leiden, und die Gerechtigkeit erhebt gegen einen solchen Zwang Einspruch". Die Folgerung ist klar: Die obrigkeitliche Gewalt hat dafür Sorge zu tragen, daß solche Vergewaltigung nicht eintrete und nicht ungesühnt bleibe. Uebrigens hat das mit anderen Worten das Rundschreiben schon an einer frühern Stelle gesagt: „Nicht anders als durch die Thätigkeit der Arbeiter werden die Reichthümer im Staate erzeugt. Daher heischt es die Billigkeit, daß eben der Staat sich der Arbeiter so weit annehme, um ihnen einen entsprechenden Antheil an den Erzeugnissen zu sichern, so daß sie Wohnung, Kleidung, Unterhalt zur Genüge haben und ein leibliches Leben führen können."

17. Mehreres andere übergehen wir, um mit einer Mahnung des Papstes über die Einrichtung der Arbeitervereine zu schließen — einer

Mahnung, welche eine unermeßlich bedeutsame Richtigstellung diesbezüglicher Anschauungen enthält. Es ist eine je nach den verschiedenen Gegenden schwer zu lösende Frage: Welcher Art sollen die Arbeitervereine sein? auf welcher Grundlage eingerichtet? welches ihr Zweck und ihr Ziel? Daß wechselseitige Hilfe und gemeinsame Fürsorge zur Hebung der wirthschaftlichen Lage und der gemeinsamen Interessen ins Auge gefaßt werde, darüber kann kein Zweifel bestehen. Allein ein Satz des Rundschreibens ist sehr zu beherzigen, den die authentische deutsche Uebersetzung nicht zwar wörtlich, aber den Sinn genau erklärend also gibt: „Das religiöse Element muß dem Vereine zu einer Grundlage seiner Einrichtungen dienen. Die Religiosität der Mitglieder soll das wichtigste Ziel sein, und darum muß der christliche Glaube die ganze Organisation durchdringen." Und weiter: „Es muß darauf Bedacht genommen werden, den religiösen Unterricht der Arbeiter zu befördern, daß alle ihre Pflichten gegen Gott wohl erkennen . . . und gegen die herrschenden Irrthümer und Verführungskünste gewappnet sind." Daraus ist zu entnehmen, wie wenig nach Urtheil des Heiligen Vaters auf confessionslose oder interconfessionelle Verbindungen von Arbeitern und Handwerkern zu geben ist; wie dagegen dort, wo solche jemals der Verhältnisse halber nöthig werden sollten, um so mehr daneben für Arbeitervereine, die auf kirchlichem Boden stehen, gesorgt werden muß, damit die Gefahr der ersteren möglichst entkräftet werde.

Was im Beginne des Rundschreibens den Geist des Heiligen Vaters fesselte, das stellt sich am Ende desselben ihm wieder mächtig vor Augen: ohne wirkliche Rückkehr zum vollen Christenthum, ohne praktische Befolgung der christlichen Lehren sowohl seitens der Höheren wie der Niederen, seitens der Arbeitgeber wie der Arbeiter gibt es keinen friedlichen Ausgang aus dem Wirrsal der socialen Frage. Christus hat sie vor fast zweitausend Jahren gelöst; nur Er und der Anschluß an Ihn löst sie auch jetzt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Der heilige Rock unseres Herrn und Heilandes im Dome zu Trier.

Ein Hirtenbrief des hochwürdigsten Bischofes Wilhelm Arnoldi von Trier sagte für das Jahr 1844 eine hehre, erhabene Feier an: die Ausstellung des heiligen Rockes. Die segensreichen Früchte derselben übertrafen alle Erwartungen; aber sie fand auch einen ungeahnten Widerspruch, der im Rongeskandal seinen Höhepunkt erreichte. Ebenso hat das neueste Ausschreiben des Nachfolgers Arnoldi's für Freund und Feind die größte Bedeutung. Die altehrwürdige Reliquie des Trierer Domes tritt endlich aus ihrer siebenundvierzigjährigen Verborgenheit wiederum hervor. Das gläubige Volk begrüßt die Belehrung seines Bischofes im erwähnten Ausschreiben mit Freuden; der Clerus in den Rheinlanden, in Westfalen, ja in ganz Deutschland und in allen an Trier grenzenden Diöcesen erwartet von der Wallfahrt nach Trier viel Segen. Die während des verflossenen Jahres vollzogene Eröffnung des den heiligen Rock umschließenden Altares und seiner Schreine war eine höchst dankenswerthe That; die Mittheilung des Fundberichtes bezeichnet einen Sieg liebgewonnener katholischer Anschauungen.

Wie lagen die Dinge vor jener Eröffnung? Wodurch ward sie veranlaßt? Am Schluß der berühmten Ausstellung von 1844 war eine wissenschaftliche Fehde über die Echtheit der Reliquie entbrannt. Bischof Arnoldi hatte den Wunsch ausgesprochen, sie möge in würdiger Weise von katholischen Gelehrten weitergeführt und ehrenvoll beendet werden. Der von den Gegnern angeschlagene Ton der Streitschriften war aber so beleidigend und herausfordernd, daß die Katholiken auf weitere Erörterungen verzichteten. Die Sache ruhte. Da richtete im Jahre 1878 eine Schrift des Domkapitulars v. Wilmowsky unerwartete Verwirrung an. Sie machte überdies eine wissenschaftliche Beurtheilung der Reliquie überaus schwer. Untergrub sie doch die Grundlagen der Verehrung des heiligen Rockes durch die Behauptung, v. Wilmowsky habe 1844 mit dem damaligen Trierer Generalvikar, spätern Bischof von Münster, Johann Georg Müller, den heiligen Rock gründlich untersucht und bei dieser Gelegenheit gefunden, das als Kleid des Herrn verehrte Gewand sei ein byzantinisches Gewebe des 5. oder 6. Jahrhunderts. Dieses Ge-

webe aber diene als Hülle eines mildgrauen Stoffstückes, welches vom heiligen Rock des Herrn stamme. Zu Trier besitze man demnach nur ein verhältnißmäßig kleines Stück des Gewandes Christi.

Was war diesen Behauptungen gegenüber zu thun? Mit der größten Zuversicht wurden sie aufgestellt von einem Manne, der in dieser wichtigen Angelegenheit Glauben und Vertrauen zu verdienen schien. Trat er doch auf als Canonicus desjenigen Domes, worin der heilige Rock aufbewahrt und ausgestellt wurde. Er war archäologisch gebildet, behauptete und zeigte, daß er sich auf byzantinische Stoffe verstehe, und trug plötzlich mit voller Kenntniß der Bedeutung seiner neuen Ansicht öffentlich eine so überraschende Meinung als sichere Wahrheit vor.

Auf der andern Seite standen verschiedene ältere Berichte seinen Ausführungen schroff gegenüber. Man durfte dieselben um so weniger rasch aufgeben, weil v. Wilmowsky sich als Archäologe bei Aufdeckung und Beurtheilung der vielbesprochenen Inschriften von Nennig arg geirrt und auch die Trierer Ueberlieferungen über die Entstehung des Domes durch Berufung auf den zweifelhaften Fund einer Münze Gratians in einer Weise angegriffen hatte, die mit Recht Widerspruch erregte [1]. Trotz alledem schien es kaum glaublich, auch seine vor Freund und Feind so bestimmt abgegebenen Mittheilungen über die Entdeckung, in dem als heiliger Rock gezeigten und verehrten Gewand seien auf rothem Grund gelbe Vogelpaare eingewebt, — beruhten auf einem Versehen. Die von ihm der Beschreibung des Fundberichtes beigefügte Zeichnung trug so entschieden den Charakter byzantinischer Seidengewebe, daß Zweifel an ihrer Echtheit um so weniger begründet waren, als ja auch schon Generalvikar Cordel 1810 und Professor Clemens 1845 gesagt hatten, solche Vögel fänden sich auf dem heiligen Rock. Wilmowsky wollte sie aber in dem nach seiner Behauptung irrthümlich als heiliger Rock verehrten Gewande gesehen haben.

Um seinen Widerspruch gegen die alten Ueberlieferungen der Trierer Kirche zu decken, wies er hin auf einen heftigen Streit, den das Domkapitel 1630—1632 gegen den Erzbischof geführt hatte. Der Kurfürst von Trier hatte nämlich eine Partikel „vom heiligen Rock“ an die zu Brüssel residirende Infantin Isabella verschenkt. Kaum vernahm das Kapitel dies, so behauptete es, jene Partikel könne nicht vom heiligen Rock der Kathedrale stammen, weil sie sich von ihm in Stoff, Farbe und

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXX. S. 15 ff.

Webeart unterscheide. Wilmowsky behauptete nun, jenes von ihm im „angeblichen heiligen Rock" gefundene Stoffstück sei der angefochtenen Reliquie des Erzbischofs gleich. Daraus folgerte er: Freilich unterschied sich des Erzbischofs Partikel von dem „heiligen Rock", aber dieser von den Kapitularen hochgehaltene „heilige Rock" war keine Reliquie. Die wirkliche Reliquie lag, ohne daß sie es ahnten, in jenem byzantinischen, mit Vogelgestalten gemusterten Purpurkleide; diese Reliquie aber war wie die des Erzbischofs nur ein Stück vom echten heiligen Rock.

Eine endgiltige Lösung der vorgebrachten Schwierigkeiten blieb unmöglich, solange nicht eine gründliche, auf Augenschein beruhende Untersuchung gezeigt hatte, ob überhaupt oder inwieweit die neuen Behauptungen richtig seien. Der Culturkampf hatte Herrn v. Wilmowsky nicht gehindert, volle zweiunddreißig Jahre nach seiner vermeintlichen Entdeckung in so unglücklichen Tagen seine verwirrenden Behauptungen ohne alle Veranlassung plötzlich zu veröffentlichen. Derselbe Kampf machte es dem Bischof unmöglich, eine Eröffnung des Altares seiner Kathedrale und eine Untersuchung des heiligen Rockes vorzunehmen. Solange alles auf dem Spiele stand, solange die Bischöfe in eine so traurige Lage gebracht waren, durfte man nicht an die Erledigung einer nicht geradezu drängenden Controverse gehen. Als aber endlich der Friede wieder angebahnt wurde, hat der hochwürdigste Oberhirte der Trierer Diöcese die nöthigen Schritte gethan, um Klarheit zu schaffen.

Im verflossenen Jahre wurde eine Untersuchung der Reliquie selbst angestellt. Der Erfolg derselben entsprach den alten Ueberlieferungen. Das officielle Protokoll konnte darum sagen: „Die Untersuchung hat nichts geliefert, was mit den uralten Traditionen der Trierischen Kirche im Widerspruch sich befindet"; d. h. nach dem Zweck des Actenstückes: Alle neuen Behauptungen des Herrn v. Wilmowsky, wodurch er sich in Gegensatz stellte zu den Ueberlieferungen des Domes, erwiesen sich als Irrthümer.

Wohl fand das durch v. Wilmowsky veröffentlichte Muster mit den Vogelpaaren sich vor, aber zunächst schon in Zeichnung und mehr noch in Farbengebung anders, als er angegeben hatte. Das Muster ist nämlich von breiten rothen und gelben, horizontallaufenden Streifen durchzogen. In den rothen Streifen sind die oberen und unteren Theile der Vögel (ihre Köpfe mit den Hälsen und den Beinen) gelb; dagegen erscheinen im mittlern Streifen die Leiber der Vögel gelb auf gelbem Grund. Sie sind deshalb nicht mehr erkennbar. Das wesentlichste Ergebniß aber bestand

in der klaren Erkenntniß, diese Musterung sei keineswegs in die Reliquie eingewebt, sondern finde sich in einer ihr zum Schutz gegebenen Umhüllung, ja diese Umhüllung sei nur mehr auf der vordern Seite der Reliquie, und selbst dort nur an einigen Stellen erhalten, die zusammen kaum ein Viertel dieser Vorderseite ausmachen. Die Angabe, das als heiliger Rock verehrte Gewand sei ein byzantinisches Prachtkleid, beruhte demnach auf einem durch ungenaues Zusehen verursachten Irrthum.

Der gemusterten Seide auf der Vorderseite des heiligen Rockes entspricht auf der andern Seite ein Gazeüberzug. Liegen die Seide und die Gaze auf den beiden Außenseiten der Reliquie, so befindet sich, wie schon Professor Clemens 1845 bekannt machte, in ihrem Innern ein aus ungemusterter Köperseide angefertigtes Kleid. Das Ganze, welches ausgestellt wurde, besteht also gleichsam aus drei Gewändern. Der heilige Rock bildet das mittlere und liegt zwischen zweien derselben. Er ist aber sichtbar, weil das gemusterte Seidengewebe fast vergangen und in Stücken herabgefallen, die Gaze durchsichtig ist. Die heilige Reliquie selbst enthüllt die Spuren ihres hohen Alters.

Das nach v. Wilmowsky im Innern des heiligen Rockes liegende mildgraue Stück wurde gesucht, aber nicht gefunden. Es hat als solches nie anders als in seiner Phantasie bestanden. Ein von vier bunten Streifen umrahmtes Stück jenes im Innern des heiligen Rockes liegenden seidenen Gewandes, oder aber „einen breiten, von außen über den untern Rand in das Innere geführten Gazeumschlag, der hier, weil nur lose befestigt, eine Art Tasche gebildet hat“, wird er in der Eile der kurzen Untersuchung als ein „mildgraues, einfaches, glattes, ungemustertes“ und selbständiges Stoffstück angesehen haben, das ihm „mehr wie feine Wolle, als wie Seide“ erschien.

Hat jenes Stück nicht existirt, dann konnte auch die „Partikel“ des Erzbischofs ihm nicht gleich sein. Die Domkapitulare sagten 1631, sie sei von dem in der Kathedrale verehrten heiligen Rock mit Rücksicht auf Farbe und Dicke verschieden, scheine überdies „aus Wolle und Leinen“ zu bestehen. Man thut jenen Kapitularen wohl kein Unrecht durch die Annahme, sie seien nicht im Stande gewesen, bei einer so alten Partikel über den Stoff der einzelnen Fäden ein fachmännisches Urtheil abzugeben. Sie werden im Stoff verschiedene, d. h. hellere und dunklere Fäden gefunden haben. Das aber macht es ziemlich sicher, daß der Erzbischof einen Theil jener byzantinischen Umhüllung des heiligen Rockes besaß, worin gelbe und purpurne Fäden erkennbar geblieben waren. Eine solche

Partikel mußte sich natürlich vom heiligen Rock in Farbe und Dicke unterscheiden; das versteht sich von selbst. Da dieselbe schon vor 1483 in der Kapelle der Trierer Erzbischöfe sich befand, der heilige Rock aber von 1196—1512 im Hochaltar verschlossen lag, wird sie 1196 oder früher von der Reliquie herabgefallen sein.

Gehen wir nach Klarstellung dieser Vorfragen auf den Kern der Sache ein. Auf welche Gründe hin kann die Reliquie des Trierer Domes als jener heilige Rock angesehen und verehrt werden, den der Erlöser der Welt in seinem Leiden getragen hat, dessen die Soldaten ihn beraubten und über den sie, wie schon der Psalmist geweissagt hatte, das Loos warfen? Man beachte von vorneherein, daß es sich in unserm Falle bei der Behauptung der Echtheit nicht um Ansprüche handelt, die erst jetzt erhoben werden. Neue Forderungen sind freilich auch mit neuen vollgiltigen Beweisen zu erhärten. Nicht so verhält es sich bei Ansprüchen, welchen ein langer Besitzstand zur Seite steht.

Oft muß in wichtigen Processen eine entscheidende Urkunde geprüft werden, von welcher es abhängt, ob sicher bewiesene Schuldsummen bereits bezahlt oder noch nicht bezahlt wurden. In solchen Fällen wird der Richter die Anwälte beider Parteien vernehmen. Er wird Gründe und Gegengründe hören und abwägen und die Urkunde erst dann als beweiskräftig behandeln, wenn klar erhärtet ist, daß sie das nöthige Alter und hinreichende Kennzeichen der Unverfälschtheit besitzt. Ganz anders ist das Verfahren, wenn ein Kläger das Eigenthum seines Mitbürgers, dessen Haus oder dessen Acker, beansprucht. Der Richter wird freilich auch in letzterem Falle den Besitzer auffordern, seine Kaufacten vorzulegen. Wenn solche vorhanden sind, werden sie beigebracht. Es können jedoch solche Acten fehlen oder nicht unantastbar sein. Der augenblickliche Besitzer und seine Vorfahren haben aber schon lange in jenem Hause gewohnt, schon lange jenes Grundstück benutzt. Wird nicht vor Gericht unter solchen Verhältnissen der Besitz anerkannt und bestätigt? Mag der Kläger betonen, die Echtheit dieses oder jenes Beweismittels für den ersten rechtmäßigen Antritt des Besitzes sei nicht hinreichend erwiesen, der Richter wird bei seinem Spruch bleiben. Anders würde sich freilich nach dem Naturrecht und für das Gewissen die Sache stellen, wenn der Kläger bewiese, der Besitz sei mit bewußter Unredlichkeit angetreten und festgehalten worden. Solange jene Unredlichkeit nicht bewiesen ist, achtet man das lange verjährte Recht, setzt man voraus, daß es giltig erworben sei. Der Besitzer findet Schutz und Anerkennung vor dem Gesetz, bis ein Unrecht sicher und klar erwiesen ist.

Die katholische Kirche geht nun seit mehr denn einem Jahrtausend hinsichtlich der Reliquien immer und überall von ähnlichen Grundsätzen aus. Ihre Rechtsbücher sagen, die Bischöfe könnten, ja sollten eine Reliquie hochhalten, wenn sie seit langer Zeit verehrt wurde, kein stichhaltiger Grund gegen die Echtheit vorliegt und Gott durch wunderbare Gebetserhörung und andere das Gnadenleben befördernde Früchte die Verehrung derselben gutzuheißen scheint.

Treffen diese Bedingungen hinsichtlich einer Reliquie ein, dann stellt der Diöcesanbischof sie zur Verehrung aus, und gute Katholiken werden sich nach seiner Entscheidung richten. Wollte jemand sie deswegen tadeln, so beginge er ein Unrecht.

Die Verehrung des heiligen Rockes der Trierer Kathedrale hat nun zweifelsohne eine mehr als tausendjährige Vergangenheit. Im Jahre 1844 ward der heilige Rock angesichts der ganzen katholischen Welt unter Gutheißung des Papstes vor elf Bischöfen fremder Diöcesen und vor mehr als einer Million Pilger vom Bischofe von Trier feierlich ausgestellt. Im Jahre 1810 bemühten sich drei Regierungen um ihn; keine zweifelte an seiner Echtheit, weder die französische noch die bayerische noch die nassauische. 227 217 Menschen strömten damals nach Trier, ihn zu verehren. Große Ausstellungen setzten die Rheinlande und alle benachbarten Provinzen in fromme und freudige Bewegung während der Jahre 1655, 1585, 1545, 1538, 1531, 1524, 1516, 1515, 1514, 1513 und 1512. Die Ausstellung des letztgenannten Jahres, der Zeit nach die erste, ward vom Kaiser Maximilian I. veranlaßt und in Gegenwart der zum Reichstage versammelten deutschen Fürsten gefeiert. Von 1810—1512 sahen hochgestellte Herren es oftmals als besondere Vergünstigung an, wenn man ihnen den heiligen Rock zeigte und zur Verehrung darbot. 1196 hatte Erzbischof Johann I. von Trier die Reliquie mit großer Feierlichkeit in den Hochaltar seines neugeweihten Domchores gelegt. Um 1105 aber bezeugte die werthvolle alte Chronik von Trier (Gesta Trevirorum) seine Anwesenheit im Dome. Daß er bereits in Karolingischer Zeit zu Trier hochgeachtet war, beweisen eine kunstreiche Elfenbeintafel, das auf der Vorderseite der Reliquie liegende byzantinische Purpurgewebe und das Vorkommen von Partikeln des heiligen Rockes oder von seinen Umhüllungen im 9., 10. und 11. Jahrhundert. Es ist hier nicht der Ort, diese Thatsachen durch Beibringung der Belege aus den Quellen zu beweisen. Dies ist in der vom Schreiber dieses verfaßten und in der Paulinusdruckerei zu Trier erschienenen ausführlichen

„Geschichte des heiligen Rockes“ in so eingehender Weise geschehen, daß ein Hinweis auf dies Buch genügt. Dr. Willems hat in seiner, S. 116 dieser Zeitschrift, empfohlenen Schrift in kürzerer Fassung jene Beweismittel zusammengestellt. Sicherlich und unbestreitbar hat die Kathedrale von Trier seit mehr als tausend Jahren diese Reliquie als heiligen Rock aufbewahrt, gezeigt und der Verehrung der Gläubigen dargeboten.

Zweifelt der redliche Besitzer eines von den Voreltern ererbten Grundstückes an seinem Eigenthumsrecht? Hält der Adelige, der seinen Stammbaum tausend Jahre weit heraufführen kann, seine Titel nicht für unantastbar? Es ist wahr, ein Unterschied besteht zwischen dem Beweis, welchen lange Jahre für den Besitz eines Grundstückes oder Titels liefern, und der Stütze, welche dieselbe Reihe der Jahre einer Reliquie geben. Durch Verjährung wird vermeintliches Eigenthum zum wirklichen, wird angemaßter Adel zum wahren; nie aber kann auch der Lauf der Jahrtausende den Mangel der Echtheit einer Sache ersetzen oder gut machen.

Trotzdem bleibt der Hinweis auf jene Verjährung von Eigenthum und Titel bei Behandlung der Religienverehrung berechtigt. Fragen wir uns: Warum setzt denn das Gesetz fest, durch Verjährung würden Eigenthumsrechte, würden Titel und Würden giltig? Zweifelsohne auch deshalb, weil durch derartige Bestimmungen eine Menge endloser, schwieriger, oft nie zu entscheidender Processe verhütet, weil so größere Sicherheit für das praktische Leben gewonnen wird. Ein anderer Grund liegt jedoch tiefer. Sehen wir ab von den Ausführungen mancher Juristen neuerer Zeit und von den Vertretern der Ansicht, Recht sei oder werde, was in der Wirklichkeit einmal festen Fuß gefaßt habe. Die Rechtsgelehrten vergangener Jahrhunderte gingen von den Grundsätzen der christlichen Liebe aus. Darum sagten sie: Niemand muß für schlecht gehalten werden, bis seine Fehler erwiesen sind. Sie dachten gut von ihren Mitmenschen, darum setzten sie voraus, altererbter Besitz oder lange geführte Titel seien rechtmäßig angetreten. Sie wollten auch jene Untersuchungen möglichst vermeiden, bei denen ein rechtmäßiger Anfang meist ohne Erfolg bestritten und untersucht wird. Als erfahrene Männer scheuten sie das Aergerniß, welches durch Rechtshändel verursacht wird, die das gegenseitige Vertrauen tief erschüttern, ohne daß am Ende ein entscheidender Spruch gefällt werden kann. Wenig gewinnt das Gemeinwesen, viel verliert es, wenn mit großen Kosten vor zahlreichen Zeugen hüben und drüben gestritten wird, ob dieser oder jener altererbte Grundbesitz rechtmäßig ist, und wenn der Richter schließlich entscheiden muß, der gegen-

wärtige Besitzer solle in seiner Behausung bleiben, weil seine Gegner ihre Ansprüche nicht genügend zu erhärten vermögen. Bei einem solchen Entscheide haben meist alle Betheiligten etwas verloren: Zeit oder Ehre oder Geld oder gegenseitige Liebe und Achtung.

Der heilige Rock hat, wie gesagt, seine tausendjährige Geschichte. Ein Jahrtausend führt Kaiser und Könige herbei, bringt Bischöfe, Priester und Mönche nebst Millionen von Laien als Zeugen für dessen Verehrung. Kann und muß ein verständiger Mann nicht mit Rücksicht darauf eingestehen: Was solange hochgehalten ward, muß wohl achtungsvoll sein in sich; haben so viele hochstehende Männer an die Echtheit geglaubt, dann werden sie Gründe gehabt haben. — Zahllose ältere Nachrichten und Aufzeichnungen sind verloren gegangen, und vieles wurde zur Zeit, als es geschah, gar nicht aufgezeichnet.

Dennoch gibt es heute nur zu viele Geschichtsforscher, welche den Satz auszusprechen wagen: Was uns nicht durch sichere Documente von Zeitgenossen erwiesen ist, existirt nicht für uns — ja wir läugnen es sogar.

Im Gegensatz hierzu sagt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier in seinem Hirtenbrief vom 1. Juni 1891:

„Nach der Bestimmung des Concils von Trient sollen die Bischöfe bei Bestätigung und öffentlicher Ausstellung von Reliquien den Rath frommer und gelehrter Männer einholen und dann diejenige Entscheidung treffen, welche der Wahrheit und Frömmigkeit entsprechend ist. Die Wahrheit erheischt aber, daß wir der altehrwürdigen, beständigen Ueberlieferung unserer Kirche vertrauen, daß wir nicht ohne überzeugende Beweise unsere Vorfahren der Leichtgläubigkeit oder gar des Betruges bezichtigen. Und solche Beweise sind noch nicht erbracht worden. Wie könnte ich annehmen, daß meine Vorfahren auf dem Stuhle des hl. Eucharius in einer so hochwichtigen, heiligen Sache bei der Prüfung der Echtheit einer solchen Reliquie es trotz der wiederholten feierlichen Vorschriften der Kirche an der nöthigen Sorgfalt und Wachsamkeit fehlen ließen oder zu einem bewußten Betrug geschwiegen hätten? Gerade in den Zeiten, wo diese Reliquie wieder mehr die Aufmerksamkeit auf sich zog, zierten die Kirche Triers durchweg ausgezeichnete Kirchenfürsten, Männer wie Egbert, Poppo, Eberhard, Udo, Bruno, Söhne der edelsten Familien, fromme, ja heiligmäßige Erzbischöfe, ebenso hervorragend durch hohe Bildung wie durch wahrhaft priesterliche Tugenden. Und diese hätten bei Verehrung der vornehmsten Reliquie ihrer Domkirche alle kirchlichen Vorschriften bei Seite gelassen und wären leichtsinnig und gewissenlos

gewesen! Nein, die Pietät, die einfache Billigkeit, welche wir dem makellosen Andenken dieser Kirchenfürsten schulden, sträubt sich gegen einen solchen Verdacht. Ich bin mir bewußt, und Ihr möget mir verzeihen, wenn ich dies betheuere, daß ich um keinen Preis in der Welt zu einem solchen Betrug, zu einer solchen Täuschung der Andacht meines Volkes mitwirken würde; und diese meine Vorfahren und Brüder im bischöflichen Amte — ich darf es ohne falsche Demuth und mit gerechtem Stolze sagen — waren besser als ich. Als Wächter der uralten Traditionen meiner Kathedralkirche und der Ehre ihrer Oberhirten muß ich an der Ueberzeugung festhalten, daß diese Ueberlieferungen auf Wahrheit beruhen, daß die Erzbischöfe Triers weder sich getäuscht haben, noch auch sich täuschen ließen. Wahrlich, ich müßte fürchten, mich an der Kirche Triers zu versündigen, wenn ich diese Reliquie, welche die Vorfahren als ihr höchstes Kleinod betrachtet haben, wie eine werthlose Sache preisgäbe."

Was sollte aus dem menschlichen Verkehr werden, wenn überall vor jedem Handeln Beweise der Art zu erbringen wären, wie sie von einer strengen wissenschaftlichen Kritik vielfach gefordert werden? Wem stehen denn solche Beweise dafür zu Gebote, daß er wirklich der Sohn seiner Eltern ist und deren Erbschaft antreten kann? Wird man das vorgestellte Mahl nach Entdeckung neuer Untersuchungsmethoden jedesmal mit wissenschaftlicher Genauigkeit untersuchen, um zu sehen, ob es nicht vergiftet sei, und ob man zugreifen dürfe? Wird jemand glauben, jene strenge Kritik anwenden zu müssen, bevor er eine in seinem Besitz befindliche Banknote als echt ausgibt, oder bevor er diese oder jene wichtige Nachricht, die einer seiner Freunde ihm mittheilt, wirklich als wahr hinnimmt? Zweifelsohne kann, darf, ja soll für wissenschaftliche Kreise auch die Frage erörtert werden: Inwieweit kann man aus den noch vorhandenen Quellen darthun, Jesus Christus habe das Gewand der Trierer Kathedrale getragen? Diese Frage ist in solcher Form das leitende Motiv meines oben erwähnten Buches gewesen. Setzen wir nur einmal den Fall, die strenge historische Kritik müßte am Ende sagen: Aus den heute noch erhaltenen Quellen ist der Erweis der Echtheit unmittelbar und mit Sicherheit nicht zu erbringen. — Was würde daraus folgen? Jedenfalls nichts anderes, als daß man auf ein vollkommen befriedigendes Ergebniß dieser Art wissenschaftlicher Beweisführung verzichten müßte. Alle anderen Beweise aber würden dadurch nicht angefochten, und insbesondere behielte die altehrwürdige Tradition und der Besitzstand das volle

Gewicht. Ganz anders stände freilich die Sache, wenn jemand meinte, die strenge Wissenschaft hätte aus äußeren oder inneren Gründen die Unechtheit dargethan. Dann wären für seine Person die Grundlagen des Besitzes untergraben, die Berechtigung weiterer Verehrung wäre für ihn weggefallen. Alle anderen, welche glaubten, dieser Beweis sei nicht erbracht, behielten für ihr eigenes Verhalten jene Grundlagen mit der daraus folgenden Berechtigung, die Verehrung fortzusetzen.

Doch wenn auf wissenschaftliche Untersuchung die Rede kommt, dann ist es überaus traurig, zu sehen, wie weit thatsächlich die Gegner des heiligen Rockes vielfach entfernt waren von solchem ernsten wissenschaftlichen Streben nach Wahrheit. Die Hefte, welche Gildemeister und von Sybel gegen die Verehrung der Trierer Reliquien veröffentlicht haben, werden doch von niemanden als wissenschaftliche Arbeiten bezeichnet werden können. Hören wir darüber einen vollwichtigen Zeugen. Der bekannte und mit Recht allseitig geachtete Protestant Böhmer schrieb am 11. April 1846 an Professor Clemens: „Wenn Sie bei Ihren Untersuchungen auf den angeblichen Brief Friedrichs I. (von 1157 über den heiligen Rock) zurückkommen sollten und irgend ein Interesse hätten, über denselben mehrere Meinungen zu vergleichen, so wäre ich sehr gerne bereit, Ihnen die meinige mit allen Umständen zu eröffnen, nur bitte ich dann, mir mit zwei Worten zu sagen, was die Herren Gildemeister und Sybel neuerdings zu dessen Gunsten wollen gefunden haben, da ich einen Werth darauf lege, den Debit einer solchen Schrift nicht zu befördern, und niemanden dahier kenne, der sie besitzt." Diese Herren gaben ihren Heften den Titel: „Der Heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern Heiligen ungenähten Röcke." Immer von neuem kehrt der Schluß wieder: Dort verehrt man eine Reliquie „vom heiligen Rock" oder „von einem Kleide des Herrn".; also existirt dort ein heiliger Rock. Trotz solcher Logik werden diese so oft und so siegreich widerlegten Schlußfolgerungen selbst von vielgelesenen, ja von angesehenen protestantischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern einfach wiederholt. Diese scheuen sich auch nicht, die hohlen Phrasen neu abzudrucken, mit denen der Stifter der Deutschkatholiken, der suspendirte und im Concubinat lebende Johannes Ronge am 16. October 1844 den hochwürdigsten Bischof Arnoldi in knabenhaftem Uebermuth angriff: „Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstücke nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! . . . Ja, ein Götzenfest ist es; denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet,

die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben... Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dies der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rocks verbreitet, von dem es im übrigen ganz gleich ist, ob er echt oder unecht . . . Wissen Sie nicht, daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? . . . Wissen Sie nicht, daß Christus gelehrt: ‚Gott ist ein Geist, und wer ihn anbetet, soll ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten'? Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa bloß zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder zu Trier beim heiligen Rock."

Und doch haben Gildemeister und von Sybel diese Ausfälle jenes eiteln Schwärmers überboten; denn sie schrieben sogar:

„Die Mohammedaner erlauben sich nie einen Act der Anbetung gegen die Reliquien ihrer Heiligen; wenn sie dieselben anrufen, geschieht es nur, sofern sie Vermittler bei Gott sind; selbst wenn sie ihre Bitten an Mohammed richten, geschieht es nicht anders als in dieser Eigenschaft, da er der Heilige vorzugsweise, der letzte und größte der Propheten ist. Daß diese Grundsätze bei ihnen nicht bloß etwa zur Rechtfertigung gegen die Christen, als Lehre auf dem Papier stehen, sondern daß in der That alle und jede, auch die gemeinsten und ungebildetsten Mohammedaner davon durchdrungen sind, weiß jeder, der das mohammedanische Wesen etwas näher kennt."

Später führten sie zur Begründung ihrer Sätze aus, im zweiten Buch Moses 20, 4 f. stehe: „Du sollst dir kein Bild noch eine Abbildung machen von dem, was im Himmel oben, und was auf Erden unten, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist. Du sollst sie nicht anbeten noch verehren."

Dagegen habe Pius IV. am 4. September 1560 in feierlichem Consistorium den Glaubensartikel publicirt: „Die Bilder, ferner die Körper und jegliche Reliquien der Mutter Gottes, der Engel und der Heiligen müssen angebetet werden. — Also erweisen die Katholiken den Heiligen jene Anbetung, welche durch den Dekalog den Juden mit Recht verboten ward", und welche selbst Mohammedaner nicht üben.

Widerlegungen solcher ungeheuerlichen Mißverständnisse oder Verdrehungen werden nicht beachtet, sondern todtgeschwiegen.

Sehen wir uns die Gegner des heiligen Rockes an. Was für Leute sind das? Es gibt unter ihnen Männer, die nicht nur die Wahrheit der Bücher des Alten Bundes und die Zuverlässigkeit der Evangelisten, sondern auch die Auferstehung des Herrn läugnen. Solche werden natürlich an die Echtheit des heiligen Rockes nie und nimmer glauben können. Andere verachten die weitaus größte Zahl ihrer Mitmenschen, weil diese glauben, daß in ihrem den Sinnen zugänglichen Leibe eine diesen Sinnen unzugängliche Seele wohne, und daß diese Seele an einem den Sinnen unerreichbaren Ort ewig leben werde. Gegner der Unsterblichkeit der Seele werden erst recht gegen die Wallfahrt nach Trier reden und streiten.

Im Jahre 1514 schrieb der fromme Trierer Weihbischof Enen:

„Es ist kein Wunder, daß der heilige Rock Christi Verfolgung leidet, und bedünket mich dieses ein recht wahrhaftiges Zeichen der Wahrheit zu sein, daß es der Rock sei; denn nach dem Ausspruche aller heiligen Lehrer mag kein gutes Werk sonder große Widerwärtigkeit und Anfechtung vollbracht werden. Da der Herr dieses heiligen Rockes, Christus Jesus, das allerhöchste, unendliche Gut, von den Gliedern des Teufels bis zum allerschändlichsten Tode des Kreuzes verfolgt ward, so ist es kein Wunder, daß sein heiliges Kleid auch verfolgt werde; denn so der Teufel merkt die Andacht und mancherlei Thränen, die aus dem Zeigen dieses heiligen Rockes gekommen sind und noch kommen werden, so vermerkt er auch wohl, welch großer Schaden ihm daraus entstehen mag. Dies zu verhüten, richtet er diejenigen zu allem Zweifel ab, von welchen er vermerkt, daß sie ihm dazu helfen mögen oder zu helfen geneigt sind. Das sind nun am allermeisten die Allwissenden, welche sich bedünken lassen, daß niemand mehr weiß, denn sie allein, und sie sind aller Dinge kundig, so daß sie die Mücken athmen sehen und das Gras wachsen hören. Sie ertrinken oft in ihrer Weisheit und erleiden durch solchen Hochmuth, den sie in ihrem Herzen tragen, großmächtigen Schaden an der Seele, was sie zwar hier nicht fühlen, aber ohne Zweifel nach dieser Welt empfinden werden.“

Weisen die Apologeten auch auf die Persönlichkeit der Gegner der Kirche und des Christenthums hin, machen sie auf deren Kampfesweise aufmerksam, um daraus einen weitern Beweis für die Offenbarung zu entnehmen, so darf man mit dem Weihbischofe Enen etwas Aehnliches hinsichtlich des heiligen Rockes thun.

Doch gehen wir noch tiefer ein auf die Sache. Schreiten wir vor zu einem Gedanken, welcher geeignet ist, ein besonderes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Es ist der Hinblick auf die Vorsehung Gottes.

Haben die Canonisten und die Juristen früherer Jahrhunderte einen alten Besitzstand achten wollen, weil sie gut dachten von ihren Mitmenschen, so müssen wir doch gewiß Liebe und Vertrauen dem großen Hausvater entgegenbringen, welcher vom Himmel aus die Welt regiert. Wenn es auch meistens nicht möglich ist, genau zu bestimmen, wie weit die Hand Gottes eingreift ins Getriebe des irdischen Lebens, so tritt uns doch Gottes Walten in manchen Ereignissen unverkennbar entgegen. Sieh nun die Geschichte des heiligen Rockes an! Wirst du da in Abrede stellen können, daß Gott die Verehrung dieser Reliquie begünstigte und förderte, sie also auch guthieß? — Woraus erkennt man insbesondere die Gutheißung Gottes? Aus wunderbaren Gebetserhörungen bei einer Reliquie und aus anderen übernatürlichen Früchten, wodurch die Verehrung belohnt wird. Wer will in Zweifel ziehen, daß besonders im Jahre 1844 jene Erhörungen und jene Früchte in überraschender Fülle zu Tage traten?

Alles, was die Zeugen früherer Ausstellungen von der Rührung der Herzen, von den Thränen der Pilger, von tiefer religiöser Anregung erzählen, sah man erneuert. Ein Pilger beschrieb seine inneren Erlebnisse sehr anschaulich ungefähr in folgenden Worten: „Als wir in der Reihe der Wallfahrer in den Dom eingetreten waren, fühlten wir, wie unser Herz sich den ergreifendsten Eindrücken öffnete. In Wahrheit, welche Seele könnte unempfindlich bleiben bei den süßen Klängen dieser wunderbaren Gesänge, die aus der Mitte des Schiffes sich ins Chor erheben und mehr Wiederklängen aus dem Himmel als Stimmen der Erde glichen? Muß nicht inmitten dieses demüthigen, andächtigen Volkes, das seinen Erlöser Jesus Christus also anbetet, selbst ein lauer Glaube sich neu beleben? Ich sah mich bei diesem ergreifenden, wahrhaft rührenden Anblick auf einmal in die Höhle von Bethlehem zu den Füßen des göttlichen Kindes versetzt. Die süßen Klänge, in denen Freude und Hoffnung sich ausdrückten, erinnerten an die Gesänge der Engel; diese stillen, innerlich gesammelten Landleute waren wie jene Hirten; diese inmitten der armen Leute hinzutretenden Vornehmen glichen den Weisen, welche dem Könige Himmels und der Erde Gold, Weihrauch und Myrrhe darbrachten."

Der Bischof konnte sein Volk kurz nach der Ausstellung mit folgenden Worten beglückwünschen:

„Großartig, wie vielleicht keine vor ihr, sollte diese Pilgerfahrt unserm glaubensarmen Zeitalter zum glänzenden Zeugnisse für die Einheit, Kraft und Glaubensfreudigkeit der katholischen Kirche werden.

„Ihr alle traget hiervon den Beweis in Euch selber. Denn wer von Euch hätte nicht am Mittelpunkte unseres ebenso schönen als erbaulichen Festes freudig den Herrn gepriesen für die große Gnade, Mitglied der katholischen Kirche zu sein, als sein Blick mit Wohlgefallen auf der unübersehbaren Menge von Pilgern aus den verschiedensten Nationen ruhte, die da alle mit ihm, wie aus Einem Herzen und aus Einem Munde denselben Glauben an Christum, den Gekreuzigten, in tiefer Anbetung und Huldigung bekannt; die da mit ihm Thränen der Wehmuth, des Dankes und der Liebe geweint bei dem Anblicke des armen Gewandes, in welchem der Gottmensch voll Erbarmen und Liebe das Werk der Erlösung vollbracht, und die alle mit ihm unaussprechlichen Trost und innere Erweckung zu allem Guten, höhere Stärke im Kampfe, in Leiden und Drangsal, süße Hoffnung in reichem Maße geschöpft, und diese Tage des Gebetes und der Erbauung die glücklichsten ihres Lebens genannt haben? . . . Aufs glänzendste hat sich das alles an Euch und an den Tausend und abermal Tausenden fremden Pilgern bei Gelegenheit unseres großartigen Festes geoffenbart."

Hinsichtlich des zweiten, der Wahrheit und Wirklichkeit wunderbarer Heilungen bei der Verehrung des heiligen Rockes ist ein zuverlässiger Zeuge eingetreten: der Königlich Preußische Stadtkreis-Physikus zu Trier, Dr. V. Hansen. In achtzehn Fällen hat er alle betreffenden Umstände zu Protokoll nehmen lassen, und diese Protokolle, mit Erklärungen versehen, veröffentlicht. Er sagt: „Sollte es auch manche geben, die in ihnen (diesen achtzehn Fällen) nicht eine unmittelbare Betheiligung göttlicher Allmacht und Gnade erblicken, sondern glauben mögen, sie anders erklären zu können: es bleiben auch für sie Thatsachen, außerordentlich in ihrer Art, von denen der menschliche Geist demüthig bekennen muß, daß er nach den gewöhnlichen Erfahrungen ihren Causalzusammenhang nicht zu erklären vermag, — Thatsachen, die auch solchen mindestens die unendliche Kraft des Glaubens bekunden und reichen Stoff zu langem Nachdenken liefern."

Die Historisch-politischen Blätter schrieben bei Besprechung des von Hansen veröffentlichten Buches: „In allen diesen Wunderbezeugungen hängt alles folgerecht und wohl in innerer Harmonie zusammen; sie sind ausgegangen, um die Zeit, die im Chorus ruft: ‚Es gibt keine Wunder im Laufe der Dinge!' durch Thatsachen Lügen zu strafen; und diese Thatsachen scheinen so gestellt, als hätten sie Rücksicht genommen

auf die Einwürfe, mit denen man ihnen entgegentritt; und während sie untereinander gegenseitig sich bekräftigen, müssen vor ihrer Evidenz diese Einwürfe in ihrer Nichtigkeit verschwinden. Der Verfasser, der sie unbefangen erzählt, hat in ihrer vollen Objectivität sie hingestellt; sie sind plastisch und handgreiflich ausgewirkt; und indem sie in ihrer Abrundung dem vernünftigen Zweifel keine Seite bieten, an die er sich anhängen könnte, müssen sie als rein ausgemittelte Ergebnisse anerkannt werden, die man hinnehmen muß, wie andere Vorgänge, die unbequem sein mögen, die man aber einmal nicht läugnen kann. Der Verfasser hat in seinem Buche sie auch in einfachem und schlichtem Vortrag gut und populär erzählt; das Volk wird nun alles wohl verstehen."

Beides, die übernatürlichen Früchte, sowie die wunderbaren Heilungen faßte der hochwürdigste Bischof Arnoldi beim Schlusse der Ausstellung in seiner Predigt in authentischer Weise zusammen:

„Wohl wußte ich, daß unsere Zeit noch reich sei an Gläubigkeit und Andacht, wenn sie auch oft überschrieen würde von den Stimmen der Thoren; aber auch meine höchsten Erwartungen sind übertroffen. Es ist ein Zeugniß abgelegt worden vor dem Herrn, das da dauern wird bis in die spätesten Zeiten, und darum rufe ich mit dem heiligen Sänger aus: ‚Herr, Gott meiner Väter, erhalte diesen Sinn deinem Volke.' ... Von der Kraft und Stärke des katholischen Glaubens haben wir ein Bild und eine Bewährung gesehen.... Die innere Kraft dieses Glaubens hat sich glorreich erwiesen durch die Kraft der Wunder.... Ist nicht eine einzige Thräne der frommen Rührung in einem zerknirschten Gemüthe, ist nicht ein einziger guter Vorsatz, ein einziger Act des christlichen Glaubens, der christlichen Hoffnung und Liebe ein wahres Wunder, das der Herr wirkt durch seine allbarmherzige Gnade? Und wer zählt diese Seelenwunder, die hier gewirkt worden? O, wie viele Sünder sind bekehrt worden; wie viele und wie große Freuden haben die Engel gesehen in diesen Wochen! ... Aber auch leibliche Wunder sind geschehen! Ja, ich verkünde es euch von dieser heiligen Stätte, daß der Herr gezeigt hat, daß seine Rechte nicht aufhört, durch Wunder den armen Sterblichen zu Hilfe zu kommen, und daß er in der katholischen Kirche diese barmherzige Kraft will leuchten lassen bis an das Ende der Zeiten.... Und nun, Gott meiner Väter, erhalte diesen Sinn in deinem Volke und laß ihre Herzen stets gerichtet sein zu dir; ich danke dir für die unzähligen Wunder deiner heiligen Gnade, die du in den Herzen der Gläubigen gewirkt hast; ich danke dir für die leiblichen

Tröstungen, Linderungen und Heilungen, die du hast angedeihen lassen, insbesondere aber danke ich dir für die vielen guten Beispiele, die du meinem Volke, das du mir anvertraut, in diesen Zeiten bereitet hast."

Seit 1512 sind zwei bis drei Millionen Katholiken zum heiligen Rock gekommen nach Trier. Was suchten sie und was fanden sie? Nicht ein todtes Kleid, sondern eine lebendige Erinnerung an den, der diesen Rock ehedem getragen hat. Mit Recht fragt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier im neuesten Hirtenbrief:

„Welches war denn der wunderbare Magnet, der so mächtig diese Menge herbeizog? War es bloß menschliche Neugierde? Bei einigen mag es vielleicht der Fall gewesen sein; aber eine Neugierde erfaßt nicht ein ganzes Volk in allen seinen Höhen und Tiefen, ergreift nicht gleichmäßig reich und arm, Männer von hoher Bildung, wie schlichte Arbeiter und Landleute. Irdische Gewinnsucht war noch weniger der Beweggrund, welcher die zahlreichen Pilger herbeiführte. Das zu jener Zeit von den großen Verkehrsstraßen abgelegene Trier konnte ihnen keinen Vortheil bieten. Es war ein höherer Gedanke, der alle beseelte, ein wundersamer geistiger Zug, dem sie folgten. Es war eine unwiderstehliche Kraft des Glaubens, und durch den Anblick des heiligen Gewandes wurde dieser Glaube von neuem belebt. . . . Welches soll die Frucht dieser Feier sein, in welcher Absicht sollen wir dieselbe begehen? Wir haben keinen andern Zweck, als die Belebung des Glaubens und der Liebe zum göttlichen Heiland, als die Befestigung in einem christlichen Lebenswandel. Wie sehr thun diese Güter des Glaubens uns noth, gerade in unserer Zeit! Wie sehr bedürfen wir eines himmlischen Arztes, der die kranke Menschheit heilt! . . . Es muß der Glaube an den göttlichen Erlöser in die Herzen wieder hineingesenkt, die erkaltete Liebe wieder entfacht werden. Im Leben der Völker wie im Leben der Einzelnen muß das Gesetz Christi wieder zur Geltung kommen. Nichts erscheint zu dem Zweck geeigneter, als kirchliche Feierlichkeiten, welche durch die Sinne auf die Herzen mächtig einwirken. Eine solche Feier soll aber vor allem die Ausstellung des heiligen Rockes werden."

Ja, wir leben in ernster Zeit. Jene Ausstellung von 1844 ging der Revolution von 1848 voran! Wer weiß, was der Ausstellung von 1891 folgen wird? Mit Recht sagte Joseph von Görres: Die Wallfahrt von 1844 „war ein großer, denkwürdiger Act in der Geschichte der Kirche, eine große Demonstration — im Angesichte aller Völker vorgenommen —, in bester Form Rechtens abgelaufen, bekräftigt durch jene über-

große Zahl von Zeugen". Sie sammelte die Katholiken, sie stärkte dieselben, und 1848 haben diese Katholiken ihre Treue bewiesen gegen Thron und Altar. Auch die jetzige Ausstellung wird die gläubigen Katholiken sammeln um das Panier des Herrn und Erlösers ihrer Seelen. Der heilige Rock wird zum Wahrzeichen für das Volk Gottes.

Unsere menschliche Seele wohnt in einem mit Sinnen begabten Leibe. Sie neigt darum dahin, ihren Idealen auch sinnliche Gestaltung zu geben, so viel als sie darf. Zieht der Soldat aus zur Schlacht, dann schaut er hin auf seine Fahne. Ihr Adler, ihr im Sturm flatterndes Gewebe, ihre von den Kugeln zerrissenen und zerfetzten Theile reden zu ihm eine Sprache, die der Tapfere versteht. Er weiß, was dieses alles bedeutet. Die Phantasie regt sich, der Streiter sieht siegreiche Schaaren voranstürmen durch den Kugelregen, sieht die Feinde weichen und seine Fahne flattern hoch oben auf der erstürmten Bastei.

Auch das katholische Volk schaut jetzt hin auf den heiligen Rock im alten Dome der von ihm als Heilige verehrten Mutter des großen Constantin. Sanct Helena und ihr Sohn haben das Christenthum am Rhein und an der Mosel zur herrschenden Religion erhoben. Unser gläubiges Volk sieht, wie die Kaiserin das Gewand des Herrn niederlegt in ihren alten Palast und diesen hingibt zur Kirche. Es weiß, was wir dem Christenthum, was wir dem menschgewordenen Sohne Gottes verdanken. Gebrochen ist die Zwingherrschaft, deren Wahrzeichen in Trier hoch aufragen in dem Festungsthor der Porta nigra und in den Ruinen der Kaiserpaläste. Statt der eisernen Faust der heidnischen Roma, deren Legionen ihren fremden Kaisern folgten und Deutschlands Kraft zu Boden warfen, hat das neue Rom Freiheit gebracht von Sklaverei, Lasterhaftigkeit und Götzendienst. Statt des Olymps mit seinen selbstsüchtigen Gebilden steht jetzt vor uns die liebenswürdige Gestalt des vom Himmel herabgestiegenen Gottessohnes. Die Mächtigen hat er herabgestürzt vom Throne, die Unterdrückten erhöht. Mit dem guten Volke sehen wir beim Anblicke des heiligen Rockes den Gottmenschen selbst gleichsam in unserer Mitte stehen, wie er die Hände erhebt, um zu segnen, zu trösten, zu helfen.

Bis in die Wüste folgten einst die Schaaren dem Herrn. Sehen wollten sie ihn und ehren, darum achteten sie nicht des Hungers und des Durstes, fürchteten sie nicht die weiten Wege und das andere Ungemach. So rüsten sich die Bewohner der rheinischen Dörfer und Städte zur Wallfahrt nach Trier. Ihnen folgen die Katholiken in Deutschland, Luxemburg, Belgien und Frankreich, ja fast in allen Ländern, selbst in den

jenseits des Oceans gelegenen. Wenn Pharisäer und Saddducäer am Wege stehen, werden sie bekennen müssen: Wir richten nichts aus. Seht ihr nicht, wie alle ihm nachlaufen?

Möge der Herr vom Himmel aus gnädig herabsehen auf die gläubigen Schaaren!

Nach Trier hat nach der Ueberlieferung der hl. Petrus seine Schüler Eucharius, Valerius und Maternus gesandt; sie haben zuerst das Christenthum verkündet an der Mosel und am Rhein. Der hl. Maternus wird zu Trier, Köln und Lüttich verehrt als Begründer der Diöcese. Wie er von Trier aus die Kirchen leitete in weitem Umkreise, so steht seine Stadt auch jetzt wiederum für einige Zeit im Mittelpunkt des katholischen Lebens von Deutschland.

„Der wunderbare Magnet, der 1844 so mächtig die Menge herbeizog", wird auch jetzt das Volk sammeln — Landleute und Fabrikarbeiter, Reiche und Arme, Gebildete und Unwissende. Alle bedürfen des Glaubens und der Liebe zum Heiland.

„Es ist mir ein Trost," schreibt der hochwürdigste Herr Bischof von Trier, „euch jetzt zu dieser Feier einladen zu können. Möge sie wie die früheren Ausstellungen unsern Glauben kräftigen, unsere Liebe zu Christus und zu seiner Kirche vermehren, das christliche Leben entfalten."

Steph. Beissel S. J.

Kaftans neues Dogma.

Mit dem Kampfe um das Dogma, welcher unter den Protestanten entstanden ist und lebhaft fortgeführt wird, sind unsere Leser bereits bekannt. In früheren Aufsätzen[1] haben wir den Vorschlag Dreyers beleuchtet, das Dogma aus dem Christenthum gänzlich zu beseitigen. Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit einem Gegner dieses Vorschlages zu.

Gegen Dreyers „undogmatisches Christenthum" erhob sich von protestantischer Seite insbesondere Dr. Julius Kaftan, ordentlicher Professor

[1] Diese Zeitschrift Bd. XL. S. 22 ff. S. 178 ff. S. 274 ff.

der Theologie an der Universität Berlin. Kaftan stimmt zwar mit Dreyer darin überein, daß das gegenwärtige Dogma seiner Religionsgemeinschaft nicht mehr haltbar sei, will aber ihre Noth nicht mit Dreyer dadurch beseitigen, daß er an die Stelle des Dogmas eine unbestimmte, verschwommene Lehre setzt, unter welcher ein jeder sich denken kann, was ihm am besten gefällt, sondern dadurch, daß man ein neues Dogma einführt, da ein Dogma für eine Religionsgemeinschaft absolut nothwendig sei[1].

Beginnen wir damit, uns den letztern Punkt in Kaftans Lehre vorzuführen, und sehen wir zunächst, was er unter Dogma versteht.

Nach Dreyer sind zwei Dinge bei einer Lehre erforderlich, damit sie Dogma sei: sie muß scharf formulirt sein, und es muß für alle die Verpflichtung bestehen, sie zu bekennen. Wenn also Kaftan ihm gegenüber, der das Dogma verwirft, die Nothwendigkeit des Dogmas betont, so muß er wohl dasselbe unter Dogma verstehen. Doch hören wir ihn selbst und heben wir einige Stellen aus seinen Schriften aus, in denen er sich über die Natur des Dogmas äußert[2].

„Das kirchliche Dogma", so sagt er, „ist die Lehre, welche in der Kirche gelten soll, die Wahrheit, welche sie als die göttlich gegebene glaubt, bekennt, verkündigt, von welcher sie sagt, daß sie alle Menschen angehe, allgemeingiltig sei, die Wahrheit schlechtweg." „Der Glaube führt von selbst zur Lehre[3]. Denn der Glaube ist (außer Vertrauen) immer zugleich Erkennen"; „Glauben ist Fürwahrhalten", und dieses Moment wiegt „nach unserm Sprachgefühl" vor im Begriffe des Glaubens[4]. „Was der Glaube erkennt, das bekennt er auch. Und wenn wir's dann überlegt und bedacht aussprechen, was wir so erkennen und bekennen, wenn wir erwägen, daß der Glaube das alles als Wahrheit setzt, die eben als Wahrheit thatsächlich gewiß und für alle giltig ist, — ja so haben wir daran eine Lehre. Nehmen wir hinzu, daß es ein ganzes System innerlich zusammenhängender Sätze ist, die sich auf diese Weise

[1] Kaftans Aufsätze gegen Dreyer erschienen zuerst in der „Christlichen Welt" (1889. Nr. 1—5, 8, 40—49), dann im Sonderabdruck: Glaube und Dogma. Betrachtungen über Dreyers undogmatisches Christenthum. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1889. — Brauchen wir ein neues Dogma? Neue Betrachtungen über Glaube und Dogma. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1890.

[2] Glaube und Dogma. S. 21.

[3] Diesem Sätzchen liegt die auch sonst bei Kaftan oft wiederkehrende falsche Idee zu Grunde, daß der Glaube der im Glauben erkannten Lehre vorausgehe.

[4] Glaube und Dogma. S. 22.

aus dem Glauben ergeben, so müssen wir urtheilen: mit dem christlichen Glauben ist eine bestimmte Erkenntniß, die als Lehre ausgesprochen zu werden verlangt, da und gegeben."[1] „In der Kirche aber wird die Lehre zum Dogma. Denn was die Kirche zusammenhält, ihre Glieder untereinander verbindet, das ist vor allem der Glaube. Und zwar der gemeinsame Glaube."[2] Die Kirche bezeichnet auch die Grenzen dieser allgemein geltenden Lehre und wacht darüber, daß sie eingehalten werden. Was die Ausdehnung derselben angeht, so kann sich die Kirche nicht damit begnügen, nur das Allgemeinste zu bezeichnen. „Gerade im Gegentheil gilt, daß das Dogma genau so weit reichen muß, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat. Es geht nicht an, diese Wahrheit zum Theil zu formuliren, zum andern Theil aber dem beliebigen Ermessen der Einzelnen zu überlassen. Das Nothwendige ist hier das Ganze, nichts drüber, aber auch nichts drunter. Mag man den gegenwärtigen Verhältnissen Rechnung tragen, so weit es nöthig ist — das Ideal muß sein und bleiben: Die reine Lehre nach Gottes Wort. Es geht nicht an, auf das Dogma zu verzichten. Denn der Glaube ist nicht ohne die Wahrheit, die er bekennt. Und die Wahrheit ist nur eine. Es gibt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen oder, wie man es nennt, als Ideal aufstellen, zum Princip machen, ist ein Widerspruch in sich selbst."[3]

Während Kaftan den Kreis der Dogmen, welche allgemein gelten sollen, recht weit zieht, legt er ihnen hinsichtlich der Dauer nur einen vorübergegenden Werth bei. „Zeitweise kann das Dogma der Kirche unsicher werden. Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben, über anderes und nicht bloß über unwichtige Dinge gehen die Ansichten weit auseinander."[4] „Das Dogma kann nicht bloß, es muß eventuell nach Gottes Wort geändert werden."[5] Das Dogma soll also nur so lange in der Kirche gelten, nur so lange „die Wahrheit schlechtweg" sein, als es nicht als unwahr oder unbrauchbar erkannt wird oder doch durch ein besseres ersetzt werden kann. Aber immer muß es ein Dogma geben.

Die Begründung Kaftans für diesen Satz ist schon theilweise in den angeführten Citaten enthalten. Der Glaube führt nothwendig zur Lehre. Was nun „die Kirche zusammenhält, ihre Glieder miteinander verbindet,

[1] Glaube und Dogma. S. 25. [2] A. a. O. S. 26.
[3] A. a. O. S. 27. [4] A. a. O. S. 26.
[5] A. a. O. S. 59; vgl. S. 28. Brauchen wir ein neues Dogma? S. 65.

das ist vor allem der Glaube. Und zwar der gemeinsame Glaube. Dieser Glaube soll verkündigt, in diesem Glauben sollen die heranwachsenden Glieder der Kirche unterwiesen werden. Es gibt auch keine christliche Kirche, welche nicht eine Vorstellung davon hat, aus welchen Quellen der gemeinsame Glaube geschöpft werden muß, nach welchen für alle verbindlichen Normen er zu bemessen ist. Es gibt keine christliche Kirche, welche nicht eine Richtschnur aufstellt, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, keine auch, in welcher sich diese Richtschnur nicht als Lehre darstellt. Und diese Lehre ist ihr Dogma"[1].

„Und kann nun eigentlich im Ernst eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß es so ist? Gibt es irgend jemanden, welcher meint, daß in der Kirche alles zu verkündigen gestattet sei, wozu der Einzelne sich etwa gedrungen sehen möchte? Gibt nicht jeder zu, daß irgendwelche Grenzen gezogen werden müssen? Nun wohl, dann muß die Kirche diese Grenzen aber auch bezeichnen und darüber wachen, daß sie eingehalten werden. Und wenn das geschieht, so hat sie eine Lehre, welche gelten soll."[2]

Das Dogma, so führt Kaftan weiter aus, ist erst recht für die Protestanten ein Bedürfniß. Es „hat in der katholischen Kirche gar nicht dieselbe Bedeutung, wie in der evangelischen. Cultus und Organisation stehen hier in erster Reihe, das Dogma tritt dahinter zurück (?). In der evangelischen Kirche verhält es sich umgekehrt. Hier treten Cultus und kirchliche Organisation zurück. Hier ist der Glaube und darum die Lehre und darum das Dogma alles"[3]. „Es ist daher an dem," so schließt Kaftan seine Ausführung, „daß die evangelische Kirche nicht bloß auch ein Dogma braucht, sondern, daß gerade sie und vollends sie ein solches nicht entbehren kann."[4]

Das Bedürfniß eines Dogmas ist nachgewiesen. Ohne Zweifel ist eine allgemeingiltige Lehre für jede Glaubensgemeinschaft nothwendig. Glaube besagt Erkenntniß. Also hört die Gemeinschaft des Glaubens mit der Gemeinschaft der Lehre, die im Glauben erkannt und bekannt wird, auf. Auch ist es wahr, daß bei den Protestanten die Predigt fast alles ist. Fehlt Einheit in der Lehre, so ist die Religionsgemeinschaft aufgelöst. Also das Bedürfniß ist ein überaus dringendes. Ein Dogma ist eine Lebensbedingung für den Protestantismus.

[1] Glaube und Dogma. S. 26. [2] A. a. O. S. 27.
[3] A. a. O. S. 27 f. [4] A. a. O. S. 30.

Aber das alte Dogma, so sagt nun Kaftan, ist unhaltbar. Da aber, wie gezeigt, ein Dogma nothwendig ist, so folgt, daß wir ein neues haben müssen.

Das alte Dogma ist in den symbolischen Schriften der Protestanten enthalten; diese sind bei den verschiedenen protestantischen Religionsgenossenschaften einigermaßen verschieden. Die symbolischen Schriften der Lutheraner — diese kommen zunächst in Betracht — sind die drei auch bei den Katholiken geltenden alten Glaubensbekenntnisse, das apostolische, das nicänisch-constantinopolitanische und das athanasianische; hierzu kommen die specifisch protestantischen Bekenntnißschriften: die augsburgische Confession, die Apologie derselben, die schmalkaldischen Artikel nebst dem Anhange Melanchthons von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes, der kleine und der große Katechismus Luthers, die Concordienformel und ein paar Anhänge. Warum wird nun bestimmt, daß die in diesen Schriften enthaltenen Dogmen aufgegeben werden müssen?

Wie wir in unseren früheren Aufsätzen dargelegt haben, liegt für Dreyer der Grund in einem vermeintlichen Widerspruche derselben mit der Wissenschaft und modernen Bildung. Auch Kaftan führt diesen Grund an erster Stelle auf. „Wem die hier (von Dreyer) geschilderte Noth der Kirche nie auf der Seele gebrannt," so sagt er, „der mag es läugnen; wir vermögen es nicht."[1] Er tröstet sich dann damit, daß trotz des Gegensatzes, in welchem die moderne Weltanschauung zum Dogma stehe, manche dem letztern treu bleiben. Je nach den Interessen, meint er, läßt sich der Mensch schon Widersprüche gefallen. Viele werden sich auch mit der bei den Katholiken geltenden fides implicita helfen, obgleich sie auf evangelischem Boden schon ihrem Begriffe nach ein Unding ist. Andere retten sich durch Benützung des reichen Schatzes philosophischer Ueberlieferungen. „Es ist dem gescheidten Manne immer möglich, etwas zu finden, was ihn über den Conflict hinwegbringt."[2]

Herrn Kaftan gereicht es nicht gerade zur Ehre, daß er in solchen Erwägungen Trost sucht. Er erklärt denn auch, daß er auf diese Mittel, die nur Palliativmittel seien, nicht zu viel geben wolle; sie seien auch nur für gewisse Personen und Lebensstellungen von Bedeutung. „Die Regel bleibt der Conflict, der so viele über das Christenthum zur Tagesordnung übergehen läßt."[3] Glaubt nun Kaftan mit Dreyer, daß ein wirklicher

---

[1] Glaube und Dogma. S. 9. [2] A. a. O. S. 11 ff.
[3] A. a. O. S. 18 ff.

Gegensatz zwischen Wissenschaft und Dogma bestehe, oder nur, daß irrthümlich ein solcher angenommen werde? Wir hätten hierüber größere Klarheit gewünscht. Auf die diesbezüglichen schwankenden Ausführungen Kaftans brauchen wir uns hier um so weniger einzulassen, als wir uns in den Aufsätzen über das undogmatische Christenthum über die Sache selbst hinreichend ausgesprochen haben [1]. Auch ist der Gegensatz zwischen dem modernen Geistesleben und dem bestehenden Dogma für Kaftan nicht der Hauptgrund, letzteres anzugreifen. „Was wir wider das Dogma geltend zu machen haben," sagt er, „ist vor allem ein innerkirchliches Bedenken. Es hemmt die Durchführung der reformatorischen Ideale vom Glauben, von der reinen Lehre nach Gottes Wort als dem vornehmsten Schatz der Kirche, von der Aufhebung jedes Unterschiedes zwischen Clerus und Gemeinde." [2] Untersuchen wir also zunächst, wie Kaftan zeigt, daß das bestehende protestantische Dogma mit der protestantischen Idee vom Glauben in Disharmonie steht.

Nach katholischer Lehre ist jener Glaube, welcher zur Erlangung des Heils nothwendig ist, ein übernatürliches Fürwahrhalten einer von Gott geoffenbarten Wahrheit auf Grund des Wortes Gottes hin, der uns die Wahrheit bezeugt und weder getäuscht werden, noch täuschen kann. Vom Glauben gehen wir über zum Vertrauen und den übrigen Heilsacten, die, im Glauben freilich wurzelnd und ohne ihn unmöglich, doch mit dem Glauben nicht identisch und in ihm noch nicht gegeben sind.

---

[1] Einzelne Aeußerungen Kaftans verdienten allerdings wohl eine Berichtigung, z. B. die unsinnige Lehre über die fides implicita, welche der gelehrte Professor der Theologie an der Universität Berlin der katholischen Kirche zuzuschreiben keinen Anstand nimmt. Kaftan erklärt („Die christliche Welt" 1889, S. 22) die fides implicita (den einschließlichen Glauben), wie er bei den Katholiken üblich ist, dahin: „Die fides implicita ist der nicht persönlich ausgeübte, sondern von der Kirche für ihre Glieder mitgeleistete Glaube." — Der Glaube ist nach katholischer Lehre ein Lebensact. Es ist aber der Gipfelpunkt der Ungereimtheit, einen Lebensact nicht persönlich, sondern durch einen andern zu üben. Ich kann ebenso wenig einen Glaubensact durch einen andern üben, wie ich durch den Blick eines andern selbst sehen, durch den Schlaf eines andern selbst ausruhen kann. Auch die fides implicita übt der Katholik selbst. Der Unterschied zwischen ihr und der fides explicita bezieht sich auf den Gegenstand des im Glauben Erfaßten. Wer z. B. glaubt, daß Christus wahrer Mensch gewesen, der glaubt implicite, daß er eine menschliche Seele gehabt. So kann auch einer den ganzen Gegenstand seines Glaubens durch einen Satz ausdrücken: Ich glaube alles, was die Kirche zu glauben vorstellt, oder ich glaube alles, was Gott geoffenbaret hat. In diesem Glaubenssatze ist implicite der Glaube an jeden Glaubensartikel enthalten.

[2] Glaube und Dogma. S. 18.



Ganz anders lautet die protestantische Lehre vom Glauben, und der Unterschied zwischen beiden Lehren ist eine der einschneidendsten von allen Lehrverschiedenheiten, und auf der Lehre des Protestantismus vom Glauben beruht sein sogen. Materialprincip, die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben. Nach ihr ist der Glaube nicht einzig Fürwahrhalten des von Gott Geoffenbarten, sondern wesentlich „das feste, vom Heiligen Geiste in meinem Herzen bewirkte Vertrauen, durch welches ich in Gott ruhe und es als gewiß annehme, daß nicht nur anderen, sondern auch mir Verzeihung meiner Sünden und das ewige Leben aus Gnade gewährt sei durch Gottes Barmherzigkeit und das Verdienst Christi“ [1].

Auf die hohe Bedeutung dieser Lehre im Protestantismus macht Kaftan bei Begründung seines Satzes von der Nothwendigkeit eines neuen Dogmas ganz besonders aufmerksam. „Wer die Bekenntnißschriften unserer Kirche, vor allem die Apologie der augsburgischen Confession und den großen Katechismus Luthers gelesen hat, dem ist bewußt, daß im evangelischen Christenthum alles auf den Glauben gestellt ist, auf den Glauben, der, um es kurz zu sagen, Vertrauen ist.“ [2] „Richtig gefaßt ist der Glaube vor allem Vertrauen.“ „Glauben heißt: in ein neues Verhältniß zu Gott treten und darin eine neue, die Welt überwindende Kraft empfangen.“ „Das ist der Glaube nach evangelischem Sinn und Verstand, niemand wird es läugnen.“ [3] In der That hat er hierin von den strenggläubigen Protestanten keinen Widerspruch zu fürchten; und gerade diesen gegenüber hat er seinen Satz von der Unhaltbarkeit des bestehenden Dogmas zu beweisen. Es ist nun ein Leichtes, zu zeigen, daß der neue protestantische Glaubensbegriff zum protestantischen Glaubensbekenntnisse nicht paßt.

„Von diesem Glauben (im protestantischen Sinne) hat die kirchliche Lehrbildung vor der Reformation nichts gewußt. ... Die biblische (?) Auffassung (vom Glauben) ist bereits im Laufe des zweiten Jahrhunderts der andern, der katholischen, gewichen. Erst Luther hat sie wieder ent-

---

[1] Fides est non tantum notitia, sed etiam certa fiducia a Spiritu s. in corde meo accensa, qua in Deo acquiesco, certo statuens, non solum aliis, sed mihi quoque remissionem peccatorum et vitam aeternam donatam esse gratis ex Dei misericordia propter Christi meritum. Catech. Heidelb. 21. Illa fides, quae iustificat, non est tantum notitia historiae; sed est assentiri promissioni Dei, in qua gratis propter Christum offertur remissio peccatorum et iustificatio ...: est velle et accipere oblatam promissionem remissionis peccati et iustificationis. Apol. Art. IV. De Iustificatione. Cf. Formula Concordiae. I. P. III. De iustitia fidei coram Deo.

[2] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 37; vgl. S. 41. [3] A. a. O.

deckt. ... Und so kommt es, daß die Lehrbildung des alten Dogmas dem Glauben in unserm, im evangelischen und biblischen Sinne nicht entspricht, ihm fremd gegenüber steht." [1] Ich kann, fährt er fort, die Sätze unseres Glaubensbekenntnisses dem evangelischen Christen vortragen, z. B. den Satz von den beiden Naturen in Christus und von den drei Personen und dem einen Wesen in der Gottheit und Glauben dafür fordern. „Aber wenn er nun zustimmt und sagt: ja, ich glaube das alles — was ist denn das seiner Art nach für ein Glaube, in und mit dem er diese Lehren annimmt? Nun eben natürlich ein Fürwahrhalten, ein Glaube im katholischen Sinne des Wortes. Etwas anderes ist gar nicht möglich. Die Sätze, die ich vorgetragen habe, wenden sich an den Verstand, an die Einsicht des Menschen. Nimmt er sie an und sagt: ich glaube sie, so heißt das gar nichts anders, als: ich halte sie für wahr und bekenne mich dazu. Vom Glauben im evangelischen Sinn, von dem Glauben, der Vertrauen ist, kann hier nicht die Rede sein." [2]

Die Sache ist überaus klar — möchten nur alle Erörterungen Kaftans so klar und überzeugend sein. Bekennt jemand den ersten Artikel der ersten symbolischen Schrift, des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde", so sagt er wahrhaftig nicht: „Ich vertraue zuversichtlich, daß nicht nur anderen, sondern auch mir Nachlassung der Sünden und das ewige Heil verliehen sei", sondern: „Ich halte es für wahr und bekenne mich zur Lehre, daß es einen Gott Vater gibt und daß er Himmel und Erde durch seine Allmacht erschaffen hat." Eine entfernte Beziehung zwischen unserm Gottvertrauen und diesem Satze besteht freilich; ist er ja die nothwendige Voraussetzung für das Vertrauen, wie auch Kaftan sagt [3]; aber das Bekenntniß desselben selbst ist kein Vertrauen.

So muß uns denn ein protestantischer Theologe nachweisen, daß ein schroffer und ganz augenfälliger Gegensatz zwischen einer Hauptlehre, einer „Haupterrungenschaft" der Reformation, der protestantischen Lehre vom Glauben einerseits, und dem gesammten protestantischen Glaubensbekenntnisse andererseits besteht. „Es wäre also die Summe unserer Weisheit die," sagt Kaftan, „daß wir uns in einem zwieschlächtigen Wesen bewegen, daß wir hinken auf beiden Seiten. Was die Heilslehre betrifft,

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 38. [2] A. a. O. S. 38 f.
[3] A. a. O. S. 39.

fordern wir einen Glauben, der Vertrauen ist; in allem übrigen dagegen nehmen wir mit Fürwahrhalten vorlieb" [1].

Kaftan sah sich also vor die Alternative gestellt, entweder „das Kleinod der Reformation", die protestantische Lehre vom Glauben, oder das ganze Dogma als solches aufzugeben. Er entschied sich für das letztere. Wäre es nicht rathsamer gewesen, das erstere zu wählen? Vom zweiten Jahrhundert an bis auf Luther, so sagt er selbst, war die Lehre vom Glauben die katholische. Sie ist es auch geblieben in der ganzen katholischen Kirche. Bei den Protestanten drängen auch heute noch die symbolischen Schriften zu ihr hin, und die Existenz der letzteren steht auf dem Spiele, wenn man „das Kleinod der Reformation" festhält. Dazu kommt, daß die Protestanten selbst thatsächlich die katholische Idee vom Glauben beibehalten haben, wie uns dies Kaftan bezeugt [2]. Aber er hat sich für die Lehre, welche Luther nach vierzehn Jahrhunderten wieder entdeckt haben soll, entschieden, weil sie die ursprüngliche, die biblische sei. So nehme er denn einmal die Bibel zur Hand. Was verstand der Apostel Paulus unter dem Worte „Glaube", wenn er im Briefe an die Hebräer [3] schreibt: „Ohne Glaube ist es unmöglich, selig zu werden. Denn derjenige, welcher Gott nahen will, muß glauben, daß Gott existirt und ein Belohner derjenigen ist, welche ihn suchen." Heißt hier „glauben" „für wahr halten, daß Gott existirt und die ihn suchenden belohnt", oder „vertrauen, daß mir Verzeihung meiner Sünden und das Heil verliehen ist"? Und wenn der hl. Paulus kurz vorher sagt, daß wir durch diesen zum Heile nothwendigen Glauben wissen (νοοῦμεν), daß Gott die sichtbare Welt aus dem Nichts ins Dasein gerufen, ist dieser Glaube nicht ein Verstandesact des Fürwahrhaltens? Ganz gewiß ebenso, wie jener Act, mit dem wir nach Kaftan das apostolische Glaubensbekenntniß annehmen. Was bedeutet ferner das Wort „Glaube", wenn es gleich darauf heißt, Noe habe im Glauben die Arche gebaut, nachdem er von den Dingen, die noch nicht in die Erscheinung getreten, von der kommenden Sintflut durch göttliche Offenbarung Kenntniß genommen?

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 40.

[2] „Thatsächlich denken auch die evangelischen Christen, wenn sie von ihrem Glauben reden, an eine Summe von Lehrsätzen, die sie für wahr halten, und nur, wenn es sich um die Frage des Heils handelt, um die Frage, wie wir gerecht werden vor Gott, besinnen sie sich (im günstigen Fall) auf das Kleinod der Reformation, auf den Glauben, der nicht bloß auch, sondern vor allem Vertrauen ist." A. a. O. S. 40; vgl. S. 63. Glaube und Dogma. S. 22. O anima naturaliter catholica!

[3] 11, 6.

Durch den Glauben wußte er, was er noch nicht sehen konnte. Ist ja nach der Definition des hl. Paulus selbst für den Christen, der sein volles Glück im Jenseits zu finden hofft, „der Glaube, die Vorexistenz des Gegenstandes seiner Hoffnung (im Geiste), der Beweis (ἔλεγχος) für die Dinge, die er noch nicht sehen kann“ [1]. Die Begriffe Glaube und Vertrauen sind sich sehr verwandt, und es kann ja immerhin das Wort „Glaube“ zuweilen in einem Zusammenhange vorkommen, in welchem es sowohl als „Fürwahrhalten“ wie als „Vertrauen“ erklärt werden könnte, wie wenn der Heiland vor Erfüllung einer Bitte fragt, ob man Glauben habe. Aber auch in diesen Fällen lautet die Frage, ob man für wahr halte, daß er die Macht habe, oder daß er der Messias sei. „Glaubt ihr,“ so fragt er die beiden Blinden, welche ihn baten, sie zu heilen, „daß ich dies *thun kann*?“ Das Vertrauen, erhört zu werden, kann nur statthaben *vor* Erhörung der Bitte; der volle Glaube aber, den der Heiland verlangt, tritt oft erst ein *nach* Erhörung derselben, wie bei den Blindgeborenen [2] und bei dem Königlichen, von welchem berichtet wird, daß er nach der Herstellung seines Sohnes mit seinem ganzen Hause geglaubt habe [3]. Es ist dieser Glaube das Fürwahrhalten, daß Jesus der gottgesandte Messias ist. Ebenso im sechsten Kapitel des Evangeliums des hl. Johannes, wo oft die Rede vom Glauben ist. Jesus tadelt die Juden, daß sie nicht glaubten; Petrus sagt im Namen der Apostel: „Wir haben *geglaubt* und *bekannt*, daß du bist Christus, der Sohn Gottes (griech. ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ)“ [4], d. h. wir *halten dich* für Christus. Aehnlich antwortete ja Petrus auf die Frage des Heilandes, *für wen sie ihn hielten* [5]. Wenn nach dem vierten Kapitel des Evangeliums des hl. Johannes die Samaritaner an ihn *glaubten*, und er nach dem siebenten aufgefordert wird, nach Jerusalem zu gehen, um sich durch seine Werke zu erkennen zu geben, damit man an ihn *glaube*, so bedeutet Glaube offenbar einen Erkenntnißact. Der hl. Paulus hört von den Spaltungen, die in Korinth ausgebrochen seien, und schreibt den dortigen Christen, daß er es theilweise *glaube* (καὶ μέρος τι πιστεύω) [6]. Spricht er vielleicht sein Vertrauen aus, es möchte theilweise so sein? Wenn er vom christlichen Glauben der Korinther spricht und sagt, daß dieser nicht auf Lehren menschlicher Weisheit, sondern auf Gottes Wunderzeichen zurückzuführen sei [7], so versteht er unter diesem Glauben ihre Ueberzeugung von

[1] Matth. 9, 28. [2] Joh. 9, 38. [3] Joh. 4, 53.
[4] Joh. 6, 70. [5] Matth. 16, 13 ff.; Marc. 8, 27 ff.; Luc. 9, 18 ff.
[6] 1 Kor. 11, 18. [7] 1 Kor. 2, 4 f.

den Wahrheiten des Christenthums, jene Erkenntniß der göttlichen Dinge, die, obgleich Stückwerk, uns, so lange wir vom Herrn ferne sind, einen Ersatz bietet für die dereinstige Anschauung[1], sie ist die Vorexistenz des Gegenstandes unserer Hoffnung in unserm Geiste.

Es würde zu weit führen, die freilich mit unserm Gegenstande innig zusammenhängende Frage über das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung und besonders die Lehre des hl. Paulus im Römerbriefe hier darzulegen. Uns kam es nur darauf an, auf den biblischen Sinn des Wortes „Glaube“ aufmerksam zu machen, und die angeführten Stellen beleuchten genügend die kühne Behauptung Kaftans, daß seit dem zweiten Jahrhundert bis auf Luther, beziehungsweise bis auf unsere Zeit, dem Worte ein Sinn beigelegt worden sei, welcher dem biblischen Gebrauche des Wortes nicht entspreche. So hätte denn Kaftan, auf den Widerspruch, welcher zwischen dem protestantischen Begriffe vom Glauben und den protestantischen Glaubenssymbolen besteht, aufmerksam gemacht, doch noch einmal überlegen sollen, ob er nicht lieber den protestantischen Begriff vom Glauben dem ganzen Glaubensbekenntnisse opfern solle, als umgekehrt dieses jenem. Aber den aus dem Schutte von vierzehn Jahrhunderten ausgegrabenen Fund Luthers preisgeben wäre ein großer Schritt zum Katholicismus gewesen! „Wie es Sünden gibt,“ sagt er bei einer andern Gelegenheit[2], „die uns niemals zur Versuchung werden, so daß wir ihre Versuchlichkeit kaum zu verstehen vermögen, so ist es mir von jeher mit allem katholisirenden Wesen, dieser (für einen evangelischen Christen) geistigen Sünde oder Krankheit, ergangen.“ Die Vorurtheile gegen „die Papstkirche“ und „die Pfaffenherrschaft“[3] sind also so tief bei Kaftan eingewurzelt, daß sich ihm selbst damals nicht der Gedanke aufdrängte, die alte Kirche könnte doch die wahre sein, als er seiner durch Abfall von ihr entstandenen Religionsgemeinschaft das größte Armuthszeugniß ausstellte, welches man ihr nur ausstellen kann: hebt er ja einerseits die unbedingte Nothwendigkeit eines Dogmas für jede christliche Religionsgenossenschaft hervor und sagt, daß die protestantische desselben noch mehr bedürfe als die katholische — und dann weist er nach, daß jene während der drei Jahrhunderte ihres Bestehens nie ein ihrem Wesen entsprechendes

[1] Jetzt sehen wir im Spiegel, wie in einem Bilde; dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt worden bin. 1 Kor. 13, 12; vgl. 2 Kor. 5, 7: Denn im Glauben wandeln wir, nicht in der Anschauung.

[2] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 12. [3] A. a. O.

Dogma gehabt und heute noch kein solches habe. Das Schlimmste ist, daß sie gar nicht zu einem Dogma kommen kann, wie wir später zu zeigen Gelegenheit haben werden.

Es wird sich nun dem Leser die Frage aufdrängen, was für ein Dogma Kaftan an die Stelle des alten setzen will. Ein neues Dogma, so sagt er, „oder, wenn ihr lieber wollt: eine andere, eine neue Formulirung der alten Wahrheit. Eine solche nämlich, die deren Beziehungen zum menschlichen Geist nicht vor allem im Erkennen sucht, um sie dann erst nachträglich und an zweiter Stelle für Herz und Gewissen fruchtbar zu machen, nein, eine Formulirung, die statt dessen letzteres voranstellt und der Einsicht gerecht wird, daß es sich um ein Erkennen des Glaubens handelt, d. h. um ein Erkennen, in dem Herz und Gewissen bestimmend sind.“ [1]

Im letzten Kapitel der Schrift sucht Kaftan durch ein Beispiel zu zeigen, „wie die Rede von einem ‚neuen Dogma‘ gemeint ist“ [2]. Als Beispiel wählt er das Grunddogma der Kirche, die Lehre von Christus, und sagt: „Das ewige Verhältniß Jesu Christi zum Vater ist im alten Dogma der eigentliche und der ganze (?) Gegenstand der Lehre; dem evangelischen Christenthum dagegen entspricht es, seine Gottheit in ihren lebendig gegenwärtigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben zu erkennen.“ [3] Wenn Kaftan behauptet, der erste Theil werde von jedem Kundigen zugegeben, so müssen wir dagegen Verwahrung einlegen. Das alte Dogma zeigt uns Christus auch im Verhältnisse zu uns, z. B. seine Menschwerdung und seinen Kreuzestod für unser Heil. Kaftan fährt dann fort: „Aber wir evangelische Christen sind darauf angewiesen, uns seine Gottheit in den lebendigen Beziehungen zu uns und unserm Glauben gegenwärtig zu halten. Das fordert der Standpunkt des Glaubens, auf den uns die Reformation gestellt hat.“ [4] „Geschieht das aber, so ergibt sich ohne weiteres, daß wir den verklärten Herrn, das lebendig gegenwärtige Haupt seiner Gemeinde im Auge haben, wenn wir uns zu seiner Gottheit bekennen. Denn der Glaube hat es nicht mit den ewigen Geheimnissen der Gottheit, sondern mit der offenbaren und gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun. Diese Wirklichkeit ist aber der Herr als das verklärte Haupt aller, die durch den Glauben mit ihm eins geworden sind.“ [5] Dies ist richtig, wenn man den Glauben in dem oben angegebenen pro-

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 14. [2] A. a. O. S. 49 ff.
[3] A. a. O. S. 54. [4] A. a. O. S. 54 f. [5] A. a. O. S. 55.

testantischen Sinne nimmt, als Vertrauen, durch welches der Einzelne im gegebenen Falle das von Christo dargebotene Heil ergreift. Kaftan sagt uns aber nur, von welcher Seite das neue Dogma Christus dem Christen vorführen müsse, nicht aber, mit welcher Thätigkeit sich der Gläubige nun mit dem Dogma beschäftige. Folgende Stelle kann vielleicht noch zur Erklärung dienen: „Dieser Glaube an die Gottheit des Herrn ist Glaube im vollen Sinne des Wortes. Denn er enthält zugleich ein Gesetz für das innere Leben ... Denn der Glaube bedeutet nicht bloß, daß ich für wahr halte, es sei ein Mensch gewesen von Gott gesandt ... und dieser Mensch sei nun ... göttlicher Ehren theilhaftig. Nein, der Glaube bedeutet, daß ich mich selbst hineinrechne in diesen Lebenszusammenhang, der über alles, was Welt heißt, hinausragt in Gott selbst und in die Ewigkeit hinein. Er bedeutet, daß ich ein Leben kenne, das über die Welt erhebt und von der Welt befreit, daß ich kraft meines Glaubens durch Jesum Christum in Gott bin, daß ich lebe aus seiner Kraft, daß ich gewißlich hoffen darf, als seines Leibes Glied an seiner Verklärung und Gottes Herrlichkeit Theil zu gewinnen. Und wiederum, wenn ich mich mit diesem Glauben an das geschichtliche Lebensbild des Herrn gebunden weiß, so bedeutet das nicht, daß ich mir vorhalte, wie ein reines Leben im vollkommenen Gehorsam ihm, der von Gott kam, der Weg zum Throne Gottes ward. Nein, es bedeutet, daß ich mich verpflichtet halte und verpflichtet weiß, im Gehorsam meines irdisch-sittlichen Berufs die mir gewordene Freiheit zu bethätigen. Es bedeutet, daß ich schlechterdings geschieden bin von allen Versuchen, durch selbstgewählte Mittel der Heiligkeit nach der Vollkommenheit zu streben, daß ich nichts Höheres kenne, als die einfachen sittlichen Pflichten des kirchlichen Lebens ..." [1] Wir setzen diese Stelle wörtlich hierher, um dem Leser ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen, aus Furcht, wir möchten durch Wiedergabe des dunkeln Sinnes in unseren Worten die Lehre des Herrn Professors verschieben. Hätte er doch, der so sehr auf Formeln dringt [2], selbst einmal als Beispiel ein Stück des protestantischen Zukunftssymbolums formulirt. Freilich würde er dann wohl eingesehen haben, wie schwierig es sei, ein zum protestantischen Glaubensbegriff passendes Glaubensbekenntniß aufzustellen.

Wenn wir nun die Erklärung, die uns Kaftan in obigen Stellen über sein neues Dogma gibt, und seine Lehren über Dogma überhaupt genauer

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 57 f. [2] A. a. O. S. 27.



betrachten, so kommen wir zu dem überraschenden Ergebniß, daß dem neuen Dogma ganz derselbe Fehler anhaften wird, dessentwegen Kaftan das alte verwerfen zu müssen glaubt. Mag man Christi Person in sich oder in seinen Beziehungen zu uns im Dogma vorführen, in beiden Fällen ist die Annahme desselben ein Glaube im katholischen Sinne dieses Wortes, ausschließlich ein Fürwahrhalten des Verstandes, nicht ein Vertrauen des Willens. Im zweiten Falle mag dieser Verstandesact leichter zu einem Vertrauensacte führen, als im ersten, in welchem es sich um eine rein theoretische Wahrheit handelt, aber die Annahme des Dogmas selbst ist in beiden Fällen ein Fürwahrhalten, und vergebens sucht sie Kaftan in der zuletzt angeführten Stelle auf das Gebiet des Willens hinüberzuleiten. Durch die Erklärung, die er vom Dogma gibt, hat er sich vollends den Weg hierzu abgeschnitten. Das Dogma ist auch nach ihm, wie wir oben gezeigt, Lehre. Ein Satz aber, der eine Lehre ist — das Wort im eigentlichen und nicht in der Bedeutung von Ermahnung genommen —, ein Lehrsatz wird dem Verstande vorgelegt. Wer ihn vorträgt, trägt ihn als wahr, als Gegenstand des Verstandes vor, und er will, daß er als wahr angenommen, für wahr gehalten werde. Dies gilt ebensowohl von praktischen, wie von theoretischen Lehren, wie z. B. von der eminent praktischen Lehre, daß Gottes Gesetz alle Menschen verpflichte. Sie ist nur Gegenstand der Erkenntniß, mag sie auch, erkannt, ihren Einfluß auf den Willen bethätigen; sie kann auch zum Gegenstande rein theoretischer Erörterung gemacht werden. Das gilt um so mehr von den halb praktischen, halb theoretischen Lehren, welche Kaftan gewiß auch in das neue Symbolum aufnehmen wird, von den Lehren über die Barmherzigkeit Gottes, über die volle Erlösung durch Christus u. dergl. Diese Lehrsätze sind Gegenstand des Verstandes und wollen als wahr erkannt und für wahr gehalten werden. Wohl bewirkt die Erkenntniß derselben Vertrauen; aber die Erkenntniß allein ist der volle Glaube. Wenn dem Christen die Wahrheit vorgelegt wird: „Christus ist für alle Menschen am Kreuze gestorben", und er antwortet: „Ich glaube", so versteht er, mag er Katholik oder Protestant sein, dieses Wort im katholischen Sinne.

(Schluß folgt.)

Theod. Granderath.

Volksthümliche Andachtsübungen der Dänen beim Ausgange des Mittelalters.

(Schluß.)

4. An mehreren Wallfahrtsorten Dänemarks war des Erlösers heiliges Blut oder Kreuz Gegenstand der Verehrung. An den meisten wurden aber die Heiligen verehrt und um ihre Fürbitte angegangen. Die auf der Lehre des hl. Paulus fußende und dem apostolischen Glaubensbekenntniß entsprechende Heiligenverehrung war zu allen Zeiten und an allen Orten in der ganzen katholischen Kirche eine sehr rege. Auch die katholischen Dänen des Mittelalters lebten der Ueberzeugung, sie seien mit ihren verklärten Brüdern und Schwestern durch die innigsten Bande geeinigt und bildeten mit ihnen und mit den Seelen des Reinigungsortes die Gemeinschaft der Heiligen unter Christus, ihrem gemeinsamen Haupte. Auf Grund dieser Vereinigung und im Verlangen, möglichst viele Fürsprecher beim Throne Gottes zu haben, empfahlen sie ihre Anliegen deren liebevollen Fürbitte. Darum sagte Allen: „Kaum etwas hat sich so sehr im Leben des skandinavischen Volkes abgeprägt, war so sehr mit dessen Sitten verschmolzen, wie die Verehrung der Heiligen. Der Glaube an sie und das Vertrauen auf ihre Hilfe hat die Reformation lange überdauert. Nichts konnte von der evangelischen Kirche schwerer ausgerottet werden als dieses.“ [1] Er nennt auch die Heiligen, welche man in den dänischen Landen besonders verehrte: den hl. Laurentius im Dome von Lund, den hl. Lucius im Dome von Roskilde, wo dessen Haupt sich befand [2], den hl. Lambert in Ripen, den hl. Kjeld (Ketillus) in Viborg, wo er Canonicus war, den hl. Clemens in Aarhus, den Nationalheiligen des Landes, den hl. Kanut, im Dome von Odense, wo dessen Gebeine noch heute ruhen [3]. Bischof Lage Urne verordnete, das Fest des hl. Kanut solle zwar besonders festlich von den Canonikern des Collegiatstiftes von Kopenhagen begangen, aber doch in allen Kirchen der Diöcese Roskilde mit Festoctav gefeiert werden. Jeder Cleriker habe dessen Officium mit eigenen Lectionen an jedem Tag der Octav zu beten.

[1] Tre Riger IV, I. 203.

[2] Jetzt liegt es alles Schmuckes beraubt in einem Glasschranke des altnordischen Museums zu Kopenhagen.

[3] Tre Riger IV, I. 207.

Nur für die Insel Rügen, welche kirchlich Roskilde unterstand, kam die Octav in Wegfall. Eine andere conciliarische Bestimmung verlangt, die Prediger sollten das Volk auffordern, an den Festen des hl. Lucius, des hl. Kanut und der übrigen Patrone der Kathedrale und Mutterkirche fleißig nach Roskilde zu kommen, um der bewilligten Ablässe theilhaftig zu werden. Der Bischof verbietet, Officien abzusingen, welche in der Diöcese nicht recipirt seien, bewilligt dagegen seinen Geistlichen einen Ablaß von vierzig Tagen, so oft sie bestimmte, von ihm angeführte Gebete zur Mutter des Herrn und zur hl. Anna nach der Terz und Sext knieend verrichteten [1]. Birger bestimmte, das Fest des hl. Kanut solle in der Erzdiöcese Lund mit Octav gefeiert werden, verlegte ein auf den Octavtag fallendes Fest und erneuerte die Bestimmung des Kopenhagener Provinzialconcils (1425), wonach das Fest der hl. Anna am Tage nach Mariä Empfängniß zu feiern war [2].

Auf Grund conciliarischer Verordnungen, der in alten Büchern enthaltenen Gebete und sonstiger Nachrichten müssen wir den schon genannten Namen der in Dänemark besonders verehrten Heiligen hinzufügen: den hl. Täufer, den hl. Michael [3], den hl. Petrus, den hl. Nikolaus von Myra (Niels), den hl. Severin (Sören) und den hl. Erasmus (Rasmus) [4]. Daß die letztgenannten beim Volke in hohem Ansehen standen,

---

[1] Synodalstatuten Lage Urne's in Ny kirkehist. Saml. III. 273. 75. 269. 272. Diese Gebete stehen auch auf der ersten Seite des Roskilder Breviers.

[2] Statuta Birgeri (Ausgabe von Thorkelin) Bl. F und B verso. S. 7. Man hat in protestantischer Zeit Anstoß daran genommen, daß das Fest des hl. Ansgar bei weitem nicht so feierlich, wie dasjenige des hl. Kanut begangen wurde, ja im Kalendarium der Erzdiöcese Lund ganz fehlt, und daß der Name Ansgar selbst in der verkürzten und mundgerechteren Form Anker nicht häufig war. Dagegen ist zu bemerken, daß der Heilige in jener Diöcese höchstens auf der Durchreise nach oder von Sigtuna wirkte, sein Gedächtniß aber in anderen Diöcesen als Fest ersten Ranges gefeiert wurde. Der hl. Kanut galt mehr, weil er im Lande geboren und König gewesen war, durch seinen Martertod das Christenthum zum vollen Durchbruch gebracht hatte, und weil, was im Mittelalter schwer in die Wagschale fiel, seine Gebeine in der prächtigen St. Knudskirche zu Odense ruhten, diejenigen des hl. Ansgar aber im fernen Bremen.

[3] Die hl. Anna wurde besonders von Eheirauen und Müttern, der hl. Michael besonders zur Erlangung einer seligen Sterbestunde angerufen. Vgl. Else Holgersdatters Tidebog. gl. kgl. Saml. Nr. 1613 in 4°.

[4] Das Brevier von Roskilde enthält als Suffragia außer den Commemorationen der heiligsten Dreifaltigkeit und des heiligen Kreuzes auch jene der seligsten Jungfrau Maria, der hll. Anna, Johannes Baptista, Lucius, Laurentius, Maria Magdalena, Nikolaus und Katharina. Im Brevier von Aarhus wird vorgeschrieben, außerhalb der Advents- und Fastenzeit an jedem Donnerstag, auf den kein Fest mit neun

geht daraus hervor, daß wir ihnen in der Mehrzahl der dänischen Familiennamen begegnen. Damals hießen noch mehr, als dies heute der Fall ist, die meisten Dänen Petersen, Hansen (Jensen), Rasmussen, Sörensen u. s. w. Bis in dieses Jahrhundert hinein pflegte man den Sohn mit dem Vornamen des Vaters unter Anhängung der Silbe sen oder sön (Sohn), die Tochter unter Hinzufügung des Wortes Datter (Tochter) zu bezeichnen, so daß es oft schwer hält, die Frage zu entscheiden, welcher Familie der eine oder andere in jener Zeit hervortretende Mann eigentlich angehört habe. Erst um 1500 begann die Sitte, sich eigentliche Familiennamen beizulegen. Bei deren Wahl waren dann im ganzen Norden die auf den Wappenschildern dargestellten Thiere maßgebend. Hinsichtlich der Vornamen blieb aber bis in die neueste Zeit der Gebrauch, den Täuflingen Namen von Heiligen zu geben, vorherrschend.

In welcher Weise wurde nun das Andenken der Heiligen gefeiert? Zunächst verrichtete man viele Gebete, um ihr Andenken zu ehren. Die alten Handschriften und Druckwerke enthalten zahlreiche Gebete, in denen ihre Fürbitte erfleht wurde. Ihre Feste wurden mit Glanz gefeiert. In den Unterschriften der Briefe und der Actenstücke unterschied man profestum, festum und postfestum. Die Vorfeier war eine Vorbereitung, bei welcher die Erwachsenen fasteten. Sie thaten dies nicht nur vor den Apostelfesten und an den noch bestehenden Vigilfasten, sondern auch vor anderen Festen [1]. Das postfestum, die Nachfeier, tritt

Lectionen falle, die Lebensgeschichte des hl. Clemens zu recitiren. Bischof Lage Urne machte sein Testament im Namen Jesu und empfahl seine arme, sündhafte Seele der himmlischen Kaiserin und Jungfrau Maria, ihrer gebenedeiten Mutter Sanctae Annae, Sanctis Lucio Martyri, Andreae Apostolo et Michaeli Archangelo. (Dansk Magazin, 3. Raekke, III, 213 ff.)

[1] Trotz der strengen, ja übertriebenen Anforderungen, welche Christiern Pedersen in seinem Fastenunterricht aufstellte, wurde im Norden viel gefastet und auch außerhalb der heiligen Fastenzeit die Abstinenz strenge beobachtet. Paulus Eliä schreibt: „Wir sehen, daß unter denjenigen, die guten Willens sind, manche nicht bloß die von der Kirche gebotenen Fasttage halten, sondern daß sie wohl noch mehr thun.“ (S. 253.) Allen versichert, Christian II. habe es in seiner katholischen Periode mit dem Fasten strenge genommen. Von Friedrich I. und seiner Gemahlin wird gemeldet, sie hätten außer an den vorgeschriebenen Abstinenztagen auch an einem anderen Wochentage sich der Fleischspeisen enthalten. Als Tyge Krabbe 1525 während der Fastenzeit gegen Sören Norby im Felde lag, klagte er, infolge des Mangels an Lebensmitteln müßten sie Fleisch essen, „wie andere Hunde“. (Allen V, 17.) Ja die Dalekarlen verlangten von Gustav Wasa, er solle diejenigen verbrennen lassen, welche an seinem Hofe Freitags Fleisch äßen. (Geijr, Geschichte Schwedens. II, 59.) Daß außer den vorgeschriebenen Tagen freiwillig an anderen Tagen gefastet wurde,

oft in Datirungen auf als Octavtag dieses oder jenes Heiligen. Bei der Feier des Festes selbst wurde in den Kirchen die größte Pracht entfaltet, indem man feierliche Hochämter sang, Officien abhielt, das Lob der Heiligen von den Kanzeln verkündigte, Processionen mit brennenden Lichtern hielt und bei feierlichem Glockengeläute fromme Lieder sang [1]. Auch die Schriften der Heiligen und deren Lebensgeschichten wurden häufig in der Volkssprache abgeschrieben [2] und gedruckt.

Jede Kirche, jedes Kloster, ja jede Bruderschaft und Gilde hatte ihren eigenen Patron, dessen Fest mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde und bei dem die Gläubigen anderer Orte sich einfanden. Die Zahl der Andächtigen mußte wachsen, wenn ein solches Fest an einem Wallfahrtsort stattfand. Große Pilgerschaaren kamen zu Wasser und

---

bezeugt Paulus Eliä; denn er sagt, wer einen Tag aus Gehorsam mit der ganzen Kirche faste, finde mehr Verdienst und Wohlgefallen bei Gott, als wer zehn Tage nach eigenem Sinne faste (Secher S. 255). Palladius wagte nicht, das Fasten gleich abzuschaffen, und suchte nur die Ideen zu seinem Zwecke umzugestalten. Er verwarf für alle Fälle den Unterschied der Speisen, wollte das Fasten nicht an bestimmte Tage geknüpft haben, und verlangte, wer zu fasten wünsche, solle das in strenger Art thun. Nur bis zum Mittage fasten, sei nur ein halber Fasttag. Wer faste, solle nichts essen; Fasten sei Hunger, Hunger, Hunger. Bezeichnend für die bis auf seine Zeit herrschende Gewohnheit ist auch, daß er folgenden Einwand zu widerlegen sucht: „Ich habe gelobt, am Freitag oder an jenem Tage zu fasten, darum muß ich es halten, sonst würde Gott mich strafen. Soll ich nicht halten, was ich einem Menschen gelobe? Wie soll ich denn nicht Gott halten, was ich ihm gelobt habe?" (Visitatzb. S. 101—103.) Daß einzelne Protestanten geraume Zeit nach Einführung der Reformation noch fasteten, erhellt aus Troels Lund V, 376 ff.

[1] Freilich sind aus dem katholischen Mittelalter fast nur dänische Homiliensammlungen erhalten. Es wurden auch Lobreden auf die Heiligen gehalten. Paulus Eliä predigte im Jahre 1522 am Feste der Enthauptung Johannes des Täufers vor Christian II. mit solchem Freimuthe, daß der König den Carmelitern das Kopenhagener St. Jörgenspital wiederum nahm und der Prediger für rathsam hielt, sich nach Jütland zurückzuziehen. Die protestantische Kirchenordonnanz vom Jahre 1537 verordnete, an den auf die Sonntage verlegten Festen der Heiligen müsse über das Evangelium des Sonntags gepredigt werden. Christiern Pedersen spricht anläßlich der Primizen zwar von Orgelspiel (II, 455); Orgeln waren aber noch nicht allgemein, und da durch die Glaubensneuerung viele Kirchen mit ihren Einkünften in die Hände von Privaten kamen, fehlen die Orgeln heute in manchen Dorfkirchen Dänemarks.

[2] Im zweiten Hefte seiner Klosterlaesning (geistlicher Lesung für Klöster) hat Brandt unter dem Titel De hellige Kvinder (Die heiligen Frauen) eine Sammlung mittelalterlicher Legenden in altdänischer Sprache herausgegeben. In dem Buche sind aber auch größere Abschnitte über die Geburt und das Leiden Christi, wie über den hl. Paulus enthalten. Fraglich erscheint uns, ob das Ganze bloß für Klöster bestimmt war und nur in ihnen gelesen wurde.

zu Land nach Drontheim zum Feste des hl. Olaf [1]. Die Betheiligung an solchen Festen war so allgemein, daß Palladius den Pfarrern befahl, an den von ihm abgeschafften Festtagen die Kirchen geschlossen zu halten, damit dem Volke nicht mehr Arbeitstage geraubt würden, als nothwendig sei [2].

Seinen Namenstag suchte jeder feierlich zu begehen. Ward doch bei der Taufe das ganze Leben unter den Schutz des Patrons gestellt, und dessen Fürbitte für die Zeit der ganzen irdischen Pilgerfahrt angerufen. Der Namenstag galt darum als Erinnerung an die Taufe und den Geburtstag für den Himmel. Viele bereiteten sich auf denselben vor, indem sie Tags vorher fasteten; keiner versäumte am Namenstage, die Kirche zu besuchen, zu opfern und am Gottesdienste theilzunehmen [3]. Die Kinder, welche vor der Taufe starben, hießen navnlöse Börn (Kinder ohne Namen). Erst geraume Zeit nach Einführung des Protestantismus trat die Feier des Geburtstages an Stelle des Namenstages. Selbst am königlichen Hofe wurde noch lange der Namenstag gefeiert, ja in Schweden ist die Sitte, den Namenstag zu feiern, noch in Kraft [4].

An die kirchliche Feier schloß sich oftmals eine außerkirchliche im Kreise der Familie, im Gildenhause oder im Freien, wobei das Schießen nach dem „Papagei" eine der beliebtesten Belustigungen war. Ausschreitungen, die bei Volksspielen vorfielen, werden in den Homilien von Christiern Pedersen gerügt.

Daß unter solchen Umständen gegen Ende des Mittelalters auch in Dänemark zahlreiche Bilder des Gekreuzigten und seiner Heiligen Kirchen, Wohnungen, öffentliche Plätze und Wege schmückten, brauchen wir kaum

[1] Nach den Quellen geschildert in Bang, Den norske Kirke under Katholicismen. S. 256 ff.

[2] Visitatzb. S. 107. [3] Allen IV, I. 217.

[4] Aus dem Umstande, daß Karen Rud in ihr Gebetbuch die Namenspatrone und die Pathen ihrer nächsten Anverwandten untereinander mischte, hat man schließen wollen, sie habe auch himmlische Pathen zur Taufe geladen (bei Vedel-Simonsen, Ruderne. 1. Heft. 32. 59. 86, und nach ihm Allen). Die Dame dürfte indes nur der Kürze halber sich diese Vermengung der patroni und patrini verstattet haben. Das Manuale Roskildense Lage Urne's verordnet in Uebereinstimmung mit älteren Concilsbeschlüssen Skandinaviens, fürs gewöhnliche solle der Knabe nur zwei Pathen und eine Pathin, das Mädchen nur zwei Pathinnen und einen Pathen haben. Bloß denjenigen wurde die Uebernahme von Pathenstellen gestattet, welche das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß hersagen konnten. Bei Adeligen wurde eine größere Zahl von Pathen zugelassen. (A_4 verso.) Als einer der vielen Pathen erscheint auch Bischof Lage Urne bei der Taufe von Jörgen Rud, dem Vater der Karen.

zu sagen. In den Kirchen hatten nicht bloß die Altäre ihre Statuen und Oelgemälde, auch die Wölbungen waren mit Malereien gefüllt, die man jetzt durch Entfernung der Tünche wieder bloßlegt. Palladius rieth den Kirchenvorstehern, die Seitenaltäre zu entfernen, den schlimmen und unnützen Kram zu anderem kirchlichen Bedarf zu verwenden, Tafeln und Bilder dagegen an den Wänden aufzuhängen, damit sie guten und einfältigen Leuten zum Spiegel dienten [1]. Volk und Adel liebten eben ihre Heiligen und deren Bilder. Die Wegschaffung der Seitenaltäre aus den Kirchen fand bis gegen Ende des Jahrhunderts vielfachen Widerstand. Der Adel hatte gebeten, neben Mariager möge auch Mariebo bestehen bleiben zur Unterbringung und Versorgung seiner Töchter. Es wurde erst 1620 aufgehoben. Bis dahin aber verstummten die Klagen nicht, die Schwestern hätten nicht bloß auf ihrem Chore Heiligenbilder, sondern schmückten sich sogar mit solchen. Paulus Eliä schreibt an Erasmus, man sehe jeden als Lutheraner an, der unterlasse, beim Vorübergehen an einem Kirchhofskreuz das Haupt zu entblößen. Auf Fünen stand bis vor nicht langer Zeit an einer Wegscheide ein Kreuz [2]. In dem bis 1660 dänisch gebliebenen Malmö war sogar an einem alten Hause noch ein Marienbild, bis vor etwa zehn Jahren ein neuer Bau an die Stelle des alten trat.

In mehreren handschriftlichen dänischen, dem Mittelalter angehörenden Gebetbüchern finden sich Bemerkungen, wie: „Bevor du folgendes Gebet sprichst, sollst du ein Licht anzünden vor dem Bilde dieses Heiligen." Der Schreiber dachte offenbar an Bilder, die man im Hause habe, und nahm an, sie seien nicht selten. Paulus Eliä beklagt, daß Adelige jetzt anfingen, ihre Häuser „mit Bildern der Palladis, Junonis, Veneris" und mit mancherlei Buhlerei und Unzucht zu schmücken, und sagten, der Anblick und das Beispiel, welches das Bild des Gekreuzigten, seiner Mutter Maria und anderer Heiligen in den christlichen Tempeln böten, genüge! [3] So waren also Darstellungen der Pallas und anderer Göttinnen an die Stelle der Heiligenbilder getreten. Derselbe Paulus Eliä redet von Bildern, welche die Dänen bei sich trugen [4], um sich durch deren Anblick zu erbauen.

---

[1] Visitatzb. S. 15. [2] Kofoed-Hansen, Hvor er Menigheden. S. 87.

[3] Ausg. von Secher S. 281. — Noch heute sieht man in vielen dänischen Familien wenigstens die Bilder des Erlösers und seiner gebenedeiten Mutter. Sie sind überall zu haben und werden den Landbewohnern in grellen Farben auf den Jahrmärkten feilgeboten. [4] A. a. O. S. 42.

Mit großer Ehrfurcht wurden Reliquien aufbewahrt, zunächst in Altären; denn gemäß den kirchlichen Vorschriften wurde nur über den Gebeinen der Heiligen das Meßopfer dargebracht. Auch im Norden findet man deshalb beim Abbrechen alter Altäre sogen. sepulchra, kleine Vertiefungen im Altarsteine, wohinein Reliquien vermauert wurden. Manche Kirchen besaßen auch noch andere Reliquien in großer Zahl, deren Verzeichnisse erhalten sind, und für die kostbare Reliquienschreine und Reliquiare von frommen Geschenkgebern gestiftet wurden. Daß das Volk dieselben in Ehren hielt, erhellt aus den Wallfahrten, sowie aus den Festlichkeiten, welche bei ihrer Ueberbringung oder Erhebung stattfanden.

Unter allen Heiligen wurde nun Maria die höchste Ehre zu theil. Allen schreibt darum: „Hoch über den anderen Heiligen stand unsere liebe Frau, die heilige Mutter.“ [1] Ihr Lob erscholl aus aller Mund; denn auch von den katholischen Dänen wurde sie nächst Gott „unsere Hoffnung, unser Leben und unsere Süßigkeit“ genannt, welche durch ihre Fürbitte das Leben erwerben könne, welches Gott selber hat [2].

Dem Vaterunser pflegte das Volk damals wie heute die Worte beizufügen, womit der Engel Maria bei der Menschwerdung Christi gegrüßt hat. Weil nur der geringere Bruchtheil zu lesen verstand und wenige im Besitze eines Gebetbuches waren, wurden das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria häufiger gebetet als heutzutage. In den Büchern aber steht oftmals zu Ende eines Gebetes: Füge Vaterunser und Ave Maria hinzu. Man darf annehmen, keiner habe sein Morgen- und Abendgebet verrichtet, ohne dabei das Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria zu beten.

Täglich mahnte die Glocke mehrmals von den Kirchthürmen herab, Maria andächtig zu grüßen und für die Menschwerdung des Erlösers zu danken. Birgers Statuten geben betreffs der Art und Weise des Angelusläutens genauere Anordnung [3]. Palladius hielt es für rathsam, weiter läuten zu lassen, und verbot nur, von Marienglocken zu reden. In Zukunft müsse man sie „Friedensglocken“ nennen. Die Pfarrer aber sollten ihren Zuhörern ein Friedensgebet beibringen [4]. Noch heute erschallt daher mehrere Male des Tages das alte Geläute von den protestantischen Kirchthürmen.

---

[1] Bd. IV, I. 207.

[2] Paulus Eliä, Ausg. von Secher. S. 262.

[3] Statuta Birgeri (edid. Thorkelin) E_2.

[4] Visitatzb. S. 111.

In den mittelalterlichen Liedern [1] und Gebeten des dänischen Volkes verräth sich immer wieder die größte Hochachtung und Verehrung gegen die Mutter des Herrn und das Vertrauen, ihre Fürbitte beim göttlichen Sohne sei vielvermögend. Ihr empfehlen diese Gebete alle Anliegen des Leibes und der Seele. Daß sie als Mittlerin beim Sohne aufgefaßt wurde, erhellt schon aus einem Gebete im Buche des Christiern Pedersen, das man vor der heiligen Messe verrichten solle, um die Gnade zu erlangen, dieselbe in der rechten Weise zu hören [2].

Im Mittelalter glaubte man vielfach, der Samstag sei darum Maria in besonderer Weise geweiht, weil an diesem Tage, als der Erlöser im Grabe ruhte und alle an ihm zweifelten, sie allein eine Ausnahme machte. Das wurde dem dänischen Volke schon im Lucidarius gesagt; so wiederholte es ihm, nach Nikolaus von Lyra, Christiern Pedersen kurz vor Schluß des Mittelalters [3].

Die Tageszeiten (Officium) der allerseligsten Jungfrau bildeten den Hauptinhalt der meisten mittelalterlichen Gebetbücher; der Rosenkranz aber war seiner Natur nach das Gebet des Volkes. Wer des Lesens unkundig war, konnte durch denselben am leichtesten und einfachsten seiner Andacht genügen. Daß er viel gebetet wurde, geht aus folgenden Thatsachen hervor. Als Christiern Pedersen protestantisch geworden, erklärte er, der Teufel suche das Volk von Gottes Wort wieder abzubringen durch die Furcht, es möge Leib, Leben und Gut verlieren, weil es nicht mehr so viele Rosenkränze bete [4]. Besonders Peter Palladius eiferte gegen „dieses gottlose" Psalterband, den Rosenkranz, die Himmelsstiege, oder wie man es sonst nennt. Die Reichen und Gebildeten ließen sich kostbare Rosenkränze aus rothen Korallen und Bernstein fertigen, ja sie bedienten sich solcher, die mit Gold und Silber verziert waren. So hinterließ Otto Krumpen, der Eroberer Stockholms, unter anderen Kostbarkeiten zwei Rosenkränze aus Karneolen, an denen Goldkörner die Vaterunser bezeichneten [5]. Nur mit großer Mühe und langsam gelang

---

[1] Diese Lieder wurden gesammelt und herausgegeben von Brandt und Hellweg.

[2] Bön for jomfru mariess billede i solgislen; Chr. Pedersens danske Skrifter. I, 420. 424.

[3] Dänischer Lucidarius, Ausg. von Brandt. S. 10; Chr. Ped. a. a. O. I, 121.

[4] IV, 435—436.

[5] Allen IV, I. 254—255. Bircherod Janus (Breviarium equestre seu de equestri ordine elephantino. Hafniae 1704 in fol.) läßt darüber keinen Zweifel, daß der hohe dänische Elephantenorden ursprünglich eine Muttergottes-Bruderschaft war. (Ove Bilde wird ausdrücklich widerlegt). Auch der Gesandte

es dem Protestantismus, das Rosenkranzgebet abzuschaffen. Die Schwierigkeit war um so größer, weil in Dänemark wie anderswo [1] das Volk durch den Rosenkranz gegen die gewaltsame Einführung der Reformation protestirte und seine Anhänglichkeit an den alten Glauben bezeugte. Zwar rühmte Peter Palladius in seinen Visitationspredigten, die er in Anwesenheit des Amtmannes in allen Pfarrkirchen Seelands hielt (1540—1543), daß er unter seinen Zuhörern keinen mehr erblicke, der in den hellen Tagen dieses klaren Evangelii mit dem gottlosen Rosenkranz weiter Unfug treibe. Da auf dem Landsthing unter dem Schwerte des Königs das Beten des Rosenkranzes verboten worden war, konnte er freilich erwarten, daß niemand wagen würde, unter seinen und des Amtmannes Augen den Rosenkranz zu zeigen. Nichtsdestoweniger mußte er hinzufügen: „Wäre noch ein Papstknecht, ein Mönchsbub oder ein Nonnengeck unter dem Haufen, der sein Psalterband gebrauchen wollte, Gott und dem Könige, dem Pfarrer und der Gemeinde zum Trotz, dann soll er es daheim thun in seinem eigenen Hause, innerhalb der eigenen Wände, — zu allem Fluch und Verderben. Amen! — damit hier nicht das ganze Volk ein böses Beispiel nehme und einem schmierigen Mönchsknecht, Papstbuben oder Nonnengeck nachahme, der nach Mönchslehre lieber dem Teufel als Gott im Himmel dienen will." [2] Solche Worte halfen nicht viel; denn noch 1546 mußte die Nationalsynode von Antvorskov das Tragen von Rosenkränzen verbieten [3], und im Jahre 1557

Spaniens am dänischen Hofe, Gf. Rebolledo, handelt in einem epischen Gedicht in spanischer Sprache über dänische Verhältnisse und nennt darin den Elephantenorden: Orden de la Virgen Maria. — Ludovicus Voigtius (De regio ordine Elephantino, Baruthi 1673) berichtet, der Orden sei von Kanut VI. am Ende des 12. Jahrhunderts gestiftet worden. P. Anshelmius aber bezeugt (Palatio honoris), daß er gestiftet worden: sous l'invocation de la Mère de Dieu. — Nach Olaus Worm waren die Ordensabzeichen: ein Elephant, das Bild der Mutter Gottes und drei Nägel. Irrthümlich wird behauptet, Sixtus IV. habe den Orden auf Betreiben Christians I. in honorem passionis Domini, oder Friedrich II. habe ihn 1559 bei seiner Krönung gestiftet. Friedrich II. entfernte freilich aus den Ordensabzeichen das Bild der Mutter Gottes, behielt nur den Elephanten und den Thurm bei, damit aller papistische Irrthum von den dänischen Küsten verdrängt werde. Adelige, die den Ritterschlag und Elephantenorden empfangen sollten, entschuldigten ihre Weigerung damit, daß der Orden ursprünglich römisch-katholisch sei. (Nordisk Kirketidende for katholske Christne, 1879. S. 819 ff.) Bernhardus Justinianus, Historia Chronologica della vera origine di tutti gli Ordini equestri.

[1] Historisch-politische Blätter. CI, 653 Anm.

[2] Visitatzb. S. 37—40.

[3] Rórdam, II., Danske Kirkelove. S. 251.

klagte Nikolaus Palladius, der Bruder des Peter, in einigen Pfarreien seiner Diöcese (Lund) trügen noch immer alle Männer und Frauen den Rosenkranz [1].

Ueber das Beten des Rosenkranzes handelten verschiedene in Dänemark eifrig gelesene und zum Theil in der Landessprache gedruckte Schriften, z. B. das Werk des Dominikaners Alanus über das Rosenkranzgebet. Es liegt dem Dichtwerk zu Grunde, welches der bedeutendste dänische Dichter des spätern Mittelalters, Herr Michael, Geistlicher von Odense, 1494 zu Ehren Mariä verfaßte, und hat wohl den Peter Palladius veranlaßt, den schwarzen Brüdern (Dominikanern) vorzuwerfen, sie hätten angefangen, in den Kirchen Rosenkranzaltäre zu erbauen. Im Dome von Aarhus sieht man noch an einer Säule auf der Epistelseite die deutlichen Spuren eines Rosenkranzaltares. Außerdem hatte dieser Dom einen Altar von der Verkündigung Mariä [2]. In Odense wurde 1496 eine Rosenkranzbruderschaft errichtet, welcher die angesehensten Bürger geistlichen und weltlichen Standes beitraten, und bei diesem Anlasse forderte Herr Michael in seinem Mariengedichte alle Weltgeistlichen Dänemarks auf, dem Beispiele der Dominikaner zu folgen und in ihren Gemeinden Rosenkranzbruderschaften zu errichten [3]. Noch 1512 wurde ein Werk in dänischer Sprache gedruckt, welches über den Rosenkranz handelt, und dessen letztes Exemplar im Jahre 1728 verbrannte [4]. In Kopenhagen, Aarhus, Aalborg, Odense, Svendborg und Helsingör wird noch heute je ein Gotteshaus Liebfrauenkirche genannt. In Aarhus hieß diese Kirche früher St. Nikolauskirche. Ihren jetzigen Namen erhielt sie erst, als die alte Carmeliterkirche niedergerissen wurde. In Kopenhagen aber trat eine neue Liebfrauenkirche an die Stelle der alten, durch Brand zerstörten. Beweis genug, wie gerne das Volk auch in protestantischer Zeit eine Liebfrauenkirche sah. Schon die erste Kirche, welche der hl. Ansgar für die Dänen in Hedeby (Schleswig) aufführte, war eine Marienkirche. Später ward sie freilich zu Ehren des heiligen Erbauers St. Ansgarskirche genannt [5].

---

[1] Commonefactio A_5 verso, 7. Seite.

[2] SS. rer. Dan. V, 420.

[3] Hellweg, Den danske Kirkes Historie. Til Reformationen. II, 442 ff.

[4] Bruun, Meddelelser fra det store kongel. Bibliothek I, 196. — Unter den Büchern, welche Petrus Alberti 1497 der Universität vermachte, befand sich auch eine Corona beate virginis. (SS. rer. danic. VIII, 346.)

[5] Dreves, Lebr., Leben des hl. Ansgar. S. 92 u. Anm. 7.

Fast jede Kirche hatte ihren Muttergottesaltar; viele Wallfahrtsorte waren Maria in besonderer Weise geweiht, viele Stiftungen ihr zu Ehren gemacht; ihre Feste wurden mit besonderer Feierlichkeit gefeiert: Lichtmeß, Unsere Liebe Frau in der Fasten (Verkündigung Mariä), Mariä Heimsuchung [1], Himmelfahrt, Geburt, Unbefleckte Empfängniß und Darstellung im Tempel. Ein Synodalstatut des Erzbischofs Birger bestimmte, das zuletzt genannte Fest solle in derselben Weise wie die übrigen Marienfeste gefeiert werden [2]. An mehreren dieser Marienfeste wurden besondere Almosen gespendet, Mariebyrdh (Marienbrod) genannt, deren Ertrag in gleichen Theilen zwischen den Vikaren und den Armen vertheilt ward [3]. Alle einflußreichen Männerorden Dänemarks suchten die Verehrung Maria's zu heben. Die grauen Brüder (Franziskaner) waren die eifrigen Vorkämpfer für den Glauben an die Unbefleckte Empfängniß Mariä; die schwarzen (Dominikaner) waren besonders thätig für die Pflege des Rosenkranzgebetes; die weißen (Carmeliter) aber nannten sich einfach Marienbrüder. Auch die drei dänischen Abteien der Brigittinerinnen waren nach Maria benannt: Mariebo, Mariager und Mariested. Die ersteren haben ihre Namen den anliegenden Städten hinterlassen.

Statuen und Bilder der seligsten Jungfrau waren nicht bloß zahlreich, sondern auch mit der größten Kunst dargestellt. Das bezeugen die Marienbilder des altnordischen Museums. Den kostbaren Ring, den Christian II. seiner Braut Isabella von Burgund schenkte, ließ er mit einem großen Saphir und mit der Inschrift verzieren: Ave Maria gr. [4] Selbst in Dorfkirchen waren die Statuen der seligsten Jungfrau mit kostbaren Kronen geschmückt, welche später von den protestantischen Pfarrern gegen Vergütung den Bräuten geliehen wurden, damit sie sich am Hochzeitstage damit schmückten [5].

---

[1] Die Kirchenordonnanz vom Jahre 1537 ließ die drei ersten Feste fortbestehen, nebst den Festen der hll. Johannes des Täufers, Peter und Paul, Michael und Allerheiligen. Sie wurden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Struensee abgeschafft. Die Feste der Apostel, der hl. Maria Magdalena und des hl. Laurentius kamen dadurch in Fortfall, daß sie auf den Sonntag verlegt wurden und man anordnete, es müsse über das Evangelium des Sonntags gepredigt werden. (Ordinatio ecclesiastica 1537. Ritus feriandi fol. 14 et 15 und Pallad., Visitatzbog S. 100—109.) [2] Statuta etc. Birgeri, edid. Thorkelin fol. E_4 verso.

[3] SS. rer. danic. VI, 422. Vgl. Hertels Geschichte des Domes von Aarhus.

[4] Allen II, 112.

[5] Troels Lund X, 336—337. — Ueber die Verehrung der Gottesmutter in England während des Mittelalters vgl. Bridgett, Our Lady's Dowry, or how England gained and lost that title. London, Burns and Oates, 1875.

Ist man aber nicht in Dänemark bei der Verehrung der Heiligen zu weit gegangen? Kommen doch in den Briefen Sätze vor, wie: Gott helfe dir und St. Anna (St. Georg, St. Michael)! Offenbar haben die Briefschreiber in dieser häufig vorkommenden Redensart nur sagen wollen: Gott helfe dir durch die Fürbitte der hl. Anna oder der andern Heiligen. Für diese Deutung zeugt die Lehre der katholischen Kirche um so eher, als die Briefschreiber nicht ungebildet, sondern mehr oder weniger gebildete Adelige waren.

Hier ist der Ort, auch die Beschwerden zu erwähnen, welche Paulus Eliä betreffs der Heiligenverehrung erhob. Als nämlich Gustav Wasa an einige hochgestellte Geistliche Schwedens eine Reihe von Fragen gerichtet hatte, um dem Protestantismus die Wege zu bereiten, waren zehn Fragen auch dem Paulus Eliä mitgetheilt worden. Dieser veröffentlichte seine Beantwortung, in welcher er erklärte, nicht alles billigen zu können, was in seiner Zeit zum Lobe Gottes und zu Ehren der Heiligen geschehe, und erhob eine doppelte Beschwerde. Die erste faßt er in die Worte: „Wir sehen leider, daß manche durch die Fürbitte der Heiligen zu erlangen suchen, was Gott erzürnt und zu sündhaftem Handel dienen soll.“ Er führt aus, Gottes Zorn errege es, wenn jemand bete um großes Glück in der Welt, um Macht und Gewalt, reiche und glänzende Heirat, Gesundheit, irdischen Verstand, der Herren Gunst und Freundschaft, Ansehen und Ehre, Glanz und Ruhm unter den Menschen und zahlreiche andere solcher Dinge, welche viele tausend Menschen der ewigen Verdammniß überantwortet hätten. Gewaltig irre, wer Unchristliches von Gott erflehe oder solches, das den Mitchristen Schaden bringe. Räuber und Landsknechte beteten: „Herr, verleihe uns Glück, weil wir reiche Beute machen, Kirchen und arme Bauern ausplündern wollen.“ Unchristliche Aerzte begehrten, viele möchten in Siechthum und Krankheit fallen, damit aus dem Schaden anderer ihnen Nutzen erwachse. Ein übelgesinntes Kind flehe um den Tod der Eltern, damit es das erwartete Erbe antreten könne.

Wie man leicht sieht, ist die fast unglaubliche Einwendung nicht gegen die Heiligenverehrung als solche gerichtet, sondern gegen Mißbräuche des Gebetes überhaupt. Zweitens mißbilligt Paulus Eliä, die Heiligen in so grober Weise zu ehren, daß es aussehe, als ob denselben unmittelbar anheimgestellt wäre, dem Bittsteller zu helfen, der sie also beinahe über Gott setze. Uebrigens fügt er bei, dieser Mißbräuche wegen dürfe man nicht aufhören, die Heiligen zu verehren, ebensowenig, wie man unterlassen

solle, die Heilige Schrift zu lesen, weil Ketzereien daraus entstanden, indem Gelehrte dieselbe nach ihrem Sinn auslegten und nicht nach der Meinung, welche der Heilige Geist den Worten gab. Soll man nicht mehr Christus und seinen heiligen Namen anrufen, weil dieser Name auch bei Zauberei und Schwarzkunst angerufen wird? Dann führt er aus, die wahre Heiligenverehrung bestehe in der Nachfolge und in dem Anrufen der Heiligen [1].

Derselbe Paulus Eliä schrieb 1532 in seiner Ermahnungsschrift an den Reichsrath [2]: „Ein Stück wühlen sie (die Prädikanten) immer wieder auf und sagen, daß sie allein die neue Lehre hätten, daß die Seligkeit allein von Christus begehrt werden müsse. Gleich als ob wir die Seligkeit von einem Heiligen verlangten, oder von einem Bilde, von Priestern, Mönchen oder irgend einem andern Menschen. Wenn ein Sünder anfängt, seine Sünden zu hassen, aber sich noch nicht gleich von denselben losmachen kann und, in Anbetracht seiner Unwürdigkeit, aus geziemendem und christlichem Schrecken einen frommen Mann um sein Gebet ersucht, damit dieser ihm rechtes Erkennen seiner Sünden erflehe, begehrt er alsdann seine Seligkeit von einem andern als Christus? Mit nichten, er verlangt sie alsdann in Wahrheit nicht von einem andern, sondern vermittelst eines andern. So ist es auch, wenn wir die Heiligen um ihre Fürbitte angehen. Wir begehren alsdann die Seligkeit nicht von ihnen, sondern durch ihre Vermittlung von Christus."

Abgesehen von wenigen Ausschreitungen hat das dänische Volk die Heiligen so verehrt, wie die Kirche vorschrieb. Die Lehre und den wirklichen Gebrauch der Kirche hat Paulus Eliä auch noch an anderen Stellen seiner Schriften richtig entwickelt. So schreibt er: „Wir beten nicht zu den Heiligen mit der Ehrfurcht, welche Gott zukommt, sondern beten Gott selbst an in ihnen . . . Nach dem christlichen Gebrauch der Kirche begehren wir, das Gebet der Heiligen uns zu Nutzen zu machen, damit wir um so eher erhört werden mögen, wenn viele Beter um dasselbe bitten. Alles erwarten wir vom Vater vermittelst seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus, welcher der einzige Mittler ist zwischen Gott und den Menschen . . . Wir sehen nicht die Heiligen einzeln und für sich genommen als Fürsprecher an, sondern insofern sie Glieder der Kirche sind und unsere Mitbrüder, die wegen der Gemeinschaft der ganzen Christen-

[1] Ausg. von Secher S. 284 ff.
[2] Thotts Samling Nr. 327 in 4°, Bl. 16.

heit uns Liebe der Fürbitte schulden."[1] Selbst Palladius gibt in seiner Schrift über das Schiff Petri, abgesehen von einzelnen Verdrehungen, Uebertreibungen und Kraftausdrücken, eine zutreffende Darstellung der Heiligenverehrung und zeugt dadurch für Glauben und Praxis seiner Landsleute und Zeitgenossen: „Das war auch eines ihrer Kleinode, daß wir die verstorbenen Heiligen anrufen könnten und dies Gott wohlgefällig sein könne; . . . daß wir durch ihre Fürbitte uns die Gnade Gottes erwerben könnten; daß wir darum am Vorabende ihrer Feste fasten, den Tag (selbst) heilighalten, ihnen Tempel und Kapellen bauen, Messe von ihnen halten und sie zu unseren Patronen erwählen sollten"[2].

Wie das Wort adorare, ist auch das entsprechende dänische und schwedische Wort böswilliger Deutung fähig und war dies noch mehr, als die Sprachen noch weniger an den Gebrauch bestimmter Wortformen und Ausdrucksweisen gebunden waren[3]. Gustav Wasa's Anschuldigung, die Anhänger des alten Glaubens beteten die Heiligen an oder hätten dieselben jemals angebetet, wies Paulus Eliä mit folgenden Worten zurück: „Alle Sprachen haben die Eigenthümlichkeit, daß viele ihrer Wörter in verschiedener Bedeutung genommen, sowohl für Gott wie für den Menschen gebraucht werden . . . Wird darum gefragt, ob wir die Heiligen anbeten, so antworten wir: Dieses Wort muß seine frühere, von alter Zeit hergebrachte Bedeutung behalten. Wir verehren die Heiligen, wie im Alten Testament Könige und Priester verehrt wurden, d. h. wir achten und ehren in ihnen Gottes Macht, seine Gaben und Gnaden . . . Wir christlichen Leute halten nicht die Martyrer für unsere Götter, da sowohl der Gott der Martyrer wie unser Gott ein einziger wahrer Gott ist. Darum ist ihr Gott unser Gott, nicht sie. Wo ist je erhört worden, sagt Augustinus, wenn Messe über ihren Leibern oder über ihren Gebeinen gelesen wurde, daß jemand gesagt: ‚Ich opfere dir Petrus, Paulus oder Cyprian‘, da wir alle bei ihrem Gedächtnisse dem allmächtigen Gott opfern, nicht ihnen."[4]

---

[1] Om det hemmelige stócke (Ueber den Canon der Messe) H_2.

[2] St. Peders Skib. Abschnitt über die Anrufung der Heiligen.

[3] Anbeten heißt dänisch (at) tilbede, schwedisch tillbedja; beten zu (einem Heiligen) at bede til.

[4] Ausg. von Secher S. 43. 277—278. — Wie Paulus Eliä, nur volksthümlicher, lehrte etwas vor ihm der „Seelenführer": „Du solt wissen, lieber eben mensche, daß die heylige kirche immer geleret hat, das gebet der heyligen sy fruchtperlich für iglichen, der selig werden will. Du solt sy andächtig anruffen, daß sy durch ir gebet dir helffen in allem, was gut ist und gott will, und sunst nichtis nit. Din engel

Als vor einigen Jahren ein Prediger die Vorwürfe des Gustav Wasa gegen den Katholicismus erneuerte, hatte er den kühnen Ausspruch beigefügt, im Mittelalter habe man nur zu den Heiligen, nicht aber zu Christus gebetet. Brandt, der verdiente Herausgeber vieler Schriften des katholischen Mittelalters, erwiederte seinem Collegen: als derselbe diese Worte niedergeschrieben, habe das Papier erröthen müssen.

Das dänische Volk hat immer seinen Erlöser hoch über alle Heiligen gestellt. Der göttliche Erlöser war stets der hauptsächlichste Gegenstand der Verehrung und neben dem Vater und dem heiligen Geiste der einzige der Anbetung. Seine Priester haben in den Homilien und den Gebeten theologisch durchaus correct zwischen der Gottheit Christi und seiner Menschheit unterschieden. Letztere, die als Christi manddom (Mannheit, Männlichkeit) bezeichnet wurde, war wegen der hypostatischen Vereinigung der beiden Naturen ebensowohl Gegenstand der Anbetung, wie seine Gottheit. Sie wurde dieser Vereinigung wegen angebetet in ihrer Gesammtheit und in ihren Theilen. Der Leib Christi im heiligsten Altarssacramente wurde durchgängig als „Leib Gottes" bezeichnet. Das Gebet: Seele Christi heilige mich u. s. w., welchem der hl. Ignatius von Loyola eine so große Ausbreitung verschafft hat, stammt aus dem Mittelalter und findet sich auch in dänischen Schriften jener Zeit. Das Gebetbuch, welches Anna Bradesdatter (Anna Brahe), Aebtissin von Mariebo, 1497 schreiben ließ, enthält unter einer großen Auswahl salbungsvoller Gebete auch eines zur Seele Christi, eines zu seinem heiligsten Herzen, seinem Antlitz, seinen fünf Wunden, der Seitenwunde u. s. w. Das Gebet zum heiligsten Herzen Jesu hat folgenden Wortlaut: „Sei gegrüßt, ehrenvolles Herz Jesu Christi! Ich bitte dich, o du blühendes und liebendes Herz Jesu Christi, aus welchem alles Gute, alle Freude und alle Seligkeit fließt, geflossen ist und in alle Ewigkeit fließen wird. Ich grüße dich,

---

hilfft dir auch, und die patrone und die gebenedeite gottesmutter insonderheit. Aber sich dich wol für, daß du recht betest und im vertrauwen auf gott allein. Dan ist es wolgetan und gott annehmlich, sunst nit." Dasselbe lehrt der um 1470 geborene „broeder Dieberick (Coelde) van Münster in seinem kerstenspieghel": „Der Mensch soll seinen Glauben, seine Hoffnung, seine Liebe in Gott setzen, und anders keine Creatur." „Gegen das erste Gebot sündigen alle diejenigen, die ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe mehr setzen in die Heiligen, dann in Gott" (Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. Bd. I. Erstes Buch. II. Abschn. 4). Wahrscheinlich waren diese und ähnliche Bücher in Dänemark bekannt, vielleicht auch für das Volk ins Dänische übersetzt Bei Dieberick van Münster war eine Uebersetzung übrigens kaum nothwendig, da sein Niederdeutsch dem Altdänischen sehr nahe kommt.

heiliges Herz Jesu, welches im Stande ist, mein finsteres und eiskaltes Herz zu erleuchten. Stärke und befestige es in deiner Liebe und Furcht, damit ich dich vollkommen lieben, fürchten und würdig preisen möge in Ewigkeit. Amen." — Ganz entsprechend dem eigentlichen Zwecke der Marienverehrung wird im Gebete zum „gebenedeiten Herzen Mariä" darum gefleht, daß in unseren kalten und eisigen Herzen die Glut einer unaussprechlichen Liebe zu Jesus entfacht werden möge [1].

Wilhelm Schmitz S. J.

Das „goldene Buch" von Freiburg.

Es sind jetzt 44 Jahre, daß die blühende Erziehungsanstalt zu Freiburg in der Schweiz dem Ansturm der Revolution und der Gewalt als erstes Opfer fiel. Nur 20 Jahre hatte sie bestanden. Im October 1818 nahmen die Jesuiten den Unterricht am Freiburger Collegium, der Stiftung des sel. Petrus Canisius, wieder auf; 1827 wurde das Pensionat eröffnet; der erste Zögling desselben kam aus dem Herzen Deutschlands. Als im Juni 1828 durch die königlichen „Ordonnanzen" die sämmtlichen Jesuitencollegien in Frankreich geschlossen wurden, strömten die Kinder der ersten Familien des Landes zu Hunderten nach Freiburg, vor allem die des alten legitimistischen Adels, die Blacas, de Foresta, die Montbel, Damas und Huet du Pavillon, die später dem Grafen Chambord mit edler Treue zur Seite gestanden haben. Eine ähnliche Wirkung übte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien; es kamen die Söhne der Granden-Familien: die Monistrol, die Sentmenat, vor allem die Fonollar. Es ist diese letztere Familie, welche sich rühmt, daß ihre Vorfahren einst Ignatius von Loyola aus dem Spital von Manresa bei sich aufgenommen haben.

Das Pensionat gewann damals europäischen Ruf, und die Angriffe, welche Thiers in der Kammer gegen dasselbe schleuderte, waren nicht geeignet, diesen zu verringern. Auch Belgien und Holland, Italien und England, Polen und Rußland und selbst überseeische Länder sandten die Sprößlinge der edelsten katholischen Häuser. Einer, Nicolaus de Fischer, war vom russischen Zaren Nicolaus selbst dahin empfohlen. Das friedliche und fröhliche Zusammenleben so vieler, zum Theil hervorragender Individualitäten der ver-

---

[1] Manuscript der Königl. Bibliothek in Thotts Saml. Nr. 553 in 4°, Bl. 31. 32. 37.

schiedensten Nationen und Sprachen, die für jene Zeit großartige Einrichtung der Anstalt, der schöne, lautere Geist der Frömmigkeit und Strebsamkeit, die daselbst herrschten, verbunden mit dem tragischen Ende, das über die Anstalt hereinbrach, haben sie der großen Mehrzahl der einstigen Zöglinge theuer und unvergeßlich gemacht. Ihnen ist das alte Freiburger Pensionat der „König unter den Collegien". Man kann in fernen Ländern manchem ernsten, im Kampf des Lebens ergrauten Manne begegnen, der die Bewegung nicht verbirgt, wenn die Rede auf Freiburg kommt: „Ja, Freiburg war ein Paradies!" Schon wenige Jahre nach der Vernichtung des Pensionates bildete sich auf Anregung eines Edelmannes und Officiers, A. de St. Priest, zu Lyon ein Comité zur Veranstaltung einer jährlichen Zusammenkunft alter Freiburger Zöglinge zum Zwecke der Aufrechthaltung der Erinnerung wie der gegenseitigen Freundschaft. Von den beiden gleichgesinnten Männern, die 1852 ihre Bemühungen mit denen St. Priests vereinigten, ist der eine, Noël Le Mire, noch jetzt als Secretär eines der thätigsten Mitglieder des Comités. Denn die Gründung behauptete sich auch, als St. Priest schon am 15. Juni 1855 vor Sebastopol den Heldentod starb. Männer von hervorragender gesellschaftlicher Stellung und ausgezeichnetem Verdienst stehen an der Spitze. Der Präsident des Comités, G. de St. Victor, ein hochangesehener Patriot und einer der Führer der Royalisten, veröffentlicht Jahr für Jahr die geistreich geschriebenen Rechenschaftsberichte. 1889 fand die jährliche Zusammenkunft unter besonderer Feierlichkeit sogar in den Räumen des ehemaligen Pensionates in Freiburg statt. Eine ähnliche Vereinigung entstand auch in Paris, welche außer den jährlichen Zusammenkünften die Unterstützung verarmter oder bedrängter Freiburger Mitschüler sich zum Ziele setzte. Graf Paul O'Mahony war hier die Seele des Ganzen. Nach 1871 bildete sich auch in Marseille eine engere Verbindung der alten Freiburger, die bis zum Tode des Grafen Maxence de Foresta 1888 ihr jährliches Erinnerungsfest hielt. Allein während diese Vereinigungen nur lokale Bedeutung hatten, wurde die von Lyon zum Bande, welches die über alle Welt zerstreuten Freunde von ehedem immer noch einander nahebrachte und zusammenhielt.

Ein Werk von allgemeinerem Interesse und man darf sagen bleibendem Werthe hat das Lyoner Comité durch seine rastlosen Bemühungen zu Stande gebracht in dem „Livre d'or des Élèves du Pensionnat de Fribourg en S. 1827—1847." Schon in früheren Jahren war unter diesem Titel ein Verzeichniß der alten Freiburger Zöglinge mit einigen näheren Angaben herausgegeben worden. Dies Verzeichniß ist jetzt, soweit es möglich war, umgestaltet zu einer „Allgemeinen Biographie" der alten Freiburger. Es ist ein Werk von brillanter Ausstattung und überraschend reichem Inhalte; nicht weniger als 492 kleine photographische Porträts und mehrere andere bildliche Darstellungen sind beigegeben; alles, was den ehemaligen Zögling interessiren kann, bis herab zu der Tagesordnung und den Namen der dienenden Brüder ist aufgenommen. Nachdem der größere Theil 1889 erschienen und vielfach mit Enthusiasmus begrüßt worden war, hat jetzt durch das Supplement mit den nothwendigen Nachträgen und Berichtigungen das Ganze seinen Abschluß gefunden.

In der Vorrede zum Haupttheile konnten die Herausgeber versichern, daß es schon bis dahin mehr als 2000 Briefe nach fast allen Ländern der Erde und unglaublicher Mühe bedurft habe, um das Werk zu Stande zu bringen. Um so mehr können sie jetzt mit Freude darauf hinblicken. Das Denkmal, das sie der „Heimat ihrer Jugend“ aufgerichtet, ist zugleich eine Arbeit von nicht zu unterschätzendem historischem Werth.

Schon unter dem Personal der Lehrer und Präfecten begegnet man interessanten Gestalten: einem Msgr. Canoz, der nach großen Thaten des Eifers und der Liebe als Bischof von Madura im December 1888 gestorben ist; einem P. Freudenfeld, dem geistvollen, liebenswürdigen Convertiten, einst in den Freiheitskriegen Blüchers Adjutant, dann einer der ersten Professoren an der neu errichteten Universität Bonn, einem Mann von mächtigem Einfluß auf viele seiner Zeitgenossen; einem P. Barelle, der einst in den portugiesischen Wirren als geistlicher Berather Don Miguel zur Seite stand, ähnlich wie P. Galicet, der „große Rector“, eine hervorragend begabte und anziehende Persönlichkeit; einem P. Anderledy, der jetzt als Generaloberer der Gesellschaft Jesu vorsteht, und vielen anderen Namen, die theils in Deutschland, theils in Frankreich, Belgien und der neuen Welt weithin bekannt geworden sind. Unter den Gönnern der Anstalt, den Bischöfen von Genf und Lausanne, liest man die ehrwürdigen Namen eines Pierre Tobie Yenni, Etienne Marilley, Gaspard Mermillod, alle drei Schüler des alten Jesuitencollegs St. Michel in Freiburg. Als Bischof Marilley 1848 nach harter Gefangenschaft aus der Schweiz verbannt wurde, war es ein alter Freiburger Zögling, der Graf Divonne, der ihm sein Schloß als Wohnsitz anbot und ihn acht Jahre lang da beherbergte. Als er endlich zurückkehren durfte, reiste eine Deputation der alten Freiburger von Lyon in die Schweiz, um ihn zu beglückwünschen und ihm zum Willkomm eine Ehrengabe darzubringen. Msgr. Mermillod pflegte sich selbst als alten Freiburger zu betrachten, obgleich er nicht Zögling im Pensionat, sondern nur Schüler des Collegs gewesen war. Bei der Zusammenkunft seiner alten Mitschüler in Freiburg 1889 betheiligte er sich in sehr herzlicher Weise an ihren Festlichkeiten. Die Kunde von seiner Erhebung zum Cardinalat wurde vor allem von den Freiburger Veteranen mit Jubel begrüßt. Das Lyoner Comité ließ einen prachtvollen Ring anfertigen, welcher dem Kirchenfürsten im Namen der alten Mitschüler überreicht wurde.

Das höchste Interesse bieten die so verschiedenartigen Lebensbahnen und Geschicke der einstigen Zöglinge. Schon die Zusammenstellung der Namen ist dazu angethan, eigenthümliche Gedanken zu wecken: neben den Häuptern der Legitimisten die beiden Neffen des Grafen Cavour, der eine davon sein Protegé und Erbe; neben den Kindern der urkatholischen Familien der Waldburg, der Schmising-Kerssenbrock, der Spee, ein Sohn des kaum von seinem unheilvollen Schauplatze geschwundenen Ministers Graf Montgelas; neben späteren Mitgliedern des Centrums, einem R. v. Freyberg-Eisenberg, einem Graf Quadt-Wyckradt-Isny die beiden Hatzfeld; der eine Fürst und erbliches Mitglied des Herrenhauses, der andere deutscher Botschafter in London; neben schlichten bürgerlichen Namen aus allen Gauen Deutschlands ein Fürst Salm-Reiffer-

scheidt, Graf Leiningen, Boos von Waldeck, nichts zu sagen von der Auswahl der hohen Aristokratie des Auslandes.

Der Eingang des Werkes erinnert an die Worte des einstigen Freiburger Congregationspräfecten P. Labonde: „Ich will Euch nicht zu Mönchen erziehen, sondern einfach zu echten Christen, fest und unerschütterlich, fähig, jede Carrière einzuschlagen." Der ganze Inhalt zeigt, daß dies keine leeren Worte waren. Wohl sind bei den 20 Jahren des Bestandes der Anstalt drei hochverdiente Bischöfe, von denen der eine den Tod des Bekenners starb, 50 zum Theil sehr ausgezeichnete Weltpriester und 97 Mitglieder verschiedener Orden aus ihr hervorgegangen. Unter denen, welche sich der Gesellschaft Jesu angeschlossen haben, sind die PP. v. Waldburg-Zeil, v. Mehlem, Pottgeisser, v. Lamezan in Deutschland, P. Ramière u. a. in Frankreich genugsam bekannt geworden. Aber die Zahl der geistlichen Berufe wird weit übertroffen durch die zum Militärstande. Ueber 200 Officiere, darunter 16 Generale, 23 Obersten und Oberstlieutenants und außerdem eine Anzahl tüchtiger See-Officiere werden unter den alten Freiburgern verzeichnet. Fast überall, wo es etwas zu kämpfen gab, haben Freiburger Veteranen mit Auszeichnung gefochten. Mehrere fielen im Kampfe gegen die Araber in Algier, A. de Damas an der Palikaobrücke in China. F. Perrier stand als Officier an der Seite Ibrahim Pascha's, des Vicekönigs von Aegypten, während des Feldzuges in Syrien. Der Marquis von Pimodan kämpfte in österreichischen Diensten gegen die Aufständischen in Ungarn, fiel in die Hände der Rebellen, und zum Tode verurtheilt, harrte er der Hinrichtung, als er durch das siegreiche Vordringen des Generals Haynau befreit wurde. In derselben Armee dienten die beiden von Esebeck, die sich gegenseitig das Wort gegeben, daß, sollte der eine fallen, der andere aus Rücksicht für die Mutter den Kriegsdienst verlassen würde. Der jüngere fiel, und der ältere nahm als Hauptmann seinen Abschied. Cathelineau, der schon am Aufstand der Vendéer sich betheiligt hatte, kämpfte mit Auszeichnung in Portugal, um später zur Zeit der Gefahr beim päpstlichen Heere einzutreten; andere wie Pina de St. Didier dienten unter Don Carlos. Im Krimkrieg begegnet man allenthalben den Freiburgern. Im französischen, im englischen, im sardinischen Dienste, zur See wie zu Land, als Krankenpfleger wie als Kämpfer sind sie vertreten. E. Bain erlag den Anstrengungen der Krankenpflege, P. Gloriot, einst zu Freiburg angesehener Präfect, wurde von der Cholera weggerafft. Er war es, dem einige Zeit zuvor die ehrenvolle Aufgabe geworden, den Leichnam des Marschalls St. Arnaud nach Frankreich zu geleiten. Mehrere fielen vor Sebastopol. A. du Peloux blieb in den Laufgräben des Malakoff; noch als Leiche hielt er seinen Rosenkranz fest an die Brust gepreßt. Er war nicht der einzige Freiburger, dessen Leiche man mit dem Rosenkranz gefunden. Er wurde gerühmt als der Friedensstifter in seinem Regimente, der stets gewußt hatte, Duelle zu verhindern, ohne dadurch die militärische Ehre zu beeinträchtigen.

Verhältnißmäßig am zahlreichsten war Freiburg vertreten im päpstlichen Heere. Zwei fielen als päpstliche Officiere bei Vicenza 1848. Bei Castelfidardo wurde Graf L. de Limminghe verwundet und gefangen. Der Marquis von

Pimodan mußte hier sein edles Leben lassen. Als Generalstabschef Lamoricière's fiel er am 18. September 1860 von vier Kugeln durchbohrt für die Rechte des Heiligen Vaters. Am Tage vor der Schlacht hatte er mit Lamoricière und dem ganzen Stab die heiligen Sacramente empfangen. Hier kämpfte auch ein anderer Freiburger, L. v. Müller aus Rheims, mit großer Auszeichnung. Als gefeierter Held kehrte er heim, nur um seine glänzenden Zukunftsaussichten zu opfern und im demüthigen Gewande der Kapuziner sein Leben Gott zu weihen.

Auch beim Heere von Versailles, das 1871 gesammelt wurde, um die Commune mit bewaffneter Hand niederzuwerfen, traf eine ganze Schaar von Freiburgern unerwartet zusammen, manche von ihnen viel erprobte Kriegshelden, die zur Herstellung der Ordnung sich freiwillig zum Kampfe angeboten hatten.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht nur tapfere Officiere waren, die aus den Reihen der Freiburger hervorgingen, sondern viele von ihnen auch wissenschaftlich strebsame Officiere. Einer, F. Bernadac, stand lange Zeit als Director der Kriegsschule für Artillerie und Genie zu Fontainebleau vor. Als de La Boussinière als Oberstlieutenant der Artillerie vor Sebastopol fiel, nannte ihn sein Chef im Bericht an den Kaiser die „Perle seiner Artillerie“, den „unvergleichlichen“, den er durch keinen andern ganz ersetzen könne. Nicht minder hervorragend zeigte sich F. Julien im Seedienst. Der Admiral Bouët-Villaumez machte ihn zu seinem Adjutanten. In der Krim, im italienischen Krieg, vor Tunis, nicht minder aber in den Bureaux der Admiralität zeigte er seine außerordentlichen Eigenschaften. Er war der nahe Freund und College des später als Admiral so gefeierten Courbet. Allein eine allzu freimüthige Publication erregte den Grimm der Napoleonischen Regierung, und der talentvolle Officier wurde 1868 mit dem Kreuz der Ehrenlegion in den Ruhestand versetzt, um von da an einer höchst fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit sich hinzugeben. Erfolgreicher war die Carrière eines anderen fähigen Marine-Officiers aus den Reihen der Freiburger, F. de La Chapelle, der in der Krim, wie im italienischen Krieg drei Admirälen als besonderer Secretär beigegeben war und 1863—1879 die Stellung eines Inspectors der Marine bekleidete. Besondere Erwähnung verdienen unter den Kriegsmännern der Freiburger Schule die beiden Generale, welche das Pensionat der englischen Armee geschenkt hat. Ignaz Mac-Donnel aus einer schottischen Adelsfamilie, als Kind einst Spielgenosse des Grafen Chambord, als ergrauter Kriegsmann der Reisebegleiter des Prinzen von Wales durch Spanien und Portugal (1876), kämpfte in der Krim, in Indien und Afghanistan. Er blieb 43 Jahre lang im activen Dienst, 36 davon stets bei demselben Regiment; 1883 wurde er General. Bedeutender als er war General Clifford. 1845 hatte er das Pensionat verlassen, und schon 1855 kehrte er als Major mit Ehren bedeckt aus dem Krimkrieg zurück. Es war bereits der dritte Kriegsschauplatz, auf dem er sich ausgezeichnet hatte; zwei Feldzüge hatte er schon am Kap mitgemacht. Obgleich er treu an seiner Religion festhielt und bei den Soldaten auch später noch als der „katholische General“ bekannt war, wurde er doch der höchsten militärischen Ehren gewürdigt. Im Krieg

gegen China 1857 gehörte er dem Generalstab an; längere Zeit war er später der Adjutant des Oberstcommandirenden der englischen Armee, des Herzogs von Cambridge; Lord Wolseley hatte ihn zum Chef des Generalstabs für Aegypten bestimmt. Hohe Orden zierten seine Brust; der Krimkrieg allein brachte ihm das höchst selten verliehene Victoriakreuz und noch eine andere Auszeichnung der englischen und zwei der türkischen Krone und von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Er war es auch, der als Commandirender der Reserven in Afrika der Leiche des Prinzen Napoleon die letzten kirchlichen wie militärischen Ehren erweisen ließ. Die Kaiserin Eugenie machte ihm als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit das Pferd des Prinzen zum Geschenk. Bei der Beerdigung des Generals am 18. April 1883 ließ sie einen Kranz auf seinen Sarg legen; einen andern brachte der Quartiermeister General Sir Arthur Herbert im Namen Lord Wolseley's, um ihn auf seinem Grab niederzulegen. Die Leichenfeier hielt Cliffords Bruder, der Bischof von Clifton, assistirt von einem andern seiner Brüder, P. Walter Clifford S. J.

Unter den Staatsmännern, die Freiburg ihre Jugenderziehung verdanken, müssen die Belgier Malou und de Decker an erster Stelle genannt werden, die den Erziehern ihrer Jugend stets Ehre gemacht haben. Malou hatte schon in mehreren ehrenvollen Stellungen seine Tüchtigkeit bewährt, als er 1845 das Finanzministerium übernahm. Seine Thätigkeit als Minister nach seiner zweiten Berufung 1870—1878 ist noch in aller Erinnerung; 1884 trat er abermals an die Spitze der Regierung. Auch de Decker hat als Beamter und Abgeordneter wie als Minister des Innern um sein Vaterland sich verdient gemacht. Dauernden Ruhm hat er sich erworben durch sein schönes Werk: „L'Église et l'ordre social chrétien.“ Ihnen muß für Frankreich der Straßburger Joseph Picquet-Damasme an die Seite gestellt werden, der nach längerer Lehrthätigkeit an der juristischen Facultät von Grenoble, wo er das Strafrecht vorgetragen, verschiedene einflußreiche Staatsämter, darunter zwei Präfecturen, mit Anerkennung verwaltete. Eine glänzende Laufbahn stand ihm offen, und verlockende Aussichten traten an ihn heran. Aber dieselbe Charakterfestigkeit, mit welcher er bei Proclamirung der Republik sich aus dem Staatsdienst zurückzog, ließ ihn auch später Zukunftsaussichten entsagen, welche ihn mit seinen Ueberzeugungen in Widerspruch gebracht hätten.

Auch die Zahl der Diplomaten ist beträchtlich. Neben Pycke de Peteghem in Belgien, Graf F. v. Quadt und Frhr. v. Ow in Deutschland, die selbständige Gesandtschaftsposten bekleidet haben, steht u. a. Graf Gerebtsoff, Legationsrath bei der russischen Gesandtschaft in Paris unter Orloff, später Staatsrath in Petersburg, E. de Rozière, französischer Gesandtschaftssecretär in Wien und Madrid, vor allem aber die ebenso liebenswürdige als bedeutende Erscheinung des Grafen Reiset. Unter schwierigen Verhältnissen hat er schon 1848 zu Frankfurt a. M., dann während des italienischen Krieges zu Turin, dann bis 1866 in Hannover die französische Regierung mit großem Geschick vertreten. Bei Georg V. von Hannover war er besonders beliebt. Der bekannte Schriftsteller O. Meding schreibt darüber in seinen „Memoiren zur Zeitgeschichte“ (II, 39): „Der Gesandte Napoleons war der Graf

v. Reiset, ein Mann mit allen liebenswürdigen Eigenschaften des vornehmen Franzosen, von vieler diplomatischer Feinheit und einer tiefen künstlerischen, namentlich musikalischen Bildung, durch welche er dem Könige ganz besonders sympathisch wurde... Er machte ein angenehmes Haus, das der König besuchte. So erinnere ich mich noch einer Soirée im Winter 1865, bei welcher die königliche Familie und der ganze Hof erschien. Es wurde eine musikalische Composition des Grafen aufgeführt, und während die Gesellschaft versammelt war, traf ein Telegramm des Kaisers ein, in welchem er den König im Hause seines Vertreters begrüßte.“ Seitdem hat Reiset sich hauptsächlich mit historischen Studien befaßt und mehrere werthvolle Werke herausgegeben. Eines derselben: „Modes et usages au temps de la reine Marie Antoinette“ wurde 1886 von der Akademie mit dem Preis gekrönt.

Die verhältnißmäßig größte Zahl der alten Freiburger hat allerdings der Verwaltung ihrer Güter sich gewidmet und gar nicht oder nur vorübergehend in die öffentlichen Ereignisse eingegriffen. Aber es ist erhebend, ihre Reihen zu durchgehen, da weitaus die meisten im echten Geist des Christenthums, treu ihrer Kirche wie ihrem Vaterland und wohlthuend für ihre Umgebung, in der edelsten Weise ihre Kräfte wie ihr zeitliches Besitzthum zum Guten verwerthet haben. Auch der große Kaufmannsstand ist ehrenvoll und ziemlich zahlreich vertreten (160), und 46 Industrielle werden gezählt; 73 alte Freiburger haben sich durch literarische Thätigkeit, 27 durch künstlerische Leistungen besonders bekannt gemacht. Am besten sind unter diesen wohl die Architekten und die Musiker vertreten; doch stellen sie auch eine Anzahl talentvoller Maler und in B. Lhomme de Mercey einen Bildhauer von bedeutendem Ruf. Ausgezeichnet Tüchtiges haben zwei der alten Freiburger als Ingenieure geleistet. Graf H. de Dion, gleich erprobt in der Theorie wie der Praxis, machte sich durch seine gelehrten Arbeiten einen großen Namen, trug 1870 zur Vertheidigung von Paris, 1878 durch Plan und Ausführung der sämmtlichen Metallconstructionen des Ausstellungsgebäudes zum Erfolg der Pariser Weltausstellung ganz wesentlich bei. Seit 1877 war er Präsident der Gesellschaft der Ingenieure. Gleich ihm liebenswürdig als Mensch und hervorragend als Mann vom Fach war E. Carvalhaes van Zeller aus Oporto, der in England, Aegypten, Italien und Portugal bedeutende Brücken- und Eisenbahnbauten ausgeführt hat.

Auch hervorragende Redner sind aus Freiburg hervorgegangen, ganz abgesehen von der Zahl tüchtiger Prediger, die dort die Grundlage zu ihrer Ausbildung gelegt haben. Zu ihnen zählen der verdiente Graf Th. v. Scherer-Boccard, der Begründer des Piusvereins in der Schweiz, einer der unermüdlichsten Bekämpfer der Revolution, und zwei ausgezeichnete Lyoner Advokaten, St. Genton und Lucian Brun. Der letztere, zugleich Mitglied des Senates, gehört zu den geachtetsten Persönlichkeiten unter den Freiburger Veteranen. Seine ganz außergewöhnliche Beredtsamkeit, die er stets im Dienste der guten Sache verwerthete, feierte ihre größten Triumphe inmitten der Anarchie und Pöbelwirthschaft, die 1848 ganz Lyon zittern machten. Sein Wort allein war es, das die wilden Massen zu bändigen vermochte.

Einen vorzüglichen Ruhm Freiburgs bildet die große Zahl derer, die als Mitglieder gelehrter Gesellschaften um die Verbreitung des Wissens und wahrer Civilisation sich hohes Verdienst erworben haben. Unter den vielen glänzenden Namen, die hier zu verzeichnen wären, stehen oben an: Gabriel de St. Victor, bekannt durch seine großen Reisen, seine zahlreichen gehaltvollen Schriften und seine Verdienste um Hebung und Förderung des Ackerbaus, und L. Pouget, Generalinspector des französischen Post- und Telegraphenwesens, Erfinder mehrerer physikalischer Apparate, verdient um die Wissenschaft und Cultur wie um sein Vaterland, dem er namentlich 1870 in kritischen Tagen werthvolle Dienste geleistet hat.

Dabei ist das alte Freiburg nicht nur mit begeisterten Liebhabern der Wissenschaft, sondern auch mit Fachmännern recht vielseitig vertreten. Neben mehreren fleißigen Historikern und angesehenen Professoren der Medicin stellt es in F. Ancey einen sehr bedeutenden Entomologen, in A. Franzoni einen Botaniker von Ruf, in F. Sabatier einen gefeierten Linguisten.

Wie zu den Mittelpunkten der Wissenschaft hat das alte Freiburg seine Zöglinge auch entsandt zu den Höfen der Fürsten. Berlin und Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe, Madrid, Turin und Athen und auch Paris in den glänzendsten Tagen Napoleons III. sahen alte Freiburger in angesehenen Hofchargen. Einer aus ihren Reihen, Graf G. de Chabanne, verhalf Don Carlos zur Flucht aus Bourges, wo die französische Regierung jenen in Haft hielt. Chabanne selbst saß auf dem Bock der Kutsche, die den Prinzen davontrug. In der nächsten Umgebung des Grafen Chambord weilten beständig mehrere derselben, fünf umstanden am 24. August 1883 das Todesbett des hohen Sterbenden, sieben geleiteten seinen Sarg von Frohsdorf nach Görz, und 41 waren theils in Person, theils durch ihre Erben und Söhne beim Begräbniß vertreten.

Zur französischen Nationalversammlung 1871 kamen neun alte Freiburger, fast alle sehr bedeutende Persönlichkeiten, unter ihnen auch der nachherige Unterstaatssecretär des Finanzministeriums, L. Lefébure. Als Mitglieder des deutschen Reichstages werden drei genannt.

Auch in den christlich socialen Bestrebungen stehen die alten Freiburger nicht zurück. Die einen wirkten im engern Kreise ihrer Heimath, an der Spitze der Wohlthätigkeitsvereine und als Förderer aller Werke der Volkswohlfahrt; andere haben direct um die Hebung des Arbeiterstandes sich verdient gemacht. Noël Le Mire, bekannt wegen seines künstlerischen Talentes wie seiner schriftstellerischen Leistungen, einst erfolgreich als Großindustrieller, jetzt nur noch für die Sache der Kirche und des Volkes thätig, ist auch in dem unruhigen Lyon anerkannt als der ehrliche Freund der Arbeiterklasse. Graf C. de Thiollière ist einer der hervorragendsten unter jenen Männern, die an der Seite des Grafen de Mun für die Rettung und Erneuerung der christlichen Gesellschaft ihre Kraft einsetzen. An der Spitze bedeutender Hüttenwerke, sucht er durch christliche und weise Behandlung seiner Arbeiter für die sociale Frage die praktische Lösung zu finden. Im gleichen Sinne wirkt G. Vicomte du Peloux, dem jener Arbeiterverein von Bourg, der durch seine

glänzende Generalversammlung von 1887 unter dem Vorsitze des Grafen de Mun sich einen Namen gemacht hat, zum großen Theile sein Bestehen und seine Lebensfähigkeit verdankt.

Viele verdiente Männer ließen sich diesen noch anreihen. Andere aus ihren Mitschülern wirkten wieder auf andere Weise zum gleichen Ziele. F. Bernard, Großindustrieller in Lille, schien ganz aufzugehen in zwei großen Werken der Wohlthätigkeit, der Sorge für das Asyl der Unheilbaren und für die Anstalt der „kleinen Schwestern der Armen“. In der Kapelle der Unheilbaren in der Nähe des Altares wurde auf seinen ausdrücklichen Wunsch sein Herz beigesetzt. J. Cournand hingegen lebte ganz für die Rettung der Jugend. Er war 23 Jahre lang der unermüdliche Helfer, die rechte Hand des edlen Joseph Allemand in Marseille, des Stifters der Jugendvereine in Frankreich. A. Colon, erst Advokat, dann Priester, ward zum Begründer des Instituts St. Romain zu Chateau-Chinon für die christliche Erziehung der Kinder des Morvan und die Gewinnung priesterlicher Berufe.

Auch die öffentlichen Werke der Frömmigkeit und Gottesverehrung fanden an den alten Freiburgern die eifrigsten Förderer, wie das Werk der Glaubensverbreitung oder der Bau der Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre. Ein Freiburger war es auch (C. Combier), der M. de Belcastel zuerst den Gedanken nahelegte, Frankreich in besonderer Weise dem göttlichen Herzen zu weihen.

Es ist kein Erdtheil, wo nicht einer der Freiburger in Krieg oder Frieden Außergewöhnliches geleistet hätte, und kaum eine Nation, in welcher nicht das alte Pensionat auf bedeutende Männer als seine Zöglinge hinweisen könnte. Da ist in Spanien die schöne, imposante Gestalt des Marquis Joseph von Monistrol, eine der hervorragendsten und vielseitigsten Persönlichkeiten der hohen spanischen Aristokratie, von dem bei seinem Tode (5. Mai 1890) ein öffentliches Blatt schreiben konnte: „Nichts ist ihm fremd geblieben, was edel und werth ist, auserwählte Geister zu beschäftigen, sei es in Literatur, sei es in Kunst, sei es in Werken der christlichen Nächstenliebe.“ Ihm steht in Frankreich der ritterliche Freund des Grafen Chambord, Maxence Marquis von Foresta, würdig zur Seite, neben Stanislaus de Blacas, einem andern Freiburger, das Haupt der alten französischen Royalisten, aber gleichmäßig verehrt von allen Parteien. Die beiden edlen Männer hat die Erinnerung an Freiburg bis aufs Todbett begleitet. Monistrols letzte irdische Beschäftigung war das Durchblättern des „Livre d'or“; Foresta ließ sich von einem alten Freiburger die Sterbsacramente reichen.

Von einer Reihe bedeutender Männer der Schweiz, die sich in vieler Beziehung um ihr Vaterland verdient gemacht haben, seien nur genannt Louis de Weck, 20 Jahre lang Staatsrath und Präsident des Kantons Freiburg, bei seinem Tode (Nov. 1880) betrauert von der ganzen Schweiz, und K. v. Gendre, für die gesammte Schweiz Präsident des Piusvereins und des Vereins vom hl. Vincenz von Paul.

England ist vertreten durch die beiden Weld, von denen der eine als Gouverneur in Australien und auf den Malayischen Inseln seiner Regierung die wichtigsten Dienste geleistet und sich dabei als Christ, Held und Staats-

mann stets gleichmäßig bewährt, der andere als kühner und tüchtiger See-Officier fast in allen Welttheilen sich ausgezeichnet hat; ebenso durch die beiden Day, von denen der eine als Beamter in Australien dient, der andere eine der Zierden des hohen englischen Richterstandes ist.

Aber auch trübe Seiten hat der „Livre d'or“ zu verzeichnen, nicht nur manches verfehlte Leben, dem nur ein christlicher Tod noch einen tröstlichen Abschluß gab, sondern auch manches jähe und unglückliche Ende. L. de Ronchaud, eine sinnige Dichternatur, für alles Reine und Edle begeistert, hatte fromm und brav das Pensionat verlassen. Er träumte davon, im Noviziat eines Ordens seine Unschuld sicher zu stellen. Sein Unglück war die Bekanntschaft mit Daniel Stern und die Freundschaft mit George Sand. Daniel Stern, — das Pseudonym, unter welchem die Comtesse d'Agoult sich verbarg, — hat mit Vorliebe die deutsche Dichtung studirt. Sie war eine Bewundererin Heinrich Heine's; ihr literarischer Name ist gebrandmarkt vor allem durch die Schamlosigkeit, mit der sie in ihrer Nérida den Ehebruch verherrlicht hat. Ronchaud wurde Freimaurer; an Ehren und Würden fehlte es ihm dafür nicht. Er war der Begründer und Director der École nationale du Louvre, der Director der Nationalmuseen und geziert mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Er bekleidete die angesehene Stellung des Directeur des beaux arts. Aber er starb verlassen während eines Erholungsaufenthaltes zu St. Germain-en-Laye; fünf Stunden vor seinem Ende wurde er aus seinem Hotel weggeschickt, weil er nicht genug zu verdienen gäbe. Auch sein Leichnam fand noch nicht Ruhe. Nach Paris gebracht, mußte er außerhalb des Thores der eigenen Wohnung niedergestellt werden, da es verboten war, eine Leiche in die Räume des Louvre zu bringen. Nur durch einen Zufall mißlang der Plan, sein Begräbniß zu einer großen freimaurerischen Demonstration zu benützen (Juli 1887).

Man wird jedoch nicht sagen können, daß im ganzen die Früchte der Freiburger Erziehung sich ungünstig ausweisen, oder auch nur jene Mängel zeigen, welche so oft als mit jedem Pensionatsleben verbunden dargestellt werden. Die Frömmigkeit, die dort gepflegt wurde, hat sich widerstandsfähig und lebenskräftig gezeigt. Man kann auch nicht behaupten, daß Einseitigkeit oder Kopfhängerei sich an den Freiburger Veteranen bemerklich gemacht habe. Im Gegentheil, wenn es ein gemeinsames Merkmal, ein eigenthümliches Gepräge für die alten Freiburger gibt, so ist dies der Geist des Unternehmens, des Lebensmuthes, der frischen Initiative auf allen Gebieten.

Nichts ist bezeichnender für den Inhalt des „goldenen Buches“ als aufs Gerathewohl aus seinen bunten Bildern einige herauszugreifen. Da sieht man den gelehrten deutschen Arzt C. v. Ellenrieder erst als Freiwilligen unter Radetzky, dann als Officier in holländischen Diensten auf Batavia kämpfen, und in Schriften die Erfahrungen seiner weiten Reisen und vielen Kämpfe niederlegen, dort die Brüder Castella in Australien mit großartigen Weinpflanzungen ungeahnte Erfolge erzielen und auf der Ausstellung von Melbourne 1881 mit dem vielbegehrten Kaiser-Wilhelm-Preis belohnt.

Viele der alten Freiburger haben mehrere Welttheile gesehen; wenigstens vier derselben haben die ganze Welt umsegelt: C. de Laubépin als Secretär

des Admirals Dumont d'Urville auf dessen berühmter Expedition, O. Ferreri aus Turin, den die eigene Wanderlust überall umhergetrieben, E. d'Abbadie de Barrau, der jetzt als Großindustrieller auf der Insel Mauritius lebt. Fünf Jahre nach seiner Heimkehr von der großen Weltreise hat ein niedlicher Familienroman ihn zurückgeführt in die Heimat von „Paul und Virginie“. Alle diese übertrifft noch Marquis G. de Nicolay, den man mit Recht einen der unermüdlichsten und kühnsten Reisenden seiner Zeit genannt hat. Nicht allein zu Land und See, sondern auch zu Luftballon hat er die alte und neue Welt, Himmel und Erde durchforscht.

Im Juni 1848 steht O. Graf Busseul als Rittmeister in österreichischem Dienst bei dem Angriffscorps gegen Vicenza. Bei den päpstlichen Truppen, die gezwungen sind, gegen Oesterreich zu kämpfen, dienen mehrere seiner alten Mitschüler und Freunde. Einer davon, A. de Reynold aus Freiburg, fiel unter den österreichischen Kugeln, ein anderer, der junge F. Caumont, Busseuls Landsmann und Freund, wurde tödtlich verwundet.

Im Jahre 1862 kreuzen zwei französische Schiffe an den Küsten der Romagna. Sie machen Jagd auf Garibaldi und schützen die Küste. Die Befehlshaber der beiden Schiffe werden vom Papste mit dem Kreuze des Piusordens geziert. Beide waren Freiburger Zöglinge: F. Julien und V. Aguillon. Im italienisch-österreichischen Krieg unter Karl Albert kommt der junge F. Franchet d'Espérey, Ordonnanzofficier im Dienste des Königs, als Parlamentär zu Radetzky's Lager gesprengt. Er war kein Neuling mehr im Krieg; er hatte als sardinischer See-Officier bereits Schiffe commandirt und seine Tüchtigkeit bewiesen. Radetzky's Adjutant naht sich, mit ihm zu verhandeln. Es war sein Bekannter von Freiburg, der Marquis von Pimodan, der sich gleichfalls schon auf anderm Schauplatze ruhmreich hervorgethan hatte. Auch gegen Italien hatte er schon wichtige Dienste geleistet, und zweimal hatte er sich nur mit knapper Noth aus den Händen italienischer Aufrührerbanden befreit. Dies war nicht das einzige merkwürdige Wiedersehen in Franchet d'Espérey's Leben. Einige Jahre vorher war er als Commandant eines sardinischen Schiffes bei St. Franzisko vor Anker gegangen. Es war die heißeste Zeit des Goldfiebers; ein Fremder kam an Bord und bearbeitete die Matrosen, mit ihm zu den Goldfeldern zu ziehen. Der Capitän ließ ihn festnehmen und in seine Kajüte vor sich kommen. Ein geladener Revolver lag auf dem Tische. Aber er hatte den Abenteurer wohl erkannt. Es war eine der ritterlichsten und selbst großartigsten Erscheinungen unter denen, die einst dem Freiburger Pensionat angehört hatten, nur daß unbändiger Abenteuerdurst all seine großen Gaben überwucherte. „Mein Herr“, sagte der Capitän ernst, „Sie haben sich vermessen, meine Mannschaft zur Desertion verleiten zu wollen. Ich habe das Recht, Ihnen eine Kugel vor den Kopf zu schießen — aber — Du bist ja Graf Gaston de Raousset Boulbon und ich Capitän Franchet d'Espérey, drum komm an mein Herz! Aber nur kein Wort mehr zu meiner Mannschaft!“ Wenige Jahre später fiel Raousset Boulbon, der „Held der Sonora“, nachdem er seine Abenteuer in Frankreich und Algier durch glänzende Waffenthaten in Mexico überboten, in die Hände der Feinde. Vom französischen

Consul im Stiche gelassen, wurde er am 12. August 1854 erschossen. Die Gelegenheit zur Flucht war ihm geboten worden durch den Vetter eines seiner Freiburger Kameraden; aber Boulbon hatte sein Wort gegeben, nicht zu fliehen. Er starb ritterlich und fromm; sein Abschied von der Welt war ein Brief an seine alten Lehrer. Sein Freiburger Mitschüler de la Madelène hat ein Lebensbild von ihm herausgegeben.

Unterdessen hatte sich Franchet d'Espérey aus dem Dienste Sardiniens nach Frankreich zurückgezogen. 1871 stellte er sich an die Spitze des einzigen freiwilligen Bataillons, das sich zur Niederwerfung der Commune gebildet hatte. Seine Unerschrockenheit, sein militärischer Blick und sein Erfolg erwarben ihm dabei den Dank des Vaterlandes und das Kreuz der Ehrenlegion. In Versailles wurden ihm die Insignien der neuen Würde überreicht von einem andern alten Freiburger, dem Marquis Octavian de Quinsonas, demselben, der sich im Kampfe gegen die Commune solche Auszeichnung erwarb, daß der Oberstcommandirende, General de Cissey, um ihn besonders zu ehren, ihn an der Spitze der Truppen in Paris einreiten ließ. Unter der Armee, die bei dieser Gelegenheit Quinsonas folgte, war auch eine Schwadron, geführt von einem andern Freiburger Veteranen, Baron L. von Müllenheim-Rechberg, der 1870 in vielen Schlachten mit Auszeichnung gefochten und sich, kaum von seinen Wunden genesen, freiwillig zum Kampfe gegen die Commune gemeldet hatte.

Aus so manchen Heldenthaten der alten Freiburger sind dies nur vereinzelte Züge. Aber nicht sie, sondern die weit zahlreicheren Beispiele wahrhaft christlicher Gesinnung, heroischer Nächstenliebe, hochherziger Hingabe für die Kirche, für das Recht und die Freiheit sind es, die das Buch mit dem Verzeichniß der Freiburger Zöglinge wahrhaft zu dem machen, was der Titel besagt, einem „goldenen Buch“.

O. P.

Recensionen.

Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung, dargestellt von **Otto Willmann.** Braunschweig, Vieweg. I. Bd.: Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. 1882. XV u. 241 S. gr. 8⁰. Preis *M.* 8. II. Bd.: Die Bildungszwecke. Der Bildungsinhalt. Die Bildungsarbeit. Das Bildungswesen. 1889. XVIII u. 544 S. gr. 8⁰. Preis *M.* 6.

Das vorliegende Werk richtet sich vor allem an den gediegenern Theil der deutschen Gymnasiallehrer, welcher Interesse für die wissenschaftliche Gestaltung der Pädagogik und für einen wahrhaft rationellen Unterrichtsbetrieb besitzt. Der Punkt, an dem bisher solche Bestrebungen vielfach ansetzten, war die Pädagogik Herbarts, welche, mag sie auch im einzelnen manches Gute enthalten, doch sicher auf grundfalscher Metaphysik und Ethik fußt. Die Absicht des Verfassers ging nun einerseits dahin, jene Grundlagen zu verbessern, ohne jedoch das Brauchbare und Berechtigte aus Herbarts Pädagogik verwerfen zu wollen, andererseits alle bisherigen Leistungen der Unterrichtslehre, die Ergebnisse der Arbeiten zur Erziehungs- und Bildungsgeschichte, sowie die Anfänge zu einer Lehre vom Bildungswesen, auf welche die neuere Socialforschung geführt hat, in Contact und Wechselwirkung zu setzen. So bietet Willmanns „Didaktik" auch für den Sociologen vielfache Anregung und reiche Ausbeute. Die von Lorenz von Stein in seiner Lehre von der Bewegung geistiger Güter eröffneten Gesichtspunkte werden wesentlich erweitert. Gerade die socialen Gesichtspunkte sollen auch bei unserer Besprechung hauptsächlich berücksichtigt werden, wie wir uns überhaupt darauf beschränken, den principiellen Fragen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Niemand dürfte Professor O. Willmann das ehrende Zeugniß versagen können, daß er aufrichtig und ernst, einzig und allein im Dienste der Wahrheit, dabei ausgerüstet mit einem staunenerregenden Reichthum an Wissen und Erfahrung, sein großes Werk vollendet hat.

Dasselbe zerfällt in zwei Theile. Der erste Band bringt neben methodologischen Erörterungen die historische Grundlegung durch eingehende Behand-

lung der geschichtlichen Typen des Bildungswesens, während der zweite Band die Analyse der Bildungsarbeit nach ihren Zwecken, Inhalt, Formen, Veranstaltungen und Beziehungen enthält.

Die grundlegende Anschauung, welche dem ganzen Werke sein charakteristisches Gepräge aufdrückt und zugleich den wesentlichen Fortschritt bezeichnet gegenüber früherer Behandlung desselben Stoffes, die Auffassung des Bildungs- und Erziehungswerkes als eines Theils der socialen Lebenserneuerung, lehnt sich an die dem Alterthum schon bekannte, im Christenthum vertiefte, von der neuern Socialforschung wieder mit Erfolg verwerthete Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und dem lebenden Körper an. Indessen hütet sich Willmann, im Gegensatze zu Paul von Lilienfeld („Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft." 4 Bde. Mitau 1873) und Albert Schäffle („Bau und Leben des socialen Körpers." 4 Bde. Tübingen 1875), dem Gleichnisse die Bildlichkeit abzustreifen und die Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper zur realen Conformität zu erweitern, so zwar, daß beide lediglich als Kräftecomplexe gefaßt werden: dieser als Complex physischer, jener als ein solcher ideeller. „Jene Theorien haben für das Problem der Wechselwirkung von Individuen und socialem Collectivwesen keine Handhabe und können sie nicht haben, weil sie Begriffe der natürlichen (körperlichen) Welt auf die geistige übertragen, unangesehen der generischen Verschiedenheiten beider Gebiete" (I, S. 51). Der Gesellschaft wird überdies nicht genug gethan, wenn man sie als einen Complex ideeller Kräfte bezeichnet: sie ist vielmehr zugleich ein ideeller Complex von Kräften, die erst vollends durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Ueber- und Unterordnung zur Einheit des socialen Organismus sich verbinden. Schließlich erscheint auch die Stellung des Individuums in der Gesellschaft als eine andere denn die der Zelle im Verhältniß zum lebenden Körper. „Die Zelle ist gegenüber dem Organismus eine Einheit niederer Ordnung, oder teleologisch ausgedrückt: sie ist für denselben da, auf ihn als Zweck bezogen; das Verhältniß von Individuum und Gemeinschaft dagegen ist durch eine analoge Unterordnung nicht zu bestimmen: beide sind für einander da, keines ein bloßes Mittel für das andere; die moralische Welt läuft in zwei Spitzen zugleich aus: in der individuellen Persönlichkeit und in der geistig-sittlichen Gemeinschaft; der Stufenbau der physischen Welt macht hier einem neuen architektonischen Principe Platz" (I, S. 52). — In der tiefen und zugleich anspruchslosen Weisheit der christlichen Weltanschauung findet Willmann die richtige Erfassung des Verhältnisses zwischen Gesellschaft und Individuum. „Das Gleichniß vom lebendigen Leibe hat für die christliche Ansicht eine fundamentale Bedeutung, und keine mechanistische oder individualistische Zeitströmung hat die Kirche an ihrem organischen Charakter irre gemacht; aber die Eingliederung in den mystischen Leib bedeutet nicht die Aufhebung des absoluten Werthes des individuellen Geistes, vielmehr ist die Obsorge, daß jeder einzelne das Leben habe und keiner Schaden leide an seiner Seele, welchen Schaden alle Güter der Welt nicht aufwögen, die höchste Function der christlichen Gemeinschaft" (I, S. 53).

Wie sehr nun auch Willmann die naturalistische Auffassung von einer eigentlichen Conformität zwischen menschlicher Gesellschaft und thierischem Organismus bekämpft, wie wenig er geneigt ist, in jenem Gleichniß geradezu ein sociologisches Erkenntnißprincip anzuerkennen, so verschmäht er es doch andererseits nicht, die fruchtbare und lehrreiche Analogie von Gesellschaft und lebendem Körper für seine organische, das individuale und sociale Element verbindende Auffassung der Bildungs- und Erziehungslehre in ausgedehnter Weise zu verwerthen. Die Aufhellung der biologischen Processe durch die spätere Naturforschung bietet ihm hierfür neue Analogien, neue Vergleichungspunkte. Der Organismus scheidet Stoffe aus, die er durch andere ersetzt, und erneuert sich durch stetigen Aufbau und Abbau ohne Unterlaß; bei der menschlichen Gesellschaft sind es Geburt und Tod, welche einen analogen Zu- und Abfluß darstellen und die continuirliche Erneuerung derselben mit sich bringen. Beide, Organismus und Gesellschaft, bewahren bei diesem fortwährenden Erneuerungsproceß gleichwohl ihre Identität, und für beide ist es eine Lebensfunction, sich den jedesmaligen Zuwachs zu assimiliren und dadurch die Continuität ihrer Bethätigungen zu sichern. „Fortpflanzung und Vererbung, die Pflege der Nachkommenschaft, die ungewollten Assimilationen der Jungen an die Alten, die erbliche Uebertragung der Güter, die bewußten, mehr oder weniger planmäßigen Einwirkungen durch Lehre und Zucht: dies sind die wesentlichen Vorgänge und Acte, in welchen sich die sociale Lebenserneuerung vollzieht" (I, S. 13). Das Bildungs- und Erziehungswesen fügt sich somit als organisches Element dem Verjüngungsproceß der Gesellschaft ein.

Bringt schon diese sociale Auffassung der Jugendbildung, derzufolge keineswegs bloß das binäre Verhältniß von Erzieher und Zögling, sondern die weitergehende Beziehung von Generation zu Generation der Bildung und Erziehung zu Grunde liegt und diese geradezu als Vehikel für die Vererbung und Erhaltung aller geistigen und sittlichen Güter der Gesammtheit sich darstellt, die Willmann'sche Didaktik in schroffen Gegensatz zur einseitig individualistischen und darum revolutionären Weltanschauung der Aufklärungsepoche, wie sie lediglich auf das Individuum als solches, unangesehen seiner Beziehungen zur Gesammtheit und Vergangenheit reflectirte: so verschärft sich dieser Gegensatz wo möglich noch mehr bei der Frage, wessen Aufgabe es sei, als Träger der geistigen Güterbewegung, als Vermittler der Schätze des geistigen und sittlichen Lebens an das nachwachsende Geschlecht zu fungiren. Wiederum ist es hier die Analogie zwischen Socialkörper und Organismus, an welche Willmanns Auffassung sich anlehnt. „Wie der Organismus nicht bloß ein System darstellt, sondern auf einem Ineinander mehrerer Systeme — der Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Nerven — beruht, so ist es auch nicht ein Verband, der die Menschen an gegebenem Ort, zu gegebener Zeit zu einem Collectivwesen vereinigt, sondern ein Ineinander von Verbänden, ein complexes sociales Gewebe, welches den nationalen Verband, das politische Gemeinwesen, das Gefüge der Stände und Berufsarten, die Religionsgemeinschaft und die ungezählten Aggregationen, welche

durch wirthschaftliche, geistige, gesellige und andere Interessen, durch Zusammenleben, Verkehr und Sitte gestiftet werden, insgesammt in sich begreift" (I, S. 4).

Gänzlich verfehlt wäre es demnach, wollte man Willmanns sociale Auffassung der Jugendbildung mit jener heute noch herrschenden politischen verwechseln, die hierfür keine andere Collectivthätigkeit kennt als die des Staates. „Der politische Gesichtspunkt ist für sich allein nicht geeignet, das Verständniß des socialen Charakters der Erziehung und Bildung zu erschließen. Kann man es den Griechen billigerweise nicht zum Vorwurfe machen, daß sie die sociale und politische Ansicht der Jugendbildung nicht trennten, da ihnen ihr öffentliches Leben Gesellschaftsverbände, nationale und Stammeseigenthümlichkeiten und religiöse Institutionen mit dem politischen Gemeinwesen auf das engste verwachsen zeigte, so muß dagegen die Staatspädagogik des vorigen und jetzigen Jahrhunderts der Vorwurf der Einseitigkeit treffen, wenn sie das Bildungs- oder gar das Erziehungswesen als eine Veranstaltung des Staates ansah und die anderen socialen und historischen Factoren, welche es ins Leben gerufen: die Kirche, die Gesellschaft, die Sitte, ignorirte. So gewiß der Staat nur einer der Verbände ist, die in ihrer Gesammtheit den socialen Organismus ausmachen, so gewiß ist die Lebenserneuerung des letztern nicht zu verstehen, wenn sie vom Standpunkte des Staates allein angesehen wird. Erziehungsideale und Bildungsbestrebungen fußen auf den Gütern der Gesittung und des Geisteslebens, welche der Staat nicht schafft, sondern nur schützt, bestenfalls regelt und fixirt. Seiner organisirenden Thätigkeit muß der Inhalt von anderer Seite her zuwachsen aus schöpferischen Tiefen, in welche kein Herrschergebot und keine Regierungsverordnung hinabreicht" (I, S. 31. 32).

Mit der socialen Betrachtungsweise der Erziehungs- und Bildungslehre enge verwandt, ja recht eigentlich demselben Princip entsprungen, ist die historische. Erziehung und Bildung im Ganzen des socialen Erneuerungsprocesses aufsuchen, heißt eben nichts anderes, als ihre Stellung in der geschichtlichen Lebensbewegung, ihre Mitwirkung zur historischen Continuität der menschlichen Dinge zu erkennen streben; sie als ein Verhältniß der Generationen, als Ueberlieferung und Assimilation auffassen, bedeutet, sie unter den historischen Gesichtspunkt stellen (I, S. 53).

Nach dieser allgemeinen Kennzeichnung des principiellen Standpunktes, von dem aus Willmann eine Verbindung der socialen und der individualen Auffassung der Erziehung und Bildung erstrebt, versteht sich erst recht der Plan, nach welchem das Werk aufgebaut ist. — Willmann unterscheidet schärfer als bisher zwischen Pädagogik, welche die werdende sittliche Persönlichkeit nach allen ihren Beziehungen zu verfolgen habe, und Didaktik, deren Aufgabe die Vermittlung der Bildung, der geistigen Strebungen sei. Hier beschäftigt er sich ausschließlich mit der Didaktik, während er die Pädagogik einer spätern Behandlung vorbehält (I, S. 75).

Gegenstand der Didaktik nun ist die Bildungsarbeit, wie sie sowohl in ihrer collectiven Gestaltung: dem Bildungswesen, als in ihren

individuellen Erscheinungen: dem Bildungserwerbe, der durch den einzelnen zu geschehen hat, sich darstellt. Das Bildungswesen aber erscheint zugleich als ein Organismus und als ein Organ: ersteres, insofern es ein relativ abgeschlossenes Ganze von Anstalten und Veranstaltungen zur Vermittlung der Bildung ausmacht, letzteres mit Rücksicht auf den Socialkörper, dessen Gesammtfunction es sich einordnet. Die Lehre vom Bildungswesen wird darum in Willmanns „Didaktik" unter jener doppelten Rücksicht behandelt, so zwar, daß die historische Behandlung des Bildungswesens an die Spitze tritt (I, S. 101—421), hieran die Lehre vom Bildungserwerbe sich anreiht (II, S. 3—423), während das Gesammtbild des Bildungswesens und der Nachweis seiner Verzweigung in das Ganze der socialen Verzweigung den Schluß des Werkes bildet (II, S. 423—544).

Es ist nicht thunlich, hier, auch nur im Auszuge, die gelehrte und interessante Behandlung der mannigfach wechselnden Gestaltungen, welche das Bildungswesen im Laufe der Zeit angenommen hat, wiederzugeben, im einzelnen zu zeigen, wie die Bildungsarbeit im Verhältniß zur Cultur, Civilisation und Gesittung verschiedene Formen angenommen hat, in der morgenländischen, griechischen und römischen Bildung, in der christlichen Bildung auf römischem Boden, der Bildung des Mittelalters, der Renaissance und der Aufklärung, schließlich in der modernen Bildung, — aber man kann Herrn Dr. Otto Frick nur beistimmen, wenn er in der überaus anerkennenden Besprechung der Willmann'schen „Didaktik" sagt: „Die Darstellung ist ein Muster einer überall in die Tiefe gehenden und weite Ausblicke aufdeckenden Behandlung; sie bezeichnet auch in ihrer Knappheit durch die Weite des Blickes einen erheblichen Fortschritt gegen die früheren Darstellungen der Geschichte der Pädagogik" („Lehrproben und Lehrgänge", 23. Heft. Halle 1890. S. 35). Wunderschön ist unter anderem manches in der Darstellung des Einflusses, welchen das Christenthum auf die Bildung geübt. „Jedes Zeitalter hat die schöpferischen Antriebe desselben empfunden, keines seine Segensgaben erschöpft" (I, S. 209). „Man hat es beklagt, daß das Mittelalter den Geist, indem es ihn auf das Jenseitige fixirte, von der menschlich-schönen und harmonischen Gestaltung des Diesseitigen abhielt, und daß sein einseitiger (?) Spiritualismus das Verständniß der Alten, den Verkehr mit der Natur, die unbefangene Schätzung der menschlichen Kräfte nicht aufkommen ließ (?); man sollte aber auch in Anschlag bringen, was es an jenem tiefen und ernsten Zug nach der andern Welt und an seiner Richtung auf das Spirituelle und Innerliche besessen hat" (I, S. 291).

Bei aller Anerkennung, die Willmann dem modernen Bildungswesen und seinen wahren Fortschritten zollt, verkennt er dessen Einseitigkeit im Verhältniß zu den Bildungsveranstaltungen früherer Zeiten keineswegs. „In jedem Betracht ist das moderne Bildungswesen mehr angelegt auf Angleichung der Köpfe und Verwerthung der Anlagen, als auf Hervorbringung der eigenartigen, ausgestalteten Persönlichkeit; sein reicher Lehrstoff befriedigt die intellectuellen Bedürfnisse, ehe sich diese zu individuellem Interesse, zu persönlicher Wißbegierde steigern können; die von ihm auf-

erlegte Pflichtarbeit gestattet dem Lernenden erst spät nach eigenem Sinn und Geschmack sein Studium zu gestalten, falls überhaupt die Regungen solchen Sinnes und Geschmackes nicht im Entstehen niedergehalten worden; seine Organisation bringt ein allgemeines Lernen und Arbeiten in Gang, aber begünstigt es, daß zu herrschenden Motiven dafür Gewöhnung, Aussicht auf künftige Verwerthung, bestenfalls Pflichtgefühl werden, gegen welche die spontanen und individuellen Bildungstriebe zurücktreten; sein System ist umfassend und sinnvoll angelegt, aber es umspannt doch nicht alle Factoren des geistigen Wachsens und Werdens, sondern schädigt die einen, wenn es den anderen genugthun will" (I, S. 420 f.).

Wie wir vernehmen, hat Willmanns „Didaktik" bei der Berliner Schulconferenz aufgelegen, und dringend wäre es zu wünschen, daß die, namentlich im zweiten Bande enthaltenen Grundsätze und praktischen Forderungen bei der bevorstehenden Reform des preußischen Schulwesens eingehende Berücksichtigung fänden.

Der zweite Band beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Bildungserwerbe. Er behandelt zuerst die Bildungszwecke, dann den materialen Bildungsinhalt, schließlich die formende Bildungsarbeit.

Die Bildungszwecke werden der Reihe nach aufgeführt und gegenseitig gewerthet, von den bewußten und unbewußten triebartigen Motiven zum Lernen und Lehren, den mitwirkenden praktischen Interessen des Erwerbs- und Ehrtriebes, dem eigentlichen Bildungsinteresse bis hinauf zu den ethischen Motiven und zu dem transcendenten Zug der Bildungsarbeit, der wahren Quelle aller Idealität (II, S. 3—38). — Wie bei der Behandlung der Teleologie der Bildungsarbeit, so offenbart sich auch in dem anziehenden Entwurfe eines Bildungsideals die ganze Tiefe der durch und durch christlichen Weltanschauung, die Willmann beseelt. „Lebendiges Wissen und durchgeistigtes Können sind Erscheinungsformen gebildeten Wesens; aber die Erscheinung bleibt bloßer Schein, wenn sich jene nicht in geläutertem Wollen zusammenfinden" (II, S. 50). Ja, die sittlich-religiöse Gesinnung bezeichnet nicht nur die Höhe der Bildung, sondern gehört nach Willmanns Auffassung zu deren innerstem Wesen. „Indem wir die Grundzüge des gebildeten Wesens aufsuchten, sind wir über dieses selbst hinausgewiesen worden vermöge der innern Verknüpfung, welche zwischen allen Richtungen der auf das Ideale gerichteten Bethätigung besteht. Durch die Propyläen veredelten Geisteslebens führte uns der Weg zur Akropolis der sittlich-religiösen Gesinnung; oben angelangt aber sehen wir, daß der zurückgelegte Weg nicht der einzige ist; außer ihm klimmt ein anderer schmuckloser Pfad zur nämlichen Höhe hinauf ... Der einfachste Christ, in welchem das Evangelium den Egoismus und Materialismus überwunden hat, ist in der That ein gebildeter Mann, weil das Christenthum seinem Denken, Reden und Thun ein Ebenmaß verleiht, alles Rohe und Gemeine ihm abthut und so auch sein Leben schön macht" (II, S. 51 f.).

Sehr sympathisch berührt es uns, wenn Willmann dort, wo er die Beziehungspunkte der Bildungsarbeit im Subjecte aufsucht, mit aller Entschieden-

heit die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen fordert. „Die Bildung gehört zu den theoretischen Functionen, sie bewegt sich im Geistigen, ihre Stätte ist der Gedankenkreis. Allein die letzten Zwecke der Bildung sind sittliche, und darum muß sie ihre Einwirkungen auf das Gemüth und den Interessenkreis ausdehnen; sie faßt den Menschen von der intellectuellen Seite, aber sie soll sich von da aus des ganzen Menschen bemächtigen" (II, S. 62).

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt den Bildungsinhalt. Er beginnt mit einer Analyse des Bildungsinhaltes, indem er grundlegende und accessorische Bildungsstoffe unterscheidet. Zu den ersteren gehören die eigentlichen Schulwissenschaften: Sprachunterricht, Mathematik, Philosophie, Religionslehre. Die accessorischen Elemente der Bildung umfassen die Geschichte, Weltkunde, Naturkunde (Polymathie, d. h. was sonst noch das Bildungsbedürfniß von nützlichen und unterhaltenden Kenntnissen erfordert). Hieran schließt sich die Gruppe der Fertigkeiten: Musik, Graphik, Technik, Gymnastik.

Im vierten Abschnitte wird die Organisation des Bildungsinhaltes, die didaktische Formgebung und die didaktische Technik behandelt. Eine ausführlichere Besprechung dieser beiden Abschnitte, welche den größten Theil des zweiten Bandes einnehmen, sowie der Fragen, welche mehr praktischer Natur sind, z. B. über Einrichtung des Gymnasiums, Auswahl der Autoren, Stellung der Nebenfächer und Hauptfächer, über Lehrerbildung u. s. w., müssen wir der fachwissenschaftlichen Literatur überlassen. Wenn man aber Willmann etwa den Vorwurf machen sollte, daß seine Vorschläge zum Theil auf eine Wiederherstellung früherer Formen des Bildungswesens hinauslaufen, so wird er dem gegenüber mit Recht geltend machen können, daß, „was sich in der Vergangenheit bewährt hat, auch einen festen Grund für die Zukunft zu geben verspreche, und was die Last der Geschichte getragen hat, in der Natur und Bestimmung des Menschen gegründet sein müsse" (Vorrede zum II. Bande).

Den Schluß des ganzen Werkes bildet die Darstellung der Bildungsarbeit im Ganzen der menschlichen Lebensaufgaben. Durch die Beziehung der Bildungsarbeit auf die menschlichen Lebensaufgaben überhaupt wird sie ihrer Isolirung entrissen, dem höchsten Zusammenhange, dem sie angehört, wiedergegeben und in ein inniges Verhältniß zur Ethik gebracht. Aber es ist die christliche, nicht die moderne Ethik mit ihrer Scheu vor allem Transcendenten, an welcher Willmanns „Didaktik" Stütze und Ergänzung sucht. „Die Bildungsarbeit hat die Aufgabe, die Werke der (wahren) Cultur in der rechten Weise zusammenzuführen, sie zu frei verfügbaren Elementen des individuellen Geisteslebens zu machen und damit die Fortpflanzung der Cultur zu sichern. Die übertreibende Auffassung der Cultur muß nothwendig auch den Begriff der Bildung ungehörig überspannen; die Culturfanatiker erwarten von Schule und Unterricht alles Heil und Heilung aller Schäden; ihre Schlagwörter: ‚Bildung macht frei', ‚Unterrichten ist versittlichen', ‚Wer lesen kann, ist ein Erlöster' u. a., repristiniren die Irrthümer des vorigen Jahrhunderts über den Werth der Aufklärung, welche über dem Wissen das

Gewissen und das Können zugleich vergessen hatte; sie wollen die Natur entbinden und zur Cultur steigern durch Bildung, welche zugleich die Gesittung vertreten soll, die keines höheren Beziehungspunktes mehr bedürfe. Es ist die volle Umkehrung des innern und wahren Verhältnisses dieser Bethätigungen, welche damit proclamirt wird, das Widerspiel jeder besonnenen und unbeirrten Ethik und Pädagogik. Der höhere Beziehungspunkt ist das erste, was festgestellt werden muß: in der Heiligung muß die Gesittung bewurzelt sein, auf ihr die Bildung und Cultur sich erheben, die nun wieder für die Behandlung des Natürlichen das Maß hergibt; denn das Niedere soll sich nach dem Höhern, das Vergängliche nach dem Unvergänglichen richten, und das Mittel nach dem Zwecke bestimmt werden, nicht umgekehrt" (II, S. 542 f.).

Mit steigendem Interesse haben wir das Werk Professor O. Willmanns gelesen. Möchten sich recht viele das überaus reiche Material, welches hier geboten ist, zu nutze machen, an der schönen, gründlich durchdachten Ordnung, der durchweg gefälligen, anziehend geistreichen Darstellung sich bilden und erfreuen. Die Stellung des Werkes gegenüber den bisherigen Bearbeitungen desselben Gebietes, die souveräne Benutzung der gesammten, auch der protestantischen Literatur, die Erfahrung und Einsicht des Verfassers[1], die Bezüge auf Religion, Geschichte und sociales Leben, die Verwerthung aller neuen Errungenschaften für Didaktik, das Endziel einer echt christlichen Geistesbildung, verbunden mit der wahren Humanität, die auf eine wirklich harmonische und natürliche Ausbildung der sämmtlichen Fähigkeiten des Menschen gegründet ist, das sind die unverkennbaren Vorzüge, welche die Willmann'sche „Didaktik" an die Spitze der neuern pädagogischen Literatur stellen. Die edle Gesinnung aber, die den Verfasser leitete, und den idealen Zweck, den er im Auge hatte, deuten die erhebenden Schlußworte des ganzen Werkes an: Wiederanknüpfung an die ältere christliche Anschauung und Sitte, welche am weisesten das Verhältniß der Bildungsarbeit zu den höheren Ordnungen bestimmte. „Wenn unsere Altvorderen dabei nur mit einem beschränkten Kreise von Culturwerthen gearbeitet haben, so ist nach dieser Richtung ein Hinausgehen über sie nothwendig, aber es ist nicht gerechtfertigt, die festen Grundlagen zu verlassen, welche ihre Weisheit gelegt hat. Da dies aber geschehen, so ist die Rückkehr dazu geboten, nicht vermöge einer starrsinnigen Reaction oder kurzsichtigen Restauration, sondern geleitet von dem Geiste, welchen das Pfingstlied anruft, das Unlautere zu reinigen, das Verdorrte zu feuchten, das Wunde zu heilen, das Harte zu beugen, das Starre zu erweichen, und was vom Pfade wich, zurückzuführen" (II, S. 544).

[1] Derselbe war früher in Leipzig thätig, wo er als ehemaliger Schüler Herbarts an dem Pädagogium wirkte. Dort trat er vor etwa 20 Jahren zur katholischen Kirche über. Sein Berufsgenosse und Prinzipal in jener Zeit war Ziller. Seit mehr als 12 Jahren wirkt er in Prag als Professor der Philologie und Pädagogik und hat vielfach bei den Prüfungen der Abiturienten als Commissar den Vorsitz geführt.

Heinrich Pesch S. J.

Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie. Eine historisch-kritische Untersuchung von **Clemens Bäumker.** XV u. 436 S. gr. 8⁰. Münster, Aschendorff, 1890. Preis *M.* 12.

Als Problem der Materie bezeichnet der Verfasser die Summe aller derjenigen Fragen, welche sich auf das Vorhandensein und die Natur des von unserm Bewußtsein verschiedenen Grundes der in der sinnlichen Wahrnehmung gegebenen und unter dem Namen Körperwelt zusammengefaßten Phänomene beziehen. Es kann in dieser Erklärung mit dem Worte „Grund“ nur der in den Dingen selbst liegende, also innere Grund gemeint sein, nicht irgend eine äußere, sei es ordnende, sei es schaffende Ursache. Die rein physikalische Betrachtung der Materie faßt dieselbe als den allgemeinen Grund der differenzirten körperlichen Dinge, ohne sie zur immateriellen Substanz in Gegensatz zu bringen. Den allgemeinen Grund kann man nun wieder auffassen als das „Woraus“ und „Worin“ des mannigfaltigen körperlichen Werdens und Vergehens, und diese genetische Betrachtung der Materie ist die im Alterthum vorherrschende, während die moderne Physik in der allgemeinen Natur der Materie den Erklärungsgrund für die allen Körpern gemeinsamen Verhaltungsweisen sucht.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, so viel als möglich aus den unmittelbaren Quellen selbst zu erforschen und klarzulegen, welche Versuche die antike griechische Philosophie zur Lösung des Problems der Materie gemacht, zu welchen Resultaten die hervorragenden Denker und Schulen gelangt sind, den innern Zusammenhang und die logische Gliederung der einzelnen Theorien scharf herauszuarbeiten, endlich die historischen Bedingungen, von welchen die einzelnen Systeme in ihrem Entstehen abhingen, sowie die gegenseitigen Beziehungen derselben zu einander zur Kenntniß zu bringen. Eine sachliche Kritik hat der Verfasser nur den beiden Hauptsystemen angedeihen lassen, welche auch für die Gegenwart ihre Bedeutung ungeschwächt bewahrt haben, dem atomistischen nämlich und dem aristotelischen. Und das mit Recht; denn die anderen Systeme haben zwar auch ihre Bedeutung für die Philosophie, aber nur indirect und zumal als historische Beleuchtung des Entwicklungsganges zu dem Bleibenden. Ja, es will uns sogar scheinen, es hätte, zumal in Bezug auf Aristoteles, die sachliche Kritik noch mehr eingeschränkt werden können. Zwar bringt auch da der Verfasser nur recht Lesenswerthes vor; aber es läßt sich die schwierige Frage eben doch nicht zur vollen Befriedigung behandeln, wenn sie in einer bloß nebensächlichen Stellung zur Sprache kommt. Jedenfalls liegt der Werth des Buches in der historischen Untersuchung und Darlegung. Mit Fleiß und Scharfsinn forscht der Verfasser nach den Auffassungen der verschiedenen Schulen in den Werken und Resten von Werken ihrer Hauptvertreter. Ohne daß dadurch der Fluß der Darstellung ins Stauen geriethe, bietet das Werk doch die reichste Fülle kritischen Materials und ermöglicht es so dem Leser, durch eigene Prüfung sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. Gelegentliche Blicke auf die neueren Schulen und kurze Vergleiche alter Auffassungen mit modernen Ideen erhöhen das Anziehende der Darstellung.

Die Realität der Körperwelt ist dem Alterthum, einzelne vorübergehende Ansätze abgerechnet, noch nicht zum Problem geworden. Was ist das allgemeine Substrat des Wechsels in der Körperwelt? Das ist die Frage.

Wenn auch die ersten Antworten gar verschieden ausfallen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß einige Grundgedanken sich immer wieder geltend machen. Tritt bald das Wasser auf, bald die Luft, dann das Feuer, endlich irgend ein unbestimmtes Ausgedehntes, immer bleibt das Bestreben, für alles körperliche Werden, wenigstens für alle Wandlungen der sublunarischen sichtbaren Welt einen einheitlichen Urstoff zu finden. Daß alle körperlichen Dinge gewisse Eigenschaften gemeinschaftlich haben und dementsprechend in einen Gattungsbegriff zusammengefaßt werden können, ist klar und darum auch, daß diese gemeinschaftlichen Eigenschaften dem einen Urstoff zugeschrieben werden können, falls es überhaupt einen einzigen gibt. Es ist aber auch die stete Gefahr vorhanden, den Gattungsbegriff geradezu mit dem Begriff des allgemeinen Substrates zu verwechseln oder zu vermengen.

Wie aber diesem Streben nach einem Urstoffe ein berechtigter Gedanke zu Grunde liegt, so ist es auch ein anderer wirklich gesund realistischer Zug, daß man für die Veränderungen der Körperwelt zunächst die Erklärung in den Körpern selbst sucht. Freilich findet sich da ein fortwährendes Schwanken zwischen den verschiedensten Arten von Kräften und Bewegungen, von einfacher Ortsbewegung, Hin- und Herwogen, Verdichtung und Verdünnung bis zur Annahme von eigentlichen Lebenskräften selbst höherer Art, die sich im Urstoffe finden sollen. Es wird eben über dem Streben, dem gemeinsamen Urstoff, dem gemeinsamen Substrat aller Veränderungen in der Körperwelt, auf die Spur zu kommen, dann nur zu leicht vergessen, daß dieser gemeinsame Urstoff durchaus nicht aus sich allein schon die volle Erklärung alles dessen zu enthalten braucht, was aus ihm werden kann. Die einzig gerechte Forderung an ein allgemeines Substrat als solches besteht ja gerade darin, daß es den Veränderungen nicht entgegenstehe, sondern eine gegen alle die verschiedenen Seinsweisen gleichgiltige Natur besitze. Aber darum können auch alle die Seinsweisen in diesem Substrat allein nicht ihren adäquaten Grund haben; es würde ja eben dadurch die nöthige Veränderlichkeit desselben aufgehoben. Es bietet großes Interesse, den mannigfaltigen Versuchen zu folgen, die gemacht worden sind, der unbestimmten Materie ein ihr doch nicht ganz fremdes Bestimmendes entgegenzustellen und es mit ihr zu verbinden. Das Auffallendste und gewissermaßen Unbegreiflichste ist wohl die Zahlenwelt der Pythagoräer. Und doch, ist sie im Grunde genommen etwas anderes, als ein recht augenfälliges Unterliegen bei der noch immer nicht überwundenen und gerade jetzt wieder sehr stark auftretenden Versuchung, die Qualität in der Quantität gänzlich aufgehen zu lassen?

Mehr und mehr treten in den folgenden Abschnitten die Schwierigkeiten in den Vordergrund, welche in dem Begriff des Werdens und Vergehens liegen, oder mit diesen Uebergängen vom Nichtsein ins Sein und zurück in das Nichtsein zusammenhängen. Die Eleaten schaffen sich die Schwierigkeit aus dem Wege mittelst einer Lösung, welche nur die Verzweiflung dem Denker

eingeben kann. Alles Sein ist eins und unveränderlich, unbeweglich. Neben dem Sein kann es kein Nichtseiendes geben. Die Naturerscheinungen sind also als Wirklichkeiten unerklärlich, unmöglich; sie sind Täuschungen der Sinne. Um nun doch wieder irgend eine Wirklichkeit dieser Erscheinungen zu retten, ohne sich in die Schwierigkeit eines eigentlichen Werdens zu verwickeln, reißen die jüngeren Naturphilosophen (Empedokles, Leucipp, Demokrit, Anaxagoras) das Eins der Eleaten in eine Vielheit (Vierheit) verschieden gearteter Dinge auseinander, welche unentstanden, unveränderlich, unvergänglich in ihrem Sein sind. Durch ihre Mischung und Entmischung entsteht der Schein, den die gemeine Vorstellung als Werden und Vergehen eines Seienden deutet. Den Grund dieser Mischung suchen sie nicht im Stoffe, sondern in Kräften, die einen in Liebe und Haß, die anderen in einem ordnenden νοῦς.

Noch mehr reißen die Atomiker das Eins der Eleaten in Stücke. Die Materie besteht aus einer Anzahl unentstandener, discontinuirlich durch den leeren Raum geschiedener Theilchen, qualitativ gleich, an Größe und Gestalt verschieden. Ein absolutes Entstehen und Vergehen halten auch die Atomiker für widersprechend. Die Qualitäten sind nur Affectionen der Sinne, hervorgebracht durch die Einwirkung der verschiedenen Atome auf unsere Organe.

Der Verfasser betont hier einen Unterschied zwischen dem antiken und dem modernen Atomismus, der, soweit er zutrifft, jedenfalls zum Vortheile des letztern ausfällt. Während der Atomismus der Alten sich eine abschließende Erklärung der letzten Gründe der Dinge zumuthe, begnüge sich der moderne Atomismus mit der bescheidenern Rolle einer naturwissenschaftlichen Hypothese, welche nur insoweit eine Erklärung bieten wolle, als die Erscheinungen diese zunächst fordern und zugleich an die Hand geben; die abschließenden Fragen über das objective Correlat unserer Vorstellung von einer materiellen Substanz überlasse er aber der Erkenntnißtheorie (sollte heißen Philosophie) zur weitern Bearbeitung.

In seiner weitern Besprechung meint dann der Verfasser, daß das Denken, welches überall nach möglichster Einheit der Erklärung strebt, an das Atom, wenn es das letzte Element der Körperconstitution vorstellen soll, zwei Hauptforderungen stelle: nämlich Einfachheit und Gleichartigkeit, und diese Forderungen würden consequent dazu führen müssen, daß nur durch verschiedene räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Bedingungen begründet würden, die wir jetzt Elemente nennen.

Gewiß, wenn es einen Urstoff gibt, aus dem alle Körper werden, dann verlangt das Denken, daß ihm nur die allgemeinsten generischen Eigenschaften der Körper zukommen und er somit gleichartig sei. Doch, wie der Verfasser mit Recht betont, legen zwar mancherlei Erscheinungen den Gedanken nahe, daß in den chemischen Atomen noch nicht die letzten Einheiten der Materie vorliegen, daß vielmehr diese letzten Einheiten absolut gleichartig zu denken seien, — es wird jedoch Derartiges nur als Vermuthung gelegentlich ausgesprochen, und man legt keinen Werth darauf, da noch alle Mittel der Verification fehlen. Das Denken strebt allerdings nach Einheit, aber zunächst nur nach der begrifflichen Einheit. Die reelle Einheitlichkeit, mit anderen

Worten, ein einziger realer, gleichartiger Urstoff wird nur unter der Voraussetzung allgemeiner substantialer Veränderlichkeit der Dinge zur Forderung des Denkens. Abgesehen von dieser Voraussetzung, kann sich unser Denken ganz gut mit der Annahme mehrerer, ja noch so vieler qualitativ und wesentlich verschiedener Elemente, die nur begrifflich in einer Gattung zusammenkommen, abfinden. Für die allgemeine und zwar auch substantiale Veränderlichkeit aller körperlichen Dinge spricht allerdings vieles, zumal die wohl kaum auf bestimmte Elemente beschränkte Möglichkeit, von lebendigen Körperwesen aufgenommen zu werden zur wirklichen Theilnahme am Leben.

Angenommen nun, es müsse wirklich einen realen Urstoff geben, dann stellt das Denken allerdings an ihn die Forderung der Gleichartigkeit und auch einer gewissen Einfachheit, — es ist aber diese Einfachheit schließlich nur ein anderer Ausdruck für die absolute Gleichartigkeit und durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne, den das gewöhnliche Leben mit diesem Worte verbindet, d. h. es kann durchaus nicht eine Einfachheit im Sinne des Ausschlusses jeder Theilbarkeit und Zusammensetzung gefordert werden. Sonst hätten wir die Einfachheit der Geister oder die Einfachheit des mathematischen Punktes. Ist aber das sogen. Atom weder einfach wie der Geist noch wie der mathematische Punkt, so ist und bleibt es irgendwie continuirlich ausgedehnt, trägt also auch in sich die allgemeinste Eigenschaft aller Körper. Dann braucht aber von dieser Seite her die aristotelische Auffassung gewiß nicht mehr beanstandet zu werden. Denn die Frage, ob die ganze Urmaterie für sich ein großes Continuum oder eine Summe von kleinen Continuen wäre, ist für die peripatetische Auffassung nicht von wesentlichem Belang.

Nehmen wir also an, es liege auch den jetzigen chemischen Elementen ein einheitliches Urelement zu Grunde, dann bestehen die jetzigen chemischen Elemente allerdings aus einer Zusammensetzung, in dem dieser Urstoff enthalten ist. Daß es aber dann so aufzufassen wäre, wie der Verfasser sich ausdrückt, nämlich daß die letzten Einheiten erst durch ihre räumliche Gruppirung und ihre Bewegungsformen die qualitativen Verschiedenheiten derjenigen Verbindungen begründen, die wir jetzt Elemente nennen — wird nicht leicht allgemeine Anerkennung finden. Denn soll das die ganze Erklärung sein, so ist wieder alle objective Qualität in Quantität aufgelöst, und es bleibt dann schließlich nichts übrig, als für die Qualitätsunterschiede als solche den Grund im erkennenden Subject zu suchen, mit anderen Worten: aus unzulänglicher Erkenntniß der Natur der Dinge alles aus den gemachten Voraussetzungen nicht völlig Erklärbare der Erkenntnißtheorie zuzuschieben. Man verlegt die Schwierigkeit nur in ein anderes Gebiet — auf dem jedoch eine den Geist befriedigende Lösung nicht zu erwarten ist.

Eingehend und gründlich sind besonders auch die Erörterungen über Plato's Auffassung. Nur die Ideenwelt ist das wahrhaft Seiende, Unveränderliche, Ewige. Das Sinnliche besitzt die ihm zustehenden Bestimmungen nur durch die Theilnahme an den Ideen; es ist nur eine vorübergehende Erscheinung, ein Widerschein des wahrhaft Seienden. Die Materie ist das objective „Worin" dieses Widerscheins. Bäumker vertritt und begründet die Ansicht, daß Plato die

(primäre) Materie weder als qualitätlosen Stoff noch als dessen Möglichkeit, sondern als leeren Raum, bloße Ausdehnung aufgefaßt habe. Dabei wird besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Plato, wo er von der Materie redet, sie consequent das, worin (ἐν ᾧ) die Dinge, die Nachbilder des Seienden, entstehen, nennt, niemals das, woraus (ἐξ οὗ); wo er dagegen einen wirklichen körperlichen Stoff meint, sich zwar auch gelegentlich des erstern Ausdruckes bedient, aber dann stets den zweiten hinzufügt. Des Weitern wird dann unter Widerlegung verschiedener Einwände und entgegenstehender Auffassungen die Ansicht des Verfassers als die begründet, welche sich allein mit der Lehre Plato's von der einzig wahren Realität der Ideen in Einklang bringen lasse.

Ebenso ausführlich ist die Lehre des Aristoteles behandelt. Er ist es, welcher das Wort ὕλη als technische Bezeichnung eingeführt hat. Materie ist auch bei Aristoteles nicht der allgemeinste Gattungsbegriff alles Sinnenfälligen, sondern das Substrat des Werdens. Das Werden ist weder aus einem schlechthin Seienden noch aus einem schlechthin Nichtseienden, sondern die Materie ist ein Seiendes, welches beziehungsweise ein Nichtseiendes ist. Sie ist das, woraus (ἐξ οὗ) etwas wird, das jedem unmittelbar zu Grunde Liegende, woraus etwas wird, als aus einem das Werdende innerlich constituirenden Princip. Sie ist die physische (nicht rein logische) Möglichkeit, und zwar die passive.

Daß es nicht bloß accidentale, sondern auch substantiale Veränderungen in den Dingen gibt, war für Aristoteles klar. Die Materie ist daher, soweit sie substantialen Veränderungen zu Grunde liegt, nicht Substanz, zu der die Veränderungen sich wie Accidentien verhalten; sie ist nicht Substanz, sondern aus ihr wird die Substanz. „Ich nenne Materie, was an sich weder als Etwas noch als Quantum noch als sonst eine der Gattungen des Seienden zu bezeichnen ist."

Wenn der Verfasser S. 233 nun sagt: „Für die Möglichkeit eines Dinges zu sein oder nicht zu sein, würde eine weniger begriffsrealistische Zeit den Grund vermuthlich eben in dem beschränkten Sein des Dinges sehen und jene Möglichkeit nur dem Begriffe, nicht auch der Sache nach von dem Sein des Dinges unterscheiden," so ist das wohl richtig vom Sein und Nichtsein im Sinne von einfachhin Existiren und einfachhin Nichtexistiren. Daß aber Aristoteles unter der Materie die Möglichkeit, einfachhin zu existiren oder nicht zu existiren versteht, wie man nach den Ausführungen des Verfassers meinen sollte, ist kaum zu glauben. Und gerade daß er von der Materie sagt, sie sei nicht Etwas, noch Quantum, noch irgend eine andere Gattung des Seienden, scheint uns klar zu zeigen, daß er nur sagen wolle, sie sei eben für sich kein vollständiges Ding irgend welcher Art und darum unter keine der Gattungen der Dinge unmittelbar einzureihen. Die Materie ist nicht bloß eine Potentialität in dem Sinne nie geschaffener, aber doch schaffbarer Dinge, sondern sie ist etwas wirklich Existirendes, Ausgedehntes (warum nicht „Körper", ist vom Verfasser richtig angegeben), das an sich indifferent ist gegen die verschiedenen Seinsformen. Sie ist also auch an sich nicht Baum oder Wasser; das ist sie bloß der Möglichkeit nach. Und wenn sie jetzt Baum oder Wasser

ist, so ist sie es durch die betreffende substantiale Form. Was sie durch Beraubung der jetzt sie bestimmenden Form und Ersetzung derselben durch eine andere werden kann, das ist sie jetzt nicht schlechthin; sie ist es aber auch nicht schlechthin nicht, da sie sich in der Möglichkeit (physischen, passiven, subjectiven, nicht rein objectiven und logischen Möglichkeit) dazu befindet.

Der Vorwurf, daß diese aristotelische Materie als Möglichkeit ein widerspruchsvolles Mittelding zwischen Sein und Nichtsein bilde, dürfte nur dann berechtigt sein, wenn der große Denker die gar nicht existirende, rein objective Möglichkeit als Hilfsmittel gebraucht hätte, um die Schwierigkeit des Begriffes vom Werden zu lösen, ohne dabei auf den Schöpfungsbegriff zu kommen. Faßte er wirklich die Möglichkeit als rein objective Möglichkeit des gar nicht Existirenden, dann stand er unmittelbar vor der Alternative, alles substantiale Werden als Schöpfung zu erklären oder es gänzlich zu läugnen. Da er keines von beiden gethan, müßte man also sagen, er habe klar und offen für seinen Begriff der Materie das Contradictionsprincip umgekehrt. So freilich würde auch die Bemerkung, daß ja die Materie nie ohne Form sei, zum unnützen Wort. Keineswegs aber wird sie es, wenn die Materie als reale Möglichkeit entweder dieses oder jenes zu sein aufgefaßt wird.

Daß die aristotelische Kosmologie auch ihre Schwierigkeit hat, ist gewiß wahr; man kann sich zudem nicht wundern, wenn die Straßen nicht ausgebaut sind und man sich auf einmal am abbrechenden Ende derselben findet. Auch die Bedenken gegen die Materie als Individuationsprincip sind vom Verfasser mit vollem Recht betont worden. Ebenso ist es wahr, daß die Erklärung alles ohne Schöpfung vor sich gehenden substantialen Werdens durch die Theilung in substantiale Materie und Form noch nicht zur vollen Lösung geführt ist. Wenn man nun auch einsieht, daß in gewissem Sinne richtig gesagt werden muß, weder die Materie noch die Form, sondern das Ganze werde, so ist doch nicht alles Werden, Entstehen und Vergehen erklärt; die Schwierigkeit muß sich wieder bei der Form melden. Da Aristoteles die platonischen Universalformen glücklich überwunden hat, und da nach ihm die gleiche Form in den verschiedenen Individuen derselben Art real vervielfältigt ist; da ferner die Form nach ihm nicht vor, sondern gleichzeitig mit dem Einzelding ist und sie mit Ausnahme der vernünftigen Seele nicht länger besteht, als das ganze Einzelding dauert: so kehrt eben die alte Schwierigkeit des Werdens wieder. Zu sagen, nicht die Form entstehe, sondern das Ganze, wird uns da nicht mehr neues Licht bringen. Indes möchten wir hierin nicht einen Widerspruch der aristotelischen Lehre, sondern etwas Unfertiges erblicken.

Es folgen noch die Abschnitte über die Epikuräer und die Stoiker und über den Neuplatonismus. Auch in diesen Abschnitten bietet der Verfasser ein klares Bild der Entwicklung der betreffenden Ansichten.

Den Zweck, einen historisch-kritischen, genauen Einblick in die Entwicklung des schwierigen Problems zu bieten, erfüllt das Werk vortrefflich, und es werden alle, die mit der Naturphilosophie sich beschäftigen, dem Verfasser dankbar sein für den Fleiß und die Mühe, die er sich gegeben, um ihnen ihre Arbeit durch eine so treffliche Schrift zu erleichtern. Karl Frick S. J.

Lehrbuch der katholischen Religion auf Grundlage des in den Diöcesen Breslau, Köln, Münster und Trier eingeführten Katechismus, zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen höheren Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Von **M. Waldeck,** geistlichem Seminarlehrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VI u. 448 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 4.

Nachdem in den auf dem Titel genannten Diöcesen, welchen unlängst auch Limburg beigetreten, ein einheitlicher Katechismus für die Elementarschulen eingeführt ist, war es ein glücklicher Gedanke des hochw. Herrn Verfassers, ein entsprechendes „Lehrbuch der katholischen Religion" herauszugeben, welches „zunächst für Zöglinge an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren und anderen ähnlichen Unterrichtsanstalten bestimmt ist" (Vorwort S. III); er ist dadurch sicherlich einem vielfach gehegten Wunsche entgegengekommen. Es freut uns, daß das Lehrbuch sich möglichst enge an den Katechismus anschließt. Durch diese concentrische Erweiterung und inhaltliche Vertiefung des früher schon Gelernten wird das Verständniß der Religionslehre sehr erleichtert, „abgesehen davon, daß diejenigen Schüler und Schülerinnen, welche sich dem Lehrberufe widmen, in ihrer spätern Wirksamkeit die Katechismuslehren nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach stets im Geiste gegenwärtig haben müssen" (S. III). In dieser Beziehung bemerkt treffend Schöberl („Lehrbuch der katholischen Katechetik" S. 469): „Es gibt allerdings solche, die für den Volksschullehrer eine Gymnasial-, ja sogar Universitätsbildung verlangen, deswegen auch den Katechismus perhorresciren und schon für die Schulamtszöglinge ein wissenschaftliches Religionshandbuch fordern. Ist aber diese ganze Geistesrichtung eine ungesunde, überspannte, dann müßte zumeist die Einführung eines wissenschaftlichen Religionshandbuches an Lehrerbildungsanstalten als pädagogischer Mißgriff bedauert werden." Ganz gewiß; das früher Gelernte würde vergessen, die neue Form selten geistiges Eigenthum, und so träte bei den Lehrern an Stelle der einheitlich und klar ausgebauten positiven Kenntnisse nur Halbheit, Verwirrung, wenn nicht gar Schlimmeres.

Inhaltlich zeichnet sich das vorliegende Lehrbuch durch Mannigfaltigkeit und große Reichhaltigkeit des Stoffes aus. Geradezu charakteristisch ist ihm die häufige Bezugnahme auf Kirchenfeste, Kirchenlieder und die ganze herrliche Liturgie der Kirche, welche ja „der concrete Ausdruck und die anschauliche Darstellung der religiösen Wahrheiten ist" (S. IV). Stellen aus Kirchenliedern sind sehr zahlreich eingestreut, und man ist oft überrascht, wie einfach und zugleich tief das Lied die soeben theoretisch vorgetragene Wahrheit zum Ausdruck bringt. Doch ist an einigen Stellen des Guten wirklich etwas zu viel geschehen; auch mußten stilistisch uncorrecte Strophen, wenn sie nicht sehr gebräuchlichen Liedern angehören, jedenfalls ausfallen.

Der Inhalt des Lehrbuches ist durchschnittlich recht klar zergliedert; die einzelnen Theile oder Gedanken sind durch Nummern, Buchstaben, neue Zeilen recht durchsichtig und faßlich herausgehoben (vgl. z. B. S. 97. 98. 106). Wie-

viel durch diese Anordnung der Text an Uebersichtlichkeit gewinnt, zeigt ein Vergleich mit dem großen Katechismus von Deharbe, worin manchmal dieselben Stellen, aber ohne solche Gliederung, stehen. Dringend zu empfehlen wäre indes eine größere Druckverschiedenheit, damit die einzelnen Absätze klarer in die Augen springen und die sogen. Stichwörter besser hervortreten (vgl. z. B. S. 132. 246. 419).

„Der Religionsunterricht soll nicht nur belehren, er soll auch erbauen; die religiösen Wahrheiten sollen nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit Herz und Willen erfaßt werden" (S. IV). Diesem Zwecke hat der Verfasser in edelster Weise gedient. Das Buch ist mit wohlthuender Wärme geschrieben, und aus jedem Abschnitte heraus muß der Schüler fühlen, daß die Religion nicht bloß ein „Fach" ist, welches man wissen muß, sondern daß sie als eigenste, persönliche Pflicht, als unabweisbare Lebensnorm an sein Innerstes herantritt.

Zum Zwecke der Vervollkommnung des Buches möge uns der hochwürdige Verfasser noch ein paar einzelne Bemerkungen gestatten. Ein solches „Lehrbuch", wie das vorliegende, sollte thunlichst so abgefaßt sein, daß es von allen nicht bloß richtig verstanden werden kann, sondern auch muß. Dies ist nicht überall der Fall. S. 7, Fr. 7, n. 1: Was bedeutet das „sowie"? — S. 12, n. 3 ist die Definition von „Kirchenlehrer" nicht correct; die sub n. 2 aufgezählten Kirchenväter sind ja auch Kirchenlehrer. — S. 87: Wurde Christus gegeißelt und mit Dornen gekrönt nach der Verurtheilung zum Kreuzestode durch Pilatus? — S. 102, Fr. 162, n. 1 muß es heißen Ps. 67 statt 47; überhaupt dürfte eine sorgfältige Revision der Schrifttexte, etwa nach Allioli, sehr zu empfehlen sein (vgl. S. 169: Röm. 13, 5; S. 224: Job 31, 1 nicht genau citirt). — S. 182: Ist die Lesung aller im Index aufgeführten Bücher unter schweren kirchlichen Strafen verboten? — Das auf S. 189 über die Canonisation Gesagte könnte genauer dargestellt werden; ebenso S. 200, n. 2 die Feierlichkeit der Gelübde. — Da der Name „Jesus" den Gottmenschen bezeichnet, wird er S. 195 unten nicht gut im Gegensatze zum „Namen Gottes" mit „anderen verehrungswürdigen Namen" zusammengestellt (ebenso S. 201 und 303 oben). — S. 196 oben: Das unehrerbietige Aussprechen heiliger Namen „in großem Zorne" ist wohl an sich noch nicht immer Todsünde gegen das 2. Gebot Gottes (vgl. Lehmkuhl, I, 371). — Ueber „die Tödtung eines Menschen" bei Raub u. s. w. auf S. 216 siehe Gury-Ball. I, n. 397. — Die Lesung „schlechter Romane" ist S. 222 wohl ein etwas zu starker Ausdruck. — Zu S. 232, Fr. 120: Die Absicht, den Nächsten in Irrthum zu führen, gehört nicht zum Wesen der Lüge; die Antwort wurde im Katechismus eigens geändert (vgl. Lehmkuhl, I, 771). — S. 251: Warum nicht auch ein Frustulum? Das angefangene 60. Lebensjahr genügt (vgl. Lehmkuhl, I, 1211. 1216, n. 7). — Nach S. 273 u. 276 könnte es den Anschein gewinnen, daß die sittlichen Tugenden (als übernatürliche Fähigkeiten) nicht eingegossen seien, was doch die wohlbegründete Meinung der Gottesgelehrten annimmt (vgl. S. Thom. 1. 2. qu. 63. a. 3). — S. 285 scheint die Pflicht, dem Berufe zum Ordensstande zu folgen, nicht ganz richtig dargestellt und begründet. — S. 376 unten: Das mißverständliche „nachlässig erforschte" sollte klarer bestimmt werden (vgl. Fr. 171 im Katechismus). — S. 440: Ueber die Berührung der heiligen Gefäße vgl. Lehmkuhl, II, 237.

Ferd. Wittenbrink S. J.

Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères **Augustin et Aloys de Backer.** Seconde Partie: Histoire par le Père **Auguste Carayon.** Nouvelle Édition par **Carlos Sommervogel** S. J. Strasbourgeois, publiée par la Province de Belgique. Bibliographie Tome I (Abad—Boujart). XVIII, 964 et XII p. 4°. Bruxelles, O. Schepens; Paris, A. Picard, 1890. Preis *Fr.* 40, für Subscribenten jeder Band *Fr.* 30.

Dieser erste Band eröffnet ein ebenso wichtiges als umfassendes bibliographisches Unternehmen, das schon jetzt auf 9—10 Quartbände von je etwa 1000 Seiten (2000 Colonnen) veranschlagt ist. Es handelt sich um die bedeutend vermehrte und nach jeder Richtung hin vervollkommnete Neuauflage und zugleich Verschmelzung zweier großer, anerkannt werthvoller Bibliographien. Die wichtigere der beiden ist die von den Brüdern de Backer ausgearbeitete Bibliothèque des Écrivains de la Compagnie de Jésus, die 1869—1876 in 2. Auflage in drei Foliobänden erschien. Sie enthält das nach Möglichkeit vollständige Verzeichniß der von Jesuiten seit Gründung ihres Ordens verfaßten Schriften, mit Einschluß der sämmtlichen Auflagen, Uebersetzungen und Auszüge, unter Angabe von Zeit und Ort der Drucke und mit den nothwendigsten Daten über die Person der Schriftsteller.

Von jeher hat jener schöne und berechtigte Geist der Pietät, welcher in den Orden sowohl für die Ordensanstalt selbst, wie für die dort vereinigten Genossen gehegt und genährt wird, der Geschichtswissenschaft werthvolle Dienste geleistet. Auf die Todtenverzeichnisse der ältesten abendländischen Klöster (die Emortuarien) wird die Entstehung der „Annalen" zurückgeführt; die Geschichtschreiber der mittelalterlichen Klöster wie die Chronisten der Bettelorden haben uns die werthvollsten, oft die einzigen Quellen hinterlassen zur Erkenntniß wichtiger Ereignisse und großer geistiger Bewegungen.

Dieser selbe Geist der Pietät war es denn auch, welcher schon 60 Jahre nach Gründung der Gesellschaft Jesu P. P. Ribadeneira ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Schriftsteller und ihrer Werke anfertigen ließ, welche der Orden bis dahin hervorgebracht hatte. Was Hieronymus für die ganze Kirche gethan, das wollte er für seinen Orden thun, dem er fast von der ersten Zeit seines Bestehens angehört hatte. Fra Antonio de Siena war ihm mit der Bibliotheca Ordinis fratrum Praedicatorum 1585 als Beispiel vorausgegangen. Mit diesem eröffnet Ribadeneira die jetzt ins Endlose angewachsene Reihe der Bibliographen. Sein Illustrium virorum religionis Societatis Jesu catalogus, der 1608 zum zweitenmal gedruckt wurde, besprach bereits das Leben und die Schriften von 250 Ordensmitgliedern. Bald erschien das Werk nicht nur in neuen Auflagen, sondern auch durch andere Ordensgenossen mit Notizen bedeutend bereichert und weitergeführt. Am bekanntesten ist die Fortsetzung von Ribadeneira's Werk durch P. Philipp Alegambe (bis 1642) und P. Nathanael Southwell (bis 1675). Die hübsch geschriebenen kleinen Biographien der einzelnen Schriftsteller, welche sie ein=

fügten, gaben ihrer Arbeit einen besondern Werth in einer Zeit, wo noch nicht, wie heutzutage, durch biographische Sammelwerke, Encyklopädien und Gelehrten-Lexica alles Wünschenswerthe geboten war.

Die später versuchten Fortsetzungen und Ergänzungen zu Alegambe-Southwell waren wenig vom Glück begünstigt. Mühsam und nur stückweise kamen sie zu Stande, und fast keine derselben gelangte je an die Oeffentlichkeit. Die Schwierigkeiten waren so groß, die Masse des Materials so angewachsen, daß trotz des Bemühens der Ordensgeneräle Gonzalez, Tamburini und Retz 1687—1750 und der zweckentsprechenden Anordnungen der XVI. General-Congregation des Ordens 1730 das so sehr gewünschte Unternehmen nicht gelingen wollte.

Was schon damals sich fast als unerreichbar erwiesen, als noch die Collegien der Gesellschaft Jesu mit ihren wohlversehenen und geordneten Bibliotheken überall in Blüte standen, schien zur Unmöglichkeit geworden, nachdem durch die Aufhebung und Beraubung des Ordens die literarischen Schätze der alten Häuser in alle Winde zerstreut waren. Den rastlosen Bemühungen des Ex-Jesuiten R. D. Caballero gelang es zwar mit Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten, 1816 zwei Supplementbände zu Southwell erscheinen zu lassen. Allein auch diese waren nur in wenigen Exemplaren gedruckt, und mit Caballero's Tod ruhte wieder das Unternehmen. Der neuen Anregung, welche 1829 durch die XXII. General-Congregation und in ihrem Sinne durch den Ordensgeneral P. Roothaan gegeben wurde, standen die stets wachsenden Schwierigkeiten gegenüber.

Da schenkte das kleine Belgien, dem die Gesellschaft Jesu ihren Alegambe, die Kirche ihre Bollandisten verdankt, dem Orden die Brüder Augustin und Aloys de Backer, welche das Riesenwerk auf ihre Schultern nahmen. In Augustin, dem ältern der Brüder, war der Gedanke erwacht, da er als Studirender der Theologie in Löwen mit Southwells Buch bekannt wurde. Er brachte jene eigenthümliche Gabe mit, welche man nur als das bibliographische Genie bezeichnen kann. Vergebens hat man versucht, dieses Genie zu definiren. Man hat es geschildert als eine Verbindung von Feuereifer, Spürnase und Lammesgeduld; man hat es dargestellt als beherrscht vom Streben nach Genauigkeit, gleichsam wie von der Stimme des Gewissens. „Es bedarf dazu", schreibt der bekannte Bollandist P. V. de Buck (Études religieuses 1870, V, 290), „einer Art Feinschmeckerei, eines Feingefühles, eines gewissen Blickes, einer Inductionsgabe, einer Pfiffigkeit, Neugierde und Geduld, kurz einer ganz besondern Anlage, die auch der beste Wille nicht ersetzen kann."

P. de Backer fand an seinem jüngern Bruder bald einen befähigten Helfer, an seinem Provinzial P. Karl de Franckeville einen weitblickenden und hochherzigen Obern, der auf seine Pläne einging und das Unternehmen in großmüthigster Weise förderte. Die rastlosen Mühen, denen sich nun die beiden Brüder unterzogen, die Forschungsreisen, welche sie durch fast alle Länder Europa's unternahmen, hat P. Augustin de Backers Lebensbeschreiber, P. V. van Tricht (Brüssel 1876), in beredter Weise geschildert. Als Frucht unbeschreiblicher Mühen trat 1853 eine erste „Bibliothèque des Écrivains ..."

ans Licht. Da aber eine solche Riesenarbeit unmöglich auf einen Wurf gelingen konnte, so folgten von da bis 1861 noch sechs starke Supplementbände, welche alle, gleich dem ersten, das ganze Alphabet durchliefen. In früheren Zeiten hatte das Werk Alegambe's der Gesellschaft Jesu heftige Anfeindungen und den stets erneuerten Vorwurf der „librorum edendorum intemperantia" zugezogen, so daß der Ordensgeneral P. Oliva selbst dem Fortsetzer dieses Werkes, P. Southwell, große Einschränkungen auferlegen zu müssen glaubte. Das de Backer'sche Werk dagegen wurde ebenso wegen seiner bibliographischen Genauigkeit wie wegen seines ungemeinen Nutzens gleich anfangs von allen Seiten mit Lob und Freude begrüßt. Bald hatte sich indessen unter den Händen der emsigen Sammler eine solche Menge von Ergänzungen und Berichtigungen gehäuft, daß die Brüder de Backer sich entschlossen, statt weiterer Supplementbände eine vollständig neue, mehr übersichtliche Ausgabe des gesammten Werkes vorzubereiten. Von 1869—1876 erschien dasselbe in drei Foliobänden. Der Inhalt der frühern Auflage war um ein Drittel des Ganzen vermehrt, die Zahl der verzeichneten Schriftsteller von 6300 auf über 8000 gestiegen. Es war ein bibliographisches Werk, dem an Großartigkeit der Dimension wie an technischer Vollendung kein anderes sich an die Seite stellen konnte.

Noch bevor der zweite Band im Druck vollendet war, wurde P. Augustin de Backer am 1. December 1873 durch den Tod abgerufen. Sein Bruder folgte ihm im April 1883. In der richtigen Erkenntniß, wie manche Frage noch zu lösen, wie manche Lücke auszufüllen sei, hatten sie dieser zweiten Auflage die Erklärung vorausgeschickt: „Wir maßen uns nicht an, damit das letzte Wort gesprochen zu haben." Nur in 200 Exemplaren wurde diese zweite Auflage gedruckt, und sie war bald eine gesuchte Seltenheit auf dem Büchermarkt.

Mit dem Verzeichniß der Schriftsteller hatten die PP. de Backer zugleich auch ein Verzeichniß jener Schriften verbunden, welche sich auf das Institut und die Geschichte der Gesellschaft Jesu bezogen, die, sei es im allgemeinen, sei es in Betreff einzelner Ordenshäuser, Ordensprovinzen oder Ordenspersonen, für oder gegen die Gesellschaft Stellung nahmen. Solche Schriften waren unter dem Namen der betreffenden Länder, Collegien oder Personen in die alphabetische Ordnung der Schriftsteller einfach eingereiht. Was hier von de Backer nur nebenbei und in Unterordnung unter den Hauptzweck des Werkes angestrebt wurde, suchte P. Aug. Carayon S. J. in einem eigenen Werke mit mehr Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu leisten. 1864 erschien seine Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus (VIII u. 612 S. 4°), welche alle auf die Gesellschaft Jesu bezüglichen Schriften umfassen sollte.

Indem nun P. Sommervogel auch dieses zweite Werk in neuer, vervollkommneter Auflage erscheinen läßt und mit de Backers „Bibliothèque des Écrivains" zu einem Gesammtwerke verbindet unter dem veränderten Titel „Bibliothèque de la Compagnie de Jésus", gewinnen beide sowohl an verhältnißmäßiger Kürze wie an Uebersichtlichkeit. Das Verzeichniß der Schriftsteller wird jetzt nicht mehr, wie bei de Backer, durch fremdartige Ein-

schiebsel unterbrochen; andererseits braucht jetzt für die von Jesuiten selbst verfaßten Vertheidigungsschriften, Erläuterungsschriften und Biographien, welche in Carayons Werk eine bedeutende Stelle einnehmen, nur auf das im Schriftstellerverzeichniß bereits Gesagte hingewiesen zu werden.

Schon diese Verschmelzung der beiden wichtigen Werke verräth den glücklichen Griff und den richtigen Blick dessen, der die Arbeit der Brüder de Backer fortzuführen unternommen hat. Um die Zeit, da die erste Auflage des de Backer'schen Werkes mit dem siebenten Quartbande zur Vollendung kam, war P. Carlos Sommervogel mit P. Augustin de Backer in Verbindung getreten, mit dem er bis zu dessen Tod in den freundlichsten Beziehungen blieb. Sieben Jahre lang benutzte er noch als junger Präfect in verschiedenen Collegien Frankreichs seine freien Augenblicke, um die Bibliotheken zu durchstöbern und für P. de Backer nützliche Ergänzungen und Berichtigungen zu sammeln. In der zweiten Auflage, 1869, wird P. Sommervogel bereits neben P. Aloys de Backer als Mitarbeiter genannt. Er selbst feiert in der Vorrede zu einem spätern Werke in gerührten Worten die Verdienste der beiden de Backer und nennt besonders den einen derselben seinen „Meister und Führer auf dem Gebiete der Bibliographie“.

Schon hatte sich P. Sommervogel durch verschiedene selbständige Arbeiten wie durch seine zahlreichen und fleißigen Artikel in den „Études religieuses“ mehr bekannt gemacht, als er 1884 mit einem größern bibliographischen Werke, dem „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publiés par des religieux de la Compagnie de Jésus“, hervortrat. Dasselbe erwarb sich große Anerkennung und war schon deshalb von Bedeutung, weil darin zahlreiche Irrthümer und Mängel anderer sehr angesehener bibliographischer Werke, auch der „Bibliothèque“ de Backers, nachgewiesen und berichtigt werden konnten. Schon im Jahre 1885 ließ dann P. Sommervogel seine schöne „Bibliotheca Mariana de la Compagnie de Jésus“ folgen, in welcher er nicht weniger als 2207 Schriften von Jesuiten nachwies, welche auf die Verehrung Maria's Bezug hatten. Es waren dies nur Vorarbeiten für die neue Herausgabe der großen de Backer'schen „Bibliothèque“. Die Seltenheit und Kostbarkeit des Werkes wie die Masse neuer Nachrichten, welche durch die bibliographischen Specialarbeiten der einzelnen Länder inzwischen zu Tage gefördert waren, machten eine solche Neubearbeitung dringend wünschenswerth.

Dieselbe ist denn auch, soweit sie im ersten Bande vorliegt, trefflich ausgefallen und bezeichnet nach allen Richtungen hin einen bedeutenden Fortschritt auch im Vergleich zu der zweiten Auflage de Backers. Schon die bei einem Nachschlagewerk so überaus wichtige äußere Anlage und Ausstattung ist vorzüglich. Statt der unhandlichen Foliobände mit den drei eng und klein gedruckten Colonnen erhält man jetzt mäßige Quartbände mit nur zwei, tadellos schön und übersichtlich gedruckten Reihen, welche die Benutzung zu einem wahren Vergnügen machen. Kaum minder bedeutend sind die Verbesserungen und Ergänzungen am Inhalt des Werkes. Man mag die Reihen der Schriftsteller oder die Nummern ihrer Werke vergleichen, überall gewahrt man reichen Zu-

wachs und gar oft auch die Spuren einer sorglichen, gewissenhaften Revision. Kleine, sachgemäße Aenderungen, welche das Auffinden der Autoren erleichtern, finden sich wiederholt. Nur der, welcher den einzelnen Aenderungen und Zusätzen nachgeht und beobachtet, wie sie aus tausenden von zerstreuten Schriften und Notizen mühsam zusammengeklaubt sind, erhält eine Ahnung von der gigantischen Arbeit, die in dieser Neugestaltung des de Backer'schen Werkes aufgegangen ist. Die Arbeit war indes keine unfruchtbare. Diejenigen, welche sich mit der Geschichte der Kirche in den letzten 300 Jahren, mit der Culturgeschichte, mit der Geschichte der Völker, der verschiedenen Wissenschaften, der Missionen, der philosophischen und theologischen Controversen, wie der naturwissenschaftlichen Entdeckungen zu befassen haben, werden Ursache haben, dem fleißigen Arbeiter dankbar zu sein. Und so ganz ohne Interesse und Werth ist das einladend ausgestattete Werk selbst für den Laien in der Wissenschaft nicht. „Wenn man ein Fremdling ist in bibliographischen Werken," schreibt darüber P. de Buck, „erscheint nichts langweiliger, als lange Verzeichnisse von Büchern oder Bibliothekskataloge zu durchmustern. Und wirklich, wenn man ohne jede Kenntniß ist, lernt man daraus auch nur wenig. Aber ist der Geist nur etwas höher gebildet, und ist man im Stande, die ersten Anwandlungen des Ueberdrusses zu überwinden, so gibt es wenige Werke, die lehrreicher wären als die Bibliographien. Man bildet sich da an der Erkenntniß der Fragen, welche den Menschengeist beschäftigten, der Ideen, welche sich geltend machten, erörtert wurden, sich auslebten oder Bürgerrecht errangen. Die ganze intellectuelle und moralische Welt der Vergangenheit und Gegenwart zieht an unserem Auge vorüber. Man tritt ein in die Hochschulen, die Klöster, die Seminarien, die Cabinete der Staatsmänner wie der Literaten, in die Hütten der Armen und in die Paläste der Reichen. Man durcheilt die Städte und Provinzen. Jetzt segelt man hinaus mit dem Entdecker ferner Länder, dann lauscht man den Predigten und Trauerreden. Fortwährend geht es von einem Gegenstand zum andern. Es ist wahr, in nichts dringt man tiefer ein, aber das Verständniß öffnet sich, breitet sich aus, der geistige Gesichtskreis wird weiter, vorgefaßte Ideen schwinden, und erwirbt man auch nicht gerade einen Reichthum an eigentlichem Wissen, so sammeln sich doch im Gedächtniß Anknüpfungspunkte und Fingerzeige in Masse, welche dann dazu anleiten, solches zu erwerben. Kurz, was man je gesagt hat über den Nutzen des Reisens in der Fremde, das läßt sich anwenden auf den Nutzen der Bibliographien, insbesondere derer der Gesellschaft Jesu, da es schwer ist, irgend einen Zweig des menschlichen Wissens zu bezeichnen, den nicht auch Jesuiten gepflegt und in dem sich nicht einzelne hervorgethan hätten."

Es genügt zu sagen, daß in diesem Bande etwa 760 Namen unter A, 960 unter B behandelt sind, von denen 4 auf ganze Länder, etwa 35 auf Collegien, die übrigen fast 1700 auf Schriftsteller fallen. Reichlich der zehnte Theil derselben gehört Deutschland einschließlich Deutsch-Oesterreich an. Die Collegien von Augsburg (mit 128 Nummern) und Bamberg (mit 173 Nummern) mit ihren zahllosen Comödien, Disputationen und anderen Schulfeierlichkeiten bieten ein Interesse eigener Art, in welchem sie vielleicht nur von

Antwerpen (222 Nummern) überboten werden. Einzelne Riesenartikel, wie Bellarmin (104 Col.), Bollandus (50 Col.), Emmanuel Alvarez, der Verfasser der Schulgrammatik (26 Col.), bilden interessante Bibliographien für sich, ebenso bedeutend als lehrreich und interessant.

Auch Plan und Einrichtung des Werkes im ganzen sind vorzüglich. Wo etwa Wünsche laut werden könnten, liegt dies in der Schwierigkeit der Sache. Eine dieser Schwierigkeiten ist die Behandlung der noch lebenden Autoren. P. Sommervogel hat sich entschlossen, dieselben nicht aufzunehmen, sondern nur in einem Nachtrag diejenigen zu verzeichnen, die während der Vollendung und Drucklegung des Werkes verstorben sind. In der Voraussetzung, daß von da an wenigstens alle 10 Jahre ein Supplementband mit den Werken der inzwischen Abgeschiedenen folgen würde, und daß dafür schon jetzt genügende Vorsorge getroffen wäre, könnte man sich mit diesem Verfahren vielleicht einigermaßen aussöhnen. Jedenfalls berührt es eigenthümlich, daß eine Anzahl noch lebender Autoren thatsächlich mit aufgenommen sind, weil sie die Gesellschaft Jesu verlassen haben, wogegen weit ältere, bedeutendere Autoren unerwähnt bleiben, weil sie dem Orden noch angehören. Dann aber — und dies ist die Hauptsache — sind es oft gerade die Autoren der Gegenwart, über die man am schwersten sich Auskunft verschaffen kann und über die man am liebsten die „Bibliothèque de la Compagnie“ befragen möchte. Es ist kein Zweifel, daß gerade die Aufnahme der noch lebenden Autoren in de Backers Werk ungemein nützlich und angenehm war, und daß P. Sommervogel sich den Dank vieler verdienen würde, wenn er gleichfalls auch diese in seinen Nachtrag aufnehmen wollte.

Um nach Kritiker-Art wenigstens das Interesse und die Genauigkeit zu bekunden, mit welcher das schöne Werk durchforscht wurde, wollen wir hier noch einige Kleinigkeiten anmerken.

Der einfache Vergleich von H. Bonninghausen (Col. 1748) mit H. Bönninghausen (Col. 1571 n. 4) scheint zu ergeben, daß Bonninghausen zu streichen sei. Die deutschen Ortsnamen sind im allgemeinen mit einer für ein solches Werk ganz außerordentlichen Genauigkeit besorgt, und die wenigen Irrthümer (gegenseitige Verwechslungen von gratz und grätz, o und ö, u und ü, m und n) beruhen auf Druckversehen. Allein weshalb Neisse consequent als „Neyss“ bezeichnet wird und das wichtige Jesuitencollegium von Görz stets mit „Goritz“, ist doch nicht ersichtlich, zumal im letztern Falle die Verwechslung mit der preußischen Stadt Göritz sich nahe legt. Ebenso consequent schreibt P. Sommervogel Straubing e n, Altötting e n, wogegen Wormatingen unglücklich abgekürzt wird in Wormenting. Es sei noch aufmerksam gemacht auf Telgero (Col. 599 statt Telgte?), Geschitz (Col. 1569 statt Gescher?) in Westfalen und Rambach in Schwaben (Col. 1697, vielleicht Krumbach oder auch Karbach in Unterfranken?) — gewiß verschwindend wenig Versehen unter vielen Hunderten deutscher Namen, die meist aus lateinischen Angaben zu enträthseln waren.

Bei dem Abschnitt, der im Artikel über Bollandus dem „Bollandisme“ gewidmet wird, hat P. Sommervogel mit Recht aus de Backer den Hinweis aufgenommen, daß noch kein Gelehrter das Bollandistenwerk nach der biblio-

graphischen Seite hin so eingehend und ernst studirt und so gerecht gewürdigt habe als A. Potthast in seiner ausgezeichneten „Bibliotheca historica medii aevi“. Nur ist es irreführend für den, welcher mit Potthasts Werk und den darin aufgespeicherten Reichthümern nicht näher vertraut ist, wenn dabei ausschließlich auf den einen Abschnitt hingewiesen wird, den Potthast mit „Vita“ rc. überschrieben hat. Mit den Bollandisten als solchen und dem „Bollandisme“ befaßt sich dieser Gelehrte eingehend zum Titel „Acta sanctorum“ S. 23—25 und im Supplement S. 8, wo eine reiche Literatur zusammengestellt ist, während der gründlich gelehrte Mann sein von de Backer angeführtes herrliches Gesammturtheil in der Vorrede p. VII niedergelegt hat.

Diese Bemerkungen sind natürlich weit entfernt, ein Tadel sein zu sollen. Naturgemäß wird ein derartiges Riesenwerk stets einer noch größeren Vervollkommnung fähig bleiben. Thatsächlich verdient P. Sommervogels ganz unschätzbare Arbeit die höchste Anerkennung und kann — von den Mitgliedern des Ordens ganz zu schweigen — bei jedem Freunde der Wissenschaft und Literatur nur ungetheilte Freude hervorrufen. Es ist eine wahre Musterleistung, ein „opus consule dignum“.

Otto Pfülf S. J.

Die beiden Tilly. Historisches Drama in fünf Acten von **Adolf von Berlichingen.** VIII u. 252 S. 8⁰. Regensburg, Verlagsanstalt, 1891. Preis *M.* 2.

Es geht ein großer patriotischer Zug durch diese neue dramatische Schöpfung des Dichters von „Ozanam“, „Garcia Moreno“ rc., und besonders muß jedes Bayerherz sich durch die Lesung dieses Gedichtes auf das wohlthuendste berührt und auf das freudigste bewegt fühlen. Was den guten Eindruck verstärkt, ist der Umstand, daß der Dichter es verstanden hat, ohne dem Charakter der Helden oder demjenigen der Zeit auch nur im mindesten Abbruch zu thun, dennoch die religiöse Frage oder vielmehr die aus ihr entstehenden, Deutschland zerreißenden Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden. Auch der heißblütigste „Bundesbruder“ wird keinen Anlaß, geschweige denn einen Grund haben, sich durch dieses Drama gereizt zu finden. Wir danken dem Verfasser desselben besonders, daß er sich durch die in letzter Zeit so gehäuften Gustav-Adolf-Dramen, die von Ausfällen gegen katholische Lehrer, Priester und besonders Ordensleute strotzen, nicht seinerseits zu ähnlichen Feindseligkeiten hinreißen ließ. Wir sehen freilich voraus, daß darum das Erscheinen der Dichtung in gewissen Kreisen doch nicht Gnade finden wird, eben weil sie dem Helden der katholischen Liga, dem vielbeschrieenen Wauwau aller in der historischen Entwicklung zurückgebliebenen großen Kinder, endlich auch einmal poetische Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die Charakteristik des großen Tilly scheint denn in der That die eigentlichste Herzenssache für den Dichter gewesen zu sein, und wir freuen uns, mit den meisten unbefangenen Lesern die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß ihm diese Charakteristik trefflich gelungen ist. Wir sehen den Helden freilich nur während seiner letzten Tage, die er, krank von schwerer Wunde, in dem belagerten Ingolstadt zubringt. Das Drama ist indessen so angelegt,

daß wir durch mancherlei Rückblicke die ganze Laufbahn des großen Feldherrn und besonders die Gemüthsseite desselben kennen lernen. Da Tilly selbst keine Schwächen zeigt und als schattenloses Idealbild vor uns steht, sah sich der Verfasser gezwungen, im Neffen des Generalissimus denjenigen vorzuführen, der durch sein Schwanken und seine Fehler die nöthige dramatische Verschuldung und Verwicklung tragen könnte. Auch er, der junge Graf Werner Tilly, ist ein überaus edel angelegter Mensch, ein würdiger Liebling seines Fürsten und Oheims; aber er ist noch jung und hat noch die liebenswürdige Schwäche blinden Vertrauens, nicht in die Menschheit, wie Tilly, sondern in die ihm angenehmen Menschen. Er will von diesem Vertrauen nur lassen, wenn er die Beweise der Unwürdigkeit mit Händen greifen kann. Keine Warnung, kein Rath vermag ihn zur Vorsicht zu bewegen; ja dem ausdrücklichen Befehl entgegen, zeigt sich der junge Commandant schwach genug, dem vermeintlich ungerecht Gekränkten einen Vertrauensposten zu übertragen, wodurch er in Wirklichkeit den Verrath begünstigt. Diese bis zur schweren Pflichtverletzung getriebene Schwäche wird freilich später von dem jungen Manne wieder wett gemacht durch eine seltene Tapferkeit und Treue, so daß auch dieser Charakter geläutert aus dem Spiele hervorgeht. Das Mündel Tilly's, Elisabeth von Lichtenstein, tritt uns als eine energische junge Dame entgegen, bei welcher der Widerstreit zwischen der Liebe und dem Abscheu vor der vermeintlichen Felonie des Bräutigams uns recht dramatisch anmuthet. Sehr sympathisch wirken außer der Fürstengestalt des Kurfürsten Maximilian noch die Generale Aldringer und Ruepp, während das schlechte Princip in der abschreckenden Gestalt des Verräthers Fahrensbach verkörpert ist. Bei diesem letztern dürfte es manchem Leser wohl scheinen, außer der Habsucht wäre besser noch ein anderes Motiv als treibende Kraft verwendet worden, das dem Gemüthe mehr zusetzt. Ein Ansatz dazu liegt in der rasch entflammten Leidenschaft für Elisabeth, aber es ist auch nur ein Ansatz, der ganz wie zufällig heraustritt. Sehr gut wirken auch die Gestalten der Studenten; besondere Anerkennung verdient die Gegenüberstellung der beiden Brüder.

Mit großem Geschick hat der Verfasser die reiche Handlung in einen einzigen Tag zusammengepreßt, der mit dem Einzug Tilly's in Ingolstadt anhebt und mit dem siegreichen Zurückwerfen der Schweden endet. Auch die Einheit des Ortes ist ziemlich streng gewahrt, ohne dem Gang der Handlung Zwang anzuthun. Die Sprache ist im allgemeinen zu loben. Es fehlt jedoch auch nicht an ziemlich harten und steifen Versen. Indes wichtiger ist der Umstand der Weitschweifigkeit der Redeweise, die sich oft ganz ins Epische verliert. Manchmal hätte im Interesse der Kürze und Kraft statt des Verses die ungebundene Rede einsetzen können. An eine Aufführung des ungekürzten Stückes ist nicht zu denken. Ob es aber rathsam war, diese Kürzung fremden Händen zu überlassen, möchten wir dem Dichter zu bedenken anheimgeben. Als Lesedrama können wir das Büchlein der reifern vaterländischen Jugend nur aufs wärmste empfehlen.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Theologiae Dogmaticae Compendium. Edidit H. Hurter S. J. Tomi tres. Editio septima, aucta et emendata. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis *M.* 17.90.

Appendix ad T. II et III. Ed. 3—6. Compendii Theologiae Dogmaticae, complectens concionum argumenta. Auctore H. Hurter S. J. Oeniponte, Libraria academica Wagneriana, 1891. Preis 25 *kr.*

In den Jahren 1876—1878 in erster Auflage erschienen, verläßt das dreibändige Handbuch der Dogmatik jetzt schon zum siebenten Male die Presse. Einer weitern Empfehlung bedarf das Werk nicht. Mit dem Inhalte und der Anlage desselben wurden die Leser dieser Blätter in früheren Besprechungen bekannt gemacht. Als wichtige Erweiterungen der siebenten Auflage müssen wir aber die vielen ganz neuen sogen. scholia practica des zweiten und dritten Bandes hervorheben, in welchen nach der dogmatischen Behandlung der Glaubensgeheimnisse reichhaltige Analysen für Predigten über eben diese Glaubensgeheimnisse geboten werden. Schon vorher wegen seiner vortrefflichen Auswahl herrlicher Väterstellen für den Prediger von hohem Werthe, erleichtert das Handbuch demselben jetzt durch die neuen Zusätze in vorzüglicher Weise die schwierige Aufgabe, die tiefsten Geheimnisse des Christenthums in leichtfaßlicher und mannigfacher wie gründlicher Weise dem christlichen Volke darzulegen. Trotz des Zuwachses von beinahe neunzig Seiten ist der Preis des Werkes nicht erhöht. — Die Besitzer früherer Auflagen können die Predigtskizzen (an 58) in Separatabzug unter dem oben angezeigten Titel erhalten.

Geschichte der heiligen katholischen Kirche. Dem katholischen Volke erzählt von Franz Sales Beutter, Domprähendar in Freiburg i. Br. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Mit Titelbild und vielen in den Text gedruckten Abbildungen. VIII u. 356 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis geb. *M.* 3.60.

Die treffliche Schrift wird bald Eingang in die weitesten Kreise des katholischen Volkes finden, dank ihrem echt katholischen Geiste, ihrem reichen Inhalt und ihrer würdigen Ausstattung mit willkommenen Illustrationen, darunter sprechend ähnlichen Portraits bekannter Männer. Der hochw. Herr Verfasser hat den glücklichen Gedanken realisirt, auf der sicheren Grundlage des Alzog'schen Lehrbuches die Leiden und Freuden unserer heiligen Kirche den Kindern dieser Mutter zur Belehrung, Ermunterung und Erbauung zu erzählen. Bezüglich der Behandlung ist der richtige Grundsatz befolgt: je näher dem Leser in Zeit und Raum, desto ausführlicher. — Ueber die Frage der Auswahl des Stoffes, was alles mitzunehmen,

was auszuscheiden sei, werden die Ansichten freilich auseinandergehen. Vielleicht aber gibt uns der Herr Verfasser nicht ganz Unrecht, wenn wir meinen, Ausdrücke wie „pseudo-isidorische Decretalen, pragmatische Sanction von Bourges, Frankfurter Fürstenconcordate, Magdeburger Centuriatoren, Schriftcanon, Ambon, Horoskop" und ähnliche machten in einem Volksbuch einen erklärenden Zusatz wünschenswerth. Vielleicht haben wir auch die Freude, in der zweiten Auflage ausgezeichnete katholische Persönlichkeiten und Leistungen nicht aus übel angebrachter Bescheidenheit übergangen, sondern verdientermaßen ins Licht gestellt zu sehen. Ein unliebsames Anschwellen des Buches ist nicht zu befürchten; an anderen Stellen sind Streichungen zulässig, um nicht zu sagen wünschenswerth, so S. 98, 142, 164, 170—172, 262, 308. Die Sprache ist correct, edel, schlicht. Gleichwohl ist das Volksbuch auch nach dieser Richtung hin vervollkommnungsfähig. Bei einer Neuauflage werden sich gleichfalls verschiedene Versehen, Ungenauigkeiten und Schiefheiten leicht ausmerzen lassen.

Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Münster i. W. I. Bd., 1. Heft: **Papst Benedikt XI.** Eine Monographie von Paul Funke. VIII u. 152 S. 8°. Münster i. W., H. Schöningh, 1891. Preis *M.* 2.60.

Das Unternehmen, das mit dieser Schrift ins Leben zu treten begonnen hat, kann nur mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Ein erfreuliches Zeichen für die Regsamkeit, die in katholischen Gelehrtenkreisen auf dem so überaus wichtigen Gebiete der Kirchengeschichte sich geltend macht, bietet es die beste Hoffnung für weitere wirksame Förderung der kirchlichen Wissenschaft in der Zukunft. Wenn etwas geeignet war, diese Hoffnung zu bestärken, so ist es die Gediegenheit, das Wissen und der vortreffliche Geist, welche die Schrift auszeichnen, der die Ehre zu theil geworden ist, ein so wichtiges Unternehmen zu eröffnen. Es ist eine Arbeit, in der wirklich etwas geleistet, die Erkenntniß gefördert wird, und in der es geschieht in einer durchweg tadellosen und anerkennenswerthen Weise. Auch da, wo der Verfasser nicht zu überzeugen vermag, folgt man gern seinen klaren, stets maßvollen Auseinandersetzungen. Denn so wohlbegründet z. B. seine subjective Ueberzeugung von der Unechtheit der Briefe Benedikts XI. vom 25. März und 2. April 1304 vielleicht sein mag, so dürften seine Darlegungen schwerlich allgemein hinreichen, auch andere zu überzeugen. Niemand kann tadeln, daß auch die Momente geltend gemacht werden, die zur theilweisen Entschuldigung Philipps IV. sprechen. Allein daß der König im Ernst schon in der ersten Zeit Bonifaz für einen unrechtmäßigen Papst gehalten, oder an der Giltigkeit seiner Wahl gezweifelt habe (S. 60), hat stichhaltige Belege nicht für sich. So viel Kindeseinfalt besaß Philipp nicht, um seine Erkenntniß der Dinge aus den verspäteten Behauptungen und kecken Protestschriften der Colonnas zu schöpfen. Dagegen mag es wahr sein, daß der Papst, dessen rücksichtslose Energie die Mönchsorden zu seinen Gegnern gemacht hatte, schon zu Anfang seines Pontificates in den Ruf mangelnder Frömmigkeit kam, daß dies hier und dort auch leidenschaftlichen Ausdruck fand, und daß dieser Umstand neben der Opposition innerhalb des Cardinalcollegiums dazu beitrug, Philipp in seinem Vorangehen kühner und rücksichtsloser zu machen. Uebrigens hat die Schrift Philipp IV. ganz richtig beurtheilt. Möge ihr Verfasser und mögen die „Kirchengeschichtlichen Studien" auch ferner mit solch werthvollen Arbeiten unsere Literatur bereichern zum Besten der echten Wissenschaft und zum Wohl und zur Ehre der Kirche.

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. Vierte Auflage. Mit Titelbild, 87 in den Text gedruckten Holzschnitten, 7 Tonbildern, einer Inschriftentafel und zwei Karten. XII u. 286 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4; geb. *M.* 6.

Das Werk, welches nunmehr in vierter Auflage vorliegt, hat in diesen Blättern bereits wiederholt (zuletzt Bd. XXIX. S. 576 f.) die ihm gebührende hohe Anerkennung gefunden. Auch sonst ist dem schönen Buche überall reiches Lob gespendet worden. Wenn auch die neue Auflage von der vorhergehenden sich nicht stark unterscheidet, so fehlen doch nicht kleine Verbesserungen und einige nöthig gewordene Ergänzungen. Selbstverständlich hat der hochw. Herr Verfasser die seit 1885 auf diesem Gebiete gemachten Fortschritte mit Umsicht verwerthet und einzelne Partien entsprechend erweitert. So z. B. nimmt die babylonisch-assyrische Literatur gegen früher sieben Seiten mehr in Anspruch; auch die Illustrationen sind um zehn vermehrt. Vielleicht hätte die Astronomie der Babylonier infolge der neuesten Entdeckungen etwas eingehender berücksichtigt werden können; in der Literaturangabe vermissen wir die „Kosmologie" von P. Jensen (1890).

Lehrbuch der Philosophie von Dr. Constantin Gutberlet. II. Bd.: Die Metaphysik. Zweite Auflage. XIV u. 256 S. 8°. Preis *M.* 2.40. III. Bd.: Die Psychologie. Zweite Auflage. XII u. 328 S. 8°. Preis *M.* 3.60. Münster, Theissing, 1890.

Die erste Auflage des Gutberlet'schen Lehrbuches der Philosophie ist Bd. XXX. S. 320 dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden. Es wurde ihr dabei der Wunsch mit auf den Weg gegeben, es möge das Werk „berufen sein, in die weitesten Kreise dringend einer gesunden Philosophie überall die Wege zu bahnen und so erfrischend und erneuernd auf die gesammte deutsche Wissenschaft einzuwirken". Schon im letzten Jahrgang (Bd. XXXIX. S. 317) konnte die wenigstens theilweise Erfüllung dieses Wunsches durch die Empfehlung der zweiten Auflage der „Theodicee" mitgetheilt werden. Nun liegt auch die allgemeine Metaphysik und die Psychologie in neuer Bearbeitung vor. Die erstere ist um einen einleitenden Paragraphen über die Möglichkeit der Metaphysik und einen Paragraphen über die Zahl bereichert worden. Auch außerdem findet man manche vortheilhafte kleinere Veränderungen und Zusätze; so ist z. B. dem Abschnitte über den Begriff der Substanz eine gute Widerlegung des Wundt'schen Angriffes auf die Substanz beigefügt. In der Psychologie ist der letzte Abschnitt der ersten Auflage, der über die Gerechtigkeit der ewigen Strafen handelte, weggeblieben, und hier mit Recht; denn die Schwierigkeiten sind, soweit dieselben die psychologischen Beweise für die ewige Fortdauer der Seele berühren, in dem auch jetzt Gebliebenen hinreichend gelöst. Der äußern Form nach hat die allseitige Brauchbarkeit des Buches auch dadurch gewonnen, daß die einzelnen Absätze innerhalb der Paragraphen numerirt worden sind. Auch in der theilweise veränderten Eintheilung und Folge der Abschnitte zeigt sich das höchst anerkennenswerthe Streben nach allseitiger Vervollkommnung. Doch möchten wir im Interesse des leichteren Gebrauches bei Vorlesungen, wofür das Lehrbuch unstreitig sich sehr empfiehlt, den hochw. Herrn Verfasser bitten, die jetzt gewählte Eintheilung soviel möglich in den folgenden Auflagen beizubehalten. Aufrichtig wünschen wir der zweiten Auflage rasche Vollendung und die wohlverdiente recht allgemeine Verbreitung.

Sankt Aloysius wacht! Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Halka. 84 S. kl. 8°. Wien, Verlag des kath. Waisen-Hilfsvereins, 1891. Preis *M.* 1.

Das vorliegende Heft ging uns leider zu spät zu, um es noch für das Aloysiusfest zu besprechen. Es enthält indes eine dramatisirte Legende, welche, auch zu anderen Zeiten aufgeführt, gewiß ein dankbares Publikum bei der Jugend und einfachen Volkskreisen finden wird. Zu einem armen Handwerker kommt ein Stadtherr, Inhaber eines Schulkosthauses, und beredet die Eltern, ihm den Sohn anzuvertrauen, den er auf diese Weise dem Liberalismus und der Loge zu gewinnen hofft. Der zweite Act führt uns in die Kostschule selbst und zeigt uns den armen Knaben vom Lande vor der Entscheidung, seinem Glauben durch ein Sacrileg abtrünnig zu werden. Wie endlich eine Erscheinung des hl. Aloysius den Aermsten zur Besinnung und in die Arme der Eltern zurückbringt, zeigt der Schlußact. Der Bau des Stückes ist ebenso einfach wie die Sprache, die in ihrer ungebundenen Rede nur selten jenen unnatürlich emphatischen Ton anschlägt, der uns sonst so oft die „poetische Prosa" unausstehlich macht. Die verwendeten Motive sind — dem Charakter des Stückes als eines Volks- und Jugendspieles entsprechend — sehr drastischer und starker Art; alles geht mit Siebenmeilenstiefeln, Gutes wie Schlimmes. Was wir bedauern, ist der Umstand, daß Männer- und Frauenrollen verwendet wurden, was an manchen Stellen die Aufführung verhindern wird. Das Gleiche ist der Fall bei einer ältern dramatisirten Legende desselben Verfassers: „Die heilige Odilia", welche außerdem an dem oben berührten Fehler einer etwas unnatürlichen Prosa leidet, im übrigen aber sehr geschickt angelegt und als Volksspiel sehr zu empfehlen ist.

Leben des heiligen Thomas von Aquin, Patrons der katholischen Schulen. Der Jugend gewidmet von P. Fr. Karl Anatol Joyau O. Pr. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. VI u. 384 S. 8°. Paderborn, Bonifaciusdruckerei, 1891. Preis *M.* 2.

Es ist in Deutschland kein Ueberfluß an Lebensbeschreibungen der Heiligen, welche geeignet wären, die studirende Jugend und überhaupt den etwas anspruchsvolleren Theil des katholischen Lesepublikums zu fesseln und in ihren berechtigten Anforderungen zu befriedigen. Dazu bedürfte es, abgesehen von den Vorzügen der Form, daß nicht der Ton der Lobrede, sondern der Erzählung oder historischen Darstellung vorherrsche; daß in den Berichten nicht durch das Wunderbare und Außerordentliche fast alles andere, mehr Lehrreiche und Nachahmenswerthe verdrängt werde; daß dem erbaulichen Elemente auch das bildende zur Seite gehe; daß die Einheit der Erzählung belebt werde durch Reichthum an Gedanken und Gesichtspunkten; daß die Darstellung der Zeitverhältnisse, Ereignisse und Personen, zu welchen der Heilige in Beziehung tritt, in historisch treuer und selbst kritischer Weise behandelt sei, so daß der junge Leser sich unbedingt auf die Richtigkeit verlassen kann. Es gibt wenige Heiligenleben, die bei solchem Verfahren so überwältigend und begeisternd zu den Herzen der Jugend sprechen würden, wie das des hl. Thomas von Aquin. Da aber leider ein solches Werk für Deutschland noch nicht geschrieben ist, so war es ein dankenswerthes Unternehmen, das von P. Joyau für Frankreich verfaßte ins Deutsche zu übertragen. Entspricht dasselbe auch nicht völlig allen aufgestellten Forderungen, so ist es doch eine der besseren Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur. Es ist reichhaltig an schönen und fruchtbaren Gedanken und Tugendbeispielen und mit jenem Schwunge geschrieben, der die Jugend anzieht. Es kann für jugend-

liche Leser sehr empfohlen werden. Die Kapitel sind kurz, die Uebersetzung recht gut und fließend, die Ausstattung hübsch. Der das Tugendleben des Heiligen behandelnde zweite Theil ist so eingerichtet, daß er bei dreitägigen oder neuntägigen Andachten u. dgl. zugleich zur Betrachtung oder geistlichen Lesung im engsten Sinne verwendet werden kann. Einige Ungenauigkeiten in den historischen Angaben hätte man gern durch den Uebersetzer ergänzt und verbessert gesehen, ebenso die auf die Judenfrage bezügliche Stelle S. 71, welche nur deshalb so schroff lautet, weil der Sinn des hl. Thomas sehr unvollständig wiedergegeben ist. Es wären da mit opusc. 21 auch die betreffenden Stellen der Quodlibeta und der Summa II. II. qu. 10. a. 10—12 zu vergleichen.

Katholische Männer der Gegenwart in Wort und Bild. Von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. I. Lieferung. 40 S. 12°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 20 *Pf.*

Es sind nicht allein die hübsche Ausstattung und der äußerst billige Preis, welche das Unternehmen empfehlen, das mit dieser Lieferung seinen Anfang genommen hat. Gerade über die Männer der Gegenwart, die so oft in den öffentlichen Blättern genannt werden und bei den für die Kirche Deutschlands wichtigsten Ereignissen in den Vordergrund treten, ist es oft am schwersten, sich Auskunft zu verschaffen. Es mangeln die Hilfsmittel und Nachschlagewerke, die für alle wichtigeren Erscheinungen der Vergangenheit so reichlich vorhanden sind. Diese Lieferung enthält 10 Nummern. Beginnend mit Leo XIII., bringt sie das Bild und auf je zwei Seiten die äußeren Lebensumrisse von neun deutschen Kirchenfürsten, abschließend mit „dem geistlichen Feldmarschall an der Spitze der deutschen Armee“, dem seeleneifrigen, unermüdlichen Feldpropst, Bischof Dr. Aßmann. Wie es bei „Männern der Gegenwart“ nicht anders sein kann, muß leider das Beste ungesagt bleiben. Die Tugenden, Arbeiten und Verdienste der einzelnen können höchstens von weitem angedeutet werden. Man darf auf die weitere Fortsetzung des Unternehmens gespannt sein.

Die Herz-Jesu-Kirche in Graz. Von Johann Graus, Ritter des Kaiser-Franz-Joseph-Ordens, fürstbischöfl. geistl. Rath, k. k. Conservator und Obmann des christlichen Kunstvereins der Diöcese Seckau. Mit acht Tafeln und mit Illustrationen. 64 S. 8°. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1891. Preis *M.* 1.40.

Im Jahre 1868 empfahl der hochwürdigste Fürstbischof von Seckau seinen Diöcesanen das Gebetsapostolat; im folgenden Jahre ermahnte er sie, sich den heiligsten Herzen Jesu und Mariä zu weihen; 1875 erbat er deren Hilfe, um in seiner Stadt eine Herz-Jesu-Kirche zu erbauen. Reiche Gaben ermöglichten 1881 den Beginn des Baues und dann dessen stetigen Fortschritt. Jetzt ist dessen Inneres wie das Aeußere fast vollendet. Der Ausschuß des christlichen Kunstvereins der Diöcese stand an der Spitze der ganzen Angelegenheit. Sein Leiter, der Verfasser vorliegender Schrift, war wie kein zweiter befähigt und berufen, die Baugeschichte und die bei der Anlage, Aufführung und Ausstattung befolgten Grundsätze darzulegen. Die Kirche bildet eine einschiffige, von Kapellen begleitete, in edlem, frühgotischem Stil hoch aufsteigende Halle. Ihr dem Herzen Jesu geweihter Hochaltar ist von einem schlanken Baldachin überragt, die Nebenaltäre sind dem Herzen Mariä und dem hl. Joseph gewidmet. In geistreichen und stilvollen Bildern veranschaulicht jedes der drei Chorfenster die Liebe einer der göttlichen Personen. Druck, Ausstattung und Bilderschmuck der Schrift

sind schön, der Text ist klar und mit ansprechender Wärme geschrieben. Kirchenvorstände und Pfarrer, welche den Neubau einer Kirche unternehmen oder leiten müssen, werden aus der Schrift nützliche Winke und Rathschläge schöpfen; den Diöcesanen von Seckau aber beweist sie, daß ihre Beiträge in der besten Art und Weise verwendet wurden zur Herstellung eines Denkmals, dessen Größe, Würde und Schönheit die heiligsten Herzen in geziemender Weise ehrt und verherrlicht.

Die Geschichte des Stiftes Münstereifel, sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. In Beiträgen dargestellt von Ad. Plönnis, Pfarrer. Aus der rheinischen Geschichte. XIII u. 100 S. 8°. Bonn, Hanstein, 1891. Preis *M.* 1.50.

Um das Jahr 835 erbaute Abt Marquard von Prüm das Kloster Münstereifel, dem er 844 aus Rom die Reliquien der hll. Chrysanthus und Daria brachte. Der Verfasser theilt die alten lateinischen Berichte über das Leben, das Leiden und die Wunder dieser Blutzeugen in deutscher Uebersetzung mit und führt die Erzählung über die Schicksale ihrer Reliquien bis in unsere Zeit herab. Im zweiten Abschnitt beschreibt er die aus dem 11. Jahrhundert stammende Anlage der Stiftskirche, deren Umbau, Schätze und Altäre. Der dritte Abschnitt bietet die bis jetzt ungedruckten Statuten des Stiftes in lateinischer Sprache, jedoch leider fast ohne Unterscheidungszeichen und in der alten Orthographie. Zuletzt gibt der Verfasser Nachrichten über Kirchen und Klöster der Jesuiten, der Salvatorschwestern, der Kapuziner, der Karmelitessen und des Marienhospitals zu Münstereifel. Seine „Beiträge" sind aus Vereinsvorträgen entstanden, für seine Mitbürger bestimmt und dem Pfarrer der Stadt gewidmet. Aber auch Auswärtige werden dadurch über eine alte, denkwürdige Stiftung sich mit Nutzen unterrichten können.

Heinrich VIII. und die englischen Klöster. Zur Beleuchtung der Geschichte ihrer Aufhebung. Von Franz Aidan Gasquet O. S. B. Aus dem Englischen von P. Thomas Elsässer aus der Beuroner Benediktinercongregation. Zweiter Band. 410 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 8.

Die Uebersetzung von Gasquets interessantem Werk ist mit diesem Bande vollendet. Sie ist so gewissenhaft besorgt, daß sie das Original vollständig ersetzt. Eine Reihe von Anmerkungen, durch welche der Uebersetzer manche dem deutschen Leser ferner liegende Begriffe, Redensarten und Wortspiele zu erläutern sucht, gibt ihr selbst für den des Englischen kundigen Leser vor dem Original noch einen gewissen Vorzug. Dagegen steht allerdings an formeller Schönheit die Uebersetzung hinter dem Original weit zurück, da der Verfasser sich allzu eng an den Satzbau und die Ausdrucksweise seiner fremden Vorlage angeschlossen hat. Das macht die Lesung nicht immer angenehm, bietet aber dafür die Sicherheit, daß der Inhalt auch voll und ganz wiedergegeben werde.

Leben der Heiligen für das katholische Volk. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. Aachen, Rudolf Barth, 1891. Preis geb. *M.* 1.50.

Der in der Ueberschrift wörtlich gegebene Titel mit der Preisangabe und ohne Name des Verfassers beweist schon, daß es sich hier um ein für den Massenvertrieb hergestelltes Buch handelt. Es ist in der That so billig, daß es keine Concurrenz zu scheuen hat. In einem befriedigenden Einbande nicht weniger als VIII und 504 Seiten in 8° für anderthalb Mark! Der Inhalt ist gut, denn er ist ein Auszug

aus dem bei J. Mathes in Stolberg erschienenen Werke: „Kurzer Lebensabriß der Heiligen auf jeden Tag des Jahres nebst Erwägungen und Gebeten von A. Höhne, Pfarrer in Düsseldorf.“ Hier sind die Erwägungen und Gebete weggelassen. Der Leser erhält darum für jeden Tag des Jahres die etwa eine Seite lange, leicht verständliche und nützliche Lebensbeschreibung eines Heiligen. Neben der warmen Empfehlung dieses Buches geben wir gern unserer Freude darüber Ausdruck, daß die katholischen Verleger sich mehr und mehr bemühen, unserem Volke zu möglichst billigem Preise gute Bücher zu liefern.

Lebensbilder katholischer Erzieher. Herausgegeben von Dr. W. E. Hubert. III. **Die heilige Angela Merici,** Stifterin der Ursulinerinnen. VIII u. 163 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 1.50.

Es ist allerdings nicht so sehr das Lebensbild der Erzieherin, als der an Wundern und Gnaden überreiche Pilgerlauf einer auserwählten Heiligen. Indessen wird das vierte Buch auch christlichen Erzieherinnen manche fruchtbare Anregung bieten, die ganze Schrift aber allen Christen einen Spiegel jeglicher Tugend vor Augen halten. Das Leben der hl. Angela ist schon deshalb von Interesse, weil es eine Reihe von Heiligengestalten, wie Hosanna Andreassi, Stephanie Quinzani und Angela selbst in ihrem gottbegeisterten Wirken zeigt zu einer Zeit, die von den Geschichtsentstellern als die Periode tiefster Versunkenheit der ganzen Kirche dargestellt zu werden pflegt. Im ganzen ist die Erzählung gefällig, die Darstellung übersichtlich. Nur zuweilen verräth die Sprache den engen Anschluß an ein ausländisches Muster (z. B. S. 31: die „Passionspunkte“). Daß die hl. Ursula „Aebtissin eines Klosters in England und Lehrmeisterin von Jungfrauen“ war, entspricht wohl nicht der überlieferten Legende.

1. **Ludwig Windthorst.** Zur Erinnerung an sein Leben und Wirken. Verlag und Druck von J. P. Bachem in Köln. 46 S. 12°. Preis 20 *Pf.*
2. **Ludwig Windthorst** in seinem Leben und Wirken von Johann Menzenbach, Pfarrer der Diöcese Trier. 128 S. kl. 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis 50 *Pf.*
3. **Ludwig Windthorst.** Ein Lebensbild von Paul Majunke. 51 S. 8°. Frankfurt a. M., Fösser, 1891. Preis 50 *Pf.*, 12 Exemplare *M.* 1.80, 100 Exemplare *M.* 10.

1. Eine Gelegenheits-, aber keineswegs eine Alltagsschrift, sondern über Erwarten gehaltvoll und lehrreich, zeigt das kleine Büchlein überall den erfahrenen Kampfgenossen des dahingeschiedenen Centrumsführers, der das, was er selbst durchgelebt und im Herzen empfunden hat, auch gut zu erzählen weiß. Bei einem solchen Gewährsmann will man gern noch einmal der Ueberzeugung sich bewußt werden, daß in Windthorst „nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann gestorben ist“. Der einzige Vorwurf, den man dem Schriftchen machen möchte, ist, daß es allzu kurz, daß der Verfasser, der so viel und so schön zu erzählen weiß, so karg ist in der Mittheilung. Das Schriftchen ist vortrefflich.

2. Eine fleißige und pietätsvolle Zusammenstellung alles dessen, was über den großen Centrumsführer Bemerkenswerthes in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Dem katholischen Volke, wie dem späteren Geschichtschreiber ist damit ein angenehmer Dienst erwiesen worden. Drei hübsche Abbildungen und ebenso viele Nachbildungen von Windthorsts Unterschrift zieren die billige Volksschrift.

3. Skizzen und Streiflichter aus Windthorsts Parlamentsleben sind es hauptsächlich, die ein ehemaliges Centrumsmitglied, der frühere hochverdiente Redacteur der „Germania", Dr. Majunke, dem alten Führer als Scheidegruß auf die Bahre legt. Er schöpft dabei aus dem Schatze seiner persönlichen Erinnerungen, wie seiner reichen publicistischen und parlamentarischen Erfahrungen und bietet daher manches Neue und Interessante. Die eine oder andere Bemerkung (wie S. 197) hätte man vielleicht lieber unterdrückt, auch einige Druckfehler (wie Kalbenkirchen als Windthorsts Geburtsstadt) gern vermieden gesehen. Der wiederholt stark hervorgehobene Gedanke (S. 196. 223) von politischen „Gegenschlägen" und den „zwei Hieben zurück" für jeden Schlag auf kirchlichem Gebiet hätte wohl einer Einschränkung bedurft. Besonders dankenswerth ist, was Dr. Majunke gegenüber den in außerkirchlichen Kreisen herrschenden Vorurtheilen über die Lauterkeit von Windthorsts Gesinnung ausgeführt hat. Wer das Schriftchen liest, wird gern das Schlußwort unterschreiben: „Daß es einer ist, unter dessen Büste der Bildhauer schreiben muß: Er war — katholisch!"

Erzählungen für das Volk. (Empfohlen vom Verband „Arbeiterwohl.") M.-Gladbach, A. Riffarth, 1891.

Nr. 1. **Opfer der Verführung.** Erzählung von Wilhelm Koch. 76 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Nr. 2. **Von Stufe zu Stufe.** Erzählung von Heinrich Keiter. **Am Mutterherzen.** Von Leonz Niderberger. 80 S. 12°. Preis 20 *Pf.*

Wie die Socialdemokratie durch alle Mittel der Agitation und der Presse ihre verderblichen Lehren unter das Volk zu bringen sucht, so ist es Pflicht der Gutgesinnten, durch Wort und Schrift gegen dieselben Stellung zu nehmen und die arbeitende Klasse über die Fallstricke, die man ihr legt, aufzuklären. Ganz besonders eignen sich dazu kurze, populäre und wohlfeile Erzählungen, wie sie in den vorliegenden Heftchen die thätige Riffarth'sche Verlagshandlung verbreitet. Dieselben sind deshalb mit Recht von dem Verband „Arbeiterwohl" empfohlen, und wir möchten ihre Verbreitung, wenn sich, woran wir nicht zweifeln, die nachfolgenden Heftchen den beiden ersten würdig anschließen, unter der arbeitenden Bevölkerung warm befürworten. Die erste Erzählung: „Opfer der Verführung" ist in jeder Beziehung mustergiltig. Da wird vor unseren Augen ein braver Arbeiter von einem nichtswürdigen socialdemokratischen Agenten umgarnt und Schritt für Schritt ins äußerste Elend gebracht, bis ihm endlich die Augen aufgehen und er erkennt, auf welcher Seite die wahren Freunde, auf welcher die schlimmsten Feinde der Arbeiter stehen. Ganz besonders zu loben sind die in den Gesprächen geschickt eingestreuten und glänzend widerlegten Schlagworte und Irrthümer der Socialdemokraten. — Auch die Erzählung Heinrich Keiters: „Von Stufe zu Stufe" ist recht gut und ganz geeignet, ein abschreckendes Beispiel gegen die traurige Leidenschaft des Schnapstrinkens, welche unter den Arbeitern so viele Opfer fordert, zu bieten. Es ist ein düsteres und unerquickliches Gemälde, in welchem ein Fabrikarbeiter mit seiner Familie „von Stufe zu Stufe" bis ins Gefängniß hinabsinkt, weil er sich der Schnapsflasche überläßt. Die kurze Skizze von Leonz Niderberger (7 Seiten): „Am Mutterherzen", die dem zweiten Heftchen beigegeben ist, hätten wir gerne weiter ausgeführt gesehen; das schöne Motiv wäre dann mehr zur Wirkung gelangt. Aber auch in dieser knappen Form weist sie darauf hin, daß das Gebet einer Mutter schon manchen verlorenen Sohn auf bessere Wege zurückgeführt hat.



Prinz und Page. Eine Erzählung aus dem letzten Kreuzzuge für die reifere Jugend. Aus dem Englischen des Verfassers von „The Heir of Radcliffe“. Uebersetzt von G. L. 295 S. 8⁰. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 3.

Eine recht gute historische Erzählung, sittlich rein und reich an farbenprächtigen Schilderungen aus der Zeit des schwachen Heinrich III. von England und dessen Sohn Eduard I. Der „Page“ ist ein Sohn Simon von Montforts, jenes Grafen von Leicester, der an der Spitze der Barone den König gefangen nahm, später aber von Kronprinz Eduard, dem „Prinzen“ unserer Erzählung, besiegt wurde. Durch die Treue des „Pagen“, eines durchaus edlen Charakters, wird der Verrath seiner Brüder glänzend gesühnt. Besser würde wohl die Erzählung mit dem Opfertode Richard von Montforts schließen, der doch der eigentliche Held ist. Ueberhaupt tritt das Erzählungstalent etwas hinter das Talent des Beschreibens und Schilderns zurück, das in manchen glänzenden Auftritten des damaligen Ritterthums einen reichen Stoff findet.

Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. II. Sabinianus und die ersten Apostel Galliens. Von C. Guenot. Dritte, neubearbeitete Auflage. 246 S. 8⁰. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 2.

„Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur ‚Fabiola‘ zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer ‚Katholischen Volksbibliothek‘ in Kenntniß setzte. . . Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.“ So lesen wir in der Vorrede. Daß dieser Plan auch in Deutschland begeisterte Aufnahme gefunden, geht nicht nur aus der erfreulichen Thatsache hervor, daß die 12 Bändchen der deutschen Uebersetzung oder Bearbeitung alle schon in zweiter oder dritter Auflage erschienen, sondern auch daraus, daß außerdem eine bedeutende Anzahl ähnlicher Erzählungen mit größerem oder geringerem Geschicke verfaßt wurden. Allerdings muß man eingestehen, daß, so schön der Plan, ebenso schwierig auch dessen Ausführung ist, und daß die Höhe der „Fabiola“ nie mehr erreicht wurde. Auch von „Sabinianus“ wird das niemand behaupten wollen; trotzdem enthält die Erzählung schöne Züge und viel Belehrendes.

Es sei hier noch bemerkt, daß die deutsche Uebersetzung von Wisemans „Fabiola“ soeben in 19. und diejenige von Newmans „Kallista“ in 6. Auflage erschienen ist. Beide gehören dem Verlage von J. P. Bachem in Köln an.

Notice sur M. Hippolyte Carnot par M. Lefèvre-Pontalis, Membre de l'Institut de France. Académie des sciences morales et politiques. 48 p. 8⁰. Paris 1891.

Dieser kurzgedrängte, aber geschmackvoll verfaßte Ueberblick über Leben und Werke Hippolyte Carnots, des Vaters des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, bietet immerhin mancherlei Reiz. H. Carnot, merkwürdig mehr durch seinen Vater und seinen Sohn, als durch die eigene politische Laufbahn, ist bekannt als

der „Archivist der französischen Revolution" und der Biograph mehrerer ihrer Helden. Von dem berüchtigten Abbé Gregoire, von dem er selbst gesteht, daß seine revolutionäre Ueberspanntheit manchmal bis zur Raserei sich steigerte, hat er nahezu ein Heiligenleben geschrieben, das in dem Satze gipfelt: „Wäre die Kirche ihren Traditionen treu geblieben, so müßte sie ihn als Heiligen verehren." Und doch hat das Bild Carnots selbst etwas Wohlthuendes auch für den Katholiken, nicht nur wegen des patriarchalisch schönen Familienlebens und der edlen Philanthropie, die in der Familie Carnot erblich, sondern mehr wegen eines Zuges echten und wahren Freisinnes, wie er heutzutage so selten ist. Obgleich nicht bekenntnißgläubig, ist er kein Feind der Religion oder Confession, er beschäftigt sich gern mit religiösen Gedanken. Als Minister will er weder Verfolgung noch Chikane oder Knechtung der Geistlichkeit. Er will die öffentlichen Processionen nicht verhindert, die katholischen Privatschulen nicht unterdrückt haben. Als es sich um Gehaltsperre gegen „renitente" Geistliche handelt, bezeichnet er solche Maßnahmen als „der Regierung unwürdig". In der Biographie seines Vaters, die er seinen Söhnen gewidmet hat, um sie für ihr ganzes Leben auf das Beispiel des Großvaters hinzuweisen, legt er noch Nachdruck darauf, sie zu warnen vor „hochfahrender Glaubenslosigkeit und schwarzgalliger Intoleranz".

Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von Professor Wilhelm Pütz. Zweiundzwanzigste, verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr, Professor a. D. XVI u. 235 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.55.

Dieser Titel ist die beste Empfehlung des Buches. Der verdiente Herausgeber, welcher die sechs letzten Auflagen besorgt hat, ist unermüdlich im Vervollkommnen und Berichtigen. In dieser neuesten Ausgabe ist die Behandlung der politischen Verhältnisse beschränkt, die der natürlichen erweitert. Ein Anhang von Tabellen gibt eine Uebersicht über Größe und Bevölkerung der (wichtigsten) Staaten oder Länder der fünf Welttheile, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, über Einwohnerzahl der größeren Städte, Länge der Flüsse und Höhe der Berge. Für richtige Aussprache fremder geographischer Namen werden schätzenswerthe Winke gegeben. Hier sei aber bemerkt, daß der im Dänischen durch aa bezeichnete Laut sich durch deutsche Lautzeichen gar nicht wiedergeben läßt; das S. 176 gewählte ô entspricht nicht. Röskilde (ebenda) ist unrichtig; der Däne schreibt Roeskilde, spricht Roskilde. Mit welchem Recht Odense noch als „zweite Stadt des Reiches" bezeichnet werden kann, seitdem Aarhus, wie richtig bemerkt wird, sich zur „zweitgrößten Stadt des Reiches" emporgeschwungen hat, ist unerfindlich.

Miscellen.

Die Britische Bibelgesellschaft an der Arbeit. Die Thatsache, daß von der genannten Gesellschaft in dem einen Jahre 1889/90 nahezu 4 Millionen Bibeln (ganz oder in einzelnen Partien) zur Vertheilung kamen, und daß die wohlorganisirte Thätigkeit der Gesellschaft fast über alle Länder der Erde sich erstreckt, genügt, um ihr als einer beachtenswerthen Culturerscheinung einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ausgesprochener Zweck der Gesellschaft ist, „die weitere Verbreitung der Heiligen Schrift ohne Anmerkung und Commentar zu fördern" (natürlich in specifisch protestantischer Uebersetzung). Der Wahrnehmung, daß viele dieser Bibeln sehr überflüssiger- und vergeblicherweise vertheilt werden, vermag man sich nicht zu entziehen; aber man tröstet sich: „Wenn man sagen wollte, ganze Massen dieser Geistesboten würden vernachlässigt oder zerstört, sie verlören sich, ohne Spur zurückzulassen, gleich dem Blatt im Herbste, und gleich dem verlorenen Samen im Frühling gehörten sie der Verwesung an, so möge man eingedenk bleiben, daß es selbst in der stofflichen Natur ein weiter reichendes Gesetz gebe als das der Vernichtung und ein tiefer greifendes als das des Zerfalles. Es ist die Erhaltung aller Kraft, es ist das Fortbestehen alles Stoffes. Das Blatt wird übergehen in andere Gestalt, der Same wird den von Gott ihm bestimmten Platz zu finden wissen — selbst im Vergehen werden sie Ihn loben, dem alles dient, was da ist."

Man kann nicht behaupten, daß dieser schöne Trost wohlfeil erkauft wäre. Die Gesellschaft verausgabte für solche „Herbstblätter" und „Frühlingssamen" im Verlaufe dieses einen Jahres 227 566 Pfd. Sterl. 8 d (4 541 321 M.), wovon nur 98 198 Pfd. 19 Sh. 10 d (1 963 979 M. 50 Pf.) durch den Verkauf von Bibeln gedeckt, alles übrige durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurde, oder als Deficit für später zu decken bleibt. Das Deficit, welches 1888 nur 260 179 M. betrug, ist 1889 auf 309 770 M. 50 Pf. gestiegen.

Dieser Ausfall ist jedoch keineswegs der Abnahme des Interesses und dem Geringerwerden der Unterstützung zuzuschreiben. Gab es auch an Vermächtnissen um etwa 100 000 Mark weniger als im Vorjahre, und ist der Verschleiß an Bibeln für Großbritannien selbst im Rückgang begriffen, so nimmt doch die Zahl der freiwilligen Beiträge fortwährend zu (im letzten

Jahre um 20000 M.), und der Verschleiß im Auslande ist im Steigen. Indes die Verwaltung der Gesellschaft, weit entfernt, mit ihrer enormen Einnahme zufrieden zu sein, erklärt, daß es noch an Großmuth des Herzens fehle, und daß die „Freunde der Bibel" nicht ruhen dürften, bis die Einnahmen mit den großartigen Aussichten und Leistungen der Gesellschaft in Uebereinstimmung gebracht wären. Und in der That, die „Leistungen" der Gesellschaft sind stark in der Zunahme: 1880 wurden nur 2 780 362 Bibeln in Umlauf gesetzt, 1888 bereits 3 677 204 und 1889 endlich 3 792 263, mithin ein Mehrabsatz von 115 059 Exemplaren in einem einzigen Jahre. Der Absatz für 1889 vertheilt sich, wie folgt:

	Ganze Bibeln.	Ganze Testamente oder Neues Testam. u. Psalmen.	Einzelne Theile.
London (für In- und Ausland)	660 528	798 770	254 022
Auswärtige Depots . . .	175 677	588 448	1 314 818

Es ist von Interesse, dem Schicksal dieser Bibeln genauer nachzugehen. Ihre Vertheilung läßt sich, soweit die Ziffern für Uneingeweihte zugänglich sind, in folgender Weise darstellen:

	Gesammtvertrieb 1889.	Gesammtvertrieb 1888.	Verkauf durch Colportage 1889.	Verkauf durch Colportage 1888.
Frankreich	419 009	123 806	55 512	58 927
Spanien	51 906	47 413	30 938	27 317
Italien	—	—	95 328	—
Deutschland	—	—	55 000	—
Belgien	—	—	11 646	10 570
Oesterreich-Ungarn . . .	—	—	91 151	90 887
Türkei	38 092	37 256	—	—
Aegypten 2c.	19 203	18 790	—	—
Rußland (nur das Centrum — Petersburg) .	311 264	290 257		
China (in drei Agenturen) ungefähr	226 000	—	—	—
Japan	23 852	37 703	—	—

In Frankreich scheint also die Gesammtverbreitung ungeheuer zugenommen zu haben, obgleich die Colportage um 3415 Exemplare weniger betrug als im Vorjahre. Dafür aber wurde über eine Viertelmillion von Exemplaren an die Besucher der Weltausstellung gratis vertheilt. Dieser Massenverbreitung von Bibeln schreibt der Hauptagent M. Monod es zu, daß „die Richtung im Denken und Leben des Volkes ganz augenscheinlich weniger irreligiös sei, als noch vor wenigen Jahren".

Ueber Spanien weiß der Agent Mr. Jameson zu berichten: „Die Macht der Priesterschaft ist in rapidem Niedergang; der nackte Rationalismus ist in Ausbreitung; die Bibel kommt allmählich, aber stets mehr in die Hand des Volkes und gewinnt Einfluß auf sein Leben." Die Britische Bibelgesell-

schaft ist der einzige Hebel zur Ausbreitung der evangelischen Wahrheit, und „wenn je die Halbinsel evangelisch wird, gebühren Dank und Ehre dafür zum großen Theil der Bibelgesellschaft".

In Italien hat der Vertrieb der Bibel dieses Jahr die höchste bisher dagewesene Ausdehnung erlangt. Die Gesammtzahl der in Umlauf gesetzten Bibeln wird jedoch nicht angegeben. Die Aussichten sind gut: „Der Zwiespalt zwischen Regierung und Vatican ist schroffer denn je." „Die Herstellung der politischen Einheit ist nicht ein letzter, sondern ein erster Schritt" (!). „Wir haben Italien gemacht," sagte Massimo d'Azeglio, „wir müssen jetzt auch die Italiener bilden." Die Bibelgesellschaft glaubt sich dazu auf dem besten Wege; denn ihre Anstrengungen, „die Schrift zu einem Haushaltbuch zu machen von den Alpen bis nach Sicilien, sind mit jedem Jahre mehr mit Erfolg gekrönt".

Ueber Deutschland berichtet der Agent Mr. Watt in triumphirendem Tone: Es ist „das Jahr, in welchem die Verbreitung des Wortes Gottes als gedrucktes Buch zum höchsten Grade stieg, der je in Deutschland erreicht wurde". Der Absatz aller Bibelgesellschaften zusammen, deutscher wie auswärtiger, betrug in dem einen Jahre über 600 000 Exemplare (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 106). Merkwürdig ist, daß trotz des stark vermehrten Absatzes der deutschen Bibelgesellschaften jener der Britischen keineswegs zurückgegangen ist. Mit nur 27 Colporteuren hat dieselbe um 25 000 Exemplare mehr abgesetzt als 1881, wo sie noch 58 Colporteure im Dienste hatte. Dabei ist ihre Sorgfalt hauptsächlich den Katholiken zugewendet. Denn da die deutschen Bibelgesellschaften nach ihren Statuten nur die deutschen Protestanten mit Bibeln versehen wollen, so blieben die 17 Millionen Katholiken und die nicht deutsch sprechenden Preußen ohne die Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft des Wortes Gottes beraubt. „Allüberall — von Posen an der östlichen Grenze, wo man die polnische Zunge hört und die slavischen Gesichtszüge erkennt, angefangen, in Schlesien, Bayern, Ost- und Westpreußen, bis nach Baden und an den Rhein vollbringen unsere Leute ihr begeisterndes, aber oft schwieriges Werk." Die Gesellschaft hat hier nicht bloß zu kämpfen mit der „katholischen Intoleranz", sondern auch mit einer weit schlimmern Macht, der Freigeisterei. Ein Trost bleibt bei all diesen Schwierigkeiten für sie der gute Fortschritt der Britischen Gesellschaft bei der deutschen Armee. Hier allein hat sie in dem einen Jahre 1889 etwa 35 000 Exemplare abgesetzt. (Die etwas unklare Aushebung aus dem amtlichen Bericht des Mr. Watt legt wenigstens die Auffassung nahe, als seien 35 000 Bibeln von der Britischen Gesellschaft allein ausgetheilt worden und noch sehr viele andere von anderen Gesellschaften. In dem officiellen, für Deutschland ausgegebenen Bericht hingegen werden nur 7580 als von der Britischen Gesellschaft an die Armee vertheilt angegeben. Es könnte sein, daß man in Deutschland gerade diese Rubrik nicht nach ihrer ganzen Ausdehnung bekannt machen wollte. Andernfalls läge ein Mißverstehen des Berichtes vor.) Dabei werden zwei Umstände besonders hervorgehoben: „die Theilnahme an dieser Arbeit (Versorgung der Armee mit Bibeln) durch eine stets wachsende Zahl

von (verschiedenen, auch deutschen) Bibelgesellschaften" und „die warme Unterstützung durch viele der commandirenden Officiere, von denen manche sogar den Preis erlegen für die Exemplare, die ihrer Mannschaft ausgetheilt werden sollen".

In Oesterreich-Ungarn scheint, dem Berichte zufolge, die Armee weniger „fromm" zu sein. Dagegen wird das Entgegenkommen der Civilbehörden gegen die Bibelcolporteure merklich betont. Große Erfolge sollen in der habsburgischen Monarchie erzielt sein: „Man hat Belege, daß der Geist ernster Forschung an vielen Orten erwacht.... Die Beispiele kommen von allen Theilen des Reiches, und der Agent Mr. Millard hebt hervor, daß dies auch an Orten der Fall sei, wo bis jetzt nur wenige solche glückliche Erfolge beobachtet werden konnten."

Der bedeutendsten Fortschritte rühmt man sich in Rußland. Sowohl das russische Volk im großen, wie namentlich die russischen Soldaten, sollen überall mit wahrer Begier die Bibel annehmen und die Colporteure begünstigen. In der einzigen Centralagentur von Petersburg wurden hoch über 300000 Exemplare verbreitet, in einer neu errichteten Unteragentur innerhalb sechs Monaten 18000, namentlich infolge der Bemühungen Dr. Bäckers unter den Verbannten und Gefangenen Sibiriens. Innerhalb sechs Jahren hat man bereits das siebente Hunderttausend von russischen „Volks-Testamenten" an den Mann gebracht. Auch der Süden des russischen Reiches geht nicht leer aus. Oestlich vom Schwarzen Meere verbreiten sieben Colporteure jährlich ungefähr 14000 Exemplare. Dank ihren guten Beziehungen zu den russischen Truppen vermögen die Boten der Bibelgesellschaft vorzubringen bis zu den Grenzen von Afghanistan. Im Jahre 1889 wurden verbreitet:

In Tscharbjui am Oxus	830	Bibeln	In Kerki an der Afghan-Grenze	316	Bibeln
„ Askabet	560	„	„ Samarkand	218	„
„ Merw	470	„	„ Buchara	145	„

Von dem Gang der Geschäfte in China ist dagegen die Verwaltung weniger befriedigt. Im ganzen himmlischen Reiche wurden kaum so viele Bibeln verbreitet, als bei der Pariser Ausstellung an die Besucher gratis vertheilt wurden, etwa eine Viertelmillion. Der Geschäftsführer der Gesellschaft (Editorial Superintendent), Dr. Wright, ist daher für Mai 1891 nach China beordert worden, um bei der Versammlung der Missionäre weitere Maßnahmen zu berathen.

In Japan ist gleichfalls Rückgang des Geschäftes.

Um so enthusiastischer lauten die Nachrichten aus Indien. Im Penschab allein sind um 15000 Exemplare, d. h. doppelt so viele Bibeln abgesetzt worden als im Vorjahre. „Aber bedeutungsvoller als dies dürfte der stille Einfluß von 266 Bibelweibern sich erweisen, welche in Indien und Ceylon von der Gesellschaft besoldet werden, und durch deren Vermittlung unter den Zenanas und ihren eingeborenen Schwestern die Verbreitung von 7000 Bibeln

des Vorjahres für 1889 auf 10 000 gestiegen ist. Denn jetzt, wie in frühen Jahrhunderten, — im Osten, wie dereinst im Westen, kann es nicht anders sein, als daß die christliche Frau, die ihre alte Stellung süßer Oberherrschaft (!) wieder gewonnen hat, ihren unvergleichlichen Einfluß übe und die Kindheit der Kirche ihres Volkes pflege, wie sie allein zu pflegen versteht, während diese langsam zur Blüte erstarkt."

Für schlechte Erfolge in Canada und Südamerika bot Australien, Neuseeland, Oceanien, namentlich der Malayische Archipel reichen Ersatz. Die Verausgabung malayischer Bibeln hat sich in einem Jahre verdoppelt. In Singapore allein wurden statt der 33 000 des Vorjahres über 48 000 Exemplare losgeschlagen.

Also jährlich Tausende von Menschen fast ausschließlich damit beschäftigt und Millionen europäischen Geldes dafür verausgabt, meist recht schlecht gelungene Uebersetzungen eines Buches über die ganze Welt hin zu verschleudern, zu dessen Verständniß vielerorts jegliche Grundlage fehlt! Die Naivetät, mit der man sich von solcher Massenverbreitung unfehlbare Erfolge verspricht und der demnächstigen Protestantisirung der ganzen Welt zuversichtlich entgegenblickt, erinnert an gewisse pathologische Erscheinungen. Ist es wirklich ein gedrucktes Buch, dessen unsere kranke Welt bedarf? Werden dadurch die Massen gehoben, ihr Loos verbessert, ihr sittliches Denken geläutert, daß man ein Buch unter sie wirft — ein Buch mit sieben Siegeln, ein Buch, das der Gefahr des Mißbrauchs weit mehr ausgesetzt ist als fast jedes andere? Die Apostelgeschichte (c. VIII) erzählt, wie die Jünger des Weltheilandes „durch das Land zogen, das Wort Gottes predigend", und wie die Schaaren „aufmerkten und einmüthig zuhorchten", wie sie dann getauft wurden, und die Apostelfürsten kamen, ihnen die Hände aufzulegen unter Anrufung des Heiligen Geistes.

Das hat auch der gelehrte Göttinger Professor Lagarde eingesehen, dem man in protestantischen und insbesondere in bibelfreundlichen Kreisen Verständniß und Autorität doch nicht vollständig wird absprechen wollen. Er schreibt: „Immer soll der Theologe wissen, daß es die S a ch e ist, worauf es ankommt, nicht der Bericht über die Sache, nicht ein Buch, welches nur da Werth hat, weil es nur da wirklich verstanden wird, wo gegenwärtiges Leben hell genug brennt, um des Buches verblichene Schrift durch sein Licht lesbar zu machen. . . . Mit einem Satze: K i r ch e brauchen wir und Theologie, nicht Bibel" (Die revidirte Lutherbibel des Halle'schen Waisenhauses, Göttingen 1885, S. 38).

Ein österreichischer Anti-Habsburger als Historiker. Die berühmte „objective Geschichtschreibung" unserer Tage hat schon manches eigenthümliche Phänomen zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre haben die wackeren „gelben Hefte" wieder auf ein solches hingewiesen, indem sie auf das neue Geschichtswerk eines k. k. Professors einer österreichischen Universität aufmerksam machten, der sein Bestes thut, die großen Gestalten des österreichischen Kaiserhauses herabzusetzen und unter der Flagge des Deutschthums einige der

pflichttreuesten und fleckenlosesten Herrscher, die je eine deutsche Krone getragen, zu verkleinern. Es scheint fast, als ob es erst noch der Geschichtskünste bedürfte, um das Ansehen der Dynastien bei den Völkern zu schwächen. Die Leistung des österreichischen Professors war so stark, daß nun sogar v. Sybels „Historische Zeitschrift" Bd. LXVI, S. 559 dagegen Stellung nehmen zu sollen glaubt. In der Besprechung der „Deutschen Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums" I. von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst heißt es dort unter anderem:

„Was wir dem Verfasser als Vorwurf anrechnen müssen, ist, daß er auch dort, wo er klar sehen konnte, wo ihm eine entsprechende Anzahl von Mittheilungen vorlag, zu falschen Urtheilen gelangt ist, daß er an die Beurtheilung der Ereignisse und Personen manchmal voreingenommen herantrat, daß er nicht immer davon ausging, sich aus den Documenten eine Ansicht zu bilden, sondern in den Documenten die Beweise für seine von allem Anfange an feststehende Ansicht zu suchen... Der härteste Vorwurf aber, der das Werk Zwiedinecks trifft, ist, daß in demselben ein ungerechtes Urtheil über die Politik des Wiener Hofes und über den Kaiser gefällt wird. Wir sagen ausdrücklich: ein ungerechtes Urtheil. Eine gerechte, wenn auch noch so strenge Beurtheilung hätte Referent gewiß gebilligt. Es gibt nur eine Wahrheit, und das Ziel der historischen Wissenschaft muß, wie das jeder andern, die Aufsuchung der Wahrheit sein. Was Verderbliches, Falsches, Unrichtiges an der Politik des Wiener Hofes war — und es war sehr viel von allebem vorhanden —, möge offen an den Tag gelegt werden, aber eben nur die Wahrheit. Wir fragen, welche Belege hat Zwiedineck für seine, die Wiener Regierung vernichtende Behauptung, ‚daß der Kaiser und die edlen Mitstände des Heiligen Römischen Reiches es gerne gesehen hätten, wenn der Friede von St. Germain nicht geschlossen worden und der Marschall Crequi nach Berlin marschirt wäre'? Daß der Wiener Hof das Aufkommen des Berliner Hofes mit scheelen Augen ansah, ist richtig; daß man dem Stande des Reiches, der einem über den Kopf zu wachsen drohte, die Demüthigung gönnte, ist gewiß; daß man aber den Vormarsch der Franzosen nach Berlin gern gesehen hätte, ist eine Behauptung, für die uns Zwiedineck den Beleg gewiß nicht wird bieten können. Und wie will Zwiedineck es mit seinem historischen Gewissen vereinbaren, wenn er im Anschluß an die oben angeführte Bemerkung die folgende niederschreibt: ‚Von allen Fürstenhäuptern, mit denen Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst) zu verkehren gehabt hatte, war König Ludwig (XIV.) der anständigste; treulos und hinterlistig hat er nie an ihm gehandelt'? Und ebenso unrichtig und unbegründet wie diese Behauptungen sind viele andere, welche Zwiedineck über (Kaiser) Leopold (I.) und seine Regierung vorbringt. Der Persönlichkeit Leopolds ist Zwiedineck in keiner Weise gerecht geworden. Sein Urtheil über Leopold ist — soweit er nicht die Zeitgenossen des Kaisers es sprechen läßt, sondern selbst abgibt — keineswegs zutreffend. Man mag über die geistige Capacität, sowie über den Grad der Anerkennung, der dem Wirken dieses Herrschers zu zollen ist, noch so verschiedener Ansicht sein, so, wie Zwiedineck über ihn urtheilt, wird man,

auch auf Grundlage des gedruckten Materials, nicht mehr urtheilen dürfen. Und ebenso verhält es sich mit der Charakteristik Auerspergs und anderer österreichischer Staatsmänner. Auch über die Charakteristik der außerösterreichischen Staatsmänner ließe sich so manches bemerken, ebenso über die Darstellung gewisser Ereignisse... Was wir von dem Verfasser fordern, ist ausschließlich, daß er bei der Fortsetzung seines Werkes ... vorurtheilsfrei an die Betrachtung der Personen und Dinge herantrete und Lob und Tadel nicht nach vorgefaßter Meinung vertheile."

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

1. „Die sociale Frage ist die Frage des Jahrhunderts, und das letzte Jahrzehnt desselben ist allem Anschein nach berufen, es zu wichtigen Entscheidungen zu bringen. Diese zu verhindern, liegt in keines einzelnen Macht noch in der Macht einer Klasse, wie umgekehrt kein einzelner noch eine Klasse sie willkürlich herbeizuführen vermag. Was wird, ist das geschichtliche Muß, das in der Entwicklung liegt und durch die Macht der Thatsachen den Menschen die Wege zeigt, die zu wandeln das Culturinteresse der Gesellschaft gebietet. Es wird noch heiße Tage geben, aber der Socialismus kommt trotz alledem und alledem ans Ziel." [1]

Mit diesen Worten begrüßte Bebel den 1. October 1890, den Tag, an welchem das Socialistengesetz fallen und „damit eine der traurigsten und schmachvollsten Episoden der deutschen Geschichte" ihr Ende erreichen sollte.

Unwillkürlich fühlt man sich einer solchen fatalistischen Zuversicht gegenüber zu der Frage gedrängt: Warum dann aber jene gewaltige socialistische Agitation, wozu die vielen Reden in und außerhalb des Parlamentes, die Zeitungen und Broschüren, mit denen ihr die Welt überflutet, wenn ihr wirklich euer Heil erwartet von dem „geschichtlichen Muß", vom siegreichen Durchbruch der socialistischen Idee, von der unvermeidlichen Umgestaltung der Gesellschaft auf communistischer Grundlage, als dem natürlichen Zielpunkte einer mit elementarer Nothwendigkeit sich vollziehenden historischen Entwicklung? Indessen man läßt uns nicht lange auf Antwort warten. „Die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung ist zwar durch die materiellen Verhältnisse unverrückbar gegeben. Aber die Art und Weise, wie sie vor sich geht, und die Schnelligkeit ihres Fortschrittes ist bis zu einem gewissen Grade von der Thätigkeit der einzelnen abhängig." [2]

---

[1] „Die Neue Zeit." IX. Jahrg. I. Bd. 1. Heft. S. 10.

[2] Ebendas. 8. Heft. S. 226.

Also die Richtung der gesellschaftlichen, mit elementarer Macht sich Bahn brechenden Entwicklung ist durch die materiellen Verhältnisse unabänderlich gegeben, und jede sogen. Reformbestrebung, mag sie auch von dem besten Willen beseelt, mit den reichsten Hilfsmitteln ausgestattet sein, — bleibt ohnmächtig gegenüber jener unheimlichen absoluten Nothwendigkeit der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung.

2. Alles ist in der Entwicklung begriffen, im wirthschaftlichen wie im geistigen Leben der Menschen. Auch die heutigen Verhältnisse und Anschauungen unterliegen dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit. Kein Recht, kein Sittengebot, keine Wahrheit, keine Religion kann den Untergang der auf dem Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaft verhindern. Denn die wechselnde ökonomische Structur der Gesellschaft ist die reale Grundlage, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweisen eines jeden geschichtlichen Abschnittes in letzter Instanz sich erklärt. Die heutige Religion, das heutige Recht, die heutige Moral stehen und fallen mit der Epoche der Waarenproduction. Der gesellschaftlichen Entwicklung gegenüber bleiben sie ohnmächtig. Mit der zukünftigen ökonomischen Structur der Gesellschaft wird eine neue Wahrheit, ein neues Recht, eine neue Moral und, wenn man den Atheismus „Religion" nennen will, eine neue Religion erstehen. — Darum ist es denn auch eine Thorheit, mit religiösen oder sittlichen Motiven die socialistische Weltanschauung bekämpfen zu wollen, da die Religion und Sittlichkeit denselben Gesetzen nothwendiger Entwicklung unterliegen, wie die ökonomischen Verhältnisse. Sogar die Logik und der „gesunde Menschenverstand" bleiben machtlos gegenüber dem „wissenschaftlichen" Socialismus. Wie Paul Fischer (London) und vor ihm Engels uns belehren, sind nämlich „die Gesetze der Logik die in das menschliche Bewußtsein übersetzten Gesetze der Bewegung der wirklichen Welt. Die logische Weiterentwicklung der aus den ökonomischen Vorgängen abstrahirten Grundbegriffe muß daher der thatsächlichen ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft entsprechen. Ist dies der Fall, decken sich die logische und historische Entwicklung (wie z. B. in Marx' „Kapital"), so wird die Richtigkeit der Darstellung unumstößlich. Daher die Unangreifbarkeit des Marx'schen Systems" [1]. Also vergebens und aussichtslos ist jede Bekämpfung des Socialismus. Beruft man sich den socialistischen

[1] Die Marx'sche Werththeorie. Berlin, Verlag der „Volkstribüne", 1889. S. 8.

Forderungen gegenüber auf die Religion, das Gewissen, das Recht, die Vernunft, so wird stets mit Hohn und Spott geantwortet, daß eine solche Berufung der „Wissenschaft" widerspreche, da nichts beständig, alles, alles, Wahrheit und Recht, Religion und Sittlichkeit, in stetem Fluß begriffen sei.

3. Man mag mit Recht in der „materialistischen Geschichtsauffassung" eher eine Krankheit als eine wissenschaftliche Verirrung erblicken und darum von der Heilung des Herzens mehr erwarten als von einer Widerlegung durch Vernunftgründe. Indessen läßt es sich nicht läugnen, daß eine solche fatalistische Lehre sehr geeignet ist, die Massen mit einer Art fanatischer Begeisterung zu erfüllen, sobald einmal statt der Vernunft und der Gottesfurcht die Leidenschaften zur ungezügelten Herrschaft gelangt sind. Darum ist denn auch die Popularisirung jener Theorien in der That zu einem der beliebtesten Agitationsmittel des heutigen Socialismus geworden.

Allein wer mit Aufmerksamkeit die Schriften von Marx und Engels, in welchen vorzugsweise der ökonomische Materialismus gelehrt wird, gelesen hat, so namentlich die „Misère de la Philosophie", „Das communistische Manifest", „Das Kapital", „Herrn Eugen Dührings Umwälzung in der Wissenschaft", „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie", „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates" u. s. w., — der wird unseres Erachtens keinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß die „materialistische Geschichtsauffassung", der Kernpunkt in der socialistischen Weltanschauung, keineswegs als bloßes Agitationsmittel, sondern überdies und vor allem als theoretische Grundlage des „wissenschaftlichen" Socialismus gelten soll.

Man hat bisher vielfach als ökonomische Grundlage des Socialismus die Ricardo-Marx'sche Werththeorie und als philosophischen Ausgangspunkt die auf der natürlichen Gleichheit beruhende Gleichberechtigung aller Menschen betrachtet. Und in der That sucht und findet thatsächlich die socialistische Kritik der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse auch heute noch in diesem doppelten Irrthum eine Stütze. Indessen formell und ausdrücklich wird von den Vertretern des „wissenschaftlichen" Socialismus seine innere Abhängigkeit von jenen Lehren geläugnet. So erklärt z. B. Engels mit großem Nachdruck, Marx habe niemals seine communistischen Forderungen auf irgendwelche Nutzanwendung der Ricardoschen Werththeorie gegründet, sondern allein auf den nothwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch

der kapitalistischen Productionsweise[1]. Ebensowenig wird die Gleichberechtigung aller Menschen, welche für frühere Formen des Communismus und Socialismus den philosophischen Stützpunkt bildete, im „wissenschaftlichen" Socialismus der Neuzeit als theoretische Unterlage der praktischen Forderungen anerkannt. Die Marx-Engels'sche Theorie kennt ja überhaupt keine absolute Wahrheit; ein philosophisches Axiom hat nur zeitweilige Bedeutung, und lebhaft protestirt sie wiederholt gegen die Anwendung abstracter allgemeiner Moralprincipien auf die Verhältnisse des in stetem Fluß begriffenen wirthschaftlichen Lebens. Wir werden später Gelegenheit haben, aus den Schriften hervorragender Vertreter des „wissenschaftlichen" Socialismus nachzuweisen, wie nach ihrer Auffassung jene Gleichheitsvorstellungen aus den ökonomischen Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft historisch sich ableiten[2].

4. Wir wollen nun die socialistische Weltanschauung I. in ihrem Entstehen, II. ihrem Inhalte nach dem Leser vorführen und schließlich III. einer eingehenden Kritik unterziehen.

I.

Wie entstand die Philosophie des Socialismus?

Auf diese Frage antwortet uns Friedrich Engels selbst in seinem Buche „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der classischen deutschen Philosophie"[3]. — Der Hegel'sche Panlogismus und der Feuerbach'sche Materialismus lieferten die Elemente dazu.

Höchst interessant sind die Auseinandersetzungen über den revolutionären Charakter des Hegelianismus, mit denen Engels seine Schrift beginnt. „Wie in Frankreich im 18., so leitete auch in Deutschland im 19. Jahrhundert die philosophische Revolution den politischen Zusammenbruch (1848) ein. Aber wie verschieden sahen die beiden aus! Die Franzosen in offenem Kampf mit der ganzen officiellen Wissenschaft, mit der Kirche, oft auch mit dem Staat; ihre Schriften jenseits der Grenze, in Holland oder England gedruckt, und sie selbst oft genug drauf und dran, in die Bastille zu wandern. Dagegen die Deutschen — Professoren, vom Staat eingesetzte Lehrer der Jugend, ihre Schriften anerkannte Lehrbücher, und das abschließende System der ganzen Entwicklung, das

[1] In der Vorrede zu Marx, „Elend der Philosophie". Stuttgart, Dietz, 1885. S. X.

[2] Man vergleiche z. B. „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft". S. 91—95. [3] Stuttgart, Dietz, 1888.

Hegel'sche, sogar gewissermaßen zum Rang einer königlich preußischen Staatsphilosophie erhoben! Und hinter diesen Professoren, hinter ihren pedantisch-dunklen Worten, in ihren schwerfälligen, langweiligen Perioden sollte sich die Revolution verstecken?“ [1]

Allerdings, wer nach dem Scheine zu urtheilen gewohnt war, konnte im Hegelianismus sogar ein durch und durch conservatives System erblicken. Oder welche Lehre kann conservativer sein als der berühmte Satz Hegels: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist wirklich“? Dennoch birgt gerade dieses Axiom, im Hegelschen Sinne verstanden, die Rechtfertigung der Revolution. „Die Wirklichkeit“ nämlich „erweist sich Hegel zufolge in ihrer Entfaltung als die Nothwendigkeit“. Wirklich ist nur, was nothwendig ist. Der existirende Staat, die thatsächlich vorhandene Gesellschaftsordnung sind nur in dem Grade wirklich und vernünftig, als sie nothwendig sind. Weit gefehlt wäre es darum, die Wirklichkeit im Sinne Hegels als dauerndes Attribut gegebener politischer oder gesellschaftlicher Verhältnisse aufzufassen. „Die römische Republik war wirklich, aber das sie verdrängende römische Kaiserreich auch. Die französische Monarchie war 1789 so unwirklich geworden, d. h. so aller Nothwendigkeit beraubt, so unvernünftig, daß sie vernichtet werden mußte durch die große Revolution, von der Hegel stets mit der höchsten Begeisterung spricht. Hier war also die Monarchie das Unwirkliche, die Revolution das Wirkliche. Und so wird im Laufe der Entwicklung alles früher Wirkliche unwirklich, verliert seine Nothwendigkeit, sein Existenzrecht, seine Vernünftigkeit; an die Stelle des absterbenden Wirklichen tritt eine neue, lebensfähige Wirklichkeit — friedlich, wenn das Alte verständig genug ist, ohne Sträuben mit Tod abzuziehen; gewaltsam, wenn es sich gegen diese Nothwendigkeit sperrt.“ [2]

Betrachtet man den Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen im Lichte der Hegel'schen Dialektik, vergegenwärtigt man sich, daß die Hegel'sche Philosophie, consequent durchgeführt, überhaupt eine Endgiltigkeit in den Ergebnissen des menschlichen Denkens und Handelns in keiner Weise anerkennen darf, daß sie an Stelle jeder feststehenden Wahrheit den Entwicklungsproceß des fortschreitenden Erkennens setzt, in allen aufeinander folgenden geschichtlichen Zuständen nur die vergänglichen Stufen im endlosen Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft vom Niedern zum Höhern erblicken kann, dann wird man Engels beistimmen müssen, wenn

[1] Fr. Engels, „Ludwig Feuerbach“. S. 1 f. [2] A. a. O. S. 3.



er sagt: „Der Satz von der Vernünftigkeit alles Wirklichen löst sich nach allen Regeln der Hegel'schen Denkmethode auf in den andern: Alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht."[1] Hiermit soll übrigens die relative Berechtigung der einzelnen Entwicklungsstufen durchaus nicht bestritten werden. Im Gegentheil, „jede Stufe ist nothwendig, also berechtigt für die Zeit und die Bedingungen, denen sie ihren Ursprung verdankt; aber sie wird hinfällig und unberechtigt gegenüber neuen, höheren Bedingungen, die sich allmählich in ihrem eigenen Schoß entwickeln; sie muß einer höhern Stufe Platz machen, die ihrerseits wieder an die Reihe des Verfalls und des Untergangs kommt. Wie die Bourgeoisie durch die große Industrie, die Concurrenz und den Weltmarkt alle stabilen, altehrwürdigen Institutionen praktisch auflöst, so löste diese dialektische Philosophie (Hegels) alle Vorstellungen von endgiltiger, absoluter Wahrheit und ihr entsprechenden Menschheitszuständen auf. Vor ihr besteht nichts Endgiltiges, Absolutes, Heiliges; sie weist von allem und an allem die Vergänglichkeit auf, und nichts besteht vor ihr als der ununterbrochene Proceß des Werdens und Vergehens, des Aufsteigens ohne Ende vom Niedern zum Höhern, dessen bloße Wiederspiegelung im denkenden Hirn sie selbst ist. Sie hat allerdings auch eine conservative Seite: sie erkennt die Berechtigung bestimmter Erkenntniß- und Gesellschaftsstufen für deren Zeit und Umstände an; aber nur so weit. Der Conservatismus dieser Anschauungsweise ist relativ, ihr revolutionärer Charakter ist absolut — das einzig Absolute, das sie gelten läßt."[2]

5. Man muß bei der Hegel'schen Philosophie zweierlei wohl unterscheiden: das System und die Methode. Nur die letztere, die dialektische Methode, bildet einen der Stützpunkte des wissenschaftlichen Socialismus. Das System widerspricht der Methode. Hatte Hegel, namentlich in der Logik, betont, daß die ewige, absolute Wahrheit nichts anderes sei als der logische bezw. geschichtliche Entwicklungsproceß, hatte er sich sogar bemüht, für verschiedene Gebiete, für Recht, Religion, Aesthetik u. s. w. den durchgehenden Faden der Entwicklung nachzuweisen, so suchte er am Ende dennoch wiederum selbst nach einem Abschluß dieser Entwicklung, „weil er eben genöthigt war, ein ‚System' zu machen, und ein System der Philosophie muß nach den hergebrachten Anforderungen mit irgend einer Art von absoluter Wahrheit abschließen"[3]. Darum ließ Hegel seine „absolute Idee", nachdem sie sich in die Natur

[1] Engels a. a. O. S. 4. [2] A. a. O. S. 5. [3] A. a. O. S. 6.

„entäußert", d. h. verwandelt hat, schließlich im Geiste wieder zu sich selbst kommen. Die Menschheit gelangt zur Erkenntniß der absoluten Idee, und diese Erkenntniß der absoluten Idee ist endgiltig erreicht in der Hegel'schen Philosophie, deren Lehrgehalt demnach die absolute Wahrheit darstellt. Die weitere Verwirklichung der absoluten Idee vollzieht sich von da an im Staate, „in derjenigen ständischen Monarchie, die Friedrich Wilhelm III. seinen Unterthanen so hartnäckig vergebens versprach, also in einer den deutschen kleinbürgerlichen Verhältnissen von damals angemessenen beschränkten und gemäßigten, indirecten Herrschaft der besitzenden Klassen; wobei uns noch die Nothwendigkeit des Adels auf speculativem Wege demonstrirt wird." [1]

Der Gegensatz zwischen System und Methode [2] der Hegel'schen Philosophie führte allmählich zu einer Spaltung unter ihren Anhängern. „Wer das Hauptgewicht auf das System Hegels legte, konnte auf beiden Gebieten (der Religion und der Politik) ziemlich conservativ sein; wer in der dialektischen Methode die Hauptsache sah, konnte religiös wie politisch zur äußersten Opposition gehören." [3] Die junghegel'sche Schule folgte der letztern Richtung. Sie wurde in Deutschland und Italien [4] zur Trägerin der revolutionären Bestrebungen. Ihr Angriff galt zunächst und vor allem der positiven Religion, und hier fand sie eine Stütze in den Bestrebungen des englisch-französischen Materialismus. Aber welch ein Gegensatz bestand zwischen diesen Kampfgenossen! Während der Materialismus die Natur als das einzig Wirkliche auffaßt, erscheint diese in der Hegel'schen Philosophie als eine „Entäußerung", gewissermaßen als eine Degradation der absoluten Idee. Die Idee war hier das Ursprüngliche, die Natur dagegen das Abgeleitete, welches nur durch die Herablassung der Idee existirt.

6. „Da kam Feuerbachs ‚Wesen des Christenthums'. Mit einem Schlag zerstäubte es den Widerspruch, indem es den Materialismus ohne Umschweife wieder auf den Thron erhob. Die Natur existirt unabhängig von aller Philosophie; sie ist die Grundlage, auf der wir Menschen, selbst Naturproducte, erwachsen sind; außer der Natur und den Menschen existirt nichts, und die höheren Wesen, die unsere religiöse

---

[1] Engels a. a. O. S. 7.

[2] Vgl. auch S. 23 f. über den Widerspruch zwischen System und Methode in der Hegel'schen Philosophie.

[3] Engels a. a. O. S. 10.

[4] Vgl. „Katholik". 48. Jahrgang 1868. I. Hälfte. S. 129 ff.

Phantasie erschuf, sind nur die phantastische Rückspiegelung unseres eigenen Wesens. . . Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein; wir waren alle momentan Feuerbachianer. Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflußt wurde, kann man in der ‚Heiligen Familie' lesen." [1]

Feuerbach hatte einen ähnlichen Entwicklungsgang durchlaufen wie Marx und Engels, die Umwandlung „eines — freilich nie ganz orthodoxen — Hegelianers zum Materialisten, eine Entwicklung, die auf einer bestimmten Stufe einen totalen Bruch mit dem idealistischen System seines Vorgängers bedingt. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängte sich ihm schließlich die Einsicht auf, daß die Hegel'sche vorweltliche Existenz der ‚absoluten Idee', die ‚Präexistenz der logischen Kategorien', ehe denn die Welt war, weiter nichts sei als ein phantastischer Ueberrest des Glaubens an einen außerweltlichen Schöpfer; daß die stoffliche, sinnlich wahrnehmbare Welt, zu der wir selbst gehören, das einzig Wirkliche, und daß unser Bewußtsein und Denken, so übersinnlich es scheine, das Erzeugniß eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns, sei. Die Materie ist nicht ein Erzeugniß des Geistes, sondern der Geist selbst ist nur das höchste Product der Materie." [2] — Damit war die große Frage nach dem Verhältnisse des Denkens zum Sein, des Geistes zur Natur, die höchste Frage der gesammten Philosophie, endgiltig entschieden. Auch die Vorstellung einer Weltschöpfung durch Gott, wie sie der europäischen Menschheit in „dem langen Winterschlaf des christlichen Mittelalters" [3] vorgeschwebt, war definitiv überwunden, ebenso wie die noch „verzwicktere" Schöpfung im Hegel'schen Sinne, als Entäußerung der absoluten Idee an die Natur. An Stelle des Idealismus, welcher die Ursprünglichkeit des Geistes vor der Natur behauptet hatte, war der Materialismus, der die Natur als das Ursprüngliche ansieht, als einzig richtige Weltanschauung getreten.

7. Indessen nicht jede Form des Materialismus, nicht einmal die so freudig begrüßte Lehre Feuerbachs, entsprach vollständig der revolutionären Geistesrichtung der Herren Marx und Engels.

Der classische französische Materialismus war vorwiegend mechanisch. Wie für Descartes das Thier, so war für die Materialisten des 18. Jahr-

---

[1] Engels a. a. O. S. 12 f. [2] A. a. O. S. 21. [3] A. a. O. S. 16.

hunderts der Mensch nur eine Maschine. Die Einseitigkeit dieser Auffassung, das Verkennen höherer Gesetze (der Chemie und der Biologie), soll seine Erklärung und Entschuldigung in dem Umstande finden, daß „von allen Naturwissenschaften damals nur die Mechanik, und zwar auch nur die der festen Körper, kurz die Mechanik der Schwere, zu einem gewissen Abschluß gekommen war" [1].

Bedeutender als dieser Mangel wiegt aber in den Augen Engels' eine andere „specifische Beschränktheit" des classischen französischen Materialismus, nämlich seine Unfähigkeit, „die Welt als einen Proceß, als einen in der geschichtlichen Fortbildung begriffenen Stoff aufzufassen" [2]. Allein auch dieser Mangel erklärt sich einigermaßen aus dem damaligen Stande der Naturwissenschaften. Zwar wußte man die Natur in ewiger Bewegung begriffen; aber die Bewegung drehte sich im Kreise, erzeugte immer wieder dieselben Ergebnisse. Die Vorstellung einer allgemeinen fortschreitenden Entwicklung war zu fremdartig in einer Zeit, wo die eben aufgestellte Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung des Sonnensystems noch als bloßes Curiosum galt, die Geologie aber, die Entwicklungsgeschichte der Erde, völlig unbekannt, und die Lehre, daß die heutigen belebten Naturwesen das Ergebniß einer langen Entwicklungsreihe vom Einfachen zum Complicirten sind, nicht einmal „in den genialen Vorahnungen" einzelner hervorragender Männer vorhanden war. Die „unhistorische Auffassung" der Natur im Materialismus des 18. Jahrhunderts mochte sich auf diese Weise entschuldigen lassen. Anders verhält es sich mit der Behandlung, welche der damalige Materialismus der Geschichte zu theil werden ließ. Hier waren es keine äußeren Gründe, sondern die selbstgewählten Ziele, — vor allem der mit Vorurtheil und Leidenschaft geführte Kampf gegen die Reste des Mittelalters —, was den Blick befangen hielt: „Das Mittelalter galt als einfache Unterbrechung der Geschichte durch tausendjährige allgemeine Barbarei; die großen Fortschritte des Mittelalters — die Erweiterung des europäischen Culturgebietes, die lebensfähigen großen Nationen, die sich dort nebeneinander gebildet, endlich die enormen technischen Fortschritte des 14. und 15. Jahrhunderts — alles das sah man nicht. Damit war aber eine rationelle Einsicht in den großen geschichtlichen Zusammenhang unmöglich gemacht, und die Geschichte diente höchstens als eine Sammlung von Beispielen und Illustrationen zum Gebrauch der Philosophen." [3]

---

[1] Engels a. a. O. S. 22. [2] A. a. O. S. 22 f. [3] A. a. O. S. 24.

Ebensowenig wie in Frankreich fand die materialistische Weltanschauung wesentliche Förderung in Deutschland. Auch hier bildete die einseitige Sucht, jeden Fortschritt der Naturwissenschaft als neuen Beweisgrund gegen die Existenz des Weltschöpfers zu verwerthen, ein Hemmniß des Fortschreitens in der wissenschaftlichen Erkenntniß. Ja, es war sogar jene ganze Auffassung durch „die vulgarisirenden Hausirer, die in den fünfziger Jahren in Materialismus machten" [1], Büchner, Vogt und Moleschott, mehr oder minder in Mißcredit gekommen.

8. So erklärt es sich, wenn Feuerbach über seine Erkenntniß, daß außer der Materie nichts existire, gewissermaßen erschrak, und daß er, anstatt den wiederaufgefundenen Materialismus fortzubilden, ihn eher durch eine idealistisch angehauchte Religionsphilosophie und Ethik zu mildern sich bestrebte. Sehr idealistisch darf man sich freilich Feuerbachs Religion und Sittenlehre nicht vorstellen. „Religion" heißt sie in demselben Sinne, wie die Pariser Reformisten der Louis Blanc'schen Richtung den Atheismus eine „Religion" nannten, — eine Religion ohne Gott, eine Religion, als deren Wesen das Herz, das Gefühlsverhältniß zwischen Mensch und Mensch gilt, und deren Ausübung in der Geschlechtsliebe ihre höchste Form finden sollte. Engels verwirft eine solche Religion, nicht als ob er an ihre Stelle etwas Besseres setzen wollte, sondern weil er es verschmäht, den bloßen Namen „Religion" beizubehalten, wo ihr Inhalt sich verflüchtigt hat.

Der seichten Religionsphilosophie entspricht Feuerbachs „Ethik". — Als Grundlage aller Moral gilt ihm der dem Menschen eingeborene Glückseligkeitstrieb. Allein einer doppelten Correctur bedarf dieser Trieb: „Erstens durch die natürlichen Folgen unserer Handlungen: auf den Rausch folgt der Katzenjammer, auf den gewohnheitsmäßigen Exceß die Krankheit. Zweitens durch ihre gesellschaftlichen Folgen: respectiren wir nicht den gleichen Glückseligkeitstrieb der anderen, so wehren sie sich und stören unsern eigenen Glückseligkeitstrieb." [2] Berechnung der Folgen unserer Handlungen, „rationelle Selbstbeschränkung in Beziehung auf uns selbst und Liebe im Verkehr mit anderen sind also die Grundregeln der Feuerbach'schen Moral, aus denen alle anderen sich ableiten" [3].

Engels verwirft auch diese materialistische Ethik, da sie für Leute, denen alle Mittel zur Befriedigung des Glückseligkeitstriebes fehlen, ohne

---

[1] Engels a. a. O. S. 24.
[2] A. a. O. S. 37. [3] Ebendas.

Bedeutung sei. Feuerbach habe dieses selbst anerkannt, wenn er sage: „Wo du vor Hunger, vor Elend keinen Stoff im Leibe hast, da hast du auch in deinem Kopfe, in deinem Sinn und Herzen keinen Stoff zur Moral." Ebenso illusorisch sei es, wenn Feuerbach fordere, daß die Anerkennung der Gleichberechtigung des Glückseligkeitstriebes anderer für alle Zeiten gelte. Wann und wo ist denn im Laufe der Geschichte diese Gleichberechtigung anerkannt worden? Im Alterthum mit seinen Sklaven, im Mittelalter mit seiner Leibeigenschaft? Und erst heute! — Gewiß! man hat die ständischen Privilegien abgeschafft, die privatrechtliche und dann auch die staatsrechtliche, juristische Gleichberechtigung der Person eingeführt. „Aber der Glückseligkeitstrieb lebt nur zum geringsten Theil von ideellen Rechten und zum allergrößten von materiellen Mitteln" [1], welche der Arbeiterklasse unter der Herrschaft der kapitalistischen Production nur äußerst knapp zugemessen werden.

Nicht genug. „Nach der Feuerbach'schen Moraltheorie ist die Fondsbörse der höchste Tempel der Sittlichkeit — vorausgesetzt nur, daß man stets richtig speculirt. Wenn mein Glückseligkeitstrieb mich auf die Börse führt und ich dort die Folgen meiner Handlungen so richtig erwäge, daß sie mir nur Annehmlichkeit und keinen Nachtheil bringen, d. h. daß ich stets gewinne, so ist Feuerbachs Vorschrift erfüllt. Auch greife ich dadurch nicht in den gleichen Glückseligkeitstrieb eines andern ein; denn der andere ist ebenso freiwillig an die Börse gegangen wie ich, ist beim Abschluß des Speculationsgeschäftes mit mir ebenso gut seinem Glückseligkeitstrieb gefolgt wie ich dem meinigen. Und verliert er sein Geld, so beweist sich eben dadurch seine Handlung, weil schlecht berechnet, als unsittlich, und indem ich an ihm die verdiente Strafe vollstrecke, kann ich mich sogar als moderner Rhadamanthus stolz in die Brust werfen. Auch die Liebe herrscht an der Börse, insoweit sie nicht bloß sentimentale Phrase ist; denn jeder findet im andern die Befriedigung seines Glückseligkeitstriebes, und das ist ja, was die Liebe leisten soll und worin sie praktisch sich bethätigt. Und wenn ich da in richtiger Voraussicht der Folgen meiner Operationen, also mit Erfolg spiele, so erfülle ich alle die strengsten Forderungen der Feuerbach'schen Moral und werde ein reicher Mann obendrein." [2] Kurz, das soll der Fehler der Feuerbach'schen Theorie gewesen sein, daß sie eine Religion, eine Moral, und zwar für alle Zeiten, alle Völker, alle Zustände aufstellen wollte. Sie hätte

---

[1] Engels a. a. O. S. 38. [2] A. a. O. S. 39.

sich dadurch wiederum schließlich in das Reich der Abstractionen verloren, ohne den Weg zur lebendigen Wirklichkeit vollends zu finden.

9. Fehlte es dem Feuerbach'schen Materialismus einerseits an der richtigen Erfassung der in allen Verhältnissen sich vollziehenden fortschreitenden Entwicklung, und stellte sie andererseits den Cultus des abstracten Menschen an Stelle der wirklichen Menschen, so erschien eben vermöge dieses doppelten Mangels eine Weiterbildung der Feuerbach'schen Theorie dringend geboten. „Diese Fortentwicklung des Feuerbach'schen Standpunktes über Feuerbach hinaus wurde eröffnet 1845 durch Marx in der ‚Heiligen Familie'." [1]

Feuerbach hatte vom bloß naturwissenschaftlichen Materialismus gesagt, er sei zwar „die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wissens, aber nicht das Gebäude selbst". Und warum? „Denn wir leben nicht nur in der Natur, sondern auch in der menschlichen Gesellschaft, und auch diese hat ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Wissenschaft nicht minder als die Natur. Es handelte sich also darum, die Wissenschaft von der Gesellschaft, d. h. den Inbegriff der sogen. historischen und philosophischen Wissenschaften mit der materialistischen Grundlage in Einklang zu bringen und auf ihr zu reconstruiren." [2]

Der „wissenschaftliche" Socialismus, welcher sich dieser Aufgabe unterzog, glaubt darum mit demselben Rechte den Namen einer „Wissenschaft" beanspruchen zu dürfen, wie die materialistische Naturwissenschaft. Er führt den Materialismus ein auf ein höheres Wissensgebiet, auf das Gebiet der Gesellschaftslehre, und indem er an Stelle der frühern „metaphysischen Denkweise" [3] — welche die Dinge dieser Welt als stabile, aus sich selbst zu erklärende, unabhängige Erscheinungen auffaßt und demgemäß in der Untersuchung des Einzelnen, in der Aufspeicherung und Klassificirung des Materials ihre Hauptaufgabe erblickt —, indem er statt dieser „metaphysischen" die „dialektische Methode" anwendete, alle Erscheinungen des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens in ihrem wirklichen Zusammenhang, ihrer historischen Entwicklung, in den Gesetzen der Entfaltung und des Unterganges ergründete, vollzog er die ersehnte Vermählung zwischen der pantheistischen und der materialistischen Weltanschauung, der Hegel'schen und der Feuerbach'schen Philosophie.

---

[1] Engels a. a. O. S. 41.
[2] A. a. O. S. 26. [3] A. a. O. S. 23.

II.

Die socialistische Weltanschauung.

10. Nicht so sehr Gründe theoretischer Art waren es, welche Marx und Engels bestimmten, vom Hegel'schen „System" sich loszusagen. Der Panlogismus hatte die Idee für das Höchste erklärt, den Staat als Organisation der höchsten Sittlichkeit, als präsenten Gott proclamirt, schließlich sogar eine „absolute" Wahrheit anerkannt. Vor allem „die Erzeugung der sehr zahmen politischen Schlußfolgerung vermittelst einer durch und durch revolutionären Denkmethode"[1] erregte Anstoß. Der Lehrgehalt der Hegel'schen Philosophie bildete scheinbar ein Hinderniß für den heiß ersehnten und leidenschaftlich erstrebten Umsturz aller bestehenden Verhältnisse. — Lassalle blickte tiefer. Er erkannte auch in den Lehrsätzen des Pantheismus den revolutionären Geist unter conservativer Hülle. Gerade in dem absoluten, pantheistischen Staatsbegriffe suchte und fand er eine theoretische Stütze für das socialistische System. Wenn der Staat alles ist, wenn alles nur durch ihn und für ihn existirt, dann gibt es keinen Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft, dann hat der Staat allein die Gesammtheit des wirthschaftlichen Lebens zu regeln. Und wenn dann noch eben dieser Staat der gegenwärtige Gott, die absolute Wahrheit, das absolute Recht ist, dann gilt nur das als wahr und recht, was der Staat will und solange er es will. Damit aber verflüchtigte sich jede „absolute" Wahrheit, jedes „absolute" Recht, das System Hegels war in vollen Einklang mit der Methode gebracht, alles gerieth wieder in Fluß, die Bahn war frei für den Socialismus. Eines erübrigte: die Staatsgewalt mußte mittelst des allgemeinen Stimmrechts in die Hand der Besitzlosen gespielt werden. Was ist der Staat? ruft Lassalle den Arbeitern zu. Und er antwortet: „Ihre, der ärmeren Klassen, große Association — das ist der Staat!" Den nothleidenden Klassen gehört der Staat, sie bilden die ungeheuere Mehrzahl der Bevölkerung; aus ihnen besteht der Staat, nicht aus den höheren Ständen.

Indessen Marx und Engels glaubten ihre revolutionären Tendenzen wirksamer gefördert durch Feuerbachs Lehre. Da sie das ganze menschliche Leben auf Arbeit und Genuß zurückführen, in der sinnlichen Existenz alles Denken und Streben, alles Leiden und Handeln der ganzen Menschheit aufgehen lassen wollten, so schien es ein besserer Weg, nicht mehr mit Hegel die Idee, sondern mit Feuerbach die sinnliche Realität als das Eine und Höchste anzuerkennen.

[1] Engels a. a. O. S. 7.

a. Der Materialismus als Grundlage der socialdemokratischen Weltanschauung.

11. „Wir müssen unser Fundament bloßlegen, damit der Anblick des granitnen Felsens dem Unbefangenen um so frappanter darthue, wie windig der Sand ist, auf den die Maulhelden der ‚bestehenden Ordnung‘ ihre Widersprüche bauen.“ [1] Der „granitne Felsen“ aber ist weiter nichts als die materialistische Weltanschauung, die gleichzeitig mit dem religiösen Unglauben in längst vergangenen Tagen entstanden, erst in unserem erleuchteten Jahrhundert sich aus dem Rohen heraus zu wissenschaftlicher Prägnanz durchgearbeitet hat [2]. Der Boden für die Revolution ist damit geschaffen, und es fordert daher „die Emancipation der Arbeiterklasse, daß letztere der Wissenschaft unseres Jahrhunderts sich ganz bemächtige“ [3]. — Feuerbach hat einmal gesagt: „Es ist das charakteristische Zeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph, und umgekehrt, das charakteristische Zeichen eines Philosophen, kein Professor der Philosophie zu sein.“ Das Proletariat verfügt über keine akademischen Lehrstühle. Dennoch „besteht nur bei der Arbeiterklasse der deutsche theoretische Sinn unverkümmert fort. Hier ist er nicht auszurotten, hier finden keine Rücksichten statt auf Carrière, auf Profitmacherei, auf gnädige Protection von oben; im Gegentheil, je rücksichtsloser und unbefangener die Wissenschaft vorgeht, desto mehr befindet sie sich im Einklang mit den Interessen und Strebungen der Arbeiter. Die neue Richtung, die in der Entwicklungsgeschichte der Arbeit den Schlüssel erkannte zum Verständniß der gesammten Geschichte der Gesellschaft, wandte sich von vornherein vorzugsweise an die Arbeiterklasse und fand hier die Empfänglichkeit, die sie bei der officiellen Wissenschaft weder suchte noch erwartete. Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen classischen Philosophie“ [4]. Wir wollen die übernommenen Erbstücke im einzelnen etwas näher in Augenschein nehmen.

12. Nicht in dem Sein darf die Einheit der Welt gesucht werden, wie der Pantheismus es wollte; „die wirkliche Einheit der Welt besteht in ihrer Materialität“ [5]. Dieser Satz, welcher die vollständigste Einerlei-

---

[1] Joseph Dietzgen, Die Religion der Socialdemokratie. 3. Aufl. Leipzig 1875. S. 40. Dietzgen ist jener deutsche Arbeiter, von dem Engels („Feuerbach“ S. 45) sagt, er habe merkwürdigerweise unabhängig von Marx und selbst von Hegel die „materialistische Dialektik“ wieder entdeckt.

[2] Dietzgen a. a. O. S. 31. [3] Ebendas. S. 32. [4] Engels a. a. O. S. 68.

[5] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Zürich 1886. S. 28.

heit des Seins ausspricht, nur die Materie und außer der ewigen Materie nichts anerkennt, beseitigt mit einem Schlag alle „Prätensionen des Geistes“. Die Erkenntniß, „wie und woher die Weisheit kommt und entsteht ..., wie Gedankenspähne fabricirt werden, stellt uns theoretisch auf einen Standpunkt, der von Göttern, Büchern und Menschen unabhängig ist. Indem die Wissenschaft den Dualismus zwischen Geist und Materie auflöst, nimmt sie der bisherigen Zweitheilung in Herrscher und Beherrschte, in Unterdrücker und Unterdrückte die letzte theoretische Stütze“ [1]. Und gründlich hat die materielle und socialistische „Wissenschaft“ mit jenem Dualismus aufgeräumt. Für sie gibt es keinen Gott [2], keine geistige, unsterbliche Seele [3], kein die Materie überragendes, sie beherrschendes und bestimmendes Lebensprincip. Leben ist „die Daseinsweise der Eiweißkörper“, „der Chemismus des Eiweißes“ [4], der Mensch ein bloßes Product der materiellen Natur, der „Geist“ nur ein Sammelwort für die aufeinanderfolgenden Gedanken, ein anderer Ausdruck für unsere Denkthätigkeit [5], diese lediglich eine Function des Gehirns, wie auch die letzten das Wollen bewegenden Mächte ausschließlich der materiellen Ordnung angehören [6].

13. Mit derselben Begeisterung, wie einst Feuerbach, wurden Darwin und Häckel von Marx und Engels begrüßt. Siebenmal mindestens versichert uns Engels [7] allein in der Schrift über Dühring, daß der Mensch aus dem Thierreiche stamme. Als Schwelle der Menschheitsgeschichte gilt ihm jener Augenblick, da „die ersten vom Thierreiche sich sondernden Menschen“ das Reibfeuer erzeugten. „Das Reibfeuer gab dem Menschen zum erstenmal die Herrschaft über eine Naturkraft (die „Freiheit“) und trennte ihn damit endgiltig vom Thierreiche. ... Wie jung noch die ganze Menschengeschichte, und wie lächerlich es wäre, unseren jetzigen Anschauungen irgendwelche absolute Giltigkeit zuschreiben zu wollen, geht aus der einfachen Thatsache hervor, daß die ganze bisherige Geschichte sich bezeichnen läßt als Geschichte des Zeitraums von der praktischen Entdeckung der Verwandlung von mechanischer Bewegung in Wärme (Erzeugung des Reibfeuers) bis zu derjenigen der Verwandlung von Wärme in mechanische Bewegung (Erfindung der Dampfmaschinen).“ [8]

---

[1] Dietzgen a. a. O. S. 33. [2] Engels, „Feuerbach“. S. 16 f. u. a.
[3] Ebendas. S. 21; „Dühring“ S. 130.
[4] Engels, „Dühring“. S. 68 f. [5] Dietzgen a. a. O. S. 33.
[6] Engels, „Feuerbach“. S. 53 ff.
[7] Engels, „Dühring“. S. 89. 104. 105. 130. 171. 174. 188.
[8] Engels a. a. O. S. 104.



14. Man sieht aus dem Gesagten bereits zur Genüge, wie die „materialistische Schrulle" der liberalen Wissenschaft den Socialismus vollständig beherrscht, und es war im Grunde genommen überflüssig, wenn Friedrich Engels noch ausdrücklich jene herkömmlichen Redensarten wiederholt von der „Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie als alter, weltbekannter Thatsache" [1], von der Unmöglichkeit der Schöpfung [2], von einer „unendlichen Reihe anderer Formen", welche die Materie vor dem „Urnebel" des Kant-Laplace'schen Systems durchgemacht [3] u. s. w. Eine Begründung für die materialistische Weltanschauung wird ja doch niemand in derartigen Phrasen erblicken können, ebensowenig wie in der Gotteslästerung, mit der Marx zum Schöpfungsbericht der Genesis höhnisch bemerkt, derselbe führe uns Gott „als den ersten Industriellen der Welt vor" [4].

15. Alles Sein ist Materie, „die Daseinsweise der Materie" aber ist die Bewegung [5]. Es gibt kein ruhendes Sein, kein „Ansichsein" alles ist Nichtsein und Sein zugleich, alles ist „Werden". Jeder Augenblick bezeichnet nur eine flüchtige Phase in der ewigen Wandlung des von Ewigkeit her durch sich selbst bewegten Stoffes, in dem stets wechselnden Proceß des allgemeinen Werdens und Vergehens [6]. Hier ist der Punkt, wo der ökonomische Materialismus in Gegensatz tritt zu den verschiedenen Formen des ältern Materialismus, indem er die revolutionäre „dialektische Methode" des Hegel'schen Panlogismus mit dem Feuerbach'schen Materialismus verquickt. Allein Hegel muß vorerst „auf den Kopf gestellt" werden, ehe Marx ihm als Bundesgenossen den Arm reicht. Während Hegel die Welt a priori construirt mit Hilfe der absoluten Idee, ist für Marx die Idee nur der Reflex der wirklichen Bewegung der Welt. „Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegel'schen nicht nur verschieden, sondern ihr directes Gegentheil. Für Hegel ist der Denkproceß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subject verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideelle nichts anderes als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle." [7]

Bei der Bedeutung, welche die „dialektische Methode" im ökonomischen Materialismus einnimmt, haben wir sie etwas genauer zu betrachten, um

---

[1] Engels, „Dühring". S. 51.
[2] Engels, „Feuerbach". S. 17. [3] Engels, „Dühring". S. 43.
[4] Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Stuttgart 1885. S. 30.
[5] Engels, „Dühring". S. 45. [6] Ebendas. S. 29. 43. 51. 111.
[7] Marx, „Kapital", Nachwort S. 821 f.

so mehr, als Marx und Engels ausdrücklich bekennen, daß „die materialistische Dialektik seit Jahren ihr bestes Arbeitsmittel und ihre schärfste Waffe" [1] gewesen sei.

b. Die materialistische Dialektik.

16. Die unerschütterliche Grundlage aller Wissenschaft, welche nur auf Thatsachen baut, ist die inductive Methode. „Anwendung dieser Methode auf alle Probleme vom Anfang (?) bis zum Ende der Welt, also die systematische Anwendung der Induction macht die socialdemokratische Weltanschauung zu einem System." [2] Sie steht im schroffsten Gegensatze zur alten metaphysischen Denkweise, welche transcendente Wahrheiten aus dem Geiste deducirte, an Stelle der Thatsachen Gedankenbilder, an Stelle der unbekannten wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte ideelle, phantastische gesetzt hatte [3]. Allein weit gefehlt wäre es, wenn man in der Denkweise des „wissenschaftlichen" Socialismus nichts anderes erblicken wollte als den längst bekannten Empirismus, der sich damit begnügt, auf inductivem Wege Thatsachen zu suchen und die gefundenen zu ordnen. Die socialistische Denkweise ist wesentlich „dialektisch"; sie will den wirklichen wechselvollen Proceß des ewigen Werdens, wie er in der Welt thatsächlich sich vollzieht und alles in Zusammenhang bringt, widerspiegeln in der Idee. Seit Darwin ist dieses Werden, sind jene wirklichen Zusammenhänge für die organische Welt, seit Marx für die sociale Welt und die Geschichte gefunden worden. Alle Wissenschaft wurde damit zur Entwicklungslehre und in sofern Dialektik. Diese, die „Dialektik", ist nämlich „weiter nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens" [4]. Sie allein ist von der ganzen bisherigen Philosophie übrig geblieben [5].

Selbstverständlich bedienen sich von nun an die positiven Wissenschaften der Natur und Geschichte ausschließlich der „dialektischen Methode", d. h. sie beschäftigen sich nur mit den Gesetzen der alles umfassenden Entwicklung, die Naturwissenschaft (Darwinismus) mit den besonderen Bewegungsgesetzen der Natur, der „wissenschaftliche" Socialismus, als „historische Wissenschaft", mit den besonderen Bewegungsgesetzen der menschlichen Gesellschaft. Alle besonderen Entwicklungsprocesse aber lassen sich zurückführen auf ein allgemeines dialektisches Bewegungs-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 45. [2] Dietzgen a. a. O. S. 38.
[3] Engels, „Feuerbach". S. 48 f. [4] Engels, „Dühring". S. 133.
[5] Engels, „Dühring". S. 10; „Feuerbach". S. 47. 49.

gesetz, die Hegel'sche „Negation der Negation". „Es ist ein äußerst allgemeines und eben deswegen äußerst weit wirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens, ein Gesetz, das in der Thier- und Pflanzenwelt, in der Geologie, in der Mathematik, in der Geschichte, in der Philosophie zur Geltung kommt." [1] Negiren in der Dialektik bedeutet freilich etwas anderes als bloßes Neinsagen, oder ein Ding für nicht bestehend erklären, oder es in beliebiger Weise zerstören. Ich negire ein Gerstenkorn auch, wenn ich es zertrete. Allein die Negation im Sinne der Dialektik muß so eingerichtet sein, daß sie durch eine zweite Negation wieder aufgehoben werden, z. B. daß das Gerstenkorn keimen, blühen, in der Frucht sich vervielfältigen kann. Sonst wäre keine Bewegung vorhanden, keine Entwicklung möglich, sondern nur Untergang [2]. Was die dialektische Bewegung ausmacht, „die dialektische Zeugung" ermöglicht, ist ja „gerade das Nebeneinanderbestehen der beiden entgegengesetzten Seiten" [3]. Die niedere Entwicklungsstufe muß schon die Keime der höheren in sich tragen, muß von innen heraus, nach immanenten Gesetzen zur höhern Phase sich entfalten. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir den Nachweis dieses dialektischen Processes für den Bereich der Natur und Gedankenwelt wiedergeben wollten, wie er von Engels versucht wird [4]. Wir beschränken uns vielmehr auf das Gebiet der Geschichte und der gesellschaftlichen Entwicklung.

17. Die Oekonomen der alten liberalen Richtung verkannten die Natur ökonomischer Gesetze, als sie dieselben mit den unveränderlichen Gesetzen der Physik und Chemie verglichen. Allgemeine Gesetze des ökonomischen Lebens gibt es nicht außer dem einzigen Gesetz „der Negation der Negation", dem Gesetze der beständigen und allseitigen Veränderlichkeit. Jede historische Periode hat vielmehr ihre eigenen Gesetze, die ihre Geltung verlieren, sobald die Epoche einer höhern Entwicklungsstufe weichen muß. Kurz, das gesellschaftliche Leben bietet uns nach socialistischer Lehre eine der biologischen Entwicklungsgeschichte durchaus analoge Erscheinung. Eine tiefere Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse soll beweisen, daß sociale Organismen, welche in der geschichtlichen Entwicklung sich folgen, voneinander ebenso gründlich verschieden sind als Pflanzen- und Thierorganismen [5]. —

[1] Engels, „Dühring". S. 132. [2] Ebendas. S. 133.

[3] Marx, „Elend". S. 104 f. [4] Engels, „Dühring". S. 126 ff.

[5] Marx, „Kapital", Nachwort S. 819 ff. Hier wird Bezug genommen auf eine Recension des „Kapital" im Petersburger „Europäischen Boten" (Mai-Nummer 1872, S. 427—436). — Marx gibt zu, daß der Recensent seine Methode „treffend" geschildert habe.

Der Socialismus als „Wissenschaft" ist somit nur eine Fortsetzung des Darwinismus, Entwicklungsgeschichte der socialen Organismen.

18. Hiernach bemißt sich die Stellung, welche Marx' Hauptwerk „Das Kapital" im wissenschaftlichen Socialismus einnimmt. Marx verfolgt nur den einen Zweck im „Kapital": er will das Gesetz der Phänomene finden, mit deren Untersuchung er sich beschäftigt. Hierbei ist ihm aber nicht nur das Gesetz von Bedeutung, das sie beherrscht, soweit sie eine fertige Form haben, sondern vor allem sucht er nach dem Gesetze ihrer Veränderung, ihrer Entwicklung. Es handelte sich für ihn einerseits darum, den wahren innern Charakter der kapitalistischen Epoche zu enthüllen, andererseits namentlich darum, die kapitalistische Productionsweise in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und ihrer relativen Nothwendigkeit, d. h. ihrer Nothwendigkeit für einen bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt, also auch die Nothwendigkeit ihres Untergangs darzustellen. In unserm frühern Aufsatze über „die ökonomischen Lehren des Marx'schen Socialismus" [1] haben wir hauptsächlich den Grundcharakter der kapitalistischen Epoche nach Marx'scher Auffassung zu zeichnen versucht. Es wurde ausgeführt, wie hiernach die Aneignung unbezahlter Arbeit die Grundform der kapitalistischen Productionsweise und der durch sie vollzogenen Ausbeutung des Arbeiters sei, daß der Kapitalist, selbst wenn er die Arbeitskraft seines Arbeiters zum vollen Werthe kauft, den sie als Waare auf dem Waarenmarkt hat, dennoch mehr Werth aus ihr herausschlägt, als er für sie bezahlt hat, und daß dieser Mehrwerth in letzter Instanz die Werthsumme bildet, aus der sich die stets wachsende Kapitalmasse in den Händen der besitzenden Klasse aufhäuft. Der Hergang sowohl der kapitalistischen Production wie der Production von Kapital war damit erklärt [2]. Hier sei insbesondere darauf hingewiesen, wie die historisch-ökonomische Specialuntersuchung des „Kapital" die inneren dialektischen Bewegungsgesetze bloßlegt, nach denen die heutige kapitalistische Gesellschaft, wie jede andere, frühere geschichtliche Erscheinung, an den Consequenzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen wird [3]. „Processe, die ihrer Natur nach antagonistisch sind, einen Widerspruch in sich enthalten, Umschlagen eines Extrems in sein Gegentheil, endlich als Kern des Ganzen die Negation der Negation", das sind die „dialektischen Wendungen" [4], deren Marx sich vorzugsweise bedient, wo er den innern Auflösungsproceß auch der kapitalistischen Gesellschaft historisch nachzuweisen sich bestrebt.

[1] Bd. XLI. S. 23—58. [2] Engels, „Dühring". S. 11 f.
[3] Ebendas. S. 166. [4] Ebendas. S. 131.

19. Vor der kapitalistischen Aera herrschte bei den Culturvölkern zumeist der Kleinbetrieb auf Grundlage des Privateigenthums des Arbeiters an seinen Productionsmitteln. Die sogen. ursprüngliche Accumulation des Kapitals vollzog sich nun durch Expropriation dieser unmittelbaren Producenten, d. h. durch Auflösung des auf eigener Arbeit beruhenden Privateigenthums. Nur mit engen, naturwüchsigen Schranken der Production verträglich, mußte der Kleinbetrieb zu Grunde gehen, als die Entwicklung zur freien und erweiterten Production drängte. „Auf einem gewissen Höhegrad bringt diese Productionsweise (Kleinbetrieb) die materiellen Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. .. Sie muß vernichtet werden, sie wird vernichtet."[1] Die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Aber die Entwicklung drängte weiter. Sobald die Arbeiter in Proletarier, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital, das zwerghafte Eigenthum wieder in das massenhafte Eigenthum weniger verwandelt worden, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und die weitere Verwandlung der Erde und der anderen Productionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer eine neue Form. „Was jetzt zu expropriiren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter exploitirende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Production selbst, durch die Concentration der Kapitalien. Ja ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Concentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die corporative Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung aller Productionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Productionsmittel combinirter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elendes, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Productionsweise, die

[1] Marx, „Kapital". 2. Aufl. S. 791.

mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Concentration der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt." [1] Wie ehedem der Kleinbetrieb durch seine eigene Entwicklung die Bedingungen seiner Vernichtung, d. h. der Enteignung der kleinen Eigenthümer mit Nothwendigkeit erzeugte, so hat also auch die kapitalistische Productionsweise im Laufe der Zeit die materiellen Bedingungen selbst erzeugt, an denen sie zu Grunde gehen, in die communistische Productionsweise überleiten muß. „Die kapitalistische Productions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Production wird durch sie selbst, mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses, producirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum [an den Verbrauchsgegenständen] wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln." [2]

20. Genau dieselben Gedanken finden sich ebensowohl in dem Programm der französischen Collectivisten (Marxisten), das von Marx, Engels, Lafargue, Guerde in London verfaßt wurde, wieder, wie in dem neuesten Programmentwurf der deutschen Socialisten: „Die socialdemokratische Partei Deutschlands erstrebt die Umwandlung der Arbeitsmittel — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — in Gemeineigenthum der Gesellschaft, und die Umwandlung der kapitalistischen Production in die socialistische Production; eine Umwandlung, für welche die kapitalistische Gesellschaft selbst die materiellen und geistigen Bedingungen geschaffen hat und weiter schafft" u. s. w. Die Weiterentwicklung der Gesellschaft im angegebenen Sinne wird dem „Vorwärts" (7. Juli d. J.) zufolge sich schnell vollziehen: „Die bürgerliche Gesellschaft hat den Todeskeim im Leibe — und die Todten reiten schnell." [3]

---

[1] Marx, „Kapital". 2. Aufl. S. 792 f.

[2] Ebendas. S. 793; Engels, „Dühring". S. 125.

[3] Genau so wie Marx, „Kapital". S. 793.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Kaftans neues Dogma.

(Schluß.)

Ein Hauptgrund für die Abschaffung des alten Dogmas ist für Kaftan, wie wir gesehen, der Widerspruch, in welchem es zum Materialprincip des Protestantismus, zur Lehre vom alleinseligmachenden Glauben steht; nach dieser muß der Glaube nicht nur als Verstandesact, als ein Fürwahrhalten, sondern auch, und zwar vornehmlich, als Willensact, als Vertrauen gelten, während der dem alten Dogma entsprechende Glaube nur Fürwahrhalten ist. Einen zweiten, ebenso wichtigen Grund findet er in der Disharmonie, die zwischen dem alten Dogma und dem Formalprincip des Protestantismus besteht, der Lehre von der Heiligen Schrift als einziger Glaubensquelle. Seine diesbezügliche Erörterung wollen wir uns genauer vorführen, nachdem wir zuerst kurz einen dritten Grund Kaftans berührt, der minder wichtig ist.

Er bemerkt, daß die Reformation einen gründlichen Bruch mit der Vergangenheit in den wichtigsten Beziehungen des Lebens bedeute. Vor allem weist er hin auf die Abschaffung der Hierarchie und des alten öffentlichen Gottesdienstes und auf die Aenderungen in der kirchlichen Erziehung und Leitung des einzelnen Christen: alles dies beruhe auf der „Verbesserung" der Lehre. Es sei nun unbegreiflich, daß die Reformation bei den durchgreifenden Umwälzungen auf jenen anderen Gebieten gerade auf dem Gebiete der Lehre sich damit begnügen könne, an dem fertigen Ganzen nur hier und da einige „Verbesserungen" vorzunehmen, wie die Strenggläubigen wollten. Auf die Dauer habe ein so entstandenes Lehrgebäude keinen Bestand [1]. Die Reformation müsse auf dem Gebiete der Lehre weiter geführt werden. „Der Respekt vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des göttlichen Geistes in der Kirche", worauf die Orthodoxen hinwiesen, könne kein Grund sein, für das alte Dogma einzutreten. „Respekt vor der Geschichte" sei ihm (Kaftan) im höchsten Maße eigen; aber aus Respekt vor der Geschichte das der Hauptsache nach aus der katholischen Kirche herübergenommene Dogma in Schutz zu nehmen, sei unvernünftig bei solchen, welche auf dem Gebiete der socialen Ordnung und der kirchlichen Lebensformen über

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 41 ff.

den vollständigen Bruch mit der Vergangenheit triumphirten[1]. „Noch seltsamer erscheint es“ Kaftan, wenn man sich zur Vertheidigung der alten Lehre auf „das Walten des Geistes Gottes in seiner Kirche auf Erden“ beruft. „Oder meint ihr wirklich, daß diese göttliche Leitung sich nur auf die Lehre beschränkt und diese wenigstens nicht ernstlich beschädigen läßt, im übrigen aber der menschlichen Sünde und dem Irrthum freien Spielraum läßt?“ „Was wollt ihr denn den Katholiken antworten,“ so ruft er den Strenggläubigen zu, „wenn sie euch den Bruch mit der Vergangenheit vorhalten, der in der Reformation geschah, und wenn sie euch sagen, ihr hättet dem zustimmend mit jedem Glauben an die göttliche Regierung in der Kirche gebrochen? Ich weiß es: ihr so wenig wie ich kennt ein Paktiren mit Rom ... so bleibt doch nicht ... mit dem einen Fuß in der katholischen Geschichtsbetrachtung stecken.“[2] Der Bruch mit der Vergangenheit, aus dem das evangelische Christenthum erwachsen ist, zieht nothwendig seine Consequenzen auf dem Gebiete der Lehre. Also: „Wir brauchen in der Kirche der Reformation ein neues Dogma.“[3]

„Auch die Geschichte unserer Kirche und des Dogmas in ihr predigt dasselbe.“ Die Probe, die man gemacht hat, mit dem alten Dogma auszukommen, ist gescheitert. Das alte Dogma wurde abgestoßen, und nur wenige Fundamentalsätze des christlichen Glaubens blieben im Rationalismus als „vernünftiges Christenthum“ in Ansehen. Dann kam die Gegenwirkung der Romantik. Aber das erneuerte alte Dogma hat nicht Stich gehalten. Strauß, „dessen Name noch heute in aller Munde ist“, hat die Katastrophe bald herbeigeführt. „Es ist darin unzweideutig klar geworden, daß wir das Schicksal des reinen evangelischen Glaubens, den uns Luther erneuerte, von dem des alten trennen müssen. Dazu aber brauchen wir ein ‚neues Dogma‘, sonst zerfließt der Glaube und verliert sich in jenem unklaren Idealismus, der sich undogmatisches Christenthum nennt.“[4]

In dieser ganzen Ausführung Kaftans ist kein Beweismoment enthalten — auch nicht vom protestantischen Standpunkte aus — für die Abschaffung des alten Dogmas. Wohl aber offenbart sich in derselben die ihm und so vielen Protestanten inwohnende Neuerungssucht und der Trieb, den unseligen Spalt zwischen den christlichen Confessionen zu erweitern. Es ist derselbe eine traurige, von demjenigen, der den Keil in

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 45 f.
[2] A. a. O. S. 46 f. [3] A. a. O. S. 47 f. [4] A. a. O. S. 48 f.

die Christenheit zuerst eingetrieben, überkommene Erbschaft. Wenn sein Werk ein so glorreiches war, warum sollte die Fortsetzung desselben nicht ehrenvoll sein?!

Die Vollständigkeit der Revolution auf dem Gebiete der kirchlichen Organisation und des öffentlichen Gottesdienstes ist noch kein Beweis dafür, daß sie auch auf dem Gebiete der Lehre eine vollständigere sein müsse, falls nicht nachgewiesen wird, inwiefern die beibehaltene Lehre zu den Neuerungen auf jenen Gebieten nicht stimme. Wollte Kaftan einen aprioristischen Beweis für die Nothwendigkeit weiterer Neuerungen in der Lehre bringen, so hätte er auf dem Gebiete der Lehre bleiben sollen. Hier bot sich ihm wirklich der Beweis leicht dar. Das ist ja klar, daß sich aus dem festen Gefüge des katholischen Lehrgebäudes nicht ein paar Fundamentblöcke herausreißen lassen, ohne daß andere Steine nachstürzen und, wenn nicht sofort, so doch allmählich das ganze Gebäude zusammenbricht. Kracht nicht wirklich das ganze „verbesserte" Lehrgebäude? Wie viele Tausende Anhänger von Strauß und andere wären bereit, nachzuhelfen oder würden doch den Augenblick des Einsturzes herbeisehnen, wenn sie eine befriedigende Antwort fänden auf die sich allen aufdrängende Frage: Was dann?

Darin hat Kaftan Recht, daß die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen und der Glaube an das Walten des Geistes Gottes in der Kirche kein Grund für Protestanten sein kann, vor Neuerungen in der Lehre zurückzuschrecken. Die bei ihnen geltende Kirchengeschichte, nach welcher „die Kirche wenigstens seit dem achten Jahrhundert ein Schauplatz von Unwissenheit und Bosheit", „alle ihre Vorsteher greuliche Irrlehrer und sie selbst ein vollkommenes Narrenhaus war", vernichtet den Glauben an eine göttliche Leitung der Kirche, ja an ihren göttlichen Ursprung; war sie ja auch einer der Hauptgründe für die so schnelle Verbreitung des Rationalismus im vorigen Jahrhundert, sobald der orthodoxen Lehre der staatliche Schutz entzogen war. „Die übertriebene Sorgfalt," so bemerkt einer der scharfsinnigsten protestantischen Theologen jener Zeit, „mit welcher bisher protestantischerseits alles gesammelt worden, was nur zu einigem Zeugnisse für den ehemals herrschend gewordenen Verfall in der Kirche brauchbar ist, die Ungerechtigkeit, mit welcher diesseits alle ehemaligen Vorsteher und Häupter der Kirche als Tyrannen und alle Glieder derselben als Heiden vorgestellt werden, und die Nachlässigkeit, mit welcher diesseits das neben allem eingerissenen Verderben in der Kirche zu aller Zeit vorhanden gewesene Gute über-

sehen wird, diese Mängel in der Kirchengeschichte unter den Protestanten werden von den Widersachern des Christenthums begierig zu ihrem Endzweck benützt." [1] Er führt dann eine Schrift Friedrichs II. an [2], worin dieser Monarch die herkömmliche protestantische Vorstellung von der Kirchengeschichte, daß sie ein großes von Schurken und Heuchlern auf Kosten der betrogenen Massen aufgeführtes Drama sei, als die eigentliche Ursache seiner Verachtung des Christenthums enthüllt [3].

Doch dies nebenbei. Wenden wir uns nun zu einem Hauptbeweise Kaftans für die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas. Er stützt sich auf das Formalprincip des Protestantismus, jenes Princip, welches die Heilige Schrift als einzige Glaubensquelle und Glaubensregel bezeichnet.

Die christliche Wahrheit ist uns in der Heiligen Schrift gegeben, sagt Kaftan. Nur sie ist die Quelle, aus der wir die Wahrheit schöpfen dürfen. „So ist es die Meinung der Väter gewesen von Luthers Tagen an." Das Schriftprincip ist die feste Grundlage aller evangelischen Lehrbildung gewesen und wird bis auf diesen Tag als solche anerkannt [4]. — Hierin hat Kaftan die lutherischen Bekenntnißschriften gewiß auf seiner Seite. Die Concordienformel z. B. bezeichnet die Heilige Schrift als die „einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Dogmen und alle Lehrer geprüft und beurtheilt werden müssen [5].

---

[1] Töllners kurze vermischte Aufsätze. Frankfurt a. d. O. 1769. II. S. 87 ff.; vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen. S. 393 ff.

[2] Die Vorrede zu dem Buche: Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury-Berne (Berlin) 1767.

[3] In derselben Weise, wie man den Abfall von der alten Kirche vertheidigt und den „Segen der Reformation" gefeiert hat, führt man vielfach auch jetzt in protestantischen Streitschriften und Zeitungen den Kampf mit der katholischen Kirche. Erdichtete oder aus allen Ländern und Zeiten zusammengesuchte und aufgebauschte Skandalgeschichten, unrichtige Darstellungen von Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche, Schlagwörter, wie hierarchische Herrschergelüste, Gewissenszwang, Geistestyrannei u. dgl., nehmen die Stelle der Beweisführung ein. Einer principiellen Erörterung der Frage, welche der beiden Confessionen die wahre Kirche Christi, und welche eine abgefallene Secte ist, geht man aus dem Wege. Eine solche Polemik ist wohl im Stande, in protestantischen Kreisen Vorurtheile über die katholische Kirche und Abneigung gegen sie zu erzeugen, nicht aber Licht zu verbreiten über die wichtigste Frage, welche den Christen beschäftigen kann.

[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30.

[5] Form. Conc. p. 570: „Credimus unicam regulam et normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et iudicari oporteat, nullam omnino esse, quam prophetica et apostolica scripta cum veteris tum novi testamenti."

„Aber die Erkenntniß der Schrift", so fährt Kaftan fort, „ist eine fortschreitende, eine wechselnde." Das Schriftprincip ist deshalb ein Princip der Entwicklung und Beweglichkeit. Die heutige Erkenntniß der Schrift ist vielfach eine genauere und bessere geworden. Früher glaubten die protestantischen Theologen, daß alle Dogmen, alle kirchlichen Lehrsätze, wie sie lauteten, in der Schrift, im Alten wie im Neuen Testament, enthalten seien und aus derselben ihrem Wortlaut nach entnommen werden könnten. Heute ist diese Ansicht allgemein aufgegeben. Sie ist ja auch offenbar falsch. Von der Lehre der heiligen Dreifaltigkeit z. B. sind im Alten Testamente höchstens Andeutungen enthalten, und selbst im Neuen Testamente darf man nicht die bestimmten Formeln der Kirchenlehre suchen. So lehren jetzt alle, auch die strenggläubigen Theologen, während im 17. Jahrhundert der Helmstädter Theologe Georg Calixt bei den Strenggläubigen großes Aergerniß und gewaltigen Widerstand hervorrief durch die Behauptung, die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit sei nicht so klar im Alten Testamente enthalten, daß man aus demselben die Gegner dieser Lehre, die Juden, von ihrer Wahrheit überzeugen könne. Wenn nun die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts unter uns erschienen und vernähmen, daß nach Lehre der jetzigen Theologen die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit nur den Grundzügen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, würden sie diesen nicht sagen: „Ihr wollt Lehrer der evangelischen Kirche sein, ihr bekennt euch zu der Heiligen Schrift als der Richtschnur aller Lehre, als der alleinigen Quelle aller heilsamen Wahrheit, und dann sagt ihr, was ihr lehrt, sei doch nicht eigentlich aus der Heiligen Schrift entnommen, sondern ein Erzeugniß der kirchlichen Lehrthätigkeit, nur den maßgebenden Grundzügen nach in der Schrift enthalten? . . . Wißt ihr nicht, daß auch die Papisten dergleichen von der Heiligen Schrift lehren und auf diesem Weg ihre seelenverderblichen Irrthümer rechtfertigen? . . . Dann ist sie nicht mehr und nicht weniger als der Anfang der kirchlichen Tradition . . . Das verläugnet auch die römische Kirche nicht. Das war die Meinung des gottgesegneten Doctor Martin Luther nicht, als er die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen." So würden sie sprechen, und mit Recht. Wenn man eine Lehre als Dogma aufstellt und dann sagt, daß sie nur den maßgebenden Grundzügen und Anfängen nach in der Heiligen Schrift enthalten sei, so gibt man das Schriftprincip im Sinne der Reformation auf, und die Schrift wird dann als nichts

anderes betrachtet, denn als das erste und wichtigste Glied in der kirchlichen Tradition[1].

So Kaftan, und in der Hauptsache hat er den Protestanten gegenüber Recht. Daß im Alten Testamente noch nicht deutlich und klar die ganze Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit enthalten ist, sagen auch die katholischen Theologen. In den Schriften des Neuen Testamentes ist sie vollständig und klar ausgesprochen. Doch auch in diesen steht das Dogma nicht nach seinem Wortlaute, und es bedarf des Studiums und theologischer Forschung, um es aus verschiedenen sich gegenseitig ergänzenden Stellen ans Licht zu bringen. Indessen kommt es in unserer Untersuchung nicht darauf an, was katholische, sondern was protestantische Theologen über das Verhältniß der Heiligen Schrift zum Trinitätsdogma sagen. Wenn nach diesen das Dogma nur „den maßgebenden Grundzügen nach" in der Schrift enthalten ist und sie dennoch das Dogma als allgemein geltende Kirchenlehre hinstellen, so geben sie das Formalprincip des Protestantismus auf. „Tradition" und „Menschensatzung" muß dann die „einzige" Quelle und Richtschnur der Wahrheit ergänzen.

Was vom Trinitätsdogma gesagt ist, gilt nach Kaftan auch von anderen Dogmen. Er führt dieses Dogma und die Lehre von der Person Christi nur als Beispiele solcher Dogmen an, für welche die Heilige Schrift nach den heutigen Theologen nur Anknüpfungspunkte biete[2]. So sieht er sich denn auch hier bei Betrachtung des Verhältnisses des alten Dogmas zum Formalprincip des Protestantismus, wie vorher bei Betrachtung des Verhältnisses des erstern zum Materialprincip, vor eine verhängnißvolle Wahl gestellt: er muß entweder das alte Dogma oder das Formalprincip des Protestantismus preisgeben. Das letztere geht nicht an. Also muß das alte Dogma weichen. Gerade den Strenggläubigen gegenüber, welche so zäh an demselben festhalten wollen, betont er die Nothwendigkeit, dasselbe dem Formalprincip zu opfern. Ihnen, „die sich nichts davon abmarkten lassen wollen, daß die Schrift gilt, daß Gottes Wort allein die Leuchte wie die Richtschnur unseres Glaubens und unserer Lehre ist", zieht er aus diesem ihrem Schriftprincip die Folgerung, welche ihnen feststehen müsse, wie ihr Glaube selbst: „Es hilft nichts, wir müssen uns mit unserer Lehre, mit unserem Dogma nach Gottes Wort richten, wir können keine Lehre führen, die nur Anknüpfungspunkte und Ansätze in der Schrift hat, oder denn, wir können solche Lehrsätze nur

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 30 ff. [2] A. a. O. S. 33.

nebenbei führen als Folgesätze etwa oder theologische Speculationen, wie sie jedem der gütige Gott schenkt, aber wir können sie nicht führen als Dogma, als verbindliche, als alle verpflichtende Lehre. Was dafür gelten soll, das muß und darf nichts anderes sein, als was aus der reichen, lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte herausgeschöpft werden kann. Vollends, wo es sich um das Grunddogma handelt, um die Lehre von Christo, möge uns Gott doch vor anderer als solcher Lehre behüten." [1] Also, so schließt er, „wir brauchen ein ‚neues Dogma'. Nicht als Neuerer, sondern als Hüter des alten Glaubens stellen wir diese Forderung auf" [2].

Was er verlange, sagt Kaftan, sei schon in gewissem Sinne eine Thatsache. Da die Kirche jeden, besonders ihren Diener, an die Schrift weise, so könne dieser, ohne sich um das Dogma zu kümmern, das Wort nach der Schrift verkündigen. Die bessere Erkenntniß der Heiligen Schrift habe denn auch, ganz unabhängig vom Dogma, „ihre großen und heilsamen Folgen längst entwickelt." Aber daß die Predigt sich nicht um das Dogma kümmere, sei nicht in der Ordnung. So werde „das Dogma, statt zu einem Hilfsmittel, zu einem Hindernisse der Kirche und ihrer Predigt".

Nun hören wir aber, wie Kaftan fortfahrend die Nothwendigkeit eines neuen Dogmas beweist: „Wir wissen es ja wohl alle, was auch bei den Besten und Tüchtigsten aus der Predigt wird, wenn sie einmal darauf verfallen, das alte Dogma zum besten zu geben. Und bilden diese, die in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen, bilden sie die Mehrzahl? Gibt es nicht auch schwache und unselbständige Geister, die der Handreichung dringend bedürfen? Sollte nicht das Dogma ihnen diese bieten, indem es den reichen, lebendigen Inhalt des Wortes Gottes in solche Formen fassen lehrte, in denen es vor allem Glauben weckend zu wirken vermag? Und sollte eben dies nicht auch den andern dienen, den selbständigen Geistern, als heilsame Zucht zur Bewahrung vor allerlei Abwegen? Fürwahr, hier liegt ein wirklicher Mangel unserer gegenwärtigen Verhältnisse am Tage, hier erwächst eine dringende Aufgabe: wir brauchen ein ‚neues Dogma'. Die alleinige Autorität der Heiligen Schrift in Sachen des Glaubens, die das Lehrprincip unserer Kirche ist, fordert, daß die Lehrbildung die bessere Erkenntniß der Schrift und ihres Inhaltes, die wir heute haben, nicht verläugne." [3]

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 34 f. 56 ff.
[2] A. a. O. S. 35. [3] A. a. O. S. 35 f.

Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Sieht Kaftan wirklich nicht, in welchen Widerspruch er sich verwickelt? Das alte Dogma muß aufgegeben werden, weil der Prediger es nicht in der Heiligen Schrift findet und ihm doch nach protestantischem Formalprincip die Heilige Schrift die einzige Quelle und Richtschnur für seine Predigt sein soll. Ein neues Dogma muß kommen, weil die Mehrzahl der Prediger, die schwachen und unselbständigen Geister, ferner aber auch die übrigen, die Besten und Tüchtigsten, „welche in der Regel selbständig aus der Schrift zu schöpfen wissen", der Zucht und Bewahrung vor allerlei Abwegen beim Studium der Heiligen Schrift durch ein Dogma bedürfen. Wir sagen: Entweder ist das neue Dogma Kaftans klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, oder nicht. Wenn jenes, wozu dann ein neues Dogma? Dann hat Dreyer Recht, wenn er sagt, die Schrift reiche aus, und außer ihr sei eine allgemein geltende Kirchenlehre nicht nothwendig. Ist aber Kaftans neues Dogma nicht klar und deutlich und dem Wortlaute nach in der Heiligen Schrift enthalten, nun dann leidet es eben an demselben Fehler, an welchem das alte leidet, an jenem Fehler, dessentwegen Kaftan die Verwerfung des alten fordert.

Was Kaftan zur Begründung dieser seiner Forderung beibringt, ist folgerichtig aus protestantischen Principien hergeleitet, und unzählige Male ist von katholischer Seite auf die Inconsequenz des Protestantismus gerade mit Hervorhebung seines Formalprincips hingewiesen worden. Bei Erörterung der Frage, inwieweit die beiden Dogmen von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Person Christi in der Heiligen Schrift enthalten sind, geht er in der Verneinung zu weit. Aber richtig ist, daß es Dogmen gibt, die nicht klar oder auch gar nicht in der Schrift enthalten sind. Dies kann der katholische Theologe zugeben, ohne einem Widerspruche zu verfallen, weil er nicht die Heilige Schrift für die einzige Quelle der Glaubenslehre hält und er in der Kirche, die ihm das Dogma gegeben, eine authentische Erklärerin der Heiligen Schrift sieht. Aber der protestantische Theologe darf, will er nicht mit einem Fundamentalsatze des Protestantismus brechen, keine Dogmen dulden, die nicht klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten sind; hierin hat Kaftan Recht. Aber auch in dem Dogma, welches er nun empfiehlt, gibt es evident Lehren, die ganz und gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten sind. Wir wollen nicht weit greifen. Eben jenes Schriftprincip, das Grunddogma, dem er alle anderen Dogmen opfern will, jenes Princip, mit dem es absolut unverträglich ist, daß es ein Dogma gebe, welches nicht klar und deutlich

in der Heiligen Schrift enthalten sei, eben dieses Formalprincip des Protestantismus ist nicht in klaren Worten — nein, es ist überhaupt gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten. Oder wo ist denn in der Heiligen Schrift ausgesprochen, daß sie die einzige Quelle und Richtschnur der Glaubenslehre sei? Die Concordienformel beruft sich auf die Worte des Psalmisten [1]: „Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen und ein Licht auf meinen Wegen." Eine solche Berufung ist allenfalls begreiflich für jene Zeit, als „der gottgesegnete Doctor Martin Luther die Bibel im Arm dem Papst und der ganzen Welt absagte, um sich in allen Sachen des Glaubens und der Lehre auf Gottes Wort und dieses allein zu stellen". Aber nach der „bessern Erkenntniß der Heiligen Schrift", welche Kaftan unserer Zeit zuspricht, wird er sagen, daß hier „Wort" nicht „Heilige Schrift" bedeutet, daß zur Zeit, wo der Vers geschrieben wurde, überhaupt von der Heiligen Schrift außer dem Pentateuch und den sich anschließenden geschichtlichen Büchern kaum etwas vorhanden war, und sie demjenigen, welcher jenen Vers schrieb, unter der Hand wuchs, daß er auch gar nicht sagt, nur Gottes Wort sei eine Leuchte für seine Füße [2]. Wo verkündigt also die Heilige Schrift das Grunddogma, welches für die Bildung aller anderen Dogmen von so entscheidender Bedeutung ist? Vielleicht in den Worten des hl. Paulus im Briefe an die Galater [3], welche die Concordienformel als zweite Belegstelle aufführt: „Auch wenn ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigt, so sei er verflucht"? Ist denn hier unter dem Worte „Evangelium" das geschriebene Evangelium oder gar die ganze Heilige Schrift zu verstehen?

Was vom Formalprincip gilt, das gilt auch vom Materialprincip des Protestantismus. Es ist gar nicht in der Heiligen Schrift enthalten,

[1] Ps. 118, 105. Vgl. Formula Concordiae. De compendiaria regula I.

[2] Es mag auffallend klingen, ist aber doch wahr, daß es für Kaftan wie für die weitaus größte Mehrzahl der protestantischen Theologen eine Heilige Schrift im Sinne derjenigen, welche sie als die einzige Quelle der Glaubenslehre erklärten, überhaupt nicht mehr gibt. Sie ist ja nach den meisten, ja fast allen modernen protestantischen Theologen gar nicht inspirirt, ist also auch nicht das Wort Gottes. Enthalten mag sie das Wort Gottes, wie auch die Werke der Väter und Theologen oder die Bekenntnißschriften; aber wenn Gott sie nicht geschrieben hat, sei es unmittelbar, sei es durch menschliche von ihm inspirirte Schriftsteller, so ist sie nicht Gottes Wort. Von anderen geschrieben, ist sie das erste Glied unter den Monumenten der Ueberlieferung, werthvoller als die übrigen, weil geschrieben von unmittelbaren Zeugen des Lebens und der Werke Christi, aber wesentlich von ihnen nicht verschieden; der bezeichnete Vorrang bezieht sich zudem nur auf die Schriften des Neuen Testamentes, und nicht einmal auf alle.

[3] 1, 8.

daß der Vertrauensglaube allein rechtfertige, sondern das Gegentheil, daß der Glaube allein nicht genüge. Doch wollen wir dies nicht hervorheben. Kaftan wird uns gewiß wenigstens dies zugeben müssen, daß diese Lehre nicht so klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthalten ist, wie er es für ein Dogma verlangt. Denn nach ihm ist ja der jenem Princip zu Grunde liegende Begriff des Glaubens seit dem zweiten Jahrhundert, also bald nach Abschluß der Heiligen Schrift, bis zum 16. Jahrhundert verloren gegangen[1] und wird auch heutzutage von der ganzen katholischen Kirche nicht in der Heiligen Schrift gefunden. Nun wird doch Kaftan nicht behaupten, daß dies möglich wäre, wenn jene so wichtige Lehre sich so überaus klar in der Heiligen Schrift aufdrängte.

Kaftan gibt uns keinen ins einzelne eingehenden Ueberblick über die von ihm in Aussicht genommenen neuen Dogmen. Aber aus seinen Bemerkungen über die Dogmen überhaupt und über ihre Nothwendigkeit in der christlichen Kirche erhellt zur Genüge, daß es viele unter ihnen geben wird, die nicht so klar und ausdrücklich in der Heiligen Schrift enthalten sind, daß sich über dieselben nicht verschiedene Meinungen behaupten werden, falls kein autoritatives Lehramt entscheidet. Soll sich ja das Dogma nicht „auf die großen Grundzüge, auf das Allgemeinste" beschränken, sondern im Gegentheile gerade so weit reichen, „als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat". „Das Nothwendige ist hier das Ganze."[2] Also wird das Dogma so ziemlich das ganze Gebiet der Predigt beherrschen. Wird es auf diesem nicht viele, sehr viele Punkte geben, über deren Schriftbelege verschiedene Erklärungen nicht vermieden werden können? Wenn sich nun die Prediger für einen dem Dogma entgegengesetzten Sinn der Schriftstellen, aus denen man es entnommen hat, entscheiden, müssen sie dann ihre eigene Ueberzeugung verläugnen und dem Dogma zum Opfer bringen? Wo bleibt aber dann das Formalprincip von der Heiligen Schrift als der einzigen Quelle und Richtschnur des Glaubens?

Es ist endlich auch ganz unmöglich, daß das neue Dogma zu Stande komme. Oder wie soll es entstehen? Soll diese Lehrnorm von einem geistlichen Obern oder einem Lehrcollegium oder gar von einem weltlichen Fürsten der Gesammtheit aufgenöthigt werden? Das stieße das Princip von der Gleichheit aller in der Kirche um. Damit dies gerettet werde, muß das neue Dogma aus dem Schoße der Gläubigen hervorgehen. So will es auch Kaftan. „Es muß in geschichtlichen Wandlungen sich auf-

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 38.
[2] Glaube und Dogma. S. 27.

drängen, als etwas, das der Augenblick fordert und das nun nicht wieder vergessen werden kann.“ [1]

Damit nun so das Dogma entstehe, ist erforderlich, daß die Gesammtheit einig sei in ihrem Glauben. Denn wird hier dies, dort jenes geglaubt, kann weder das eine noch das andere als Dogma gelten. Ist es aber ohne Wunder möglich, daß die Gesammtheit wie von selbst einig werde, und zwar einig nicht nur in den großen Grundzügen der Glaubenslehre, sondern „so weit, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat“? Man halte doch einmal Umschau unter den Protestanten und führe sich den Wirrwarr der in ihrer Mitte vertretenen Lehren und Ansichten vor: dann ist die Hoffnung, daß sie einmal wie von selbst zur Einigkeit in ihren religiösen Anschauungen gelangen, dahin. Uebrigens ist ja gerade Zweck des Dogmas, die Einheit der Lehre und des Glaubens zu bewirken. Nun soll jene ohne dieses entstehen und diesem erst zum Dasein verhelfen. — Kaftan scheint das neue Dogma besonders von den Professoren zu erwarten [2]. Das sind freilich die erlesensten Leute für die Begründung der Einheit der Lehre!

Gesetzt aber, es träte ein, was gewiß nie kommen wird, es käme einmal zur Uebereinstimmung der Gesammtheit in Glaube und Lehre, wie könnte dann das gemeinsame Bekenntniß dieses gemeinsamen Glaubens eine bindende Glaubensnorm sein? Wer verliehe ihm die bindende Kraft? Man erinnere sich, daß das Dogma nicht nur eine thatsächlich allgemein verkündigte Lehre ist, sondern eine für alle verbindliche Norm, nach welcher der Glaube zu bemessen ist, eine Richtschnur, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, welche der Freiheit der einzelnen in der Verkündigung der Lehre Schranken setzt, und deren Befolgung von der Kirche überwacht wird. Es ist eine verbindliche, alle verpflichtende Lehre [3]. Wer könnte aber einer Lehre, die einmal thatsächlich allgemein vorgetragen würde, jene bindende Kraft verleihen und sie so zum Dogma erheben? Diese kann ihr nach protestantischen Principien, nach welchen alle in der Kirche gleich sind, nur von eben

---

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 4.

[2] „Wer etwas von der Geschichte der Kirche weiß, dem ist auch dies bewußt, daß zu allen Zeiten vor allem die Leute, die Professoren heißen, an dem Dogma in der Kirche gearbeitet haben. Aus ihrer Arbeit stammt jedenfalls auch das alte Dogma“ [!]. A. a. O. S. 29.

[3] Glaube und Dogma. S. 26 f. Brauchen wir ein neues Dogma? S. 35.

denselben verliehen werden, die sie auch zu beobachten gehalten sein sollen. Wenn diese sich aber selbst binden, können sie sich auch selbst des Bandes nach Belieben entledigen. Die allgemeine Lehre hat also keine bindende Kraft. Und in der That sagt ja Kaftan, daß das Dogma verändert werden könne und zuweilen verändert werden müsse. Wer kann es denn ändern? Nun dieselben, die es gegeben haben, d. i. die Gläubigen. Wie sollen sie dann aber an irgend einem Dogma eine bindende Norm haben, welches sie selbst in vollständiger Unabhängigkeit zur Norm machen oder von der Liste der Normen streichen?

Beachten wir ferner einmal den gegenwärtigen Stand der Dinge, wie er von Kaftan selbst geschildert wird. „Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben; über anderes, und nicht bloß über unwichtige Dinge, gehen die Ansichten weit auseinander.“ [1] Ja die Richtungen scheiden sich in den Angelpunkten der christlichen Lehre; selbst die Gottheit Christi und die Uebernatürlichkeit der christlichen Kirche wird hier gepredigt und dort geläugnet. Und nun sagt Kaftan hinsichtlich der Nothwendigkeit des Dogmas: „Die Wahrheit ist nur eine. Es gibt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen, oder wie man es nennt, als Ideal aufstellen, zum Princip machen, ist ein Widerspruch.“ [2] Aber was widerspricht mehr dem protestantischen Princip der freien Forschung, als verschiedenen Richtungen, die etwa entstehen, keine Gleichberechtigung zuzuerkennen? Es gibt freilich objectiv nur eine Wahrheit. Aber wenn ein Theil dies, ein anderer jenes für die Wahrheit hält, vor wem soll der eine oder der andere Theil wegen seiner Ansicht als minder berechtigt erscheinen? Vor einer Behörde? Also eine Lehrbehörde entscheidet autoritativ über Wahrheit und Unwahrheit der Ansichten. Das scheint wirklich Kaftans Ansicht zu sein, wenn er sagt, „die Kirche“ müsse die Grenzen des Dogmas bezeichnen und darüber wachen, daß sie eingehalten werden [3]. Indessen dies wäre selbst dann mit protestantischen Grundsätzen unverträglich, wenn hier unter Kirche nicht eine mit Lehrautorität ausgestattete Behörde, sondern die Gesammtheit aller zu verstehen wäre, die übrigens auch nur durch ihre Organe, eine Kirchenbehörde, die Festhaltung des Dogmas überwachen könnte. Denn wenn eine Richtung entsteht, welche ein aus gemeinsamem Glauben hervorgegangenes Dogma läugnet, so besteht eben die Allgemeinheit dieses Glaubens nicht mehr. Damit fällt auch das Dogma, die verbindliche Norm,

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 26.
[2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 27.

weg. Das früher entstandene wird zurückgezogen. Dies kann ja nach Kaftan vorkommen. Er selbst will an die Stelle des ganzen alten Dogmas ein neues setzen. Was soll nun „die Kirche", die nach ihm über das Dogma zu wachen hat, ihm gegenüber thun?

Es kann nach protestantischem Princip außer der klar und deutlich in der Heiligen Schrift enthaltenen Lehre keine „Lehre, welche in der Kirche allgemein gelten soll", keine verpflichtende Norm geben. Es mag eine Lehre vorhanden sein, welche thatsächlich allgemein angenommen wird. Diese wird dann, wie auch eine in einer Wissenschaft allgemein angenommene Lehre, gerade wegen der Allgemeinheit ihrer Annahme ein besonderes Ansehen genießen, und von ihr ohne Grund abzugehen, mag ein Zeichen von Leichtfertigkeit sein. Doch steht es keinem zu, sich über denjenigen, welcher Gründe zu haben vorgibt, von ihr abzugehen, zum Richter aufzuwerfen und autoritativ darüber zu wachen, daß man jene Lehre beibehalte. Wenn Kaftan dieses bestreitet, so tritt er mit dem protestantischen Princip von der freien Forschung in Widerspruch, ebenso aber auch mit seiner eigenen Lehre von der Möglichkeit, das „Dogma" durch die Gläubigen zu ändern. Wenn „in geschichtlichen Wandlungen" ein neues Dogma „sich aufdrängt", so geschieht dies doch nicht über Nacht in der ganzen Religionsgenossenschaft. Zuerst taucht hier eine neue Lehre auf, dann eine andere verwandte dort. Wenn die Kirche nun das alte Dogma überwachen muß, so wird sie das Recht haben, einzugreifen. Aber die Gläubigen sind doch auch ihrerseits in ihrem Rechte, sich die neue Lehre, welche Dogma werden soll, nicht „aufdrängen" zu lassen. Also beide haben Recht, der eine, indem er die Lehre bekämpft, der andere, indem er sie verbreitet.

Indessen ist schon der Begriff eines veränderlichen Dogmas widersinnig, wie dies Dreyer mit Recht Kaftan gegenüber bemerkt[1]: „Es ist für die Orthodoxie ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß zwar Dogmen von altersher dagewesen sein sollen, aber nicht die rechten, daß die Kirche nun bald zwei Jahrtausende mit einer Lehre existirt haben soll, welche den Anspruch erhob, mit dem Siegel göttlicher Beglaubigung die allgemeingiltige für alle Zeiten zu sein, nun aber sich als eine vergängliche erweist." Was kann ungereimter und widernatürlicher sein, als die Forderung einer Religionsgenossenschaft, eine Lehre müsse allgemein für wahr gehalten werden, mit der tröstlichen Zusicherung, in späterer Zeit dürfe man sie vielleicht gegen eine andere vertauschen? Was heute wahr ist, ist ewig wahr,

---

[1] Die christliche Welt, 1889. S. 134.

und wenn heute eine Verpflichtung auferlegt werden kann, etwas im Ernste für wahr zu halten, so muß volle Bürgschaft dafür geleistet werden, daß dies heute und ewig wahr sei. Wenn Kaftan diesem so einfachen Gedanken nachgeht, so wird er finden, daß eine Autorität, welche den Anspruch auf das Recht erhebt, die Annahme von Lehren vorzuschreiben, bei endgiltigen Entscheidungen im Kreise dieser Lehren nothwendig unfehlbar sein muß.

Welche Reihe echt katholischer Folgerungen ließe sich aus dem von Kaftan betonten Satze herleiten: „Wir müssen ein Dogma haben"! Es ist wahr: eine christliche Glaubensgenossenschaft ohne Gemeinsamkeit im Glauben ist ein Unding. Noch klarer wird die Nothwendigkeit einer allgemein verbindlichen Lehre bei einem Hinblicke auf die Einheit, durch welche die Kirche nach Christi Willen sich auszeichnen sollte, um welche er auch so inständig seinen Vater im hohepriesterlichen Gebete anfleht [1]. Diese Einheit ist ja natürlich zunächst Einheit im Glauben, als Grundbedingung für jede Einheit in der Kirche. Daraus folgt aber auch, daß Christus seiner Kirche die Mittel gegeben haben muß, diese Einheit im Glauben zu begründen und zu bewahren. Wollte nun Kaftan unbefangen die Heilige Schrift lesen, so würde er auch „aus der reichen lebendigen Fülle der Schrift, gerade aus ihrer Mitte heraus" die Wahrheit schöpfen, daß Christus in der That jene Mittel der Kirche gegeben, daß er ein bleibendes, autoritatives und unfehlbares Lehramt in der Kirche eingesetzt hat, die aus allen Jüngern auserwählten Apostel, die er mit besonderer Sorgfalt lehrte und erzog, denen er vor seinem Scheiden von der Welt den Auftrag gegeben, sein Evangelium mit Autorität zu verkündigen, so daß derjenige, welcher das von ihnen gepredigte Evangelium nicht annehme, von ihm verworfen werden solle; zugleich verspricht er ihnen und ihren Nachfolgern bei ihrer Lehrthätigkeit seinen Beistand bis zum Ende der Zeiten [2]. Einen unter ihnen macht er zum Hirten der ganzen Heerde, dem er vorher schon verheißen, daß er der Felsen sein werde, auf dem er seine Kirche aufbaue, der felsenfeste Grund ihrer Einheit, ein so festes Fundament der Kirche, daß die Macht ihrer Feinde vergebens gegen sie anstürmen werde [3].

Doch das ist, wie Kaftan sagt, das ständige Ende der Erörterungen katholischer Theologen: „Die widerwärtigen Folgerungen, die zur Verherrlichung der Papstkirche und zur Befestigung der Pfaffenherrschaft dienen." [4] Wir bedauern, daß diese in der Heiligen Schrift so klar ent-

[1] Joh. 17, 20 ff. [2] Matth. 28, 18 ff.; Marc. 16, 15 f.

[3] Joh. 21, 15 ff.; Matth. 16, 18 ff.

[4] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 12.

haltenen Wahrheiten Kaftan so widerwärtig sind, Wahrheiten, die sich noch dazu als nothwendige Folgerungen aus der von ihm selbst aufgestellten Wahrheit von der Nothwendigkeit eines Dogmas ergeben.

Daß aus der Nothwendigkeit einer einheitlichen Lehre die Nothwendigkeit eines authentischen Lehramtes folge, stellt indessen Kaftan in Abrede, und zwar in einer Weise, die, wir müssen es gestehen, uns außerordentlich überrascht hat: „Mögen die Katholiken noch so eifrig behaupten, nur die Kirche sei befugt, die Schrift auszulegen, und wenn man dies Princip aufgebe, sei der Meinungsverschiedenheit und des Streites kein Ende, so wissen wir eben doch, daß das falsch ist. Wir wissen es nicht mit irgend welcher übernatürlichen Gewißheit, sondern mit der einfachen Gewißheit, mit der man eine gegebene Thatsache weiß, wo wir jedem, der uns mit großen principiellen Gründen und weit hergeholten Erörterungen eines andern belehren will, die schlichte Antwort geben: Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“[1] Wie viele Thatsachen, welche Kaftan selbst berichtet, beleuchten den Satz der Katholiken, daß Einheit in der Erklärung der Schrift und der Lehre ohne authentisches Lehramt der Kirche unmöglich ist! Doch wir wollen kurz sein und nur an die eine Frage erinnern, welche wir erörtert haben; in dieser handelt es sich nicht etwa bloß um irgend ein einzelnes Dogma, sondern um die Existenzberechtigung der Dogmen überhaupt. In dieser Grundfrage sagen die einen, man müsse das bestehende Dogma ganz beibehalten, die anderen, man müsse es ganz aufgeben; eine dritte, zahlreiche Partei will einen Theil der Dogmen preisgeben, einen andern beibehalten; Kaftan glaubt, man solle das alte ganz fallen lassen, aber ein neues einführen; Dreyer und viele andere meinen, man müsse das Dogma als Dogma ganz beseitigen und eine allgemeine, unbestimmt gehaltene Kirchenlehre an seine Stelle treten lassen: fünf Meinungen in dieser Grundfrage; eine sechste ist wohl nicht denkbar; wäre sie möglich, so würde auch sie ihre Vertreter haben. Aber was beweist alles dies? Kaftan weiß einmal, daß zur Einheit der Lehre ein authentisches Lehramt nicht erforderlich ist; dies weiß er „mit der einfachen Gewißheit, mit der man eine gegebene Thatsache weiß“. Wie wagen wir es auch, ihn an die eben berührte Thatsache zu erinnern? Er gibt uns die „schlichte“ Antwort: „Du redest von Dingen, die du nicht verstehst.“

[1] Brauchen wir ein neues Dogma? S. 31.

Theod. Granderath S. J.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

Große Menschen zu erhabenem Ziel gemeinsam wirken zu sehen, ist schön; sie im Streben nach gleichem Ziele in Zwiespalt zu sehen, ist lehrreich. In der engen Begrenzung menschlicher Vorzüge liegt es, daß auch Lauterkeit des Strebens, Höhe der Einsicht und Edelsinn des Herzens vereint nicht hinreichen, um Männer von ausgeprägter Charakterart stets dieselben Pfade wandeln, dieselben Plane denken zu lassen. Je heiliger dann die Sache und je höher das Ziel, desto gewaltiger und unnachsichtiger wird der Zusammenstoß derjenigen, die bestimmt zu sein scheinen, sich brüderlich die Hand zu reichen. Aber auch persönliche Einflüsse, Mißverständnisse, Stimmungen, scheinbar untergeordnete Charakteranlagen, von denen der Mensch sich nun einmal nicht gänzlich freimachen kann, üben ihre Wirkung, wie auf den Alltagsmenschen, so auf den erhabensten Menschengeist, und es ist nicht ganz zutreffend, wenn ein bekannter deutscher Dichter seinen Helden sagen läßt: „Der erhabene Mensch hat andere Versuchungen als der gemeine."

Auch Heilige haben zu einander in Zwiespalt gestanden, ohne deshalb aufzuhören, Heilige zu sein; auch edle Geistesmänner standen sich kämpfend gegenüber, und doch blieben sie in ungetrübtem Andenken das, als was wir sie verehren. Augustin und Hieronymus, Bossuet und Fénelon sind in aller Munde. Die zarte Jugendfreundschaft des großen Basilius mit Gregor dem „Theologen", anmuthend gleich einem Idyll, und die männliche Achtung und unbegrenzte Verehrung, mit welcher der Nazianzener später in Schrift und Rede den todten Freund gefeiert hat, vermochten nicht zu hindern, daß in der Vollkraft ihrer Jahre, in der Blüte ihrer Heiligkeit und Geistesstärke auch heftige Worte, Vorwürfe und Klagen zwischen beiden gewechselt wurden.

Bietet ein solcher Gegensatz hervorragender kirchlicher Persönlichkeiten für die Kleinarbeit der Kirchengeschichte unstreitig höchst interessante Probleme, so unterliegt die richtige Beurtheilung ebenso unstreitig den größten Schwierigkeiten. Wo alles sich durch Mißverständniß löst, wie bei Augustin und Hieronymus, oder wo der Mißgriff auf der einen Seite klar zu Tage liegt, wie bei Hilarius von Arles gegenüber Leo dem Großen, mag sich das Urtheil weniger leicht verirren. Aber schon die Spannung Gregors von Nazianz gegen Basilius hat Darstellungen gefunden, denen

man den Vorwurf des völligen Mangels an Verständniß und geradezu der sittlichen Roheit kaum ersparen kann. Und doch liegen hier gegenüber den Beschwerden Gregors wenigstens einige der Aeußerungen seines großen Freundes und Gegners vor, in welchen dieser würdevoll und liebreich zugleich dem festen Bewußtsein Ausdruck gibt, daß er niemals auch nur im geringsten gegen den Freund sich verfehlt habe[1].

Schlimmer wird die Sache, wo Aeußerungen nur von der einen Seite vorliegen, und auch da nur andeutungsweise, wie es in Briefen unter Freunden oder genauen Bekannten zu geschehen pflegt. Da ist dann ein weites Feld geboten für die Sucht, aus den unbedeutendsten und zufälligsten Aeußerungen eines vertrauten Briefes großartige principielle Gegensätze, weitausschauende politische oder dogmatische Gesichtspunkte, oder verwickelte psychologische Vorgänge herauszulesen. Die Neigung, welche bewußt oder unbewußt bei sehr vielen unserer Historiker vorhanden ist, kirchlich hervorragende Persönlichkeiten im Werthmaß herabzusetzen, oder vielmehr die Geringschätzung alles dessen, was von kirchlichem Standpunkte aus bedeutend und schätzbar ist, die sie als ererbtes Vorurtheil mitbringen, thut dann das Uebrige. Aber selbst für Historiker von unbefangenem Blick und unantastbar ehrenhafter Gesinnung ist es bei dem modernen Bildungsgange und dem herrschenden Zeitgeist manchmal unsäglich schwer, in die Anschauungsweise specifisch kirchlicher Persönlichkeiten, etwa eines großen Bischofs, Asceten oder Mönchs des Mittelalters sich hineinzudenken. Das ruhige Gleichmaß des Blickes und die bedachtsame Hand, welche nothwendig wären, den Knoten eines Conflictes zwischen mehreren solcher Persönlichkeiten richtig zu lösen, fehlt natürlich dann vollends.

Kaum an irgend einem andern Beispiel hat sich dies alles so bewahrheitet, wie an dem vielbesprochenen Zwiespalte zwischen Petrus Damiani und Hildebrand, seinem Genossen im Cardinalscollegium, dem nachher so berühmten Papst Gregor VII. Beide werden in der Kirche als Heilige verehrt. Damiani trägt den Titel eines Kirchenlehrers, Gregor gilt als einer der größten Päpste, die je das Schifflein Petri gelenkt haben. Auch vom rein menschlichen Standpunkte sind sie unbestreitbar die beiden hervorragendsten Geister ihres Jahrhunderts. Beide standen an der Spitze derselben großen Geistesbewegung, welche im 11. Jahrhundert die Kirche umgestaltet hat, und sie haben viele Jahre lang gemeinsam gewirkt.

---

[1] Ep. II, 71 (Migne, P. G. XXXII, 435).

Und doch läßt sich nicht läugnen, daß in den Schriften Damiani's Aeußerungen vorliegen, welche eine Mißstimmung oder eine gegensätzliche Stellung zu Hildebrand anzudeuten scheinen. An Ausbeutung und Auslegung dieser Stellen hat es nicht gefehlt. Der Mißbrauch war um so leichter, eine richtige und sichere Beurtheilung um so schwerer, als Hildebrands Rückäußerungen uns nicht erhalten blieben. Es sind nur Bruchstücke und Andeutungen, die sich finden, alle nur von der einen Seite, alle mehr oder minder unklar und verschiedener Deutung fähig. Dazu kommt, daß es sich um zwei Persönlichkeiten handelt, welche in die großen Weltereignisse machtvoll eingegriffen haben, deren Namen verschmolzen sind mit den großen Bestrebungen und Ideen, für die sie gelebt haben. Ihre privaten Eigenthümlichkeiten bleiben unbeachtet und unverstanden. Die Rolle, die sie auf dem großen Schauplatz der Welt gespielt, hat die allerverschiedenste Beurtheilung gefunden, und damit der sittliche Werth alles dessen, was sie waren, und dessen, was sie gethan.

Der „Höllenbrand" der „Magdeburger Centuriatoren", der Stein des Anstoßes der Jansenisten, Febronianer und Janusgläubigen, bleibt Hildebrand dem Katholiken, der noch Verständniß für seine Kirche hat, das Vorbild des gottbegeisterten Priesters, des heldenmüthigen Gottesstreiters. Der moderne Aufgeklärte ist gewohnt, in ihm eine Art von kirchlichem Richelieu zu sehen, der Katholik erkennt in ihm eher etwas von einem Elias, er ehrt in ihm den Heiligen und gleichsam das Ideal eines Papstes.

Kaum geringer ist der Gegensatz zwischen den verschiedenen Urtheilen der Historiker über Petrus Damiani. Bernhardi[1] ist er nur der „eitle und geschwätzige Mönch". Funk[2] zählt ihn zu den „hervorragendsten Erscheinungen des 11. Jahrhunderts" und nennt ihn „einen zweiten Hieronymus". Meltzer[3] schildert ihn als den guten frommen Reformer, welcher gar nicht merkt, wie er nur benützt wird für ihm ganz fremde hierarchische Zwecke. Nach Roth[4] dagegen „setzte er charaktervoll seine Pläne selbst gegen Hildebrand durch", war keineswegs „dessen blinder Verehrer, da er selbständig handelte und dem Hildebrand sogar nach seiner Ansicht mehrfach dessen Pläne zum Wohle der Kirche verdarb". Giese-

[1] Forschungen z. d. Gesch. XVII, 403.

[2] Lit. Rundschau (1882). VIII, 397.

[3] Gregor VII. und die Bischofswahlen. S. 28.

[4] Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienserorden, 1886. II. S. 332.

brecht[1] findet seine Schriften gekennzeichnet durch „einen genialischen Zug, der wenigen Schriftwerken jener Zeit eigen ist". Ceillier[2] bewundert die „Form voll Noblesse, Anmuth und Harmonie", mit welcher Damiani alles zu umkleiden weiß. Martens[3] dagegen findet bei ihm „wüste Phantastereien", „Blüten der Parteileidenschaft im Bunde mit einer unglaublichen Geschmacklosigkeit". Nach Reumont[4] war Damiani „einer der eifrigsten und frömmsten Mitarbeiter" am Werke der Herstellung der Kirchenzucht, nach Giesebrecht „ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformirten Papstthums, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Curie"[5]. Kleinermanns[6] sieht in seinem ganzen Leben „das herrlichste Tugendbeispiel". Selbst Gregorovius gesteht ihm den Ruf bei den Zeitgenossen zu, „der frömmste Mann der Kirche seiner Zeit und einer der eifrigsten Kämpfer um ihre Reform aus den reinsten Absichten gewesen zu sein". Fetzer[7] hingegen findet, daß er sittlich unter dem von ihm so scharf getadelten Gegenpapste Cadalus stehe, daß er „sich durchaus nicht scheue, im Interesse des Systems ... zu lügen und zu betrügen", daß er sich „freche Lügen" zu Schulden kommen lasse. Gregorovius[8] spricht von dem „schwachen, unpolitischen Pier Damiani". „Sein Verstand war schwach, seine mönchische Einfalt groß, seine Natur lyrisch, sein Vorstellen von mystischen Bildern erfüllt." Steindorf[9] nennt ihn den „allzeit schlagfertigen, rastlos thätigen Vorkämpfer", dem „das päpstliche Regiment (unter Clemens II.) zu milde, zu nachsichtig war". Nach Fetzer[10] ist ihm „außerordentliche politische Klugheit und Gewandtheit nicht abzusprechen".

---

[1] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 238. (3. Aufl.) [2] XIII, 323.

[3] Die Besetzung des päpstlichen Stuhles. 152. 157.

[4] Geschichte der Stadt Rom. II, 363.

[5] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 238.

[6] Der hl. Petrus Damiani. S. 228.

[7] Voruntersuchungen zu einer Geschichte des Pontificates Alexanders II. S. 58. Man vergleiche mit dieser Anklage opp. Dam. Ep. IV, 11: „Wenn Verkehrtes und Falsches in dem Buche stehen sollte, dann verzehre es lieber das Feuer, als daß es in die Oeffentlichkeit kommt," oder Opusc. VI. c. 38: „Absit a me mendacium scribere; nam qui Veritatem pro viribus veraciter colo, commentum fallaciae non admitto." Migne CXXXXIV, 1012. Seine Sorgfalt, die Wahrheit nicht zu verletzen, siehe Opusc. XIX, 3; Opusc. XX, 5; Opusc. XXXIII, 4 u. 8; Opusc. XXXIV, 7. „Die Wahrheitsliebe ist ihm eine der Haupttugenden." Neukirch a. a. O. S. 6.

[8] Geschichte der Stadt Rom. IV, 141, vgl. 103; ähnlich Neukirch a. a. O. S. 90.

[9] Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich III. II. Bd. S. 25.

[10] A. a. O. S. 52.

Bei so stark auseinandergehender Beurtheilung sowohl Damiani's wie Hildebrands kann es nicht wunder nehmen, wenn auch die Spuren einiger zwischen ihnen vorgekommenen Mißhelligkeiten in der allerverschiedensten Weise ausgebeutet worden sind. Es lassen sich die verschiedenen Auffassungen in vier Hauptklassen gruppiren.

Die erste Auffassung schildert Hildebrand und Damiani völlig eins im Princip wie im Streben. „Hildebrand war das wahre politische Haupt der Reformpartei und Pier Damiani ... ihr eifernder Prophet.“ [1] Die Reibungen und Gegensätze unter ihnen waren rein persönlicher Natur. Gregorovius [2] sieht in den beiden zu grundverschiedene Charaktere, als daß eine dauernde Freundschaft unter ihnen möglich gewesen wäre. „Damiani, ein hervorragendes Talent des Mönchthums, kein schöpferisches und praktisches im alten Sinn, sondern eine schwärmerisch-mystische Kraft, deren sich Hildebrand geschickt bediente, die Welt mit Ertase zu entzünden, während er selbst kalt und klug berechnend sein hierarchisches System entwarf.“ In Hildebrand erblickt man nur [3] „den großen, gemüthlosen und kalten Verstand eines Monarchen, dessen Seele keine Gabe der Muse je verschönert und erwärmt hat. Sein Gegensatz war Pier Damiani, ein lebhaftes Talent zweiten Ranges ... ein liebenswürdiger Träumer“, bei dem sich „mystischer Sinn mit einem edlen christlichen Geist vereint“. Zu Hildebrand blickte er „voll ehrfürchtiger Scheu empor“; aber dessen „despotisches Wesen“ lockte ihm manchmal bittere, wenn auch höchst wahre Scherze ab [4].

Etwas anders urtheilt Voigt [5]. „Der Papst hatte Hildebrand zum Kanzler erhoben und aller wichtigen Verwaltung der Dinge vorgesetzt.... Ohne Zweifel mochte dies Petrus Damiani, vielleicht aus Neid, mißbilligen, denn aus seinen Briefen ist manche Spur von dieser Gesinnung in diesen Zeiten nachzuweisen. Er bat daher in Briefen an den Papst und Hildebrand, daß sie ihm die Last des Bisthums zu Ostia abnehmen und ihn von aller Verwaltung lossprechen möchten.... Er begab sich ins einsame Leben, vielleicht weil ihn Hildebrand durch seinen Geist weit hinter sich zurückgedrängt hatte. Aus diesen Zeiten sind wohl die Worte über Hildebrand, worin er zu erkennen gibt, daß dieser durch den Papst als durch ein Schattenbild handle und er es sei, welcher das Triebrad der Hierarchie in Bewegung setze.“ Voigt meint, daß auch von Hilde-

[1] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 96. [2] A. a. O. S. 97.
[3] A. a. O. S. 293. [4] A. a. O. S. 132. 2.
[5] Hildebrand und sein Zeitalter. I, 66.

brands Seite Abneigung geherrscht habe. Nachdem er der „hohen Rechtlichkeit und Frömmigkeit" gedacht, die sich in Damiani's Schriften kundgebe, fährt er fort[1]: „Warum Hildebrand es nicht so recht mit ihm meinte, ist fast nicht zu erklären. Peter klagt sehr, daß Hildebrand ihn so wenig liebe und ihm so selten schreibe."

Auch Dr. Kleinermanns[2], einer der neuesten Biographen Damiani's, sucht den Anlaß der Mißhelligkeiten lediglich in der persönlichen Empfindung. Infolge von Hildebrands geistiger Ueberlegenheit kam Damiani von selbst in eine Art Abhängigkeit von Hildebrand. Diese Abhängigkeit wurde aber Damiani „mitunter etwas unbequem" und besonders dann, wenn er mit seinen Wünschen, der Cardinalswürde enthoben zu werden, nicht durchdringen konnte. „Ein weiterer möglicher Grund zu solchen Anlässen lag vielleicht auch darin, daß Damiani in vielen Punkten nur nach dem Gefühle urtheilte (?) und darum von dem immer seinem Verstande als Richtschnur folgenden Hildebrand vergeblich eine Liebe erwartete, welche seinen Ansprüchen genügt hätte."

Die zweite Auffassung, hauptsächlich durch Reumont[3] vertreten, findet bereits einen sachlichen Gegensatz zwischen den beiden Männern, obgleich auch sie noch in beiden das Streben nach dem gleichen Ziele anerkennt. Damiani's „lediglich dem Kirchlichen zugewandter Geist" kann sich nicht befreunden mit Hildebrands „überwiegend politischer Richtung". Seinem zwingenden Einfluß vermag er sich trotzdem nicht zu entziehen; er nennt ihn deshalb, „das Dämonische in seinem Wesen naiv charakterisirend, seinen heiligen Satan". „Selten sind zwei Männer nebeneinander gestanden, die mit größerer innerer Verschiedenheit nach demselben Ziele strebten, der eine stets seiner mächtig, klug abwartend, der andere heftig und ungemessen und nur zur Noth seine übersprudelnde Natur bezwingend; jener aus der Mitte der Welt und der Geschäfte heraus seine gewaltigen Reformen anstrebend, dieser von der Einsamkeit aus die vereinzelten Gegner niederwerfend."

Einen starken Schritt weiter bezeichnet die dritte Auffassung. Am gemäßigtsten tritt dieselbe noch bei P. Roth[4] hervor: „Die Verschiedenheit der Principien ist es, die beide Männer unterschied." Damiani hegt „starke Abneigung gegen die politischen Pläne einer Machtstellung der

---

[1] Hildebrand und sein Zeitalter. S. 74. Anm. 53.
[2] Der hl. Petrus Damiani. S. 182 f.
[3] Geschichte der Stadt Rom. II, 363.
[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 331 f.

Hierarchie". „Keineswegs einseitig, läßt er eine maßvolle Mitwirkung des deutschen Königshauses bei den Papstwahlen und anderen Angelegenheiten der Kirche gelten; dieses Princip brachte ihn mit Hildebrand in Mißstimmung." Schärfer spricht denselben Gedanken Neukirch[1] aus. Nach ihm war Damiani's letztes Ziel die Herstellung der Zustände, wie sie zur Zeit der zweiten Hälfte von Heinrichs III. Regierung waren; sein Ideal war die „kaiserliche Reformkirche". Insbesondere weist Neukirch hin auf die Abweichung von Damiani's „Zweischwerttheorie" gegenüber der Hildebrands, indem nach Damiani nur das geistliche Schwert dem Vikar des Petrus, das weltliche dem König übertragen sei.

Diese letzte Anschauung des Verhältnisses zwischen den beiden großen Männern sucht Fetzer[2] einzuschränken, indem er eine vierte Auffassung als die allein berechtigte zur Geltung zu bringen unternimmt. Damiani war allerdings groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, aber deßungeachtet war er nichts weniger als ein „Heinricianischer Schwärmer". Daß Damiani das gleiche Ziel im Auge hatte, wie Hildebrand, daß ihm dasselbe System vorschwebte, welches nach ihm Hildebrand durchzusetzen suchte, glaubt Fetzer aus Damiani's Schriften „überzeugend auseinandergesetzt zu haben". Andererseits gibt er zu, daß auch persönliche Empfindungen Damiani's als Anlaß seiner gereizten Aeußerungen anzunehmen seien. „Der fortgesetzte Druck, welchen Hildebrand auf ihn ausgeübt zu haben scheint", wirkte verhärtend auf sein Gemüth.

Aber der eigentliche Gegensatz war doch nach Fetzer ein principieller. Er erschaut im Geiste an der Curie Alexanders II. zwei Parteien, die der Moderati und die der Zelanti, gleich in dem Ziel, das sie

[1] Petrus Damiani bis 1059. S. 85 ff. Doch spricht auch Neukirch von einer Zeit, da Hildebrand noch eine hohe Meinung von Damiani hegte, Damiani „noch nicht entfernt Hildebrands politische Pläne und ebenso wenig dieser jenes Abneigung gegen sie erkannt hat". Die Mißhelligkeiten, die damals eintraten, seien persönlicher Natur gewesen: „Jedenfalls führten dazu keine politischen Differenzen, die erst unter Alexander II. unzweifelhaft zwischen ihnen zu Tage traten, und ebenso sicher gab Damiani zu ihnen nicht den Anlaß. Vielmehr scheint die schon seit der Zeit Victors II. sich immer mehr entwickelnde despotische Natur Hildebrands, die keinen Widerspruch des freimüthigen Damiani, der nur sein Werkzeug sein sollte, duldete, die Ursache des in den folgenden Jahren immer stärker hervortretenden Zwiespaltes beider Männer gewesen zu sein." A. a. O. S. 74 f.

[2] Voruntersuchungen. S. 60 ff.

verfolgten, verschieden in dem Wege, den sie zu diesem Ziele einschlugen. Damiani konnte als Moderato auf „Hildebrands crasse, zelantische Auffassung" nicht eingehen; er war das Haupt der Moderati, Hildebrand führte die Zelanti. Ueber beiden Parteien stand Alexander, je nach der Zeitlage der einen oder der andern das Wort ertheilend. Der Anblick der Thaten Heinrichs III. hatte auf Damiani immerhin einen entscheidenden Einfluß gehabt: „Den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung dieser (von ihm und Hildebrand geplanten) Hierarchie hat er nie aufgegeben." Diese Ueberzeugung suchte er auch dann noch festzuhalten, als die Curie selbst nicht mehr des Reiches zu bedürfen glaubte. „So wendet er sich 1063 auf eigene Faust um Hilfe durch ein Concil für die bedrängte Kirche an Anno als Reichsregenten, was die äußerste Entrüstung Hildebrands gegen ihn hervorrief und ihm auch von Alexander einen zwar sanften, doch bestimmten Verweis zuzog. . . . Daß Damiani diesen seinen politischen Glauben festhielt, den Glauben an die vereinte Arbeit des Imperiums und der Kirche zur Verwirklichung der Civitas Dei in terra, der Welttheokratie der Curie, hatte nothwendig zur Folge, daß er von der frühern Stellung, von der Bedeutung, die ihm für die ersten Jahre Alexanders II. zukommt, immer mehr herabsank; und damit ging Hand in Hand eine innere Entfremdung zwischen ihm und der Curie, welche er sehr bitter empfand und welche ihn veranlaßte, sich selber zuletzt ganz von der öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen und zu dem Ideal zurückzukehren, welches ihm für seine persönliche Befriedigung immer das höchste gewesen war, das stille zurückgezogene Leben des Mönchs, des Asceten und Gelehrten".

Bei allen diesen Auffassungen wird ein tiefgreifender Gegensatz zwischen Hildebrand und Damiani angenommen, meistens auch eine Mißstimmung ernster und dauernder Natur. Weder ein solcher Gegensatz, noch eine solche Mißstimmung hat je bestanden, und noch weniger ist sie aus den vorhandenen Aeußerungen Damiani's zu erweisen. Dieselben sind so unvollständig und vieldeutig, daß aus ihnen weder das Verhältniß, noch der Charakter, noch die Principien der beiden Männer beurtheilt werden dürfen. Im Gegentheil, erst dann können diese gelegentlichen Aeußerungen und Anspielungen in Briefen und Epigrammen mit einiger Sicherheit gedeutet werden, wenn das Gesammtverhältniß der beiden Männer einerseits, die Charaktereigenthümlichkeit des Schreibers und Dichters andererseits genügend klargestellt ist.

I.

Das Gesammtverhältniß Damiani's zu Hildebrand läßt sich in drei Fragen erschöpfen:

1. Bestand zwischen beiden eine persönliche Kluft durch Gegensätzlichkeit der Charaktere?

2. Bestand eine solche durch eine aus den Verhältnissen und gegenseitigen Berührungen sich ergebende Abneigung, d. h. wurde Damiani an der Curie durch Hildebrand zurückgedrängt, so daß sein Einfluß herabsank, und er sich deshalb mißstimmt zurückzog?

3. Bestand zwischen beiden ein Gegensatz im Ziel oder irgendwie im Princip?

1. Alle stimmen überein, daß es hauptsächlich durch Hildebrands Einfluß geschah, wenn Stephan IX. 1057 den Einsiedler von Fonte-Avellana trotz seines Widerstrebens als Cardinalbischof von Ostia an die Spitze des hl. Collegiums stellte. Damiani steht nicht an, später an Hildebrand zu schreiben[1]: „Den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich hiermit durch diesen Brief wieder zurück." Ebenso gewiß ist, daß Hildebrand bei seinen Maßregeln für das Wohl der Kirche in Damiani den treuesten und hingebendsten Helfer fand. „Wahrlich, seit ich an die römische Kirche festgekettet bin," schreibt ihm Damiani 1059, „habe ich mich stets bemüht, Deinen Plänen und Unternehmungen zu dienen, wie ich nur wünschen kann, Gott und dem hl. Petrus gedient zu haben, und in all Deinen Kämpfen und Siegen habe ich nicht wie ein Mitkämpfer oder Gefährte, sondern geradezu wie der Blitz dreingeschlagen. Oder wo hast Du einen Kampf aufgenommen, wo ich nicht sofort dabei gewesen wäre als Kämpfer und Kampfrichter? Keine andere Autorität geschriebener Satzungen habe ich dabei vor Augen gehabt, sondern allein Deinen Willensentscheid, und Dein Wille war mir Gesetz. Und ich habe mich nie für das entschieden, was mir gut dünkte, sondern was Dir gefiel."

Es war dies aber keineswegs die Folge einer Charakterschwäche auf Seite Damiani's, sondern dessen klare Erkenntniß von der unvergleichlichen geistigen Bedeutung Hildebrands und der Lauterkeit seiner Absichten. „Deshalb, wenn es so meinem Herrn gefällt," schreibt er 1059 an Nicolaus II.[2], „ziehet den Herrn Hildebrand, einen Mann der heiligsten und lautersten Gesinnung, und die ehrwürdigen Bischöfe Humbert und Bonifatius zu, die ja Euere schärfsten und durchdringenden Augen sind, und

---

[1] Ep. II, 8. [2] Ep. I, 7.

theilt diesen Euere Absicht mit ..." „Die unerschütterliche Säule des Apostolischen Stuhles, den Herrn Archidiakon Hildebrand" [1]; „den unbezwingbaren Schild der römischen Kirche" [2] nennt er ihn noch in seinen letzten Jahren, als bereits jene Mißhelligkeiten eingetreten waren. Ja in einem Epigramm [3] aus dieser Zeit feiert er noch Hildebrand, der in unscheinbarer Gestalt großen Geist birgt, ein Sisyphus an Größe, alles beherrscht, ähnlich dem Eisen, das gering scheint nach außen, aber alle anderen Metalle schmiedet und bezwingt.

Allein nicht bloß mit ehrwürdiger Scheu blickte er zu ihm auf, sondern mit herzlicher Freundschaft war er ihm zugethan. „Dem ehrwürdigsten Bruder Hildebrand Petrus, Sünder und Mönch, den Ausdruck der herzlichsten Liebe", so überschreibt er sein Hildebrand gewidmetes 32. Opusculum; „den beiden Hildebranden (Cardinal Stephan und Hildebrand, die damals die Geschäfte der Curie leiteten), Petrus, Sünder und Mönch, das unauflösliche Band der Liebe", heißt es ein anderes Mal. „Du hast sehr weise, wie Du auch vieles andere zu erwägen pflegst," schreibt er ihm nach seiner Mailänder Legation 1059 mit Bezug auf eine literarische Arbeit, die Hildebrand von ihm wünschte, „dies von mir verlangt, und zwar mit jener Liebe, die alles übersteigt." „In welch segensvollem Andenken Dein Name in meinem Munde war, darüber frage einmal den Abt Hugo, den Du ja kennst", heißt es etwas später. „Als ich einmal von Dir sprach, versetzte jener: ‚Das weiß er (Hildebrand) wohl gar nicht, daß Du eine solche innige Liebe zu ihm hegest; wüßte er es, er würde über die Maßen von Zuneigung zu Dir erfüllt werden.'" „Wahrhaftig, es lebt niemand auf Erden," heißt es in demselben Briefe an Hildebrand, „an den ich lieber schreiben möchte (als an Dich)."

Aber noch unzweifelhafter läßt sich das Freundesverhältniß der beiden Männer erkennen aus gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, in welchen Damiani der vertrauten Unterhaltungen mit Hildebrand gedenkt. Was Hildebrand, jener „hochweise Mann", ihm erzählt hat von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in Frankreich und Deutschland, nimmt er in seine Werke auf. Theilweise dient es zugleich der Verherrlichung Hildebrands [4]; es sind wunderbare Vorfälle, durch welche die Vorsehung dessen Legationen ausgezeichnet hat. Mit sichtbarem Wohlgefallen schreibt Damiani diese Unterredungen nieder; er sucht genau Hildebrands eigene Ausdrücke zu

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. II, 6. [3] Migne CXLV, 966. CXCIV.
[4] Opusc. XIX, 6; XX, 3; XXXII, 1.

fixiren und erinnert ihn an den vertraulichen Gedankenaustausch. Einmal hat ihm Hildebrand vertraulich gestanden, daß er sich bei seinen Speisen des Lauches und der Zwiebeln aufs strengste enthalte, nur weil er für dieselben eine gewisse natürliche Vorliebe habe. In seinem Werkchen über die Fastenzeit weiß alsbald Damiani diesen schönen Zug der christlichen Abtödtung trefflich zu verwerthen. „In solchen verächtlichen Dingen ist die Enthaltung schwerer, die Nahrung für den Stolz geringer; es ist leichter des Fleisches, als des Salzes zum Fleisch sich zu enthalten." Ein anderes Mal[1] hat er Hildebrand einen merkwürdigen Traum erzählt, den einer seiner Freunde über ihn selbst gehabt hatte, und der ihm düstere Gedanken machte. Hildebrand aber, mit dem er im Lateranpalast vertraulich beisammen war, hieß ihn nichts für sich fürchten, und gab ihm die Auslegung des Traumes: einer seiner liebsten Freunde werde sterben. Hildebrands Wort war Prophetie. Drei Tage nach der Abreise von Rom erhielt Damiani die Nachricht vom Tode des hl. Dominikus Loricatus. Damiani trug Sorge, den Vorfall in seinen Schriften zu verewigen.

Ueberhaupt herrschte zwischen den beiden Geistesverwandtschaft im vollen Sinne des Wortes. In beiden beherrschte der Mönch alles übrige, mit Cluny's Geist waren sie großgenährt. Wie Damiani, so hat auch Gregor VII. mit schmerzlicher Sehnsucht an die Freuden der Einsamkeit und des Gebetes sich zurückerinnert, die er einst im Kloster durchlebt hatte. Beide standen sich auch nahe hinsichtlich der Geistesbildung. Hildebrand hatte wie Damiani eine wissenschaftlich feine Ausbildung erhalten, und dafür hatte Damiani den Blick nicht verloren. „Diesen Tempel (der mit Wissenschaft gepaarten Tugend) kannst Du, ehrwürdiger Bruder", so schreibt er ihm[2], „mit Gottes Hilfe sehr gut erbauen, der Du von den Aegyptern die goldenen und silbernen Gefäße mit den kostbaren Gewändern entliehen hast. Denn der entwendet den Aegyptern ihren Schatz, um damit Gott ein Haus zu bauen, der die Dichter und Philosophen gelesen hat, durch welche er fähiger wird, die Geheimnisse des Wortes Gottes tiefer zu durchdringen." „Wie darf ich, obgleich dürftig an Sprache und arm an Geist," so schreibt er nach seinem endgiltigen Scheiden von der Curie an Hildebrand und Cardinal Stephan[3], „an so berühmte und wohlgelehrte Männer mich wenden? ... aber weil ich kürzlich aus Liebe zur Ruhe von Euch mich getrennt habe dem Fleische nach zwar, aber nicht dem Herzen nach, um mich einem geistlichen Sabbat hinzugeben, so laßt mich

[1] Migne CXLIV, 1023. [2] Opusc. XXXII, 9. [3] Ep. II, 5.

über diesen Sabbat mit Eurer geheiligten Weisheit eine kurze Unterhaltung pflegen."

Auch in den gleichen Freundeskreis theilten sich Damiani und Hildebrand. Die markgräfliche Familie von Toskana stand beiden gleich nahe; Hugo von Cluny und Desiderius von Monte-Cassino waren Freunde beider; Leo IX., Nicolaus II., Alexander II. hielten große Stücke auf beide. Von Kaiser Heinrich III. wie der Kaiserin Agnes hatten beide Zeichen außerordentlicher Huld erfahren. So erklärt es sich, daß kaum ein anderer Name in Damiani's Briefen, Gedichten und größeren Schriften so viel und mit solcher Auszeichnung genannt wird wie der Hildebrands. Andererseits ist kein Zweifel, daß auch Hildebrand die Hochachtung Damiani's mit Hochachtung und seine Freundschaft mit Freundschaft erwiederte. „Reichen Dank Dir, ehrwürdiger Bruder," schreibt ihm Damiani 1059, „da ich vernommen, daß auf Deiner Reise zum hohen Königshofe aus dem Heiligthum Deines Herzens die wärmste Liebe zu mir sich kundgegeben habe (aestuantem circa me charitatem vaporare persensi). Und was Wunder, da Gott selbst ein ‚verzehrendes Feuer' genannt wird, wenn auch die Wohnstätte des Heiligen Geistes durch hervorbrechende Funken das Feuer erkennen läßt, von dem sie erwärmt ist! Denn wo immer auf jener Reise mein Name erwähnt wurde, war mein Andenken bei Dir im Segen. Das hat das Herz meiner Freunde aufgerichtet und die Lippen der Ehrabschneider wie mit dem Knebel wohlverdienter Abfertigung verschlossen."

Es stimmt nur mit dem ganzen bisher geschilderten Verhältniß, wenn berichtet wird, daß Hildebrand als Papst Damiani's Schwestersohn und Nachfolger in Fonte-Avellana, Damianus, zum Cardinal erhoben und mit der Abtei Nonantula begabt habe in Annerkennung der großen Verdienste des Oheims um die Kirche.

2. Den größten Beweis der Hochachtung und des Vertrauens gab aber Hildebrand dem Siedler von Avellana gerade durch das, was zeitweise zu Reibungen zwischen beiden und zu dem ganzen Gerede von einem Zwiespalt unter ihnen den Anlaß gegeben hat. Wie durch Hildebrands Einfluß Damiani trotz alles Sträubens an die Spitze des Cardinalscollegiums gestellt wurde, so suchte er auch ferner dessen werthvolle Dienste der Curie zu erhalten. Weit entfernt, Damiani zurückzudrängen, war es sein unablässiges Bemühen, ihn möglichst in die Geschäfte hereinzuziehen zum Besten der Kirche. Um Damiani zur Annahme des Cardinalats und Episkopats zu vermögen, hatte es von seiten des Papstes des strengen Gebotes gegenüber dem Mönch und sogar der Androhung der

Excommunication bedurft, und Damiani selbst beruft sich Nicolaus II. gegenüber darauf, seine Würde sei ihm nicht canonisch übertragen, sondern gewaltsam aufgenöthigt worden[1]. „Ihr wißt", schreibt er auch später an Alexander II. und Hildebrand[2], „und erinnert beide Euch noch sehr wohl, daß diese Last nicht von mir aufgenommen, sondern mir aufgeladen wurde, daß ich sozusagen nicht selbst ins Netz ging, sondern gewaltsam mit demselben umstrickt wurde." Ohne Unterlaß bestürmte er sowohl Nicolaus II. wie Alexander II., ihn seiner Würden, wie seiner Stellung an der Curie zu entheben. Die bei ihm früh hervortretenden Beschwerden des Alters und die römischen Fieber, die sich ihm besonders unzuträglich erweisen, hebt er hervor, um des Papstes Mitleid zu erwecken. Er verschweigt aber auch nicht die wahren Gründe, die ihn treiben. Die Furcht für sein Seelenheil in so verantwortlicher und gefahrvoller Stellung ist ihm vollständig ernstgemeint, wie sie nur einem Heiligen ernstgemeint sein kann. Sie zieht sich auch sonst durch seine Schriften hindurch und ist ein Kennzeichen seiner ganzen Geistesrichtung. Gleich mächtig geht dieser zur Seite die Sehnsucht nach der Einsamkeit und Beschauung. Er hat es zu bitter erfahren müssen, daß im Strudel weltlicher Geschäfte die Andacht nicht gedeiht.

„Warum macht man mir zum Vorwurf," schreibt er an Nicolaus II.[3], „daß ich das Hirtenamt niederlegen will, der ich, täglich von den Geschäften weltlicher Sorgen umstrickt, im Eifer der Liebe Gottes erkalte und der tödtlichen Kälte einer lauen Seele entgegengehe... Wohl erinnere ich mich dagegen, wie ich oft vom Feuer der Gottesliebe mich so entflammt fühlte, daß ich wünschte, auf der Stelle die sterbliche Hülle zu durchbrechen und frei vom Staube der Erde und der Finsterniß des Kerkers zum Lichte der Ewigkeit jubelnd mich emporzuschwingen! Ja damals hatte ich noch, wie der Herr beim Propheten verspricht, ein Herz aus Fleisch, oder besser, wie mir scheint, aus Wachs, das, erwärmt von der Flamme himmlischer Sehnsucht, zerschmolz und oft mit reichlichen Thränen das weinende Antlitz befeuchtete. Ich erschauderte, etwas zu hören, geschweige denn mit den Lippen auszudrücken, was nicht an Christus erinnerte. Die Nichtigkeiten und Scherze weltlicher Unterhaltung waren mir gleich dem Zähnefletschen der Hunde und dem Biß der Schlangen. Häufig schaute ich im Geiste vor mir gegenwärtig Christus mit Nägeln durchbohrt am Kreuze hangen, und voll Verlangen sog ich mit den Lippen das herabträufelnde

[1] Opusc. XIX, Prol. [2] Opusc. XX, 1. [3] Opusc. XIX, 5.

Blut. Und wenn ich es versuchen sollte, in Worten auszusprechen, was mir zu schauen vergönnt wurde, sei es von der heiligsten Menschheit unseres Erlösers, sei es jene unbeschreibliche Schönheit seiner himmlischen Glorie, — der Tag würde vergehen, ehe ich die Aufzählung geendet. Jetzt aber bin ich hart geworden, wie ein Felsen, und während ich in äußeren Geschäften mich aufzehre, kann ich nicht mehr ausbrechen in die Thränen der Andacht. Ja häufig lege ich die Hand auf meine Brust und zeige dem Arzte der Seelen die eiternde Wunde, rufend und mit heißem Flehen zu ihm emporschreiend: „Der du die tiefsten Abgründe mit dem Strahlenlichte deiner Gottheit erleuchtest, verscheuche du die Finsternisse dieses Herzens und laß gnädig hineinstrahlen das Licht deiner Wahrheit. Aber jetzt, wenn der Blinde am Wege schreit, bleibt Jesus das eine Mal stehen und gibt ihm das Augenlicht wieder, ein anderes Mal geht er vorüber, als wenn er den lästig Schreienden nicht hörte, und der arme Blinde bleibt in seiner Blindheit. Welch ein Schmerz! Ja, ich bin jener Samson; wie er über den Verlust seines Lockenhaares, weine ich über den der siebenfachen Gabe des Heiligen Geistes, und meiner Augen beraubt, nicht zwar der des Antlitzes, aber der des Herzens, keuche ich unter der Last der weltlichen Geschäfte. . . Warum also soll ich nicht Rom verlassen, um so vielen Wunden der Seele zu entgehen?"

Oft kommt er auf diese Gedanken zurück; sie waren es, die ihn bestürmten, sobald er recht Zeit hatte, über sich nachzudenken. „Von solchen Bedrängnissen rings umschlossen," schreibt er in Bezug auf weltliche Geschäfte an Alexander II.[1], „suche ich mich aufzuraffen, aber bald versagt die Kraft; ich mache den Versuch, aber alsbald unterliege ich. Ich kann mich nicht aufschwingen zu den Höhen der Beschauung, nicht ausbrechen in die Thränen der Andacht. Denn der Geist, durch irdische Geschäfte verdunkelt, versucht vergebens sich zum Gipfel der Beschauung zu erheben, da er durch die weltlichen Anliegen wie mit Steineslast niedergedrückt wird."

Man muß sein Lob des Einsiedlerlebens[2] gelesen haben, um diesen Drang seines Herzens ganz zu verstehen. „Das Leben des Einsiedlers ist die Schule himmlischer Lehre und die Uebung göttlicher Kunst. Denn da ist Gott alles, was gelernt wird, und zugleich der Weg, auf dem man voranschreitet, auf dem man zur Erkenntniß der höchsten Wahrheit gelangt. Die Einsamkeit ist das Paradies der Wonne, wo wie balsamige Farben-

[1] Ep. I, 15. [2] Opusc. XI, 19; vgl. Opusc. XV, 1; LII, 2.

pracht oder duftstrahlende Blüten die Wohlgerüche der Tugenden wehen. . . O Einsamkeit, du Entzücken heiliger Seelen, unerschöpfliche Süßigkeit innersten Genießens. Du bist jener chaldäische Feuerofen, wo heilige Jünglinge die Gewalt der tobenden Flamme durch Gebet bezwingen. . . du der Glutofen, in dem die Prunkgefäße des himmlischen Königs geformt werden und, geschmiedet mit dem Hammer der Buße und durch die Feile heilbringender Besserung gereinigt, zu unvergänglichem Glanze gelangen. . . O Zelle, du Vorrathskammer himmlischer Kaufleute, in der alle jene Waaren geborgen sind, durch welche der Besitz des Landes der Lebendigen erworben wird! O glückseliger Tauschhandel, wo für Irdisches das Himmlische, für Vergängliches das Ewige eingetauscht wird. . . O Zelle, wunderbare Werkstätte geistlicher Arbeit, wo fürwahr die Menschenseele das Bild ihres Schöpfers in sich wiederherstellt und zurückkehrt zu ihrer ursprünglichen Reinheit, wo die stumpfgewordene Erkenntniß die Feinheit ihrer Wahrnehmung wiedererlangt, und die Natur, die verdorben war, ihr wahres Osterfest feiert. . . Und was soll ich weiter von dir sagen, du Einsiedlerleben, gesegnetes Leben, Lustgarten der Seelen, heiliges Leben, engelgleiches Leben, Schatzkammer himmlischer Edelsteine, Sammelplatz wahrer Geistesgrößen! Dein Wohlgeruch übertrifft alle Wohlgerüche, dein Wohlgeschmack geht über träufelnde Honigwaben; süßer als der köstlichste Honigseim, erquickt er ein erleuchtetes Herz. . . Aber nur die kennen dich, die dich lieben, die stimmen ein in deinen Lobpreis, die da wonnig ruhen in der Umarmung deiner Liebe. Die das nicht wissen, können dich nicht verstehen. Auch ich selbst, das gestehe ich, bin unvermögend, dich würdig zu loben. Das eine aber weiß ich gewiß, du gesegnetes Leben, und ich betheuere es ohne Rückhalt: Wer sich bemüht, auszuharren im Verlangen nach deiner Liebe, der wird in dir wohnen, — in ihm aber wohnt Gott!"

Es bedurfte in der That nicht seines Zurückdrängens durch einen andern, oder des Herabsinkens seines Einflusses an der Curie, um ihn aus dem fiebergeplagten, unruhigen Rom und den Geschäften der Curie in seine Einsiedelei zurückzutreiben. Nur ein einziges Mal in all seinen Schriften findet sich eine Spur von Mißvergnügen, daß er in einer Sache nicht zu Rathe gezogen worden sei, wo er besser hätte rathen können. Aber es geschieht im Scherz in einem Epigramm (CLV) auf den Papst, der jetzt mit ihm sprechen wolle: sicut erat in principio, nachdem er ohne ihn Gloria patri gesprochen. Er beklagt sich auch nicht darüber, daß man ihn nicht gefragt, sondern vielmehr deshalb, weil er jetzt wieder die Sache in Ordnung bringen müsse, und die Suppe ausessen, die ein

anderer eingebrockt habe. Er meinte, „wer vorher das Mark geschlürft habe, solle jetzt auch die Knochen nagen".

3. Es war also ebensowenig eine Eifersucht wegen der amtlichen Stellung oder des überwiegenden Einflusses als eine persönliche Abstoßung, was zwischen Hildebrand und Damiani zu einem tiefergehenden Zwist hätte Anlaß geben können. Noch weit bestimmter aber darf behauptet werden, daß auch eine Verschiedenheit der Principien in keiner Weise vorlag. Vor allem ist es die reine Willkür, wenn Hildebrand dargestellt wird als ganz aufgehend in „Winkelzügen der Politik, die heute sich dieses und morgen sich jenes bediente", um „politische Pläne einer Machtstellung der Hierarchie" zu verwirklichen, und wenn man dann dem großen politischen Ränkeschmied in Peter Damiani die kopfschüttelnde Ehrlichkeit, den alles politische Treiben mißbilligenden Cato gegenüberstellt. Damiani hat nirgends Hildebrands Thätigkeit an der Curie getadelt, hat vielmehr ihm wie anderen, die mit Hildebrand gemeinsam arbeiteten, die größte Anerkennung und Bewunderung ausgesprochen. Er selbst hat oft und lange Jahre hindurch mit Hildebrand in die Sorgen, Arbeiten und Legationen sich getheilt. Hätte Damiani in dieser Beziehung etwas Tadelnswerthes gefunden, er wäre der letzte gewesen, dies zu unterdrücken. Ebenso der Eifer für das Haus des Herrn, wie die ihm eigene Redseligkeit hätten es nicht zugelassen. Menschenfurcht kannte er gewiß keine. „Ich bin mir gewiß," schreibt er an Leo IX., nachdem er ihm starke Wahrheiten vorgehalten [1], „daß, wo es nicht geschieht um der Liebe Christi willen, dessen unnützer Knecht ich bin, ich weder die Gunst irgend eines sterblichen Menschen suche, noch irgend eines Zorn fürchte." „Ihr habt mir geschrieben," bemerkt er einmal in sehr gefahrvoller Zeit dem Erzbischof Heinrich von Ravenna [2], „ich solle Euch meine Antwort mittheilen unter dem Siegel des Geheimnisses. Ihr thatet so aus väterlicher Güte und Fürsorge für mich, damit ich nicht, wenn ich meine Ansicht frei ausspräche, mir vielleicht Unangenehmes zuziehe. Aber fern sei es von mir, daß ich in einer Angelegenheit solcher Art vor Schwierigkeiten und Leiden zurückschrecke, und unbekümmert um die Vergewaltigung einer so edlen Mutter (der Kirche) als entarteter Sohn mich im Schatten verborgen halte. Im Gegentheil bitte ich darum, daß dieser mein Brief in die Oeffentlichkeit komme, und daß so durch Euch allen bekannt werde, was über diese allgemeine Gefahr (des Schisma des Cadalus) zu denken sei."

[1] Ep. I, 4. [2] Ep. III, 4.

Dementsprechend hat Damiani auch sein ganzes Leben lang gehandelt. Mit kühnem Tadel hat er sich schon an Victor II. gewandt[1]. Er mißbilligte die zeitweise von Leo IX. geduldete, vielleicht auch befolgte[2] Praxis, simonistische Prälaten noch einmal zu weihen, und deshalb bekämpfte er sie öffentlich in einer Schrift, die er dem Papste vorlegen ließ. Er mißbilligte das Interdict, das Nicolaus II. über Ancona verhängt hatte[3], und er wandte sich mit offenem Tadel direct an den Papst. Er mißbilligte, daß Leo IX. ein Kriegsheer warb und persönlich an der Spitze der Armee gegen die Normannen zog, und sprach dies ganz offen aus. In Uebereinstimmung mit den kirchlichen Canones glaubte er, daß der Priester vom Waffenhandwerk sich ferne halten müsse, und deshalb tadelte er nachdrücklich die Prälaten, die das Waffenhandwerk übten[4]. Er mißbilligte — oft mit übertriebener und mönchisch-einseitiger Strenge — vieles im Leben der hohen Prälaten und selbst der Cardinäle der Reformcurie, und er hat es mit schonungsloser Offenheit ausgesprochen. Er selbst erzählt[5], wie er den Bischof von Florenz streng zurechtgewiesen habe, weil er in Erfahrung brachte, daß er Schach spiele. Noch in seinen letzten Jahren machte er Alexander II. auf zwei Uebelstände in der Kirche aufmerksam[6] mit der Aufforderung, dieselben abzustellen. Es war der übermäßig häufige Gebrauch der Excommunication, und die eingeengte Stellung der Priester gegenüber ihrem Bischof, da ihnen verwehrt sei, beim Metropolitan über diesen Klage zu führen.

Bei einem Manne, dem es in solchem Grade als Gewissenspflicht galt, offen zu rügen, was ihm tadelnswerth schien, der so wie Damiani stets das Herz auf der Zunge zn tragen pflegte, darf man geheime Hintergedanken, verdeckte Mißbilligung und stillschweigende Verurtheilung der

---

[1] Ep. I, 5.

[2] Damiani wenigstens schreibt: „Id etiam nos non praeterit, quod nostrae memoriae nonus Leo papa plerosque Simoniacos et male permotos tamquam noviter ordinavit." Op. 5. Migne CXLV, 93. Berengars Zeugniß, wenn auch so, wie es liegt, durchaus unglaubwürdig, scheint doch die Aussage Damiani's zu bekräftigen. Entgegen steht jedoch die energische Stelle aus dem Briefe Cardinal Humberts: „Quod absit ipsum dominum nostrum papam aliquando conatum ut reordinasset saltem hostiarium nedum episcopum." Neues Archiv VII, 614. 615.

[3] Ep. I, 7. [4] Ep. IV, 9.

[5] Opusc. XX, 7. Es ist dies die erste Erwähnung des Schachspieles in Europa. Ursprünglich ein indisches Kriegsspiel, war es im 10. Jahrhundert den Persern und Arabern bekannt. Vgl. A. v. d. Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels, Berlin 1874; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. IV, 104.

[6] Ep. I, 12.

für die Kirche wichtigsten Vorgänge seiner Zeit nicht aufs Gerathewohl voraussetzen. Gerade der Umstand, daß dieser unbestechliche und unerschrockene strengste Sittenrichter seiner Zeit, der wie kein anderer die Politik der Curie und Hildebrands ganzes Thun zu controliren Gelegenheit hatte, nirgends einen Tadel ausspricht, sondern vielmehr in Hildebrand den „Schild der Kirche", die „Säule des Apostolischen Stuhles" erkennt, die „heilige Klugheit" [1], die „lauterste Absicht" [2], die alles in Betracht ziehende Voraussicht und Umsicht [3] bewundert, sollte diejenigen vorsichtiger machen, die so leicht bereit sind, über Hildebrands „weltliches Treiben", seine „Herrschsucht", seine politischen „Ränke" und Kniffe ihren Phantasien nachzugehen.

Daß im Kampf gegen Simonie und Priesterehe Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte, bedarf eines Beweises nicht. Daß Damiani „die Frage der Investitur, welche zu entscheiden einem Hildebrand als Gregor VII. vorbehalten blieb, theoretisch bereits entschieden habe", wurde neuerdings von Roth [4] hervorgehoben, und insofern mit Recht, als er die Vergebung der Bisthümer durch die Fürsten, oder die einfache Ernennung der Bischöfe durch die Fürsten verwirft. Dagegen hat Neukirch darin Recht, daß weder in Damiani's Ep. I, 13, noch Opusc. XXII, praefat. eine Verwerfung der Laieninvestitur als solcher gefunden werden kann. Wenn das Gegentheil behauptet wurde, so beruht dies auf völliger Verkennung des Gedankenganges. Wo canonische Wahl stattgefunden hat und keinerlei Simonie unterlaufen ist, verwirft Damiani die Investitur als solche nicht, die ja auch damals von seiten der Kirche noch nicht verpönt war. „Die Autorität der heiligen Canones stellt fest," schreibt Damiani [5], „daß in jeder, auch der weniger angesehenen Kirchen, dem Clerus die freie Wahl dessen zukomme, der ihm (als Bischof) vorstehen soll." Die Stellen eines anderen von Damiani's Werken [6], in denen man einen Widerspruch hiermit hat finden wollen, sprechen nur denselben Gedanken noch schärfer und deutlicher aus. Damiani will zeigen, welch enormes Unrecht es sei, der römischen Kirche einen Bischof aufzunöthigen, den sie nicht selbst gewählt, sondern der königliche Hof auf-

[1] Ep. II, 9. [2] Ep. I, 7. [3] Opusc. V, init.

[4] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 332.

[5] Ep. I, 20. Opusc. VI, 24 führt er selbst die Decretale des Papstes Leo im Wortlaute an und wiederholt ihren Inhalt: „Sieh, nach dem maßgebenden Urtheil des Papstes Leo sollen die nicht unter die Bischöfe gezählt werden, welche weder durch die Stimme des Clerus noch des Volkes gewählt, noch mit dem Urtheil des Metropoliten und mit der Zustimmung der Provinzialbischöfe gewählt sind."

[6] Discept. Synod. Migne CXLV, 68.

gestellt habe. Alle Einzelkirchen, führt er aus, selbst die Patriarchalsitze und Metropolitankirchen haben Könige oder Kaiser oder andere gegründet, die bloße Menschen waren, und sie haben sich, je nachdem sie wollten und konnten, besondere Vorrechte vorbehalten. Die römische Kirche hingegen hat derjenige gegründet, der dem hl. Petrus die Schlüsselgewalt übertrug; das ewige Wort, durch das Himmel und Erde gegründet sind, hat dieser Kirche ihre Vorrechte und ihre Autorität gegeben. Und nun fährt Damiani fort: „Es ist daher kein Zweifel, daß derjenige, der irgend einer Kirche ihr Recht entzieht, eine Ungerechtigkeit begeht, der aber das Vorrecht der Römischen Kirche, welches ihr vom höchsten Oberhaupte der Kirche selbst übertragen ist, zu entreißen sucht, in Häresie verfällt; und während jener den Vorwurf der Ungerechtigkeit verdient, gebührt diesem der Name eines Häretikers." Die Entziehung des Rechtes, um welche es sich handelt, ist die Beraubung der freien Wahl des Oberhauptes, dies ist der Vergleichungspunkt. Bei der Einzelkirche ist dies ein Unrecht, wenn auch vielleicht dadurch gemildert, daß Könige oder Kaiser oder ihre Vorfahren um die Errichtung dieser Kirche Verdienste haben; bei der Römischen, dem Haupte aller Kirchen, ist es aber mehr als bloße Ungerechtigkeit, es ist eine Sünde gegen den Glauben und der Häresie gleichzuachten. „Es wäre ja auch wunderbar," fährt Damiani ausdrücklich fort, „wenn die Strenge der Canones das, was sie den geringeren Kirchen zugesprochen hat, allein jener Kirche nicht zugestehen würde, welche das Haupt aller ist" (d. h. die selbständige, freie Wahl des Bischofs) [1].

---

[1] Man hat hierin Damiani Inconsequenz vorgeworfen und konnte sich dafür auf Ep. VII, 2 berufen, wo er Heinrich III., welcher den simonistischen und höchst unwürdigen Erzbischof von Ravenna verjagt hatte, auffordert, für die Neubesetzung des bischöflichen Stuhles zu sorgen. „Latrone rejecto, pastorem, unde Ecclesia gaudeat, ordinate." Allein nichts zwingt, das „ordinate" mit „ernennet" oder „berufet" zu übersetzen, da es ebensowohl heißen kann „laßt wählen", „macht, daß gewählt werde". Ein Seitenstück bietet die Bischofswahl in Faenza Ep. V, 10. Damiani fordert den Clerus auf, mit der Wahl zu warten und auch den Papst zu bitten, nicht seinerseits einen Bischof zu ernennen, bis der Kaiser dahinkomme und Ordnung und Friede herstelle. Dann erst sollten sie selbst eine geeignete Wahl vornehmen. Wenn Damiani Opusc. XXII, 4 die Principes et ordinatores ecclesiarum ermahnt, die sacra loca nicht willkürlich und nach weltlicher Rücksicht zu vergeben, und sich der Verantwortung bewußt zu bleiben, so dürfte es sich da nicht um Bisthümer (ecclesiae), sondern um andere untergeordnete Pfründen und Beneficien handeln, obgleich zur Beleuchtung der Sache das Beispiel von den „Bischöfen" der Goten angeführt wird. Die Ausdrücke wie der Inhalt scheinen dies anzudeuten, und die Ueberschrift des Kapitels, die sicher nicht von Damiani herrührt, darf nicht irre führen.

Hildebrands gigantischer Plan von der „Welttheokratie der Curie“ hat noch heute das Ansehen eines Axioms unter vielen Vertretern der historischen Wissenschaft. Fetzer gibt sich große Mühe, zu beweisen, daß auch in diesem Plane Damiani mit Hildebrand völlig übereinstimmte. „Sein Ideal war kein anderes als das der Weltherrschaft der Curie.“ [1] „Diese Auffassung, daß das Imperium nur ein Glied sei in der Universalhierarchie des Papstthums, ja sogar die Hoffnung, daß ein Zeitpunkt eintreten werde, in welchem der Kaiser freiwillig seine Gewalt zurückgebe in die Hände des Bischofs von Rom, war der Reformcurie schon damals ganz geläufig; dies beweist das offene Bekenntniß des Petrus Damiani zu 1062 ganz unzweifelhaft.“ [2] „Damiani's letzte Hoffnung, aber sichere Erwartung ist, daß hiernach am Ende der Dinge jede weltliche Gewalt verschwinden werde. Bis zu diesem Zeitpunkt aber ist jede weltliche Gewalt widerrechtlich, sofern sie nicht Gott, d. h. der Kirche und der Curie in allem dient.“ [3]

Der gelehrte Historiker, der sonst in seinen Untersuchungen manches Zutreffende und Vortreffliche bietet, leider aber durch völliges Mißverstehen katholischer Anschauungen und Persönlichkeiten die Freude daran sehr getrübt, und seine kleinen Dissertationen durch einige unverantwortliche Leistungen verunziert hat, konnte sich die Mühe solcher „Beweisführung“ füglich ersparen. Wohl niemals, seitdem es eine Wissenschaft der Geschichte gibt, ist eine Behauptung gleich gewaltigen Inhaltes mit soviel Kühnheit, um nicht zu sagen Unverfrorenheit, aufgestellt, mit soviel Unbedacht nachgesprochen und so völlig ohne Beweis gelassen worden, wie die von der Welttheokratie Gregors VII. Sie ist ein wahrer Hohn auf die „exacte“ Forschung. Nirgends in der umfangreichen Briefsammlung Gregors VII., auch nicht beim vertrautesten Austausch mit seinen getreuesten Gesinnungsgenossen, wird ein solcher Gedanke auch nur angedeutet. Nichts liegt vor, als einige Thatsachen, die etwa dahin verstanden werden könnten, wenn ein solcher Plan sonstwie nachgewiesen wäre, die aber mindestens ebenso natürlich auch ohne einen solchen Plan verstanden werden.

Verstünde man unter der von Gregor VII. angestrebten „Universalherrschaft“ etwa nur ein oberstes Protectorat über die christlichen Staaten und ein oberstes internationales Schiedsrichteramt, das die politische Selbständigkeit der Völker wie ihren Territorialbesitz unangetastet ließe, so enthielte die Behauptung wenigstens nichts, was der Idee des Papstthums,

[1] A. a. O. S. 68. [2] A. a. O. S. 27. [3] A. a. O. S. 65.

und den Anschauungen Gregors VII. widerstrebte. Dann könnte man mit Döllinger[1] sagen: „Es wäre denkbar, daß Gregor, festgebannt in dem Kreise der damals herrschenden Vorstellungen, die aus dem Lehenswesen hervorgehenden Verhältnisse als die einzigen möglichen oder in jener Zeit anwendbaren Verbindungsformen der Kirche mit dem Staat betrachtet . . . und daher eine ähnliche Unterordnung der Fürsten unter den Stuhl Petri für naturgemäß und wünschenswerth gehalten", in der That aber sei es unerweisbar, daß er solche Absichten gehegt, solche Forderungen allgemein gestellt habe.

Aber was man Gregor vorwirft, ist das Streben nach der politischen Oberherrschaft, nach einer „Universalmonarchie" des römischen Papstes, welche den weltlichen Herrschern die Unabhängigkeit auch in ihrer eigenen Macht- und Pflichtensphäre abspricht, und (wenigstens nach Fetzer) dieselbe mit der Zeit völlig ersetzen und von der Erde verdrängen soll. In der unbeschreiblich gedrückten und schwierigen Lage, in welcher Gregor vom Beginne seines Pontificates sich befand, bei der fast übermenschlichen Schwierigkeit, nur das für die Reinheit und Freiheit der Kirche Unentbehrliche durchzusetzen, wäre ein solches Streben dem hellen Wahnsinn gleichgekommen. „Wider unsern Willen", so beschreibt Gregor VII. seine Lage April 1074[2], „haben wir das Schiff bestiegen, das auf wogendem Meere durch die Gewalt der Stürme, durch reißende Strudel und bis zum Himmel ansteigende Wogen unstet hin und her geworfen wird. Und doch, wenn auch mit Gefahr, sucht es den verborgenen Klippen, wie denen, die aus der Ferne schon sichtbar sind, zu entgehen. Es ist die heilige Römische Kirche, der wir unwürdig und gegen unsern Willen vorstehen müssen, welche durch verschiedene Prüfungen, zahlreiche Bedrängungen von Heuchlern, Nachstellungen und listige Hemmnisse von Häretikern täglich erschüttert, durch die weltlichen Gewalten aber geheim und offen umhergezerrt wird. Alledem uns entgegenzustellen, diesem und vielem andern sorgfältig auszuweichen ist nach Gott und menschlicherweise zu sprechen unsere Pflicht und Aufgabe. Tag und Nacht werden wir durch diese Sorgen gepeinigt, durch dieses und vieles andere beständig gequält."

Das ist der Ton, der sich mit allen Kennzeichen innerer Wahrheit durch die vertrauten Briefe in Gregors Pontificat hindurchzieht, und es sind wahrlich nicht die Empfindungen und Stimmungen eines kecken Welt-

---

[1] Lehrbuch II, 139; vgl. Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat. S. 139.

[2] Reg. I, 70; vgl. II, 49.

eroberers, der die ganze bestehende Weltordnung umzustoßen sich anschickt. Dazu kommt, daß er, völlig entsprechend den Anschauungen der katholischen Schule von den Zeiten der heiligen Väter bis auf unsere Tage, über das Zurechtbestehen, die Nothwendigkeit und Aufgabe der weltlichen Gewalt sich ausspricht. Hierin stimmt er aufs beste mit Damiani überein. Das einzige, was daher Fetzer hier beweisen konnte und wirklich bewiesen hat, ist, daß man ganz ebensowohl aus den Schriften Damiani's als aus denen Gregors VII. den Plan der „Universalmonarchie" herausconstruiren kann, und er ist sogar einsichtig genug, das nicht auf Damiani und Hildebrand allein, sondern auf die ganze damalige Curie auszudehnen. Er hätte das noch weiter ausdehnen können; denn mit demselben Rechte und Unrechte ließe sich dieser „Plan" der katholischen Schule aller Jahrhunderte zur Last legen.

Es ist daher auch nicht zuzugeben, daß Damiani eine andere „Zweischwertertheorie" aufgestellt habe als Gregor VII. In einer Predigt, in welcher er die Ceremonien der Königskrönung erklärt [1], spricht Damiani von dem Schwerte, das dem König vorangetragen werde, das dessen königliche Macht bedeute, und fährt fort: „Glücklich, wenn er das Schwert seiner Herrschaft verbündet mit dem Schwerte des Priesters, so daß das Schwert des Priesters das des Königs mildere, das Schwert des Königs das des Priesters schärfe; das sind die zwei Schwerter, von denen in der Leidensgeschichte des Herrn die Rede ist." Ebenso stellt er in einem Briefe [2] die Pflichten und Befugnisse gegenüber, welche König und Priester an und für sich innerhalb ihrer Sphäre zu üben hätten: „Zwischen weltlicher Herrschaft und Priesterthum sind die Pflichten zu unterscheiden, die einem jeden eigen sind (er spricht von der Kriegsführung), so daß der König die Waffen dieser Welt führe, der Priester mit dem Schwerte des Geistes sich umgürte, das da ist das Wort Gottes." [3] Damiani hat damit kein einziges Wort ausgesprochen, welches zu Gregor VII. in Widerspruch stünde, der seinerseits die Aufgaben und Berechtigung der weltlichen Herr-

[1] Sermo LXIX.

[2] Ep. IV, 9; Migne CXLIV, 315; vgl. Ep. VII, 3; Migne CCCCXL.

[3] Hierin eine verdeckte Bekämpfung des kirchlichen Zweischwertersystems sehen zu wollen, geht schon deshalb nicht an, weil der Gebrauch des biblischen Bildes der „zwei Schwerter" als Ausdruck der päpstlichen Machtfülle erst später üblich wurde. Es müßte dann auch Gottfried von Vendome als Gegner jener kirchlichen Anschauung genannt werden, der einige zwanzig Jahre später noch ganz im gleichen Sinne wie Damiani den Unterschied wie das Gemeinschaftliche der beiden Schwerter hervorgehoben hat. Vgl. Migne CLVII, 220.

schaft wiederholt hervorgehoben hat. Allerdings gebraucht Gregor dabei das Bild vom „Schwerte“ nicht, da ihm nicht wie Damiani hierzu ein äußerer Anlaß geboten war. Wenn er zuweilen vom geistlichen Schwerte[1] spricht, so versteht er darunter ausschließlich die Strafgewalt der Kirche. Nirgends hat er das „weltliche Schwert“ den Fürsten abgesprochen, und wenn Heinrich IV. ihm zum Vorwurf macht, er maße sich beide Schwerter an, während doch Gott das eine dem König, das andere dem Priester gegeben habe, so ist dies eben eine Aeußerung des Kampfes und der Parteileidenschaft.

Andererseits ist es aber Damiani gar nicht eingefallen, wie schon der Zusammenhang der angeführten Stellen zeigt, dem Papste jenen Einfluß auch auf das weltliche Schwert abzusprechen, welchen die christliche Weltanschauung und die katholische Schule ihm zugesprochen und in späterer Zeit häufig unter dem biblischen Bilde vom „zweifachen Schwert des Papstes“ dargestellt hat. Zum Ueberfluß aber stellt Petrus es ausdrücklich an die Spitze seiner vielberufenen Disceptatio Synodalis[2], daß der Sohn Gottes, das Wort, durch welches Himmel und Erde und alle Elemente gegründet sind, „dem seligen Schlüsselträger des ewigen Lebens (hl. Petrus) die Gewalten der irdischen wie der himmlischen Herrschaft zugleich anvertraut habe“[3].

Es bleibt somit nur noch der eine principielle Gegensatz zwischen Damiani und Hildebrand denkbar, auf den Fetzer so großes Gewicht legt, daß Damiani, groß geworden im Anblick der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. für die Reinigung der Kirche, für die Emancipation der Curie von der Macht der römischen Adelsparteien, „den Glauben an eine gemeinsame Arbeit von Imperium und Curie zur Verwirklichung der Hierarchie nie aufgegeben hat“.

Auch Hildebrand war groß geworden unter der epochemachenden Thätigkeit Heinrichs III. Wie Damiani hatte er Gelegenheit gehabt, diesem persönlich näher zu treten. „Es sind viele und verschiedene Ursachen,“ schreibt er als Papst im Jahr 1076 an Heinrich IV.[4], „weshalb wir aus innerstem und aufrichtigstem Herzen Dir zugethan sind ... auch deshalb, weil einst der glorreiche Kaiser Heinrich, Dein Vater, und

[1] Reg. II, 76, ed. Jaffé, p. 201; IV, 14, p. 261; VI, 14, p. 346; VII, 4 etc.

[2] Migne CXLV, 68.

[3] Auch W. Möller, Kirchengeschichte II, 293, findet, daß die Gregorianischen Tendenzen „in dem von Hildebrand vor seiner Stuhlbesteigung veranlaßten Buch Damiani's (De privilegiis Roman. eccl. Op. III) und ebenso in dem Werk des Card. Humbert Adversus Simoniacos einen starken Ausdruck finden“, und daß es in der weitern Verfolgung dieser Tendenzen lag, die Papstwahl den Ansprüchen des Kaisers zu entreißen u. s. w. [4] Reg. II, 44.

Agnes, Deine Mutter, die jetzt nicht mehr in irdischem Sinne, sondern mit Gottes Barmherzigkeit in himmlischem Sinne erhabene Herrscherin ist, von dem Augenblick an, da sie mich kennen gelernt haben, gemäß ihrer Hochherzigkeit mich ehrenvoll und vor den übrigen Gliedern der heiligen Römischen Kirche liebevoll behandelt haben." „Wir möchten, daß Eure Herrlichkeit wisse," so hatte er schon September 1073 dem Herzog Rudolf von Schwaben bedeutet, „daß wir in Bezug auf König Heinrich in keiner Weise irgend welches Uebelwollen hegen, dem wir schon deshalb verpflichtet sind, weil wir ihn zum König erwählt haben, und weil sein Vater, Kaiser Heinrich preiswürdigen Andenkens, mich an seinem Hofe unter allen Italienern mit ganz besonderer Ehre ausgezeichnet hat, und weil derselbe sterbend durch Papst Victor ehrwürdigen Andenkens seinen Sohn der Römischen Kirche empfohlen hat."

Der Thätigkeit Heinrichs III. gedenkt er bei mehreren Gelegenheiten in ehrenvoller Weise. Dem König von Dänemark spricht er 1080 [1] von der „innigen Anhänglichkeit", mit welcher jener Kaiser der Römischen Kirche zugethan war. Dem König von Ungarn erzählt er [2], wie Kaiser Heinrich frommen Andenkens, da er zu Ehren des hl. Petrus jenes Land (Ungarn) eroberte, nach Niederwerfung des Königs und errungenem Siege die Lanze und Krone zum Grabe des hl. Petrus schickte.

Schon hieraus wird es sehr unwahrscheinlich, daß Hildebrand von vornherein die Möglichkeit eines gemeinsamen Zusammenwirkens von Imperium und Papstgewalt im Gegensatze zu Damiani ausgeschlossen habe. Aber er hat auch ausdrücklich bei vielen Gelegenheiten gerade dieses friedliche Zusammenwirken der beiden Gewalten als das einzig wünschenswerthe und von ihm über alles erstrebte Ziel hingestellt, wenn auch nicht mit dem Wortreichthum und der poetischen Sprache, so doch mit derselben Klarheit wie Damiani. So lobt er September 1073 Herzog Rudolf von Schwaben [3] ganz besonders wegen der Stellen seines Briefes, wo er von etwas spreche, „wodurch der weltliche Bestand des Reiches herrlicher regiert, die Kraft der Kirche aber gefestigt werde, nämlich daß Priesterthum und Kaiserthum in Friede und Eintracht verbunden seien. Denn wie der menschliche Körper durch zwei Augen das irdische Licht empfange, so werde, wenn diese beiden Gewalten in heiliger Gottesfurcht miteinander in Eintracht sind, der Leib der Kirche mit geistlichem Lichte erleuchtet und geführt". In einer Encyklika

[1] Reg. VII, 21. [2] Reg. II, 13. [3] Reg. I, 19.

an alle Gläubigen spricht er 1082[1] von „dem göttlichen Frieden und der rechten Eintracht zwischen Pontificat und Reich", welche durch die Gottlosigkeit und den Frevelsinn einiger gehindert werde. „Wie Gott, um den Augen des Fleisches die Schönheit der Erde zu verschiedenen Zeiten sichtbar erscheinen zu lassen, Sonne und Mond hervorleuchtend vor allen anderen Gestirnen ans Firmament gesetzt hat," schreibt er an Wilhelm I. von England[2], „so hat er auch, auf daß nicht die Creatur, die seine Güte nach seinem Ebenbild auf dieser Erde geschaffen, in Gefahr und Verderben geführt werde, vorgesehen, daß sie je in den verschiedenen Sphären durch die apostolische und die königliche Gewalt regiert werde." Den König Philipp I. von Frankreich macht Gregor aufmerksam[3], daß nach Gottes Willen „die Macht der christlichen Fürsten mit ihm, dem Papste, in demselben Heerlager des himmlischen Königs zum Schutze des Streitheeres der Christenheit sich vereinigen müsse". Dem König von Aragonien spendet er Lob[4], daß er „in derselben Eintracht und Freundschaft" mit ihm stehen wolle, welche die früheren Könige Spaniens mit den römischen Päpsten gepflegt hätten. Da Heinrich IV. in seiner gedemüthigten Lage infolge der Besiegung durch die Sachsen Gregor VII. wieder für sich gewinnen will, beginnt er seinen Brief mit der Anerkennung der gottgewollten Eintracht zwischen Priesterthum und Königthum in Worten, welche aufs lebhafteste die Darstellung Damiani's widerspiegeln[5]. Dies war der Brief, welcher Gregor VII. so mit Freude und Hoffnung erfüllte, und von welchem er sagt[6], derselbe sei voll der Liebe und des Gehorsams und so, daß er sich nicht erinnere, daß Heinrich selbst oder einer seiner Vorfahren je einen solchen an einen römischen Papst gesandt hätten. Das unablässige Bemühen, mit Heinrich IV. zu einem „festen Einverständniß"[7], einem „echten Frieden"[8] zu gelangen, zieht sich durch die ersten Jahre seines Pontificates hin. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde, Herzog Rudolf und andere wenden dazu alle ihre Mühe an, und lange noch nährt Gregor die Hoffnung, zu dem so sehr gewünschten Ziele zu kommen[9]. Aber freilich

[1] Reg. VIII, 51 (ed. Jaffé). [2] Reg. VII, 25. [3] Reg. I, 75. [4] Reg. I, 63.
[5] Reg. I, 29a; vgl. Damiani's Discept. Syn.; Migne CXLV, 86. 87.
[6] Reg. I, 25. [7] Reg. I, 26. [8] Reg. I, 19.
[9] Reg. I, 85. Er schreibt an die Kaiserin Agnes: „Wir wissen wohl, daß Ihr für den Frieden und die Eintracht der gesammten Kirche (Christenheit) Euch große Mühe gebt, und mehr, als in Worten ausgedrückt werden kann, nach dem verlangt und mit unermüdlicher Besorgniß strebt, was im Stande ist, Papstthum und Kaiserthum mit dem Kitte der Liebe fest zu verbinden." Vgl. Reg. I, 20. 26.

einen faulen Frieden auf Kosten seines Gewissens will er nicht. „Wollten wir", so schreibt er mit dem Ausdruck ernster Ueberzeugung an Bucco von Halberstadt [1], „stillschweigend zustimmen, daß die Fürsten und Großen Eures Landes (Deutschlands) nach Willkür herrschen und Gottes Gerechtigkeit mit Füßen treten, wahrhaftig, wir könnten von ihnen alle Art von Freundschaft, Geschenke, Unterwürfigkeit, Lob und glänzende Ehrenbezeigungen haben." Aber wäre statt Hildebrands Damiani Papst geworden, er würde wohl gleichfalls für eine solche Art von Eintracht zwischen den beiden Gewalten gedankt haben. Wer sich aus den Schriften Damiani's von diesem Manne ein einigermaßen deutliches Bild gemacht hat, wird gestehen, daß Damiani an Stelle Hildebrands dem furchtbarsten Zwist mit Heinrich IV. gleichfalls nicht entgangen, ja daß er weit rascher und schroffer als Gregor gegen jenen vorgegangen wäre. Schon in dem Briefe, den er während des Schismas des Cadalus [2] an den jungen Prinzen schreibt, bedroht er dessen Räthe mit der Strafe des Dathan und Abiron, und sagt Heinrich selbst mit prophetischer Warnung das voraus, was ihn später wirklich getroffen hat.

Wenn Fetzer einem Manne wie Damiani die thörichte und unmögliche, ja seiner persönlichen Geistesrichtung ganz besonders widerstrebende Einbildung zuschreibt, daß einst alle weltlichen Fürsten freiwillig zu Gunsten der Kirche ihre Herrschaft niederlegen würden, wo dann der Papst allein über alles herrschen und „jede weltliche Gewalt verschwinden werde", so war allerdings Hildebrand zu verständig, zu klarschauend und zu wohlunterrichtet in menschlichem und göttlichem Recht, um einer solchen ausschweifenden Phantasie auch nur einen Augenblick Raum zu geben. Allein einer solchen Thorheit war auch Damiani nicht fähig. Fetzer beruft sich auf die Stelle, wo Damiani in seiner poetischen Weise die Eintracht und Liebe beschreibt, die zwischen Papst und Kaiser herrschen solle [3]. Der Papst einerseits soll wie ein theurer Vater geehrt werden, der Kaiser aber gleich einem einzigen und vielgeliebten Sohn vertrauensvoll in den Armen der väterlichen Liebe ruhen dürfen. Und warum sollte auch nicht unter den Häuptern der Christenheit eine solche Liebe und solches Vertrauen bestehen können? Liest man doch in der Geschichte, wie selbst heidnische Könige wie Attalus von Pergamon und Nicomedes von Bithynien für das heidnische Rom so von Begeisterung und Liebe erfüllt waren, daß sie ihm sterbend sogar ihre Schätze vermachen wollten. Und wieviel mehr

[1] Reg. II, 12. [2] Ep. VII, 3. [3] Migne CXLV, 87.

sollte gegenseitige Liebe und Eintracht herrschen unter den Fürsten der heiligen Kirche, denen es (durch Christus) als Pflicht auferlegt ist, dem christlichen Volke durch ihr Beispiel Liebe und Eintracht zu lehren!

Dieser einfach christliche Gedanke, den Damiani, wie er mit Vorliebe zu thun pflegt, mit einigen classischen Reminiscenzen ausgeschmückt hat, wird von Fetzer zu folgender „historischen" Darstellung verarbeitet[1]: „Man sieht, zuerst wird der Schein einer ‚heiligen Allianz' erweckt, dann wird Heinrich voll Liebe der Vormundschaft ‚Seiner Heiligkeit' unterstellt, und zuletzt wird ihm sogar vorgeschlagen, Rom seine Gewalt zu vermachen; dies letztere überläßt Damiani allerdings dem ‚intellectus lectorum', wie er es (Migne CXLIV, p. 442) sagt." Indessen hat Damiani hier gar nichts weiter dem intellectus lectorum überlassen, sondern seinen Gedanken klar und vollständig ausgesprochen. Die letztere Wendung Damiani's, die hier wahrhaft mißbraucht wird, da sie den Leser, der nicht sofort nachprüft, fast mit Nothwendigkeit irre führt, hat mit dem Testamente des Attalus oder des Nicomedes nicht das mindeste zu schaffen. Sie gehört einem Brief an Heinrich IV. an und steht in einem ganz anders gearteten Zusammenhang. Wenn man bei einem Schriftsteller, der mit Bildern, Vergleichen und Beispielen zum Uebermaß freigebig ist wie Damiani, jedes einzelne Wort so unnatürlich pressen will, wie hier geschieht, so wäre es besser, auf die Benützung seiner Schriften für die historische Forschung ganz zu verzichten.

Soviel dürfte nun feststehen, daß von allen principiellen Unterschieden zwischen Damiani und Hildebrand, die namhaft gemacht worden sind, auch nicht ein einziger wirklich bestanden hat, daß sie insbesondere in Bezug auf das Verhältniß der Curie zur weltlichen Macht, wie in Bezug auf ihr persönliches Interesse für das deutsche Königshaus eines Sinnes waren. Damit ist auch die letzte Ursache weggefallen, die einen tiefern und dauernden Zwiespalt zwischen den beiden Männern hätte veranlassen können. Ihr Gesammtverhältniß bestimmt sich dahin, daß sie persönlich sich zugeneigt und wahrhaft geistesverwandt, durch keinerlei Eifersucht und Rivalität entfremdet und in allen wichtigeren Fragen durch die Gleichheit der Principien geeint waren. Es bleibt zu erklären, wie trotzdem dann und wann vorübergehend ein Schatten zwischen ihnen aufsteigen konnte, wenn solches in Anbetracht der allgemeinen Erfahrung des menschlichen Lebens einer Erklärung überhaupt bedarf.

[1] Voruntersuchungen S. 63.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Himmelsphotographie.

Große Umwälzungen haben sich seit zwei bis drei Jahrhunderten auf dem Gebiete der Himmelskunde vollzogen. Kopernikus, Tycho und Kepler hatten diese Wissenschaft zu einer Höhe aufgebaut, welche das unbewaffnete Auge eben zu erreichen im Stande war. Da vermittelte das Fernrohr dem Blicke nie geahnte Welten und zeigte das Walten der Schwerkraft in den Monden der großen Planeten und in den ungezählten Doppelsternen. Doch hätten die roh aufgestellten Gläser und Spiegel die Wunder des Himmels uns eben nur zur Anschauung gebracht, wenn nicht die Erfindung des Messings den Bau genauer Meßvorrichtungen und Kreistheilungen ermöglicht hätte.

So hatte die Beobachtung im Verein mit der sich rasch entwickelnden höhern Rechenkunst ein weites Feld der Arbeit vor sich und bildete sich im Laufe von zwei Jahrhunderten zu einer Vollkommenheit aus, die unter Bessel bis an die Grenze der möglichen Vervollkommnung heranzukommen schien.

Da eröffnete auf einmal die Erfindung des elektrischen Telegraphen eine neue Bahn. Die Pendeluhr wurde aus dem kalten Beobachtungsraume in das Uhrzimmer verlegt, und die alte Augen- und Ohrmethode wurde durch einen Fingerdruck ersetzt. Mit begründeter Eifersucht sahen die älteren, in der schwierigen Zählmethode geschulten Beobachter auf die Bequemlichkeit der jüngeren Beobachter herab und wollten nur ungern zugeben, daß jetzt in manchen Fällen größere Genauigkeit mit leichterer Mühe erreicht wird. Die Umwälzung war weder zu läugnen noch aufzuhalten.

Bald nach dem Telegraphen hielt auch das elektrische Licht seinen Einzug in die Sternwarte und verdrängte theilweise die unsauberen Oellampen. Sein Hauptvortheil liegt in der leichtern Ablesung der Kreise und in dem vollständigen und schnellen Wechsel von Licht und Dunkelheit.

Noch hatte aber die Elektricität nicht Zeit gehabt, sich vollständig unentbehrlich zu machen, als schon eine neue Entdeckung sich Bahn brach und eine vollständige Umwälzung der Beobachtung in Aussicht stellte: die Himmelsphotographie.

Die Zeit scheint gekommen, wo der Beobachter nicht nur die Bequemlichkeit hat, bei einer Erscheinung auf den elektrischen Knopf zu drücken,

sondern vom Beobachtungsstuhle gänzlich verdrängt wird, ein neuer Zeitabschnitt, wo die empfindliche Platte die Stelle seines Auges vertritt, und er wie ein Bedienter neben dem Fernrohre sitzt, um von Zeit zu Zeit eine neue Einstellung mit neuer Platte zu machen. Am andern Tage kann er das Bild im chemischen Bade entwickeln und ausmessen; die nächtliche Beobachtung ist zur Tagesarbeit geworden; sämmtliche Fehler, welche früher vom Auge und Ohre in die Beobachtung hineingetragen wurden, sind verschwunden.

Doch wir wollen der neuen Entdeckung nicht vorgreifen, sondern umgekehrt zunächst einen Rückblick auf ihre Vorgeschichte werfen.

I.

Die erste Ahnung einer möglichen Umwälzung hatten wohl die französischen Gelehrten zur Zeit, als Daguerre die nach seinem Namen benannte Erfindung machte. Die letztere wurde von Arago im Jahre 1839 der Akademie der Wissenschaften als „neues Instrument zum Studium der Natur“ angekündigt, und die ersten Sonnenbilder wurden sechs Jahre später von den Physikern Fizeau und Foucault erzielt. Allein dabei blieb es auch, und die Ahnung schlummerte am Sitze ihres ersten Erwachens für die nächsten vierzig Jahre ein.

In Amerika sollte das „neue Instrument“ seine ersten Proben bestehen. Dr. J. W. Draper in New-York erhielt im Jahre 1840 ein Bild des Mondes und einige Jahre später sogar das Sonnenspectrum.

Bond in Cambridge (Mass.) arbeitete auf demselben Felde weiter und regte im Jahre 1851 durch die Ausstellung seiner schönen Mondphotographien auch europäische Sternkundige zu Versuchen an.

De la Rue in London nahm den Gedanken auf, verfertigte einen Hohlspiegel und konnte mittelst des damals von Scott Archer erfundenen Collodiumverfahrens die Bond'schen Mondbilder noch weit übertreffen.

Dieses neue Verfahren sicherte auch Bond den Erfolg seiner ersten Versuche mit Fixsternen. Zuerst waren es Vega und der Doppelstern Epsilon in der Leier, deren Bilder er aufnahm, und später, im Jahre 1857, gelang ihm eine lange Reihe von Aufnahmen des engen Doppelsterns Mizar im großen Bären.

Unterdessen hatte man auch die Finsternisse in den Bereich des neuen Verfahrens gezogen. Busch und Berkowski erhielten bei der vollständigen Sonnenfinsterniß in Königsberg im Jahre 1851 schwache, aber deutliche Bilder der Corona, später auch Winlock bei der Finsterniß in Kentucky,

1869. P. Secchi erkannte aus einer Reihe von Aufnahmen der Finsterniß von 1860, daß die röthlichen Lichterscheinungen, die unter dem Namen Protuberanzen bekannt sind, wirklich der Sonne selbst angehören.

Die Photographie dieser Feuerausbrüche wurde von De la Rue und Young wiederholt, aber bei den jüngsten Verfinsterungen der Sonne, wo man die Aufmerksamkeit mehr der Corona zuwandte, vernachlässigt, zumal auch die rothe Färbung dieser Lichtwolken der aktinischen Strahlenwirkung nicht günstig ist.

Die Bestimmung der Ein- und Austrittszeiten des Mondes mußte übrigens bei dem damaligen Collodiumverfahren als mißlungen betrachtet werden. Die starke Ueberstrahlung des Sonnenlichtes wurde erst durch die später erfundenen Trockenplatten beseitigt, und dies so gründlich, daß selbst die Planeten Venus und Mercur in ihren Vorübergängen vor der Sonnenscheibe meßbare Bilder gaben.

Nach Bond war es Rutherfurd in New-York, der sich seit 1864 mit der Photographie von Sonne, Mond und Sternen bis zur neunten Größenklasse beschäftigte. Er war der erste, der das gewöhnliche achromatische Fernrohr für die chemischen Strahlen durch eine weitere Linse verbesserte, zunächst innerhalb des Fernrohrs, dann vor dem Objectiv. Später versuchte er es mit einem Hohlspiegel, und baute endlich das erste Fernrohr, das ausschließlich für chemische Strahlen eingerichtet war. Von ihm ging auch der Gedanke aus, eine photographische Himmelskarte zu verfertigen, und nur Mangel an Gesundheit hinderte ihn an der Inangriffnahme des Werkes, das gegenwärtig die ganze astronomische Welt beschäftigt. Doch versäumte er nicht die Aufnahme des Siebengestirns, die dann später von Gould ausgemessen und mit den Bessel'schen Entfernungen verglichen wurde.

Gould selbst hat in späteren Jahren, von 1872—1882, in Cordoba nahezu 1300 photographische Aufnahmen gemacht, darunter 70 südliche Sternhaufen und über 1000 Doppelsterne, die aber noch der Ausmessung und Berechnung harren.

Doch gehen wir auf die Zeit Rutherfurds zurück. Im Jahre 1864 hören wir von Versuchen des Engländers Huggins, das Spectrum des Hundssterns zu photographiren. Die hellen und dunklen Linien der Sternspectra abzubilden, war jedoch einer spätern Zeit vorbehalten. H. Draper in New-York war der erste, dem dies mit Hilfe eines engen Spaltes im Brennpunkte des Fernrohres im Jahre 1872 gelang. Es war der bekannte Stern Vega in der Leier, dessen Spectrum vier gut sichtbare Linien auf der Platte zeigte.

Soweit mußten die Versuche unter großen Mühen mit den nassen Collodiumplatten ausgeführt werden, die nur eine begrenzte Belichtungszeit zuließen und gleich darauf im Silberbade entwickelt werden mußten. Einen ganz neuen Aufschwung nahm die Himmelsphotographie im Jahre 1876, wo die Trockenplatten von Dr. Maddox erfunden wurden. Dieselben lassen eine Belichtungszeit nach Belieben während einer Tausendstel-Sekunde oder während einer ganzen Nacht zu und können darauf ohne Entwicklung beliebig lange aufbewahrt werden.

Huggins machte von ihnen erfolgreichen Gebrauch bei der Aufnahme von Sternspectra und erhielt sogar Abdrücke des unsichtbaren Spectrums jenseits der violetten Strahlen. Sogar das Spectrum der Sonnenprotuberanzen gelang Herrn Schuster bei der vollständigen Finsterniß in Aegypten im Jahre 1882.

Auch Draper blieb nicht beim alten Verfahren stehen und fand zum erstenmal, daß diese neuen Platten an Empfindlichkeit sogar dem menschlichen Auge überlegen waren, indem sie in seinem 11zölligen Refractor Sternchen 14. bis 15. Größe zum Vorschein brachten, die das Ocular nicht zeigte. Nur sein Tod in demselben Jahre 1882 hinderte ihn an dem nächsten Schritte, völlig unsichtbare Sterne zu photographiren. Dies war dem Engländer Common vorbehalten.

Die englischen Astronomen De la Rue, Pritchard, Common, Roberts u. a. gaben im allgemeinen dem Hohlspiegel den Vorzug vor der Glaslinse, weil derselbe die Strahlen nicht bricht, sondern nur zurückwirft und deswegen auch das Licht nicht schwächt und die Farben nicht zerstreut. Ein Spiegel aus Metall oder Glas kann leicht in großem Maßstabe und mit kurzer Brennweite hergestellt werden. Wir erinnern nur an den 5füßigen des Herrn Common, der fast dreimal soviel Licht sammelt als die größte, 3füßige Linse in Californien. Die Nachtheile des Hohlspiegels sind allerdings Kleinheit des Gesichtsfeldes, Verzerrung der Gestalt durch Wärme und Schwere, Schwierigkeit der Einstellung, Mattwerden der Spiegelfläche und Beugungserscheinungen des zurückgeworfenen Lichtes, haben aber sämmtlich nur geringen Einfluß auf verschwommene Gegenstände, wie Nebelflecken und Kometen.

Commons Orion-Nebel mit seiner fledermausartigen Gestalt und den vielen, sonst unsichtbaren Sternchen ist noch unübertroffen. Das Bild wurde am 30. Januar 1883 aufgenommen und zeigte nach einer Belichtung von 40 Minuten alle die wichtigen Ergebnisse, zu denen Holden bei seinem vierjährigen Studium mit dem großen Washingtoner Fern-

rohre gelangt war. Mit Recht wurde ein solcher Erfolg durch die goldene Medaille der königlichen astronomischen Gesellschaft gekrönt.

Welche Bedeutung die photographische Aufnahme dieser geheimnißvollen Himmelskörper für unsere Kenntniß über den Bau des Weltalls hat, zeigt der Umstand, daß der große Andromeda-Nebel, in welchem im Jahre 1885 ein neuer Stern aufleuchtete, ein Jahr zuvor von Common photographirt worden war, so daß die Neuheit der Erscheinung über allen Zweifel erhaben ist. Nur schade, daß der 5füßige Spiegel in dem Londoner Nebel halb begraben liegt.

Was wir oben über die Haarsterne erwähnten, findet seine Bestätigung in den gelungenen Aufnahmen der beiden Erscheinungen von 1881 und 1882 durch Draper und Huggins, Janssen und Gill.

Beim Anblicke dieser rastlosen Bemühungen von seiten der amerikanischen und englischen Sternkundigen fragt man sich unwillkürlich, wo denn die Forscher jenes Landes geblieben seien, in welchem dieser neue Zweig der Himmelskunde vor mehr als 40 Jahren seine ersten Sprossen trieb. Doch sie sollten plötzlich aus dem Schlafe erwachen und sich an die Spitze des größten Unternehmens stellen, das je die Sternwarten aller Länder zu gemeinsamem Zwecke vereint hat. Es ist dies, wie der Leser wohl schon errathen hat, die Aufnahme des ganzen Himmelszeltes unter der Leitung des internationalen astrophotographischen Congresses.

II.

Im Jahre 1872 begannen die Gebrüder Paul und Prosper Henry in Verbindung mit der Pariser Sternwarte die von Chacornac vor 40 Jahren begonnene, aber durch Krankheit und Tod unterbrochene Herstellung einer Thierkreis-Sternkarte weiterzuführen. Die Karten sollten alle Sterne bis zur 13. Größenklasse enthalten und als Wegweiser bei Entdeckung neuer Planeten dienen. 16 solcher Karten hatten die Henry's im Laufe von zehn Jahren fertig gestellt, als sie sich plötzlich in ihrer Arbeit aufgehalten sahen an der Stelle, wo der Thierkreis von der Milchstraße geschnitten wird. 15 bis 18 tausend Sterne hätten sich da auf eine einzige Karte zusammengedrängt, und beim Anblicke einer solchen Riesenarbeit erinnerten sie sich der neuesten Erfolge der Gelatineplatte, und sofort war ihr Arbeitsplan geändert.

Mit eigener Hand bauten sie einen Refractor von 16 cm Oeffnung, nach Rutherfurds Vorgang nur für aktinische Strahlen eingerichtet, und

banden ihn an das große Aequatorial der Sternwarte. Die ersten Versuche rechtfertigten bald den Bau eines Fernrohrs von 34 cm Oeffnung, das im Garten der Sternwarte unter einer kleinen Kuppel aufgestellt wurde. Es besteht aus zwei gleichgerichteten Fernröhren, einem chemischen und einem optischen.

Aber wozu denn ein solches Zwitterding? Wir wollen hier einen Augenblick stehen bleiben und neben den vielen schönen Entdeckungen auch einer Schwierigkeit gedenken, von welcher solche Erstlingsversuche immer begleitet sind.

Die photographischen Bilder der schwächsten Sterne messen zuweilen nur den tausendsten Theil einer Bogensekunde, eine Größe, von der wir ebenso wenig eine Vorstellung haben, wie von einer Million Sterne. Welcher Instrumentenbauer würde wohl eine Triebuhr herstellen können, die ein schweres Fernrohr von drei bis vier Meter Länge Stunden lang mit solcher Genauigkeit bewegt, daß das kleine Pünktchen sich auf der Platte nicht verschiebt? Da muß eben der nächtliche Forscher wie ein Bedienter am Rohre stehen und mit einer Schraube fortwährend nachhelfen, während sein Auge einen der Sterne im optischen Fernrohre, dem sogen. Sucher, beobachtet, und das zuweilen drei bis vier Stunden lang.

Doch kehren wir zu den Arbeiten der Henry's zurück. Im Jahre 1885 konnte der Leiter der Sternwarte, Admiral Mouchez, der Akademie der Wissenschaften einen Abdruck von 5000 Sternen auf einer Fläche von 3 Grad Declination und $2^1/_2$ Grad Rectascension vorlegen. Der Admiral veröffentlichte im folgenden Jahre eine Beschreibung sämmtlicher von den Henry's aufgenommenen Gegenstände in den Comptes-rendus (102, 1886) und gab in dem Jahresbuche des Vermessungsbureau's (Bureau des Longitudes 1887) einen Gesammtüberblick über das bisher Geschehene.

Unter den aufgezählten Erfolgen finden wir die Abbildung des Siebengestirns mit 1421 Sternen bis zur 16. Größe, wo die Wolf'schen Karten nur 671 Sterne zeigen. Eine Stunde Belichtungszeit genügte, um sonst ganz unsichtbare Sterne aus den Himmelstiefen hervorzulocken und einen nie gesehenen Spiralnebel um den Stern Maia zum Vorschein zu bringen. Die empfindliche Platte hat bei so lichtschwachen Sternen eben den Vortheil vor dem menschlichen Auge, daß sie von nahestehenden hellen Sternen nicht geblendet wird, und daß die Wirkung der Strahlen sich stetig ansammelt, während umgekehrt das Auge mit der Zeit ermüdet.

Der Bericht erwähnt ferner die Aufnahme der vier Jupitermonde, die des Planeten Saturn mit seinen Ringen und dessen Theilung von nur vier Zehntelsekunden, die äquatorialen Streifen und Polarzonen und sieben Satelliten, weiter den fernsten der bekannten Planeten, Neptun, mit seinem Begleiter in allen Theilen seiner Bahn, obwohl in der Pariser Atmosphäre sonst unsichtbar, ferner die Sternhaufen im Perseus und Hercules, in den Zwillingen, im Fuhrmann, in Sobieski's Schild u. a., den Ringnebel in der Leier und 500 Doppelsterne. Ein kurzer, geradliniger Strich auf der Platte gehörte dem kleinen Planeten Pallas an, der seine Bewegung unter den Sternen in dem kurzen Zeitraume von 35 Minuten verrathen hatte. Größere, die ganze Platte durchkreuzende Schweife würde man unschwer als Sternschnuppen erkennen.

Wäre es nicht zu verwundern, wenn solche Erfolge und Aussichten auf unerforschte Gebiete verfehlt hätten, den Anstoß zu einem großen Unternehmen zu geben? Der Gedanke war eigentlich schon vorhanden in der ursprünglichen Absicht der Gebrüder Henry, die Thierkreiskarten mittelst der neu entdeckten Naturkraft zu vollenden. Warum aber sollte man diesen „jungen Riesen" auf die enge Bahn des Thierkreises beschränken? War er nicht mächtig genug, das ganze Himmelsgewölbe von Pol zu Pol zu durchschreiten? Freilich, er bedurfte der Werkzeuge einer Sternwarte und der Leitung eines Sternkundigen; ja er bedurfte vieler solcher Werkstätten, um die Riesenarbeit in einer absehbaren Zeit zu vollenden; er bedurfte endlich, um die Arbeit gleichförmig auszuführen, eines einheitlichen Planes, dem alle Sternwarten sich fügen sollten.

Dieser Gedanke hatte sich bei einigen hervorragenden Männern, wie Gill und Mouchez, allmählich Bahn gebrochen. Letzterer erließ eine Einladung an die Sternkundigen zu einer Zusammenkunft in der Hauptstadt Frankreichs, die auch wirklich im April 1887 tagte und neun Tage dauerte. 55 Astronomen aus 15 verschiedenen Völkerstämmen hatten sich eingefunden.

Was hat nun diese Vereinigung zu Stande gebracht? Um nicht in alle die zahlreichen Einzelfragen einzugehen, erwähnen wir nur die Hauptbeschlüsse: einerseits die Herstellung einer Himmelskarte mit sämmtlichen Sternen bis zur 14. Größenklasse, und andererseits, was die Hauptsache ist, ein durch Ausmessung dieser Karten zu gewinnendes Sternverzeichniß bis zur 11. Größe einschließlich, das auf 30 Bände geschätzt werden könnte. Das Unternehmen soll sich zunächst auf eine Himmelszone vom 60. Grade nördlicher bis zum 38. Grade südlicher Declination erstrecken.

Aber, wird man vielleicht fragen, wozu denn diese Verschiedenheit in Karten und Katalog? Warum von der 14. Größenklasse um diese Kleinigkeit auf die 11. zurückgehen?

Wir wollen diese Verwunderung noch steigern, indem wir mittheilen, daß diese Verschiedenheit in den Grenzen der aufzunehmenden Sterne eine doppelte Aufnahme des ganzen Himmels erfordert, die eine mit 15 bis 20 Minuten Belichtungszeit, die andere mit nur 2 bis 3 Minuten. In dieser letztern Angabe liegt aber auch schon die ganze Erklärung. Stellen wir uns einmal zwei so erhaltene Platten vor. Auf die eine hat das milde Sternenlicht nur zwei Minuten lang eingewirkt, auf die andere sieben- oder achtmal so lange. Sollte man nicht erwarten, daß auf der letztern auch ebenso vielmal mehr Sterne abgedruckt seien? Kein Sterblicher ist im Stande, die Menge der Sterne bis zur 14. Größe auch nur annähernd anzugeben, zumal man noch nicht einmal weiß, was die 14. Größe eigentlich ist. Die deutschen Sternkundigen pflegen dieselbe als $13^{1}/_{2}$ zu bezeichnen. Strenge genommen hat man nicht einmal für die 10. Größenklasse oder die Sichtbarkeitsgrenze in 3zölligen Kometensuchern ein sicheres Maß, und was man als 14. Größe zu bezeichnen pflegt, ist eben nichts anderes als die Wirkungsgrenze der Gelatineplatte in 13zölligen Refractoren bei 15 Minuten Belichtung. Dr. Gill von der Kap-Sternwarte schätzt die Menge der Sterne innerhalb dieser Grenze auf 25 Millionen; andere schätzen sie auf 30—40 Millionen. Bei den helleren Sternen scheint die Menge bei jeder Größenklasse um das Vierfache zu wachsen, also bei der „Kleinigkeit" von drei Größenklassen um das Vierundsechzigfache. Doch wer wollte für die schwächsten, noch ungezählten Sterne ein Gesetz errathen? Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß eine Verkürzung des Katalogs um drei Größenklassen in der That keine „Kleinigkeit" ist, und daß der unverkürzte Katalog vielleicht in drei- bis vierhundert Bänden nicht zu fassen wäre. Bedenkt man, daß jeder Band die Ausmessung und Berechnung von etwa hunderttausend mikroskopischen Pünktchen voraussetzte, so kommt man bald zu der Einsicht, daß eine solche Arbeit mehrere Jahrhunderte in Anspruch nehmen würde.

Das Menschengeschlecht kann allerdings Werke der Kunst und Wissenschaft aufweisen, an denen Jahrhunderte lang nach einheitlichem Plane gearbeitet wurde; wir brauchen nur an den erst in unseren Tagen vollendeten Kölner Dom und an das noch nicht vollendete Werk der Bollandisten zu erinnern —: allein der Geist, der solche Werke schuf, gibt keine Verheißung von Einheit und Dauer auf dem Gebiete der profanen

Wissenschaften, und so war es nicht rathsam, den Plan über die Leistungsfähigkeit des heutigen Geschlechtes auszudehnen.

Wir erwähnen noch einige Bestimmungen im einzelnen. Der Hohlspiegel wurde der oben erwähnten Nachtheile wegen verworfen und ein Refractor von 33 cm Oeffnung und 3,43 m Brennweite vorgeschrieben. Das Glas soll so geschliffen werden, daß es für die Wellenlängen in der Nähe der Frauenhofer'schen Linie G einen farbenlosen Brennpunkt und in einem Umkreise von einem Grad Halbmesser noch gute Bilder gibt. Für diese Wellenlängen soll nämlich die Trockenplatte ihre größte Empfindlichkeit besitzen.

Noch in demselben Jahre 1887 waren schon neun Fernrohre der beschriebenen Art in Bearbeitung: drei für Frankreich und je eines für Spanien, Brasilien, die Argentinische Republik, Chile, Mexiko und Australien. Später kamen noch England, Dänemark, Deutschland, Oesterreich und Rußland hinzu.

Zwei weitere Einrichtungen sollten dem Unternehmen Einheit und Bestand sichern: die Ausgabe eines Bulletins, das seit 1881 in sechs Heften erschienen ist, und die Wahl eines ständigen Ausschusses, bestehend aus den Leitern der theilnehmenden Sternwarten und elf anderen Fachgenossen. Die Herren Janssen und Common sollen außerdem die anderen Zweige der Himmelsphotographie überwachen.

Welch eine Menge neuer Entdeckungen bei dieser Abbildung des Himmels bevorstehen, ist noch gar nicht abzusehen, da wir uns erst auf der Schwelle der neuen Bahn befinden. Man hofft die Menge der bekannten 7000 Nebel um das Drei- oder Vierfache zu vermehren und viele geschweifte Wanderer zu erwischen; manche neue Wandelsterne und viele noch unentdeckte Doppelsterne werden zu Tage treten, hunderte von veränderlichen werden sich zeigen, Eigenbewegungen der Fixsterne und ihre scheinbaren Verschiebungen infolge der jährlichen Bewegung der Erde, die Richtung, nach welcher ganze Sternhaufen und selbst unser Planetensystem treiben, alle diese Erscheinungen müssen zum Vorschein kommen, wenn nicht sogleich, so doch bei einer nochmaligen Aufnahme in späteren Zeiten. So wird die Saat dieser photographischen Himmelskarten erst unseren Nachkommen ihre vollen Früchte bringen.

Einen Schmuck des nächtlichen Himmels wird man auf diesen Karten allerdings vermissen, die Milchstraße. Der milde Schein dieses Sternenringes verschwindet dem Auge bekanntlich schon im Operngucker, indem er sich sofort in unzählige Sternchen auflöst, und dasselbe geschieht in

noch höherem Maße bei der Photographie. Nur solange die einzelnen Sterne als solche unsichtbar sind, erhalten wir den Eindruck jenes flockigen Schleiers, der sich ringförmig um das ganze Himmelsgewölbe herumzieht.

Ein Apparat zur photographischen Aufnahme der Milchstraße darf deshalb kein Fernrohr sein, sondern höchstens eine Camera mit kurzer Brennweite und sehr weitem Gesichtsfelde. Der erste, dem dieser Versuch bei sehr langer Belichtung gelang, ist Barnard auf der Lick-Sternwarte.

Doch genug der gefaßten Beschlüsse und der gespannten Hoffnungen; lassen wir das Werk in der Zukunft selbst reden.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Streiflichter auf die Rassen- und Nationalitätenfrage in Nordamerika [1].

Der große amerikanische Bürgerkrieg, in dem ursprünglich nur die Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten beabsichtigt wurde, endete im April 1865 mit der Uebergabe der zwei von Lee und Johnson befehligten Armeen an Sherman und Grant, die Generale des Nordens. Dem Präsidenten Lincoln war es leider nicht vergönnt, mit der ihm eigenen Weisheit und Mäßigung die Verhältnisse des Südens zu ordnen; denn er fiel schon 10 Tage nach der Einnahme Richmonds, des letzten Bollwerks der Conföderirten, durch Mörderhand. Ein größeres Unglück konnte Amerika nicht treffen; denn die Führer der republikanischen Partei ließen sich so von Rach- und Herrschsucht verblenden, daß sie nicht allein der schwarzen Bevölkerung Befreiung von der Sklaverei gewährten, sondern sogar die früheren Herren zu Sklaven der Schwarzen zu erniedrigen suchten.

[1] Die folgenden Darstellungen fußen hauptsächlich auf den jüngst erschienenen Schriften: **Longstaff**, Studies in Statistics, Social, Political and Medical. XIV and 455 p. London, Stanford, 1891: **Clowes**, W. L., Black America, a study of the Ex-Slave and his late Master. XIII and 240 p. London, Cassell, 1891.

Weil die Südstaaten gleich nach dem Kriege fast ausschließlich Demokraten in das Parlament und den Senat gewählt hatten, beschloß die republikanische Mehrheit der Vereinigten Staaten, den Weißen des Südens die Wahlfreiheit und andere politische Rechte zu entziehen, und, soweit es ging, Neger oder Männer der eigenen Partei zu allen einflußreichen und einträglichen Stellen zu befördern, über die Südstaaten, als wären sie in offenem Aufruhr, den Belagerungszustand zu verhängen und die früheren Herren der Sklaven durch die eben emancipirten Neger aufs grausamste zu bedrücken.

Die Neger, meist ungebildete und unerfahrene Menschen, große Kinder, denen jede Schulung fehlte, waren natürlich für die Regierung der Südstaaten ganz ungeeignet und ließen sich von den Industrierittern und Abenteurern, die vom Norden eingewandert waren, aufs schmählichste mißbrauchen. Letztere nahmen, um sich zu halten, ihre Zuflucht zu den schlimmsten Mitteln, der Bestechung und Einschüchterung, und konnten dies um so ungestörter thun, als jeder Versuch der weißen Bevölkerung sich Recht zu verschaffen als Auflehnung gegen die Regierung betrachtet wurde. Wir geben hier einige Beispiele. In dem Staate Alabama ließen sich die aus der schwarzen Bevölkerung genommenen Gesetzgeber für ganz geringe Summen bestechen, welche sie, als sie noch Sklaven waren, zurückgewiesen hätten. Einer derselben, Namens Cuff, äußerte eines Tages: „Ich habe mich schon elfmal verkauft; dies ist das erste Mal, daß ich das Geld wirklich erhalte.“ Die Carpet baggers (Industrieritter des Nordens) trieben es noch schlimmer. Der Neger Corbin, den sie zum Oberrichter ernannt, schildert sie also: „Die Republikaner sind ein Rudel von Thieren, sobald einer eine Aehre erhascht, so rennen ihm alle nach, um ihm dieselbe wegzunehmen.“ Nicht bloß die Republikaner des Nordens, sondern auch die Neger, welche irgend eine Stelle bekleideten, lebten auf Staatskosten und bezogen aus den Vorrathshäusern der Regierung Kleider, Nahrungsmittel für sich und ihre Familien, außer ihrem regelmäßigen Gehalt. Die früheren Gerichtssäle genügten ihnen nicht mehr; es mußten neue, überaus prächtige mit allem Comfort ausgestattete Zimmer eingerichtet, große Hotels für die Beamten erbaut werden, in denen sie mit der Familie auf Staatskosten lebten. Während die aristokratischen Beamten von ehemals sich durch Frugalität ausgezeichnet, wurden jetzt die Verwaltungskosten in vielen Fällen verfünffacht. Die Lieferanten forderten exorbitante Preise und lieferten schlechte Waaren; Gründerschwindel war an der Tagesordnung. Eine Gesellschaft bezog vom Staat über

3 000 000 Pfund für den Bau einer Eisenbahn, von der auch nicht eine Ruthe gebaut wurde. Einer der größten Schwindler war Franklin J. Moses, der als Gouverneur von Süd-Karolina die Habsucht und Tyrannei seines Vorgängers General Scott überbot, und nach seiner Absetzung als gemeiner Verbrecher für Schwindel und später für das Stehlen von Oberröcken ins Gefängniß wandern mußte. Unter ihm wurden, um nur ein Beispiel zu geben, 3200 Pfund Sterling für Schreibmaterialien in einem Jahre ausgegeben, gegen 80 Pfund unter seinen aristokratischen Vorgängern. Die Richter betrachteten es als unnöthig, die Schuldigen zu verurtheilen, da sie wohl wußten, daß dieselben sich durch Bestechung des Gouverneurs Straflosigkeit erkaufen würden.

Das herrschende System wurde nachgerade so unerträglich, daß die weiße Bevölkerung zu List, Drohungen und offener Gewalt ihre Zuflucht nahm, um bei Neuwahlen die Neger und Industrieritter zu verdrängen. Die Republikaner des Nordens schämten sich ihrer Schützlinge so herzlich, daß sie nichts zu Gunsten der Schwarzen zu thun wagten. Die Unfähigkeit und Maßlosigkeit der Neger hat die Schwärmer für Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe so sehr ernüchtert, daß sie offen eingestehen, der Süden könne nur von den Weißen regiert werden; Drohungen, Einschüchterungen, Gewaltthaten seien Acte der Nothwehr und durch die Umstände gerechtfertigt. Clowes hebt hervor, daß die Demokraten des Südens die gegenwärtige Nothlage nicht geschaffen, daß die Republikaner verantwortlich seien für die Ausschreitungen ihrer schwarzen Bundesgenossen, weil sie dieselben zum Rachekrieg gegen die Weißen anreizten, ihnen sogar die Meinung beibrachten, sie hätten Ansprüche auf einen Theil der Ländereien ihrer ehemaligen Herren. Gleichwohl kann man es nicht billigen, daß die Weißen die Schwarzen nicht zu versöhnen suchen und auf Gewaltmittel ihr Vertrauen setzen.

So gutmüthig die Schwarzen auch von Natur sind, so frei von Ehrsucht, so wenig geeignet für einheitliches Handeln, so birgt doch ihre numerische Zunahme in manchen Provinzen eine große Gefahr in sich. Nach der Zählung von 1880 (die letzte Zählung von 1890 gibt die Klassificirung noch nicht) ergibt sich folgender Procentsatz für die schwarze Bevölkerung: in Virginia 41,7, Georgia 47,0, Florida 47,1, Alabama 47,5, Louisiana 51,4, Süd-Karolina 60,6. Die Niederungen des Südens sind fast ausschließlich von den Schwarzen bewohnt, während die Weißen sich in bergigen Gegenden niederlassen oder auswandern. Die schwarze Bevölkerung bildet einen breiten Gürtel im Süden und Osten gegen das Meer

hin, und könnte leicht die Weißen vom Verkehr ausschließen, wenn sie zu einheitlichem Vorgehen vermocht werden könnte. Wenn das bis jetzt noch nicht geschehen, so ist der Grund nicht in der Zufriedenheit der Schwarzen und der Friedfertigkeit der Weißen zu suchen, sondern in der Lethargie und der Genügsamkeit der Neger. An Reibungen fehlt es nicht; die Weißen klagen über die Unverschämtheit der Schwarzen und ihre Lasterhaftigkeit, die Schwarzen über die Härte, mit der kleine Vergehen bestraft werden, sowie über die Gewaltthätigkeit der Weißen. Uebrigens geben die Schwarzen selbst zu, daß das Laster in seiner schlimmsten Gestalt in ihrer Mitte große Fortschritte gemacht habe, und machen müsse, so lange sie mit den Weißen zu verkehren gezwungen seien.

Nicht bloß die Weißen sind auf den Gedanken gekommen, die endgiltige Lösung der Sklavenfrage sei die Verpflanzung der Neger nach Afrika; nein, die Schwarzen selbst scheinen sich mit der Auswanderung aus Amerika und der Niederlassung in Afrika auf britischem oder deutschem Gebiete zu befreunden. Clowes bekämpft ausführlich alle übrigen Lösungen und tritt für die Verpflanzung der Neger nach Afrika ein. Er meint, der Kostenpunkt biete wenig Schwierigkeit, an Ländereien fehle es in Afrika nicht, die von Amerika nach Afrika zurückkehrenden Neger wären wohl im Stande, ihren Stammesgenossen Civilisation und Cultur zu vermitteln. Ob die Schwarzen Amerika's diese Rolle übernehmen können, ist freilich eine andere Frage; denn die Schwarzen stehen, wie Clowes selbst zugibt, auf einer sehr niedrigen Stufe der Moralität. Von ehelichen, dauernden Verbindungen findet sich fast keine Spur mehr, Concubinat, abscheuliche und unnatürliche Laster sind an der Tagesordnung. Nur Furcht vor Strafe hält die ebenso rachsüchtigen wie wollüstigen Neger einigermaßen in Schranken. Bedenkt man die natürliche Trägheit der Schwarzen, ihren Mangel an Organisationstalent, ihre Leichtgläubigkeit und ihren Aberglauben, dann kann man unmöglich Großes von ihnen erwarten.

Nicht bloß die Weißen des Südens, sondern viel mehr noch die Weißen des Nordens schrecken vor näherer Verbindung und freundschaftlichem Verkehr mit den Schwarzen zurück. Die Emancipation der Neger, weit entfernt, die Kluft, welche Weiße von Schwarzen trennt, zu überbrücken, hat dieselbe nur noch erweitert. Schon Präsident Jefferson hat die Emancipation der Neger vorhergesagt, aber zugleich auch die Unverträglichkeit der weißen und der schwarzen Rasse. Die Macht und Zahl der Schwarzen hat nicht in dem Maße zugenommen, wie die Demokraten voraus-

gesagt hatten; dieselben haben durch ihre Unfähigkeit die Sympathien des Nordens verscherzt; die Weißen der Südstaaten fangen allmählich an, sich unabhängig zu machen von den Dienstleistungen der Schwarzen und werden wohl in kurzer Zeit durch Anwendung von Maschinerie die Arbeit der Schwarzen auf den Plantagen mehr und mehr entbehren können. Aber die Gefahr bleibt noch immer eine große. Sollten jedoch die Auswanderungen vom romanischen Europa, welche seit dem letzten Jahrzehnt so gewaltig zugenommen haben, in den Südstaaten Nordamerika's ihren Zielpunkt suchen, sollten die an mineralischen Erzeugnissen so reichen Südstaaten große Unternehmer und Kapitalisten anziehen, dann wäre dem Ueberhandnehmen der schwarzen Bevölkerung sofort ein Ziel gesteckt. Solange freilich der Westen Amerika's mit seinen fruchtbaren Landstrecken die eingeborenen Amerikaner anzieht, so lange die aus Europa nachrückenden Rassen die von den Amerikanern verlassenen Güter und Meierhöfe an der Nordküste übernehmen, wird die Zahl der Auswanderer nach den ungesunden Niederungen des Südens nicht bedeutend wachsen; aber sobald es an Spielraum im Norden fehlt, wird der Süden unzweifelhaft von der weißen Rasse, namentlich den Italienern und Portugiesen, bevölkert werden.

Amerika mit seinen verschiedenen Rassen und Stämmen bietet für den Beobachter ein seltenes Schauspiel. Amerika hat in Bälde das schwierigste aller Probleme zu lösen, eine Amalgamirung ganz entgegengesetzter Elemente, eine Ausgleichung der verschiedensten Interessen. Der Yankee, der auf seinen Glücksstern vertraut, auf die besondere Vorsehung Gottes, die über ihm wacht, sowie auf sein Organisationstalent und auf sein erprobtes Geschick, macht sich freilich wenig Sorge um die Zukunft. Er ist geneigt zu glauben, die Iren, Deutschen, Skandinavier, Italiener und Slaven würden, sobald sie amerikanischen Boden betreten, wie durch einen Zauberschlag in amerikanische Patrioten verwandelt. Weil er eine so hohe Meinung von der Vortrefflichkeit der amerikanischen Institutionen hat, weil er seine Cultur und Bildung weit höher stellt als die einer der älteren Nationen, so dünkt es ihm selbstverständlich, daß die Fremden, welche gastliche Aufnahme in Amerika gefunden, dieselbe Ansicht theilen. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Die obengenannten Nationen behalten nicht nur manche ihrer Eigenthümlichkeiten bei, sondern vermeiden auch in der Regel jede Vermischung mit Yankees und untereinander. Die statistischen Notizen bei Longstaff zeigen folgendes: Deutsche nehmen meist nur Deutsche zu Frauen, die irischen Männer heiraten äußerst selten Nicht-Irinnen, während irische

Frauen, die überhaupt viel gesucht sind, Briten und Yankees heiraten. Durch die irischen Frauen erhalten die Kinder aus diesen Ehen irischen Charakter und irische Eigenthümlichkeiten, die nicht schon deswegen mit dem amerikanischen Charakter stimmen, weil Iren und Yankees dieselbe Muttersprache besitzen. Den Deutschen trennt vom Amerikaner außer dem Charakter noch die Sprache. Als die Deutschen eine verschwindende Minderheit bildeten, suchten sie durch Erlernung der englischen Sprache und Anbequemung an amerikanische Sitten und Gebräuche sich Einfluß zu verschaffen. Seitdem jedoch ihre Zahl zugenommen, fangen sie an, ihrer Eigenthümlichkeiten mehr als früher sich bewußt zu werden und deutschen Geist und Sinn zu pflegen. Die Gründung deutscher Mittelschulen und Universitäten, die zahlreichen deutschen Zeitungen, die verschiedenen deutschen Vereine sind ein Beweis frischen und regen Lebens, der Erstarkung des Nationalbewußtseins. Der puritanische Geist, der noch in verschiedenen Kreisen Amerika's herrscht, hat vielfach den Deutschen abgestoßen. Es ist auch Thatsache, daß die Deutschen sich mit Vorliebe in gewissen Provinzen niederlassen, in anderen kaum vertreten sind. Wir brauchen bloß an Wisconsin, Minnesota, Illinois, Ohio, Maryland, die Städte New-York, Chicago, Philadelphia, Brooklyn, St. Louis, Cincinnati zu erinnern. Die Deutschen haben sich an politischen Fragen weit weniger betheiligt als die Iren, fangen aber in neuester Zeit an, ihren Ideen über Politik und Verwaltung Ausdruck zu geben.

Ein weit fremdartigeres Element als das deutsche, das immerhin mit dem englisch-amerikanischen Charakter vieles gemein hat, sind die romanischen und slavonischen Rassen. Die nordamerikanischen Bundesstaaten werden je länger je mehr außer Stande sein, diese Elemente sich anzugliedern und zu assimiliren. Nur im Bunde mit der katholischen Kirche, der diese Rassen zum großen Theil angehören, wird es gelingen, dieselben zu nützlichen Staatsbürgern zu machen. Ist die katholische Kirche Amerika's in der Lage, dem Staate diese Dienste zu leisten? Kann sie über eine genügende Anzahl von Priestern verfügen? Sind diese Priester im Stande, auf die Masse von Fremden, welche jährlich an die amerikanischen Küsten geworfen werden, einzuwirken? Das sind Fragen, die beantwortet werden müssen. Die Zahl der in Amerika gebildeten Priester mehrt sich gottlob von Jahr zu Jahr, genügt aber noch lange nicht. Die Mittel, über welche die katholische Kirche verfügt, sind beschränkt, hauptsächlich durch die Schuld der Regierung, welche die verhältnißmäßig armen Katholiken zwingt, zur Unterhaltung der religionslosen Staatsschulen und der katholischen frei-

willigen Schulen beizusteuern. Priester, welche der romanischen und slavischen Sprachen mächtig sind, oder welche Lust und Liebe zur Erlernung derselben haben, sind selbstverständlich selten; somit ist es vor allem nothwendig, daß Priester aus Europa der Auswanderer sich annehmen.

Die bitteren Erfahrungen, die man in Amerika und England gemacht, wo die Einwanderer jahrelang der regelmäßigen Seelsorge entbehren mußten und nach und nach ihren Glauben verloren, machen es der Kirche zur Pflicht, der Katholiken, welche Armuth oder andere Ursachen aus Italien, Polen und anderen Ländern vertrieben, sich anzunehmen. Hier eröffnet sich den religiösen Orden ein schöner und gesegneter Wirkungskreis, hier können sie unter dem Schutz des amerikanischen Gesetzes frei und ungehindert ihre Seelsorgspflichten ausüben. Hier bietet sich auch eine gute Gelegenheit für die Bekehrung der Schwarzen. Der amerikanische Bürgerkrieg, die Mißregierung der nordamerikanischen Industrieritter im Bunde mit den bestechlichen Schwarzen, endlich die Gewaltthätigkeit der Weißen, welche den Neger an der Ausübung seiner politischen Rechte verhindern, haben vieles zerstört, und in den Schwarzen einen Geist der Anarchie und Zügellosigkeit großgezogen. Gleichwohl darf man an einer geistigen Erneuerung dieser armen Rasse nicht verzweifeln, kann man auf eine reiche Saat hoffen, sobald sich Apostel finden, welche im Geiste des Negerapostels, des hl. Peter Claver, arbeiten und gleich ihm allen alles werden.

Auf die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre unter den Schwarzen Amerika's braucht hier um so weniger eingegangen zu werden, als dieselben ihre Ohnmacht, dem Sittenverderbniß zu steuern, eingestehen und alles Heil von der Bildung erwarten.

Das steht fest, die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sind nicht so günstig, wie man sich vielfach vorstellt, die Gegensätze im Staatsorganismus sind verdeckt, nicht aufgehoben, große Massen sind noch nicht assimilirt und eingegliedert, die Schwarzen haben für die alte, verhältnißmäßig milde Sklaverei eine drückendere eingetauscht, stehen den Weißen des Südens und Nordens feindseliger gegenüber als je. Die Bildung eines Negerstaates im Süden könnte, wenn man das Siedelungsproject für unausführbar hält, als einziger Ausweg erscheinen. Werden in derselben Weise nicht vielleicht auch die Deutschen, die Italiener, die Slaven mit der Zeit eigene Staaten bilden, indem sie sich von den Anglo-Amerikanern absondern, wenn diese nicht etwa von den neuen Nationalitäten ganz absorbirt werden? Wie die Engländer ihre Rivalen, die Franzosen und

Spanier, aus Nordamerika verdrängt und die eingesessenen Abkömmlinge dieser Nationen sich unterworfen haben, so werden möglicherweise die spätesten Ankömmlinge die Anglo-Amerikaner unter ihre Botmäßigkeit bringen. Die Zahl der Kolonisten wächst von Jahr zu Jahr so gewaltig, daß die anglo-amerikanische Rasse den Ankömmlingen den eigenen Charakter nicht mehr aufprägen kann, daß vielmehr der Nationalcharakter durch Beimischung der Eigenthümlichkeiten fremder Nationen sich verändert und seine ursprüngliche Kraft verliert.

Die von englischen Schriftstellern mit solcher Genugthuung betonte Verbreitung der englischen Sprache und Sitte über den ganzen Erdkreis, die vielgepriesene Organisationsgabe und die Fähigkeit, fremdartige Elemente sich zu assimiliren, scheint nach den hier angeführten Thatsachen nicht so erfolgreich, als man wohl annimmt; ja es fehlt nicht an Anzeichen, daß der Niedergang der anglo-amerikanischen Rasse schon begonnen hat, daß die innere Auflösung sich bereits vollzieht. Ob die verschiedenen Nationen friedlich nebeneinander bestehen werden, oder ob die eine die anderen sich zu unterwerfen suchen werde, läßt sich mit Sicherheit nicht absehen; Kämpfe werden Amerika jedenfalls nicht ganz erspart werden, besonders da das einigende Band der Religion fehlt.

A. Zimmermann S. J.

Recensionen.

Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur. Durch Fr. **Albert Maria Weiß,** O. Pr. Freiburg, Herder. I. Bd.: Der ganze Mensch. Zweite Auflage. 1888. XVI u. 843 S. 8°. Preis *M.* 6. (Erste Auflage 1878, IX u. 464 S.) II. Bd.: Humanität und Humanismus. Zweite Auflage. 1890. XV u. 987 S. 8°. Preis *M.* 7. (Erste Auflage 1879, XIII u. 882 S.) III. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. XIII u. 926 S. 8°. Preis *M.* 6[1]. IV. Bd.: Natur und Uebernatur. 1884. X u. 1038 S. 8°. Preis *M.* 8. V. Bd.: Die Vollkommenheit. 1889. XIV u. 777 S. 8°. Preis *M.* 6.

Wenn ein Werk von so bedeutendem Umfange und so hohem wissenschaftlichem und sittlichem Ernste, wie die Apologie des hochw. P. Albert Maria Weiß, noch vor Vollendung des Schlußbandes in zweiter Auflage zu erscheinen beginnt, so liegt in diesem Umstande eine bessere Empfehlung, als die günstigste Besprechung sie bieten könnte. Es ist ja eine nur zu offenkundige Thatsache, daß der Geschmack unserer Zeit mehr nach reizendem Unterhaltungsfutter als nach der gesunden Nahrung einer gründlichen Belehrung verlangt. Insbesondere haben Werke, welche die Menschen über Religion und Sitte belehren und gar ernstlich bessern wollen, auf dem Büchermarkte durchschnittlich einen harten Stand. Tritt aber ein Schriftsteller erst entschlossen für das Christenthum und die ausschließliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung ein, und zwar nicht für ein modern verwässertes, sondern für das alte echte Christenthum, das mit sich um Glaubenssätze und Sittenlehren nicht markten läßt, dann ist es ja von vornherein klar, daß ein „Anachronismus" vorliegt. Nun aber hat der hochw. P. Weiß sich nichts Geringeres zum Ziele gesetzt, als durch eine auf breiter wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Vertheidigung der christlichen Sittenlehre einen Beitrag zur Heilung der zahlreichen geistigen Schäden und Gebrechen unserer Zeit zu liefern. Gewiß also ein Unterfangen, zu dem nicht wenig Muth und Geschick gehört, wenn irgend welche Aussicht auf Erfolg vorhanden sein soll. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß beide

[1] Soeben hat auch der dritte Band in zweiter Auflage die Presse verlassen. (XX u. 1192 S. 8°. Preis *M.* 8.40.) D. Red.

Eigenschaften dem Verfasser in hohem Maße eigen sind. Darum brauchen wir das Buch nicht mehr zu empfehlen; wir wünschen nur jene auf dasselbe aufmerksam zu machen, welche es bisher noch nicht kennen. Nimm und lies! aber lies in dem Geiste, in welchem der Verfasser geschrieben hat, nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung und Besserung.

Wer etwa glaubte, mit der Lesung sich ein paar angenehme Nachmittagsstündchen verschaffen zu können, der würde sich freilich sehr enttäuscht finden. Auch der an wissenschaftliche Darstellung gewöhnte Leser wird doch nicht mühelos dem kundigen Führer folgen, der ihn hinab geleitet in die tiefsten Geheimnisse des Menschenwesens, um ihm dort die schwierigsten Räthsel unserer Doppelnatur zu lösen, und hinauf bis zu den höchsten Höhen der christlichen Mystik, wo unser schwaches Auge kaum mehr das hellstrahlende himmlische Licht zu ertragen vermag. Dem Gegenstande angepaßt, ist die Darstellung bald mehr philosophisch nüchtern, bald voll großer Begeisterung, bald erschütternd eindringlich, immer aber edel und geistreich. Ja manchem möchte es vorkommen, als sei die Redeweise nicht selten gesucht geistreich. Andere freilich erheben dagegen Widerspruch und wissen nicht Worte des Lobes genug zu finden, und es ist bekanntlich gerade in Geschmackssachen schwer, es allen recht zu machen. Es möge uns gestattet sein, durch ein Beispiel zu erläutern, was gemeint ist.

Der Verfasser beklagt an einer Stelle, daß es so wenig ganze und so viel einseitige Menschen gibt: „Die Ganzen sind bald gezählt und auch bald beschrieben. Wer dagegen zählt und schildert die halben, die Drittelsmenschen? Welch wunderliche Ausstellung könnten wir veranstalten, wollten wir alle Einseitigkeiten sammeln, die nur der Kopf allein unter den Menschen hervorbringt: Kopflose, Querköpfe, Hitzköpfe, eiskalte, verdrehte, verworrene, eiserne Köpfe. Hier einer, der den Kopf verloren, dort einer, der einen Kopf aufgesetzt hat. Der ist gewohnt, mit dem Kopf durch jede Wand zu fahren, der andere hat gar einen Sparren mitten durch den Kopf. Mit dem Willen, scheint es, verstehen die Menschen weit weniger Zerrbilder fertig zu bringen als mit dem Kopfe. Man möchte fast meinen, das einzige, was sie mit ihm anzufangen wissen, sei, daß sie ihn als überflüssige Waare kurzweg beiseite werfen. Denn außer Willenlosen und allenfalls noch Unwilligen findet sich kaum der eine oder andere, der es sich nachsagen lassen will, daß er etwas mit Willen und Willensfreiheit zu thun hat. Man müßte nur etwa hierher auch jene rechnen, von denen ihre Umgebung seufzend zu klagen pflegt: Ein rechter Soldatenkopf, eine capricirte Dame. Um so mehr aber hält es die Menschheit mit dem Herzen. Warme, hohe und weite Herzen zwar und Leute, die das Herz am rechten Flecke haben, sind nicht gerade überzählig zu finden. Aber an Herzweh und Herzeleid, an gebrochenen Herzen, an zerrissenen, harten, kalten Herzen, an Engherzigen und an Herzlosen ist kein Mangel. Ueberall die Klage, daß sich keiner findet, vor dem man sein Herz ausschütten kann. Und man habe doch fast täglich das Bedürfniß darnach, wenn einem ein Stich durchs Herz gegangen oder eine herzzerreißende und herzbrechende Sache widerfahren sei ...“ (I, S. 192 f.)

Solche Schilderungen mögen ja viel dazu beitragen, die Darstellung zu beleben und die Aufmerksamkeit des Lesers anzuregen; sie sind die Würze des literarischen Mahles; aber zu reiches Gewürz kann einer Mahlzeit auch schaden, und etwas zu viel des Guten mag der Verfasser in dieser Richtung schon gethan haben. Größere Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdruckes dürfte einem weitern Leserkreise mehr zusagen. Dem Streben des Verfassers nach möglichst wirkungsvollem Ausdruck ist es jedenfalls auch zuzuschreiben, daß Sätze vorkommen, die sich stark auf der äußersten Kante des Richtigen bewegen und nahe an Uebertreibung streifen. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß die Abhandlungen ursprünglich als Vorträge gedacht sind; beim lebendigen Wort aber ist vieles gestattet und angebracht, woran der kalte Verstand hinter dem Studirpult dies und das zu bekritteln findet. Aus der ursprünglichen Anlage erklären sich auch die verschiedenen Wiederholungen und jene Breite, durch welche das Werk nicht unerheblich den Umfang überschritten hat, den es bei weniger rednerischer Ausdrucksweise, unbeschadet des Gegenstandes, einnehmen würde. Jeder Vortrag muß eben etwas für sich Abgeschlossenes sein; eine so scharf hervortretende Gliederung des Ganzen und eine so deutliche Verkettung der einzelnen Theile wie bei einer von vornherein zum Lesen bestimmten Abhandlung kann nicht angestrebt und nicht erwartet werden. Daher ist der Leser, der sich über Fortschritt und Zusammenhang des Gedankenganges Rechenschaft geben will, oft genöthigt, zurückzuschauen und den Weg noch einmal zu überblicken. Der Plan des Ganzen tritt jedoch für den Aufmerksamen klar und scharf hervor und ist von vornherein durch seine Großartigkeit achtunggebietend. Der Verfasser beabsichtigt nämlich, die Vertheidigung des christlichen Lebens und der christlichen Sittenlehre nicht bloß durch die Darlegung der innern Vortrefflichkeit dieser Lehre zu führen, sondern auch durch den Vergleich derselben mit der Sittlichkeit, wie sie sich außerhalb des Christenthums entwickelt hat.

„Eine erschöpfende Apologie des christlichen Lebens läßt sich nur vom universalsten Standpunkte aus mit Erfolg durchführen. Was also nur immer in das Gebiet der allgemeinen Geistescultur der Welt einschlägt, muß, wo es sich fügt, zur Untersuchung beigezogen werden: Religionen und Religionsgebräuche, Mythologie, Theologie, Sagengeschichte, Sprichwörter, Philosophie, schöne Literatur, Kunst, Staatslehre, Socialpolitik, Volks- und häusliches Leben, Erziehung, Bildung und Unterrichtslehre, und vor allem natürlich das eigentliche sittliche Leben in allen seinen Beziehungen, die Geschichte der Sünde wie die der Heiligkeit“ (I, S. 13). Das ist gewiß nicht wenig, das wäre eine Philosophie der Culturgeschichte im großartigsten Maßstabe. Niemand kann erwarten, daß der Verfasser all diese Gegenstände in ihrer Beziehung zur christlichen Sittenlehre vollständig behandelt, oder daß er auf all diesen Gebieten in gleicher Weise Meister ist; aber daß die gesammte Geschichte der Geistes- und Herzensbildung in geistreicher Art aufgefaßt und oft in überraschendes Licht gesetzt wird, läßt sich nicht läugnen.

Der Kernpunkt all der Untersuchungen und Besprechungen ist der Mensch, und zwar erstens der Mensch seiner Natur und Bestimmung nach (1. Band),

zweitens der Mensch in seiner Entwicklung außerhalb des Christenthums (2. Band), drittens der Mensch unter dem Einflusse des Christenthums (3. und 4. Band), und insbesondere noch der Mensch in seinem Streben nach der christlichen Vollkommenheit (5. Band).

Der erste Band bietet nach einer längern Einleitung, in welcher der Verfasser Zweck und Plan seines Werkes darlegt, eine vollständige Anthropologie. „Was gehört zum Menschen? Was macht den Menschen, wenn wir ihn ganz abstract seiner Idee und Bestimmung nach betrachten? Und wo findet sich der Mensch und die reine Menschlichkeit am annäherndsten verwirklicht?" (S. 14.) Das sind die Fragen, deren Lösung uns in befriedigender Weise nur vom Christenthume geboten wird, das Christenthum zunächst nicht als Offenbarung, sondern als Culturlehre betrachtet. Das Christenthum umfaßt ja auch das ganze Gebiet der gesunden Vernunft, so daß viele seiner Lehren lediglich Sätze des allen Menschen ins Herz geschriebenen Naturgesetzes sind.

Wer darum das Christenthum verstehen will, dem muß man vor allem zurufen: Zurück zu dir selber! „Aber merkwürdig. Gerade dieses Wort ist es, was den Menschen mit dem größten Schrecken erfüllt. Vor nichts bangt ihm so, wie vor sich und vor allem, was ihm gleich ist. Mit nichts macht man ihn unglücklicher, als wenn man ihn zur Einkehr in sich selber nöthigen will" (S. 38 f.). Die meisten ziehen es vor, den Blick von sich abzuwenden und sich gleichsam dadurch vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie über andere klagen und schelten, und zwar ist dieses gegenseitige Verdammen gerade unter Culturmenschen am häufigsten. Hierin liegt das Eingeständniß, daß der Mensch, wie er uns in Geschichte und Erfahrung begegnet, keineswegs das ist, was er von Natur aus sein soll, daß vielmehr in aller Bildung, Kunst und Wissenschaft sehr viel Unheil, Sünde und Irrthum enthalten, daß ein allgemeines Verderben über die Menschheit hereingebrochen ist. Das sagt auch das Christenthum in seiner Lehre von der Erbsünde, ohne jedoch in den pessimistischen Irrthum zu verfallen, daß nun alles verloren ist, und die höchste Weisheit darin besteht, aus dieser unrettbar schlechten Welt dem Thiere gleich so viel Genuß zu erjagen als eben möglich ist. Vielmehr lehrt es uns zurückzukehren zur unverdorbenen Natur und das göttliche Ebenbild wieder in uns herzustellen.

Dieses göttliche Ebenbild im Menschen weist uns nun der Verfasser auf, indem er uns zeigt, was ein ganzer Mensch seiner Natur nach ist. Er behandelt zuerst die Kräfte des ganzen Menschen, zweitens das Ziel und den Weg des ganzen Menschen, drittens den Stufengang zum Ziele des ganzen Menschen. Die Vorträge der ersten Abtheilung führen uns der Reihe nach vor: Die Vernunft, das Gewissen, die Willensfreiheit, Kopf, Wille, Herz und die sogen. Gefühlsvermögen. In der zweiten Abtheilung sind die Gegenstände der Vorträge: Das Ziel, Ohne Religion kein ganzer Mensch, Die Religion der Humanität, Familienleben, Gesellige Pflichten, Bürgerliche Tugenden, Das Reich Gottes ist in euch, Der Orden vom rechten Maß, Die weibliche Stimmung der christlichen Tugend, Original, nicht Copie, Ecce homo. Die dritte Abtheilung enthält folgende Vorträge: Die erste Entscheidung, Kampf wider die Halbheit, Das Himmelreich leidet Gewalt, Ordnung, Kleinigkeiten, Der ganze Mensch.

Diese Kapitelüberschriften sind zwar sehr geeignet, die Neugierde des Lesers zu reizen, nicht aber in demselben Maße auch eine Uebersicht über den Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Abschnitte zu vermitteln. Ebenso ist innerhalb der einzelnen Vorträge die Darstellung oft mehr ergreifend und anregend als klar und durchsichtig. Die große Literaturkenntniß, über welche der Verfasser verfügt, ermöglicht es ihm, fast alle seine Sätze mit Sprichwörtern und Citaten zu belegen. Es hat sich ihm aber, wie es scheint, das Gefühl aufgedrängt, daß er in dieser Beziehung etwas viel geleistet; denn S. 18 f. glaubt er sich hierüber eigens verantworten zu sollen: solche Reizmittel seien nothwendig, wenn die ernsten Wahrheiten, die er vertrete, nicht bloß ausgesprochen, sondern auch gern gelesen und beherzigt werden sollen. Das ist gewiß richtig, insofern es sich um leicht verständliche und packende Sprüche handelt; ob aber auch die vielen fernhergeholten, oft recht schwer verständlichen Verse wirklich demselben Zwecke dienen?

Bei der großen Fülle des Stoffes ist es nicht zu verwundern, daß es dem Verfasser nicht gerade allenthalben gelungen ist, die von ihm selbst aufgestellte Regel zu befolgen: „Das Meisterstück liefert der, welcher sich zu beschränken und überall das Wichtigste und Entscheidende auszuwählen versteht“ (S. 13). Dafür entschädigt aber die oft wunderbar schöne Darstellung, so z. B. jene Beschreibung des Ringens der Natur nach Erlösung: „Ein unbeschreibliches Sehnen, ein ewiges Ringen nach Befriedigung durchzieht alle Reiche der Schöpfung ... Wo das Herz nur ein wenig natürliches Gefühl bewahrt hat, da ahnt es die Wahrheit des schönen Satzes, den der Geist Gottes durch den Mund des Apostels spricht: ‚Wir wissen, daß alle Geschöpfe seufzend in Geburtswehen liegen‘ ... Von diesem Sehnen geben Zeugniß Tausende von Sagen und Liedern aller Völker. Und keiner, der nur ein wenig Verständniß dafür bewahrt hat, wird in Abrede stellen, daß er es jemals empfunden, ohne in seinem Innersten beschämt, geläutert und zu edleren Strebungen angetrieben worden zu sein. Immer und überall ist es dieselbe Wahrheit, die uns die Sprache der Natur verkündet, um so eindringlicher, je weniger zudringlich, um so unläugbarer, je stiller. Ob ich in einsamer Sonntagsnachmittagsstille die Predigt der rauschenden Tannen, der wallenden Saaten, des flüsternden Schilfes durch das feierlich bewegte und doch so gefriedete Gemüth ziehen lasse, ob mich bei Sonnenaufgang die glänzend dunkle See an jenes gläserne Meer von Smaragd und Azur erinnert, das Ezechiel und Johannes um den Thron des auf den Flügeln der Seraphim Getragenen sehen, wenn ich im Hochgebirge die Majestät der zürnenden Stimme Gottes von Bergeswand zu Bergeswand im Donner wandern höre, oder wenn ich beim Verglimmen des wunderbaren Leuchtens der Gletscher in die unendlichen Tiefen des glitzernden Sternenhimmels von einer Sehnsucht nach wahrer ewiger Ruhe mich ergriffen fühle, die mir die Rückkehr in dieses niedrige Leben fast unerträglich macht: immer ist es der gleiche Text, über den die Natur mit unermüdlichem Seeleneifer in unzähligen Wendungen redet. Und immer findet die Seele die ewig gleiche Predigt neu und anziehend und befriedigend. Mit Recht haben darum die alten Weisen gesagt, daß Himmel

und Erde und Gottheit und Menschheit in Harmonie und Zusammenhang und schönster Ordnung zu einander stehen. Für Himmel und Erde ist diese Eintracht und Ordnung keine Tugend, weil ein Ding unabweisbarer Nöthigung. Auch für den Menschen ist Zusammenhang mit Gott eine Nothwendigkeit, der sich keiner entschlagen kann. Aber daß diese Abhängigkeit von Gott und dieses Streben nach ihm zur bewußten Liebe, zur Schönheit und Harmonie und damit zur Quelle des Verdienstes und der Seligkeit werde, das ist Sache der Freiheit" (S. 253 f.). Diese Stelle aus dem Vortrag über das Ziel und Ende des Menschen liefert eine Probe, in welcher Weise der Verfasser philosophische Untersuchungen anziehend zu machen versteht.

Der erste Band bietet zu sachlichen Ausstellungen kaum Anlaß. Nirgendwo zeigt sich eben die Vernünftigkeit des Christenthums deutlicher als in der Auffassung von der Natur und dem Ziele des Menschen. Das Christenthum ist die Vernunft im Kopfe und in der That, der Rationalismus führt die Vernunft immer im Munde und möchte sich vernünftig reden. „Man schreit sich wohl heiser, aber nicht weiser. Wer den Apfel will, muß auf den Baum hinaufsteigen, nicht hinaufschreien. Das ist aber der große Irrthum und die schwache Seite des Rationalismus, daß er glaubt, man brauche, um zur Vernunft zu kommen, bloß davon zu reden . . . Der Glaube sagt, Vernunft kommt bloß vom vernünftigen Thun und Leben. Man kann sich nicht vernünftig träumen oder schwätzen, wohl aber vernünftig machen" (S. 63).

Die wenigen Sätze des Verfassers, die manchem nicht ganz unbedenklich scheinen werden, sind hauptsächlich folgende: „Das Dasein Gottes ist kein Glaubensartikel, sondern eine Vernunftwahrheit" (S. 66), sollte heißen: nicht bloß ein Glaubensartikel. S. 206 lesen wir: „Das Herz ist der Sitz der Affecte. Vom Herzen gehen sie aus." Diese Redeweise wird nicht überall als berechtigt anerkannt werden. S. 267 f. steht der kühne Satz: „Selbst die Uebung der Tugend um ihrer selbst willen führt zur Sünde und ist Sünde." Und doch lehren die katholischen Theologen und Moralphilosophen ziemlich allgemein, daß zur sittlichen Güte einer Handlung eine andere Hinordnung auf das letzte Ziel, als diejenige, welche in der guten Handlung selbst liege, nicht erforderlich sei.

Nachdem im ersten Band gezeigt wurde, was der Mensch seiner Idee und Bestimmung nach ist, bietet uns der zweite Band die Kehrseite der Medaille, die Caricatur, welche der Humanismus aus dem Ebenbilde Gottes gemacht hat. Unter Humanismus versteht der Verfasser die Verzerrung der Humanitätsidee. „Humanität ist nur dort, wo der Mensch mit Ernst nach Vollkommenheit ringt. Das Wesen des Humanismus liegt aber im Gegensatze hierzu darin, daß der Mensch trotzig und selbstgefällig sagt: So wie ich bin, bin ich vollkommen, und bin ich es wirklich nicht, so bin ich doch mein eigener Herr, und nichts verpflichtet mich, anders zu werden, wenn ich mir selber genug bin. Demzufolge besteht zwischen Humanität und Humanismus derselbe große Unterschied, wie zwischen dem Ideal, welches der Mensch in seinem Geiste trägt, und der traurigen Wirklichkeit" (S. 9).

Diese traurige Wirklichkeit schildert uns der Verfasser in der ersten Abtheilung dieses Bandes, welche den Titel trägt: „Der Fall der Menschheit."

Die einzelnen Vorträge dieser Abtheilung behandeln: Das Verderbniß der menschlichen Natur, Das verlorene Paradies, Ursünde und Erbsünde, Das Verderbniß der ganzen Menschheit, Die Geschichte der Religionen ein Zeugniß für den Fall des Menschengeschlechtes, Die Generalbeichte der gefallenen Menschheit. In der zweiten Abtheilung: „Die Denk- und Handlungsweise des Humanismus", zeigt der Verfasser, wie der Humanismus sich mit dem in der Menschheit herrschenden Verderben abzufinden sucht durch Läugnung, Beschönigung, Verherrlichung. Den Inhalt geben die Ueberschriften deutlich genug an: Abläugnung persönlicher Sünde, Die Verherrlichung der gesunden Sinnlichkeit, Der Uebergang von Menschlichkeiten zur Unmenschlichkeit, Rechtfertigung der Sünde, Die Sünde als Genialität, Liebäugeln mit dem Tode, Teufelsdienst. Die dritte Abtheilung behandelt die „Culturgeschichte des Humanismus" in fünf Vorträgen: Der Geist der humanistischen Cultur, Die Mittel der humanistischen Cultur, Das Ziel der humanistischen Cultur, Die Geschichte der humanistischen Cultur, Das Endergebniß der humanistischen Cultur. Das Endergebniß der Vergötterung des Menschen ist aber kein anderes als der vollständige geistige Bankerott, der Pessimismus, eine Mischung von unerträglichem Hochmuth und moralischem Katzenjammer, Verstockung, Verzweiflung, maßloses Klagen, ohnmächtiges Zusammensinken.

Den Rückweg aus diesem Elend zeigt der Verfasser in der vierten Abtheilung: „Die Wiederherstellung der Humanität". Gegenstand der Vorträge sind: Die göttliche Weltregierung, Ecce agnus Dei, Die Quelle aller Sünde, Die Reue, Das Bekenntniß, Buße und Genugthuung, Der alte und der neue Adam. Der Rückweg besteht, kurz gesagt, in der demüthigen Unterwerfung unter Gott und im Anschluß an den von ihm gesandten Erlöser. „Heilung durch Menschen ist unmöglich. Der Kranke begriff das endlich. Elend öffnet die Augen. Nur darum hatte er sie so lange verschlossen gehalten, um den nicht erblicken zu müssen, der nie von seiner Seite wich ... Jetzt brach dem Kranken der Trotz. So viel eigener Hilflosigkeit, so viel Liebe auf seiten Gottes vermochte er nicht zu widerstehen. O wenn es noch Hilfe gibt für mich, sie ist allein bei dir. Die Meinen haben mich alle verlassen. Sie haben mich getäuscht, sie haben mich verhöhnt. Wer bleibt mir noch als du? Herr, rette mich, ich gehe zu Grunde! ... Das war das einzige, worauf die Erbarmung Gottes seit Jahrtausenden gewartet hatte" ... (S. 955 f.).

Die Rückführung der Menschheit vom Humanismus zur Humanität und die Erhebung der Humanität zur Uebernatur bespricht der Verfasser in den beiden folgenden Bänden, welche eng zusammengehören und nur wegen der Ueberfülle des Stoffes getheilt wurden. Im Anschluß an den vorhergehenden Band wird zunächst das Ende der alten Welt und der Ursprung des Christenthums dargelegt. Der Verfasser zeigt im Gegensatze zu den optimistischen Darstellungen Friedländers und anderer die ganze trostlose Zerfahrenheit des Heidenthums in den letzten Jahrhunderten vor Christus und deckt die Erbärmlichkeit desselben in einem seiner besten Vertreter, dem Kaiser Marc Aurel, mit schonungsloser Hand, aber mit strenger Wahrung der Gerechtigkeit auf. Damit ist die Auffassung abgeschnitten, als ob das Christenthum sich aus den

vorhergehenden Culturperioden naturgemäß entwickelt hätte. Die christliche Religion ist vielmehr eine Reaction und eine Revolution. „Sie ist Reaction als die Wiederherstellung der natürlichen Religion und Moral in ihrer vollen Reinheit. Sie ist Revolution als die Vollendung der wahren übernatürlichen Religion. Es ist mit ihr wie mit einem heilsamen Gewitter, das den Staub von den Blättern wäscht und die ersterbenden Lebenskräfte auffrischt, dazu aber eine Menge neuer Lebenskeime herbeiführt“ (III, S. 184).

Hierauf behandelt der Verfasser die Grundlagen des christlichen Lebens, den Glauben und die Verfassung der Kirche: Unser Gott, Der Glaube, Die christliche Gerechtigkeit, Was Religion und was christliche Religion ist, Gesetz und Freiheit, Die Gnade und die Ideale der Menschheit, Die Kirche als Autorität, Heilsmittel, Heilsanstalt, Heilsweg. Sodann die christliche Bildungs- und Erziehungslehre: Die Zucht als Mittel der Erziehung für Mensch und Menschheit, Die Bildung des Geistes, Die Bildung des Willens und der That, Die Bildung des Charakters, Die Bildung des Gemüthes, Christenthum und Humanität. Der Schluß ist, „daß wahre Religiosität, daß echtes, lebendiges Christenthum nicht bloß kein Hinderniß, sondern die einzige Quelle und die sichere, dauerhafte Grundlage der Humanität ist“ (III, S. 811 f.). Daran schließt sich ein über hundert Seiten umfassender Zusatz über „Die schönen Künste im Dienste der Humanität und des Christenthums“. Daß gerade in diesem Abschnitt sich manche Sätze finden, die auf Widerspruch stoßen werden, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Die Behauptung z. B., daß Thomas von Aquin der größte lyrische Dichter sei, dem unter den Dichtern aller Zeiten und Völker die Palme zuerkannt werden muß, und daß das Lauda Sion sein dichterisches Meisterwerk sei, wird wohl kaum auf vielseitige Zustimmung rechnen können. S. 321 vertheidigt P. Weiß gegen P. Jungmann, daß der sinnliche Ausdruck nothwendig zum Schönen gehöre. In diesem Punkte dürfte er auch die meisten kirchlichen Aesthetiker auf seiner Seite haben.

Die ersten 700 Seiten des vierten Bandes sind den beiden wichtigen Untersuchungen über das Verhältniß der christlichen Religion zum staatlichen Leben und über die sociale Frage gewidmet. In dem 18. Vortrag entwickelt der Verfasser seine Ansicht über Geld, Kapital, Zins und Darlehen, die bereits manche Einwendungen erfahren hat, deren Erörterung aber in dem engen Rahmen einer Recension sich von selbst verbietet. In den beiden Vorträgen über Natur und Uebernatur faßt P. Weiß den Inbegriff des Christenthums zusammen, um uns dann in acht weiteren Vorträgen das ganze christliche Leben von der Wiedergeburt bis zum seligen Ende vorzuführen und zu zeigen, daß nur ein wahrhaft christliches Leben werth ist gelebt zu werden. „O wohl mir, daß ich zur Erde geboren, wohler noch, daß ich zum Himmel wiedergeboren ward. Selig, daß ich als Mensch, dreimal selig, daß ich als Christ gelebt. Ja, es war werth zu leben, wenn man ein Leben gelebt hat, das nur der erste Abschnitt ist eines ewigen seligen Lebens“ (IV, S. 1036).

An auffallenden Behauptungen mögen aus diesen beiden Bänden folgende angemerkt werden: Die Sorge um die Nothleidenden sei eine rein übernatürliche Idee und Uebung (III, S. 179). Unmöglich hätte Gott für seinen eingebornen

Sohn zu leisten vermocht, was er durch ihn für uns gethan (III, S. 426). „Man kann wohl sagen, daß das sicherste Zeichen einer ernstlichen Autorität ihre Unbeliebtheit ist" (III, S. 449). Sehr schlecht ist der Verfasser auf das römische Recht zu sprechen und hält die Einführung desselben für ein großes Unglück (IV, S. 13 ff. 269 ff. 514). Es liegt uns fern, in dieser Streitfrage Partei ergreifen zu wollen. Noch andere Ausstellungen ließen sich machen; doch dieselben betreffen meist nur Kleinigkeiten, und darum genug davon.

Der fünfte Band behandelt die Vollkommenheit und bietet eine ziemlich vollständige ascetische Theologie. Hier bewährt sich der Verfasser mehr noch als in den anderen Bänden als Meister und zuverlässiger Führer, weil er sich auf einem Gebiete bewegt, das seine eigenste und theuerste Heimat ist. Darum redet er hier mehr als anderswo die Sprache, die von Herzen kommt und zum Herzen geht. Selbst jene, die keine Muße finden, das ganze große Werk durchzustudiren, sollten doch diesen Theil desselben aufmerksam lesen, da sie hier die Lösung vieler schwierigen Fragen auf diesem dunkeln Gebiet finden und sich so manche Irrgänge ersparen würden. Wie ernst P. Weiß seine Aufgabe erfaßt, die Welt nicht nur von der Möglichkeit, sondern von der Nothwendigkeit des Strebens nach christlicher Vollkommenheit zu überzeugen, deutet er gleich in der Einleitung an, wo er den Schriftsteller mit dem Propheten vergleicht: „Etwas von diesem Amte und von dem Prophetenloose hat auch der Schriftsteller zu tragen, zu dem der Herr gesprochen: Geh hin und sag meinem Volke seine Fehler und seine Pflichten ... Und so gehen denn auch wir und sagen einer Welt und Zeit, die an Wucher und Unsittlichkeit nichts mehr zu tadeln findet, die fast nur noch die Religion des Mammons, des Bauches, der Lust bekennt, daß es etwas Höheres gibt, als das, woran sie denkt, daß es recht wohl möglich ist, auch heute noch nach Vollkommenheit und Heiligkeit zu streben, daß es unsere strengste Pflicht ist, nicht bloß gerecht, sondern heilig im buchstäblichen Sinne des Wortes zu werden, ja daß es die zeitgemäßeste aller Aufgaben ist, die Wissenschaft und die Kunst der Heiligung wieder zum alten Glanze zu erneuern" (S. 2 f.).

Daß dabei manches strenge Wort fallen muß, daß es nicht bei bloßer Belehrung bleibt, sondern eine entschiedene Aufrüttelung und Besserung versucht wird, ist ganz der Natur der Sache gemäß. Leider aber wird gerade in diesem Bande mehr denn einmal der Erfolg zweifelhaft gemacht durch Darstellungen, die kaum mehr zu entschuldigen sind als Anwendungen jener Redefigur, welche man als decens veri superlatio zu definiren pflegt. Nur ein Beispiel. Der Verfasser beklagt, daß auch unter solchen, die gute Katholiken sein wollen, der Weltgeist so stark um sich gegriffen hat. „Wer hat den Muth, in Abrede zu stellen, daß wir von der Welt ein starkes Stück Weltgeist angenommen haben? Die Beichtstühle sind umlagert von sogen. Frommen. Aber wo finde ich die Beichtväter, die es wagen, ernst ins Herz, und wo es sich fügt, auch ins Leben hineinzugreifen? Wo die Beichtkinder, die es sich gefallen lassen, wenn man sie zu Buße, zu Ernst, zu Abtödtung und zum Aufgeben weltlichen Treibens mit Strenge anhalten will? Man schmeichelt sich und sucht aneinander Trost, denkt aber wenig an Selbstverläugnung und

Vervollkommnung. Und ist das nicht dasselbe Wesen am heiligen Orte wie in den Salons? Die Predigten sind weniger besucht, außer es steht ein Mann auf der Kanzel, der mit schön gekräuseltem Haare und gutgepflegten Zähnen schlafbedürftige Seelen mit zierlicher Rede von Friede und Schönheit und Duldung zur Ruhe bringt, und der statt trockener Stellen aus dem veralteten Evangelium und den Schriften der Väter lieber duftende Blumensträußchen aus dem Füllhorn einer Mustersammlung über die Zuhörer ausgießt. Stellet aber einen Paulus hin, der nur Jesum, und auch den nur als den Gekreuzigten, einen Johannes den Täufer, der mit Engelszunge Buße und Sinnesänderung predigt, so heißt es, das seien überlebte rohe Fanatiker, die, hinter der Zeit zurückgeblieben, nicht wüßten, was man heute für Anforderungen zu befriedigen habe" (S. 60 ff.). So geht es mehrere Seiten lang, ohne daß mit irgend einer Silbe angedeutet wird, es handle sich um Uebelstände, die ausnahmsweise hier oder dort herrschen.

Möge der Leser sich aber durch solche vereinzelte Mängel nicht abhalten lassen, den großen Vorzügen, welche diesen kleinen Schattenseiten gegenüberstehen, gerecht zu werden. Gerade der fünfte Band ist und bleibt eine wahre Perle nicht nur der apologetischen, sondern auch der ascetischen Literatur, und hoffentlich werden viele dereinst im Himmel dem Verfasser ewig Dank wissen für die guten Belehrungen und Rathschläge, die sie von ihm erhalten.

Der erste Abschnitt dieses Bandes schildert die „Verpflichtung zur Vollkommenheit" und weist nach, daß niemand, der es mit seinem Seelenheile ernstlich meint, sich dem Streben nach Vollkommenheit, d. h. nach voller Scheidung von dem Geiste der Welt und nach vollständiger Aneignung des Geistes Christi entziehen darf. Die zweite Abtheilung behandelt „Weg und Mittel zur Vollkommenheit": Demuth, Einfalt, Abtödtung, Herzensreinheit, Gehorsam, Ordensstand, Heroismus, Quelle der Kraft und Größe des Christen. Unter dem Titel „Verwirklichung der Vollkommenheit" folgen dann Erörterungen über die drei Wege der Reinigung, der Erleuchtung und der Vereinigung, über die Heiligen und die Königin der Heiligen. Letztere nennt der Verfasser „Die Kleinste im Himmelreich" mit Berufung auf Matth. 11, 11, wo der Kleinste im Himmelreich dem Größten der aus dem Weibe Geborenen vorgezogen wird. Der Kleinste ist Jesus, die Kleinste Maria (S. 633). Daß dies mehr sei als eine Accommodation der Worte des Evangelisten, wird der Verfasser wohl selbst nicht annehmen. Die Stelle 1 Kor. 7, 28 ist wohl gegen den Sinn des Apostels gedeutet (S. 302). Befremdlich klingt ferner, was P. Weiß über den „blinden Gehorsam" sagt: „Dieses Wort wird oft mißbraucht und arg mißverstanden. Es wäre vielleicht besser gewesen, es nie zu gebrauchen, denn in der That liegt ihm eine schiefe Anwendung nahe genug. Die es erfunden haben, wollten aber damit nicht sagen, daß der Mensch, um den Gehorsam in rechter Weise zu üben, blind sein müsse, sondern nur, daß er auch dann gehorchen müsse, wenn er gleich blind, d. h. im Augenblick eben nicht im Stande sei, den Sinn oder den Grund des Befohlenen selber zu erfassen. Daß aber dieser sogen. blinde Gehorsam vollkommener sei als der sehende, und daß der Mensch besser blind bleibe als sehend werde, das soll

damit gewiß nicht gemeint sein" (S. 379). Diese Erklärung dürfte doch nicht so ganz zutreffen. Blind heißt der Gehorsam, weil der Beweggrund desselben einzig der Wille Gottes ist, und diese Blindheit ist dem religiösen Gehorsam absolut wesentlich. In demselben Maße, als der Mensch sich bei seinem Handeln von einer andern Ursache bestimmen läßt, hört er auf, den religiösen Gehorsam zu üben. Thue ich gar etwas bloß deshalb, weil es mir zweckmäßig erscheint, weil ich einem andern damit zu Gefallen sein kann, weil eben die Umstände es so mit sich bringen, so ist das kein Act der Tugend des Gehorsams. Der religiöse Gehorsam folgt lediglich dem Befehle oder Wunsche Gottes, und da dieser Beweggrund an sich keinerlei Einsicht verschafft, so ist der Gehorsam als solcher blind. Wenn ich zugleich die Vernünftigkeit des Gebotenen einsehe, so liegt diese Einsicht außerhalb des Gehorsams. Sie kann mir behilflich sein, leichter und besser zu gehorchen; sie kann aber auch zu einer Klippe für den Tugendact werden, wenn sie sich an Stelle des eigentlichen Beweggrundes einschiebt.

Die letzte Abtheilung des ganzen Werkes behandelt „Zeugniß und Lohn der Vollkommenheit": Das Wunderbare im Leben der Heiligen, Die Bedeutung der Heiligen für die Menschheit, Das Paradies der Heiligen auf Erden und ihre himmlische Glorie. Den Schluß bildet eine Schilderung von hoher dichterischer Schönheit, wie die Heiligen unter ihrem Führer Jesus sich um den Kaiserthron des Vaters schaaren und dort der Krönung ihres Königs beiwohnen, ja eigentlich selbst die Krone seiner Herrlichkeit bilden. Der Ausgang der Creatur von Gott und die Rückkehr der Creatur zu Gott, Gott als erste Ursache und als letztes Ziel alles Geschaffenen, das ist der kurze Inbegriff der christlichen Sittenlehre. Die rechte Beziehung zu Gott ist ihr charakteristisches Merkmal, durch welches sie sich von allen anderen Sittenlehren unterscheidet, da diese entweder die Beziehung des Menschen zu Gott nicht richtig auffassen oder sie gar ganz läugnen.

P. Weiß kämpft allerdings auch direct gegen falsche Anschauungen, aber die Hauptkraft seiner Vertheidigung des Christenthums liegt doch in der meisterhaften Darstellung der christlichen Sittenlehre und in der glänzenden Schilderung ihrer Schönheit und Vernunftgemäßheit. Der Zweck, das Christenthum durch seine Sittenlehre zu rechtfertigen, ist im vollsten Maße erreicht. Das Werk bietet übrigens noch einen andern Nutzen, als jenen, den ein einmaliges Lesen oder Durchstudiren gewährt. Es ist für gewisse Fragen eine kleine Bibliothek, in der man sich nicht nur bei auftauchenden Zweifeln leicht und sicher Aufschluß holen kann, sondern wo man überdies meistens eine reiche Literaturangabe findet. Dahin gehören z. B. Fragen wie die über die Vorzüge des alten Heidenthums, über die Verkommenheit des Mittelalters, über das wahre Wesen der Renaissance und der sogen. Reformation, über die kirchenpolitischen und socialen Zustände unserer Zeit u. s. w. Mancher, der nicht im Stande ist, das ganze Werk zu lesen, wird doch über einzelne Gegenstände, für die er sich besonders interessirt, in den verschiedenen Abtheilungen längere Abhandlungen finden, die ihm mehr bieten als andere vollständige Bücher. Den Gebrauch erleichtert beim fünften Bande und bei den in zweiter Auflage erschienenen Bänden (I bis III) ein sehr sorgfältiges Sach- und Namenregister.

Christian Pesch S. J.

Die Weissagungen als Kriterien der Offenbarung. Von Dr. Jos. Blas. **Becker**, Assistent am bischöflichen Seminar in Mainz. 224 S. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Die vorliegende Schrift „bezweckt, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß die Weissagungen mit Recht als Kriterien der Offenbarung angeführt werden, oder daß der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums aus den Weissagungen ein vollgültiger ist" (Vorrede). Nachdem der hochw. Herr Verfasser im ersten Kapitel über die Kriterien der Offenbarung im allgemeinen gehandelt, erklärt er im zweiten den Begriff der Weissagungen. Im dritten und im fünften Kapitel legt er dann die Möglichkeit und die Beweiskraft der Weissagungen dar; das vierte und das sechste Kapitel ist der Widerlegung der Einwände gewidmet, welche gegen die im dritten und im fünften dargelegten Lehren erhoben werden.

Der gelehrte Verfasser ist vollständig Herr seines Stoffes und legt uns denselben nach seiner ganzen Ausdehnung mit großer Klarheit vor. Seine Beweisführung ist zutreffend, die Widerlegung der Einwände schlagend, die Sprache gewandt und durchsichtig. In der alten und der neuern theologischen Literatur gleichmäßig bewandert, versteht er es, die Erörterung abstracter Principienfragen durch gut gewählte Citate zu beleben. Die Einwände der Gegner verfolgt er bis auf die neuesten. „Mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Gegner . . . sind die Beweise . . . größtentheils aus Vernunftgründen hergenommen, positiv theologische Argumente nur hie und da gestreift" (Vorr.).

Ein allzu ängstliches Streben nach Gründlichkeit dürfte jedoch, so will uns scheinen, den Verfasser dazu verleitet haben, hie und da zu weit auszuholen oder in Erörterung seines Gegenstandes sich zu breit zu ergehen. So kommt uns z. B. im ersten Paragraphen des fünften Kapitels, in welchem die Rede ist vom Nachweis der historischen Wahrheit einer Weissagung, die in die Logik gehörige Auseinandersetzung über die Beweiskraft menschlichen Zeugnisses zu lang vor (S. 97 ff.). Bei den Lesern einer Schrift über Weissagung als Kriterium der Offenbarung durfte der Verfasser wohl etwas mehr voraussetzen, wie auch ihrer eigenen Denkfähigkeit etwas mehr zutrauen. An *einer* Stelle dagegen, an welcher ein die Offenbarung selbst betreffender, und dazu noch ziemlich dunkler Punkt, nämlich die Möglichkeit der Offenbarung, behandelt wird, hätten wir gern ein paar Erläuterungen beigefügt gesehen. Hier wäre eine Erklärung der Art, wie Gott dem Menschen Wahrheiten mittheilen kann (S. 56), gewiß sehr gut angebracht. Den Weg zeigt der hl. Thomas (IIª IIªᵉ q. 173 a. 2). Ebenso dürfte es manchem erwünscht sein, hier einige Aufschlüsse darüber zu erhalten, wie der Mensch erkennt, daß Gott es ist, welcher die Wahrheiten vorlegt. (Vgl. Suar. de Incarn. Disp. 27. S. 2 n. 13.) Der Verfasser begnügt sich damit, zu sagen, es könne Gott unmöglich das Mittel fehlen, dem Menschen darzuthun, daß er es sei, der zu ihm spreche. Die hinzugefügten prophetischen Selbstaussagen aus der Heiligen Schrift sind zur Bestätigung gut, aber an dieser Stelle ohne eigentliche Beweiskraft, und über das „Wie" geben sie keine Aufklärung.

In den letzten Kapiteln würde die Klarheit noch mehr gefördert, wenn der Verfasser unterschiede zwischen Weissagungen über den Gottgesandten und Weissagungen des Gottgesandten. Durch beide Klassen soll seine göttliche Sendung verbürgt werden. Es geschieht dies aber in verschiedener Weise. Durch die Weissagungen der ersten Klasse bezeichnet Gott selbst denjenigen, der da kommen wird, als seinen Boten. Durch die der anderen beweist der Gottgesandte, daß seine eigene Aussage, er sei Gottgesandter, wahr ist, oder auch: Gott drückt jener seiner Aussage das Siegel der Wahrheit auf, ähnlich, wie er es durch Wunder thut. In der christlichen Apologetik wird man am besten beide Klassen auseinanderhalten und die messianischen Weissagungen für sich, die Weissagungen des Messias aber zugleich mit den Wundern als übernatürliche Thaten des Messias behandeln. Der Beweis aus den Weissagungen Christi dürfte an Kraft dem Beweise aus den Wundern nachstehen. Anders verhält es sich mit dem Beweise aus den messianischen Weissagungen. Freilich kostet er Arbeit, und bei den vielen, manchmal recht dunkeln prophetischen Schriften, aus denen man die einzelnen Züge des Messiasbildes zu sammeln hat, muß man einen regen Eifer, die Wahrheit zu finden, zur Arbeit mitbringen. Einen Rationalisten, welcher sich gegen Uebernatürliches sträubt, wird man nicht leicht durch den Beweis aus den messianischen Weissagungen bekehren; er wird jetzt hier, jetzt dort der Erklärung ausweichen. Aber wer vorurtheilslos mit Fleiß und Geduld die in den Weissagungen zerstreuten Züge sammelt und dann mit dem so gewonnenen Bilde das Lebensbild Christi vergleicht, hat einen glänzenden und unanfechtbaren Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums gewonnen. Daß die Weissagungen, welche uns die Feinde des Christenthums, die Juden, überliefern, Jahrhunderte vor Christus bestanden, und daß sie paraphrasirt und übersetzt wurden, ist unzweifelhaft; daß sie sich in Christus erfüllten, sehen wir theils mit unseren Augen, ist theils weltgeschichtliche Thatsache, und die kleinen Nebenzüge fügen sich so harmonisch in das Gesammtbild ein, daß man hierin die sicherste Gewähr hat für die Wahrheit der historischen Bezeugung derselben. Endlich ist das von den Propheten nach und nach gezeichnete Messiasbild so vollendet und die Uebereinstimmung des Lebens Christi mit demselben so überraschend, daß der göttliche Ursprung der Weissagungen, wer immer die Propheten gewesen sein mögen, jedem Zweifel entrückt wird, und daß mithin Christus nothwendig als der von Gott vorher angekündigte Gottesgesandte erscheint.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die vorliegende Schrift sich nicht nur mit den Weissagungen, sondern auch mit der Offenbarung überhaupt und ganz besonders viel mit den Wundern als Kriterien derselben beschäftigt. Gar viele Partien gehen ebenso und noch mehr auf die Wunder, als auf die Weissagungen. Es scheint ursprünglich der Plan des Verfassers gewesen zu sein, beide Kriterien zu behandeln (Vorrede). Wir möchten den Gedanken anregen, daß der hochw. Herr Verfasser noch nachträglich die Schrift erweitere und ebenfalls die Wunder, vielleicht auch noch die inneren und die negativen Kriterien behandle und so die Schrift zu einer vollständigen Theorie der Offenbarung umgestalte.

Aber auch in der jetzigen Gestalt ist das Buch eine recht willkommene Bereicherung unserer theologischen Literatur. **Th. Granderath** S. J.

Geschichte der katholischen Kirche in Irland von der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. Von **Alphons Bellesheim**, Doctor der Theologie und beider Rechte, Canonicus des Collegiatstifts in Aachen. Zweiter Band (von 1509 bis 1690), mit einer Karte Irlands vom Jahre 1570. XXXVI u. 772 S. gr. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 16.60. Dritter Band (von 1690 bis 1890), mit dem Bild des ehrwürdigen Erzbischofs Plunket und einer Karte der irischen Diöcesen. XXXVI u. 782 S. gr. 8⁰. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 17.40.

Schon bei Erscheinen des ersten Bandes wurde in diesen Blättern (Bd. XXXIX, S. 435 ff.) hervorgehoben, eine wie schwierige, aber auch wie hervorragend nützliche und verdienstvolle Arbeit dem deutschen Geschichtsfreunde mit diesem Werke geboten werde. Das umfassende Werk liegt jetzt vollendet vor. In kurzer Aufeinanderfolge sind zwei weitere stattliche Bände ans Licht getreten, und jeder derselben hat die Ansprüche des Verfassers auf Anerkennung und Dankbarkeit für seine mühevolle Leistung gesteigert. Was Herr Canonicus Bellesheim über den berühmten Historiker P. Colgan geschrieben hat (III, 695), kann hier mit einigen Aenderungen auf ihn selbst angewendet werden: „Sein Werk behandelt Personen und Zustände, die von der geschichtlichen Kenntniß unseres Volkes zum großen Theil noch nicht berührt waren. Die gesammte geschichtliche Literatur Deutschlands konnte man durchforscht haben, ohne auch nur eine Ahnung von jener Welt zu erhalten, die er aufdeckt. Dazu kommt die erdrückende Masse des Materials, denn die Zahl bedeutender Erscheinungen, die uns hier entgegentreten, ist schier unendlich."

Es ist in der That nicht nur eine ganz neue Welt mit höchst eigenartigen Erscheinungen, die sich hier enthüllt: der Neuheit entspricht auch die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Gebotenen. Einem parallelen Werke, das gleichzeitig mit dem vorliegenden in Frankreich hervorgetreten ist (La Lutte d'Irlande par le Baron Kervyn de Volkaersbeke, Lille 1891), hat man zum Vorwurf gemacht, daß es eigentlich nur eine große Declamation sei, eine Vertheidigungsrede für die heutigen Irländer. Dies kann man von Dr. Bellesheims Werk nicht sagen. Es bietet fast nur Sache, nur Stoff, und doch umfaßt es drei starke Bände mit 2360 großen Octavseiten. Wenn es im ersten Bande zuweilen scheinen konnte, als ob der Verfasser von Voreingenommenheit für das irische Volksthum nicht unbeeinflußt geblieben wäre, so schwindet dieser Schein in den zwei jetzt vorliegenden Bänden zum größten Theile. Herr Dr. Bellesheim ist gar nicht blind für die Fehler und Schwächen des Keltenthums, wie selbst seiner bevorzugten Helden, sondern sucht unparteiisch die Wahrheit hervortreten zu lassen.

Während der erste Band den ganzen großen Zeitraum von der Einführung des Christenthums in Irland bis zum Regierungsantritt Heinrichs VIII. umfaßte, führt der zweite nur von der Einführung der Reformation bis zum Sturze des Hauses Stuart, behandelt also nur die Zeit von 180 Jahren. Aber dadurch gerade wird es möglich, daß die Darstellung in gemessenerem

Schritte sich voranbewegt, und das Einzelne mehr zur Geltung kommt. Ebendeshalb gestaltet sich auch die Lesung, wenngleich der Ton stets ein ernstwissenschaftlicher bleibt, angenehmer und leichter als im ersten Bande und wird durch das hohe Interesse der Ereignisse stellenweise geradezu fesselnd. Ueberdies konnte in diesem, wie gleichfalls in dem folgenden Bande der Herr Verfasser auch selbständige archivalische Forschungen verwerthen, die er in Rom, Paris, London, Ravenna u. s. w. mit unermüdlichem Fleiße und namhaftem Erfolge angestellt hat, oder in anderen Orten durch befreundete Gelehrte hat anstellen lassen. Im Anhang zu diesen beiden Bänden finden sich denn auch eine Anzahl hochinteressanter Urkunden mitgetheilt, die hier zum erstenmale zur Veröffentlichung kommen. Ein ganz besonderes Interesse, wenn nicht für die irische, so doch für die deutsche Kirchengeschichte, beansprucht der Brief des Cochläus an Dr. Wauchop II, 692, der inhaltlich hoch bedeutsam ist und zu S. Widmanns interessantem Werkchen: „Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur" (Paderborn 1889), eine willkommene Ergänzung bietet.

Auf den dritten Band, der die Kirchengeschichte Irlands von der Vertreibung der Stuarts bis auf unsere Tage weiterführt, hat der Verfasser augenscheinlich die größte Sorgfalt verwendet. Er löst hier die Aufgabe, in dem Labyrinthe von Fragen und Verwicklungen, wie sie den irischen Zuständen nun einmal eigen sind, zurechtzuweisen. Es verdient dies besondern Dank sowohl wegen der diesen Fragen anhaftenden Schwierigkeit, als wegen des actuellen Interesses, das sie bieten.

Außer der schon hervorgehobenen Reichhaltigkeit des Bellesheim'schen Werkes, das für seinen rastlosen Forscherfleiß neues glänzendes Zeugniß ablegt, macht es sich als besonderer Vorzug geltend, daß der Verfasser auf dem Gebiete der Theologie wie des canonischen Rechtes so wohl erfahren, mit soviel Sicherheit und Correctheit sich bewegt. Denn es sind sehr viele Fragen einer heikeln und strittigen Natur, die in dieser Kirchengeschichte nothwendig zur Besprechung kommen mußten.

Von dem „keltischen Ungestüm", d. h. der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Iren selbst ihre hervorragendsten und verdientesten Männer in den Staub zu ziehen bereit sind, wenn dieselben in irgend einer das Politische berührenden Frage anderen Anschauungen gehuldigt haben, ist der Verfasser weit entfernt. Mit Ruhe und Besonnenheit im Urtheil weiß er fast immer jedem gerecht zu werden, das Gute und Tüchtige in jedem anzuerkennen. So gelingt es ihm auch trotz der entsetzlichen Dinge und oft abstoßenden Zustände, die er schildern muß, — des Elends und der sittlichen Verkommenheit im Volk und der Verwahrlosung in der Kirche — einen erhebenden Gesammteindruck zu hinterlassen. Es ist eine schöne Zahl großer Männer, edler Charaktere, verdienter Gelehrten, namentlich aber ausgezeichneter Bischöfe, deren Bild der Verfasser entworfen hat. War das alte Irland groß durch seine Heiligen und seine Mönche, so darf man kühn behaupten: Was seit dem 9. Jahrhundert Irland Ehrwürdiges und Ruhmreiches hat, das sind seine großen Bischöfe. Dr. Bellesheims ganzes Werk ist nur die Bewahrheitung von O'Connells schönem Wort

(III, 481): „Ausländer haben uns das Eigenthum beschlagnahmt, Hab und Gut dem Volk genommen, sittliche Verwüstung hat der ‚Sassenach‘ in unser Land gebracht. Doch ähnlich den Ruinen von Palmyra in der Wüste erhebt sich die irische Hierarchie. Ihre glänzenden Säulen stehen mit dem Sockel auf der Erde, aber ihre Häupter ragen in den Himmel. In Trümmern liegen Irlands Kirchen, aber in Majestät und Schönheit strahlt seine Hierarchie."

Eine ganz besondere Schwierigkeit bietet die Kirchengeschichte Irlands wie Englands durch die tiefgehende Spaltung zwischen Weltgeistlichkeit und Ordensclerus, die ebenso demüthigend ist für das christliche Bewußtsein als sie unheilvoll war in ihren Folgen. Es ist der alte Krebsschaden der katholischen Kirche in Großbritannien. Um hier nicht allzuweit abzuweichen von der richtigen Mitte, bedarf es schon deshalb größter Vorsicht, weil selbst Actenstücke und Kundgebungen, die sonst als amtlich und völlig unantastbar ohne jedes Bedenken hingenommen zu werden pflegen, hier gar leicht die Parteifarbe an sich tragen. Der ruhigen Besonnenheit des Herrn Verfassers kann man auch hierin im ganzen nur lobende Anerkennung zollen.

Daß es ihm an der für den Historiker nothwendigen Weite des Blickes nicht fehle, zeigt der Herr Verfasser auch in anderen Fragen, die sonst zuweilen einseitig behandelt zu werden pflegen. Er erkennt sehr wohl, daß neben dem Religionshaß des calvinisirten Englands auch noch andere für Irland ungünstige Momente in Betracht gezogen werden müssen, wie die Gegensätzlichkeit des Nationalcharakters zwischen Sachsen und Kelten, die tiefeingewurzelte, seit Jahrhunderten bis zum Rassenhaß gesteigerte nationale Abneigung, durch welche die Angehörigen der beiden Nationen sich vielfach nicht mehr zu verstehen, nicht mehr billig zu beurtheilen vermögen. Auch das herzlose Spiel der Parteipolitik in England, bei dem sonst vielleicht ehrenwerthe Männer die theuersten Interessen eines ganzen Volkes mit kaltem Blute dem augenblicklichen Parteiinteresse geopfert haben, erkennt der Verfasser und zieht es mit in den Bereich seiner Darstellung.

Daß in den 2360 Seiten dieses so überaus inhaltreichen Werkes auch auf manche kleine Ungenauigkeit, auf manche unnöthige Wiederholung oder Abschweifung und dergl. hingewiesen, und in Bezug auf manches Urtheil eine Meinungsverschiedenheit geäußert werden könnte, braucht nicht verhehlt zu werden. Es sind aber meist Dinge untergeordneter Art, welche verstummen gegenüber dem Nutzen und dem Verdienste dieser unschätzbaren Arbeit. Bleiben manche Wünsche hinsichtlich der Anordnung des Stoffes, so muß anerkannt werden, daß die mit musterhaftem Fleiße gearbeiteten Inhaltsverzeichnisse bei jedem Band die Uebersichtlichkeit der Anordnung einigermaßen ersetzen.

Manche für die Beurtheilung der kirchlichen Zustände Irlands interessante Synodalbestimmungen sind in so abgekürzter oder dunkler Fassung gegeben, daß sie dem Verständniß Schwierigkeiten bereiten. Erläuterung durch Anmerkungen oder wenigstens Beisetzung des Urtertes hätten abhelfen können. Die Vergiftung Ednards VI. ist trotz der in jenen aufgeregten Tagen verbreiteten Gerüchte im höchsten Grade unwahrscheinlich. Der unedlen Verdächtigung P. Netterville's ist II, 456 und 475 vielleicht etwas viel Ehre erwiesen worden. Wenn Netterville versuchte, dem Dictator

nahezukommen, so that er nur, was zur lebhaften Befriedigung Sixtus' V. seine Ordensbrüder in Bezug auf die Königin Elisabeth angestrebt hatten, was P. Finglas that in Bezug auf Erzbischof Ussher, und was mit mehr Erfolg P. Talbot that bei Karl II. Die Verdächtigung selbst verräth nur die damals im Clerus herrschende Gereiztheit. Ueber die Stellung der Jesuiten zu Cromwell lassen seine eigenen Briefe keinen Zweifel.

Wenn es II, 24 heißt: „Durch die Bulle ‚Inter fideles quoslibet' vom 31. Juli 1515 ordnete Leo X. die Verhältnisse des Domes von St. Patrick in Dublin und erneuerte dabei das alte Verbot der Uebertragung von Präbenden an eingeborene Iren", und II, 132: „Noch Leo X. trug diesen Verhältnissen durch Bulle vom Jahre 1516 Rechnung, welche Ausschließung aller eingeborenen Iren aus den beiden Domkirchen verfügte", so könnte dies zu einem Mißverständniß Anlaß geben. Wie I, 439 sehr richtig hervorgehoben war, hatte einst Honorius III. im Jahre 1221 und nochmals 1224 ein dahinzielendes Gesetz für nichtig erklärt. Trotzdem bildete in Dublin die Gewohnheit sich aus, und nach Verlauf von 300 Jahren, unter veränderten Verhältnissen, gestand Leo X. zu, daß die so lange eingebürgerte Gewohnheit jetzt als zurecht bestehend betrachtet werden dürfe (consuetudo illa antiqua . . . concordatum est quod vigeat). Die „Verfügung" oder „Erneuerung" einer für eine ganze Nation so empfindlichen Maßregel möchte aber doch hiervon etwas verschieden sein.

Ein Gesammturtheil über das umfassende Werk des Herrn Dr. Bellesheim kann nur dahin gehen, daß, wie immer man über einzelnes urtheilen mag, der Verfasser allen Freunden der Kirchengeschichte einen überaus werthvollen Dienst geleistet und eine wahre Schatzkammer neu geöffnet hat. Es dürfte in der gesammten Literatur schwerlich ein Werk über Irland existiren, das so allumfassend, an kostbarem Detailmaterial nach allen Richtungen hin so reichhaltig wäre. Ebenso unbestritten dürfte es sein, daß durch dieses Werk thatsächlich eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt, und für spätere Leistungen auf diesem Gebiete über die größten Schwierigkeiten hinweg mit wahrer Riesenarbeit die Bahn geebnet wurde. Otto Pfülf S. J.

Archivlehre. Grundzüge der Geschichte, Aufgaben und Einrichtung unserer Archive. Von **Franz v. Löher**, k. Geheimen Rath, Reichsarchivdirector a. D., Universitäts-Professor zu München. XII u. 490 S. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1890. Preis *M.* 10.

Bücher gleich dem vorliegenden zu besprechen, ist eine erfreuliche Aufgabe. Der Verfasser hat sich durch musterhafte Verwaltung des reichen Schatzes der Archive Bayerns und vor allem des vortrefflich geordneten zu München allseitige Anerkennung und verdienten Dank erworben. Nachdem er in seiner Archivalischen Zeitschrift nach dem Zeugnisse eines Urtheilsberechtigten „im vollen Einklang mit den wissenschaftlichen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts jene wohlthuende Praxis ausgestaltet, die Archive in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, und weit über die Grenzen Bayerns anregend und fördernd gewirkt" hat, vereint er hier die in den dreizehn Bänden derselben zerstreuten „Vorschläge, Ideen und dienlichen Thatsachen" zu einem Buche.

Die acht ersten Kapitel bieten einen lichtvollen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Archive in ihren sieben Zeitaltern. Klein waren

die Anfänge der Archive zur Zeit der Germanen und Franken, geringe Fortschritte zeigten sie in der Kaiserzeit (912—1254), bedeutendere unter dem Einfluß der aufblühenden Städte vom Interregnum bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts (1255—1450). „In der fränkischen Zeit wurden bei wichtigen Fällen Urkunden darüber aufgenommen: das Pergament legte man dabei auf die Erde und darauf einen Halm oder Zweig, oder etwas Rasen vom Grundstück, oder auch Feder und Tintenfaß, oder auch einen Handschuh, dann wurde das Pergament aufgehoben und mit den Sachen darauf dem Schreiber übergeben, der nun die Urkunde abfaßte. In der Kaiserzeit unterließ man mehr und mehr die Schreiberei und begnügte sich mit der symbolischen Uebergabe... Seitdem aber die Blütezeit der Städte begann, wurde es mehr und mehr Herkommen, daß die Bürger einander Eigen- und andere Rechte an Grundstücken vor dem Rathe übertrugen und dessen Schreiber darüber eine Schrift oder eine förmliche Urkunde mit Stadtsiegel verfertigte."

Belehrend ist für die Beurtheilung des Anwachsens und der Aufbewahrung der Archivalien eine Uebersicht der im Würzburger Kreisarchiv erhaltenen Urkunden. Bezeichnet man das Fürstbischöfliche Archiv mit A, das Domkapitularische mit B, jenes der Stifter, Klöster und Ordenscommenden mit C, die Jahrhunderte aber mit römischen Ziffern, so ergibt sich folgende Tabelle:

	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.	XVI—XVIII.
A.	—	—	1	10	87	414	2015	4276	16 171
B.	1	18	27	34	101	338	1055	1782	2 334
C.	—	—	—	4	124	759	2041	1981	2 953.

Man sieht, „wie das Domkapitel am sorgfältigsten seine Schriftstücke bewahrte, — wie die urkundliche Thätigkeit der landesherrlichen Regierung unverhältmäßig sich steigerte, sobald das Staatswesen des Mittelalters in das der neuern Zeit überging, — und wie schlecht es mit Urkunden bestellt war in der ganzen Zeit von Karl dem Großen bis zum Ausgang der Hohenstaufen."

„Bei solcher Armuth an Urkunden aus der frühern Zeit suchte man in Klöstern und Städten, auch an geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen sich dadurch zu helfen, daß über eine Frage ein Notizzettel oder Vermerk in einer Chronik, oft nur eine mündliche Ueberlieferung benutzt wurde, um eine Urkunde darüber auszuarbeiten. Meist geschah das im besten Glauben, weil man dem, was ganz zweifellos erschien, nur ein schriftliches Gewand umhängen wollte. Man wußte wohl, daß eine Fälschung stattfinde, allein das Bewußtsein fehlte, daß man ein Unrecht begehe: die Urkunde sollte ja mehr zur Erinnerung als zum Beweise dienen... Aus je älterer Zeit die Urkunden stammen sollen, um so mehr gefälschte kommen unter ihnen vor: aus der Merowinger-Zeit mag wohl die gute Hälfte unecht sein, aus der sächsischen und salischen Kaiserzeit noch beinahe ein Zehntel. Die Ursache war nicht, daß man dachte, in je ältere Zeit die Entstehung verlegt werde, desto schwieriger sei der Betrug zu entdecken, sondern je weiter die Zeit zurücklag, desto mehr Urkunden wurden vermißt. Man nahm es aber gewöhnlich leicht damit, weil der Trost nahe lag, der rechte Beweis dessen, was die Urkunde besage, beruhe im hergebrachten Besitz oder in der fortlebenden Ueberlieferung, und die Ur-

kunde sei nur eine mehr oder minder ausführliche Geschichte des Herganges, auf welchen es ankam."

Im fünften Zeitalter der deutschen Archivgeschichte, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Dreißigjährigen Krieg, mehrte sich besonders die Anzahl der Copial- und Amtsbücher, deren z. B. das Reichsarchiv in München aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert nur je 6 und 3 und 5 besitzt, aus dem 12. schon 31, dem 13. ihrer 60, dem 14. bereits 435 und für das 15. sogar 2533, für das 16. bereits 6646 Folio- und Quartbände voll Handschriften, unter welchen die Urkundencodices einen verhältnißmäßig kleinen, die Amtsbücher aber den bei weitem größten Theil bilden. „Im Würzburger fürstbischöflichen Archiv läßt sich vom Anfang des 14. Jahrhunderts an verfolgen, wie fast jedes Jahrzehnt ein neues Amtsbuch einführte, erst die Lehnsbücher, dann Quittungs-, dann Schuld-, dann Vertragsbücher, dann sogar Bücher verschiedener Geschäfte, dann Aufbot- oder Kriegsbücher, Kaufbücher; — gleich im Beginn des 15. Jahrhunderts entstanden die Gebrechenbücher (über Streitigkeiten mit Nachbarn), Achtbücher, Aemterbücher, Aufgangbücher und solche über Huldigungen und Leichenfeiern der Fürsten; Bürger-, Diener-, Geleits-, Urfehdebücher; — darauf folgten Bekenntnißbücher, worin die Zustimmung der Lehns- und Landesherren zu Verpfändung oder Verkauf, ferner Malefizbücher, — und im Jahre 1529 hielt man für das Beste, auch Ergänzungsbücher (libri omissorum) anzulegen. Jetzt aber hatte man der Arten dieser Amtsbücher genug, nur ihre Bändezahl wurde noch vermehrt, bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ihrer 378 waren."

Das sechste Zeitalter, das der Fürsten, vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Wiener Congreß (1618—1814), war, wie kein anderes, unseren Archiven verderblich. Vieles wurde verbrannt, verschleppt oder verdorben. „Wie im Dreißigjährigen Kriege alles außer Rand und Band gerieth, die ganze Noth und Zügellosigkeit und Verwirrung spiegelt sich nirgends deutlicher, als in den Handschriften. In den 804 Großbänden, welche neben vielen anderen Fascikeln die Acten des Dreißigjährigen Kriegs im Münchener Reichsarchiv umfassen, herrscht eine Verschiedenheit, Willkür und Roheit in den Schriftzügen, daß ihre Entzifferung öfter zur schwierigen Arbeit wird." Nach Vollendung desselben begann man mehr und mehr die Archive wissenschaftlich zu verwerthen, obwohl Geheimnißkrämerei sie und ihre Schätze decken wollte. Als Pufendorf vom Großen Kurfürsten zum Historiographen bestellt war, wurde ihm zwar das Archiv geöffnet; nachdem er aber sein Geschichtswerk veröffentlicht hatte, mußte er sich sagen lassen: „Jeder Hof habe seine Geheimnisse und jeder Verständige müsse sie bewahren. Wer veröffentliche, was in den heiligen Schränken verschlossen liege, richte so wie so Unheil an." Trotz solcher an manchen Höfen noch herrschenden Ansichten erschienen im 17. und besonders im 18. Jahrhundert große, auf urkundliche Quellen gestützte Werke von Pufendorf, von Leibniz, Ludewig, Lünig, Schannat, Schaten und andere, welche in den Monumenta boica ihren Höhepunkt erreichten. Die durch Papebroeck und Mabillon zur Wissenschaft erhobene Kenntniß der Urkunden zeigte mehr und mehr, daß Archive nicht nur Bewahrungsorte alter Schriftstücke seien, wodurch Fürsten

und Bischöfe, Städte und Abteien alte Rechte schützen und vertheidigen könnten, sondern auch die besten und ergiebigsten Quellen wahrheitsgetreuer Geschichtsdarstellung. Die Archivalien kamen darum aus finstern und feuchten Kammern, in denen sie verschlossen gewesen waren, in freundliche und weite Räume. Wohl brachten Napoleons Kriege und Annexionen neue Verwirrung und Schädigung; aber nach seinem Sturz begann ein neuer Zeitabschnitt und mit ihm eine durchgreifende Neugestaltung.

Die neue Aufgabe der Archive ist in der gegenwärtigen Zeit theoretisch allgemein anerkannt, praktisch dagegen bei weitem noch nicht an allen Orten durchgeführt. Jedes größere Archiv enthält nämlich zwei Arten von Schriftstücken: zuerst solche, die noch Einfluß und Werth haben für das Geschäftsleben des Staates, aus denen Forderungen und Rechte für und gegen ihn abgeleitet werden können. Ruhen doch im Archiv geheime Staatsverträge und Gesandtschaftsberichte, ältere Verwaltungssachen und vielerlei Kaufacten, Besitztitel und Verträge, woraus leicht Processe und Ansprüche entstehen. Daß Beamte solche Schriftstücke mehr oder weniger geheim halten, versteht sich von selbst. Die größere Menge der Archivbestände setzt sich dagegen aus Handschriften und Urkunden zusammen, welche keinen Einfluß mehr üben können auf staatliche oder vermögensrechtliche Verhältnisse der Gegenwart. Man hat vorgeschlagen, die Archivalien zu theilen, in Registraturen für alles, was noch dem Geschäftsleben des Staates angehöre, und Archive, freiständige wissenschaftliche Anstalten, welche nur historisch fertige Stücke aufzunehmen und der freien öffentlichen Benutzung, gleich Bibliotheken, darzubieten hätten, folglich die Registraturen den Behörden, die Archive den Universitäten zu überweisen. Trotz des bestechenden Scheines würde jedoch eine solche Scheidung unmöglich durchzuführen sein; beide Anstalten würden sich gegenseitig große Lücken machen und einer vollständigen, systematischen Ordnung und Abrundung beraubt bleiben. Große Archive bleiben darum „Sammelstätten amtlicher Schriftstücke für den staatlichen Bedarf, damit sie beständig Aufklärung geben über Entstehung, Natur und Bedingung von Rechts- und politischen Verhältnissen, von Gesetzen und öffentlichen Anstalten, — Sammelstätten allerdings mit wissenschaftlichem Charakter und reicher geschichtlicher Ausbeute.“ War der Archivbeamte früher eine Art Geheimsecretär, so soll er jetzt höher steigen. Mit ausgebreiteter Sachkenntniß, mit klarem und ruhigem Blick erörtert v. Löher sein Ideal eines auf der Höhe seines Berufes stehenden Archivars. Er soll hauptsächlich für Staat und Recht, und daneben für die Geschichtsforschung arbeiten. Wegen der ersten Aufgabe: „Arbeit für Staat und Recht“, würde er aus den alten Acten in strittigen Fällen die betreffenden Thatsachen beizubringen haben, und zwar nicht nur für den Staat, sondern auch für Gemeinden, Kirchen und Private. Man sollte ihn bevollmächtigen, beglaubigte Abschriften von alten Schriften zu liefern und den rechtshistorischen Stoff, dessen man bei praktischen Geschäften benöthigt ist, darzulegen und zu erklären. Die zweite Aufgabe: „Arbeit für Geschichtsforschung“, fordert, daß der Archivar „die Gänge, die zu seinem archivalischen Bergwerk führen, öffne und weise. Also: 1. Be-

schränkung und theilweise Aufhellung des Archivgeheimnisses; 2. leichte Benutzbarkeit der Archive; 3. Veröffentlichung von Repertorien; 4. Versendung von Archivalien". Man wird eingestehen, daß beide Aufgaben große und gemeinnützliche sind, und daß eine so hohe Auffassung des archivalischen Berufes die Forderung des Verfassers berechtigt, nur gut geschulte Männer sollen Archivarstellen erlangen, dann aber auch zum Lohn eine nach allen Rücksichten entsprechende Stellung erhalten.

Der praktischeste Theil des Buches beschäftigt sich mit der Einrichtung eines Archivs. Dreierlei wird dabei in immer neuer Art und Weise gefordert: Licht, Luft und Ordnung. Alle, besonders auch jene, welche vielleicht nur kleine Archive besitzen: adelige Herren, Städte, Kirchen und Klöster, werden aus den klaren und praktischen Anweisungen des erfahrenen Archivdirectors reiche Belehrung schöpfen, und, wofern sie seinen Rathschlägen folgen, ihr Archiv erhalten, retten und in guten Stand bringen. Nur zu oft begegnet jeder, der sich nur einigermaßen für alte Schriften interessirt, mehr oder weniger werthvollen Urkunden und Handschriften, welche in Unordnung, Feuchtigkeit und Schmutz umherliegen, deren Siegel zerdrückt werden oder vermodern! Freilich sind stolz gezeigte Schätze hie und da kaum mehr als altes Papier, oft aber auch wirkliche Kleinodien, wichtige Denkmäler zur Geschichte des Hauses, der Kirche und der Gegend. Vieles ist besser, weit besser geworden seit einem Menschenalter; daß es vollkommen werde, dahin kann dies vortreffliche Buch helfend und fördernd wirken. Steph. Beissel S. J.

La Question ouvrière. Programme d'action. Les droits de Dieu et nos devoirs. Par P. **Marin de Boylesve** S. J. 106 p. 8⁰. Paris, René Haton, 1891.

Man muß die ganze Schrift bis zu Ende lesen, um die Erörterungen und Rathschläge des durch sein Alter nicht nur, sondern auch durch seine wissenschaftliche und priesterliche Thätigkeit ehrwürdigen Verfassers richtig zu beurtheilen. Die theoretischen Erörterungen bilden eine Kette von knappen, klaren, fast aphorismenartigen Sätzen und Schlüssen; ungekünstelt, aber wohldurchdacht führen sie den Leser unvermerkt zum praktischen Ergebniß: Macht alle Klassen, Arme und Reiche, Arbeiter und Arbeitgeber zu guten Katholiken — dann ist alles gewonnen; fordert und erkämpft durch Wort und Schrift und That auf jede rechtmäßige Weise die volle individuelle und genossenschaftliche Freiheit auf religiösem, auf erziehlichem, auf social-wirthschaftlichem Gebiet auch für die Katholiken und Schutz der rechtlichen Ausübung dieser Freiheit von seiten der öffentlichen Gewalt — dann wollen wir uns schon selber helfen, dann kann eine fernere Einmischung des Staates auf ein Minimum beschränkt werden, und die sociale Frage ist dennoch gelöst.

Das ist praktisch nicht gerade unrecht, wenn man auf Regierungen hinblickt, welche von einem Aufbau der gesellschaftlichen Ordnung auf echt christlichen Grundsätzen nichts hören wollen. In sich genommen würde es jedoch nicht ganz richtig sein, die Pflichten und Rechte der öffentlichen Gewalt darauf zu beschränken, und nicht auch die positive Förderung des Gemeinwohles mit in

deren Kreise hineinzuziehen. Nimmt man einzelne Sätze des Verfassers für sich, so dürfte man zuweilen eine zu enge Begrenzung der staatlichen Aufgaben in denselben finden, z. B. wenn es Seite 30 heißt, der Staat könne dem Kapitalismus nur insoweit Grenzen stecken, als er ungerecht werde; wenn Seite 34 dem Staate die Befugniß, zwangsweise professionelle Genossenschaften einzuführen, rundweg abgesprochen wird; wenn Seite 42 und 45 die Einmischung des Staates nur dann als berechtigt gelten soll, wo dem öffentlichen Wohl Gefahr droht oder die Gerechtigkeit verletzt ist. Man darf keinesfalls das Vorbeugen solcher Uebel und die wenigstens indirecte Beförderung des größern Wohlseins der Gesammtheit und der einzelnen Klassen ausschließen. Allein dahin ist auch wohl die Absicht des Verfassers nicht gegangen. S. 55 ff. wird scheinbar jede directe Staatseinmischung betreffs der Arbeitsdauer und Lohnhöhe als unberechtigt abgewiesen; doch enthält S. 59 eine Correctur für den Fall, wo die Gerechtigkeit oder das öffentliche Wohl ausnahmsweise etwas anderes erheische.

Schade, daß der Verfasser bei der Ausarbeitung der Schrift noch nicht die letzte Encyklika Leo's XIII. benutzen konnte, sondern sich auf die früheren diesbezüglichen Aussprüche des Heiligen Vaters beschränken mußte; einiges wenige würde gewiß modificirt worden sein. In mehreren Punkten aber wird gleichsam im voraus das Rundschreiben des Papstes beleuchtet. Zu diesen rechnen wir besonders S. 38 ff., wo der rechtliche Inhalt des Arbeitercontractes treffliche Erläuterung findet, S. 50 ff., wo den Vereinigungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern das Wort geredet wird, u. s. w. — Selbst für den, der dem Verfasser nicht allseitig beistimmt, ist die Schrift recht belehrend und anregend.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Geschichte des heiligen Rockes. Von Stephan Beissel S. J. Verkürzte Ausgabe. 132 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis 80 *Pf.*

In dem vorliegenden Auszug sind alle Citate und weniger wichtigen Ausführungen ausgelassen, welche in der größeren, von demselben Verfasser veröffentlichten, bereits in zweiter Auflage im gleichen Verlag erschienenen „Geschichte des heiligen Rockes“ viel Raum einnahmen. Jene, welche sich nicht eingehend und in streng wissenschaftlicher Art mit der Geschichte der Reliquie befassen wollen oder können, finden in diesem Auszug die wesentlichen Punkte klar, kurz und bestimmt behandelt. Sie werden dadurch in den Stand gesetzt, sich in dem leider wieder mit solcher Heftigkeit erneuten Streit über die Verehrungswürdigkeit des heiligen Kleides ein selbständiges Urtheil zu bilden. Als Grundlage ist in der Einleitung eine Erklärung jener Principien vorausgeschickt, nach denen sich die Kirche bei ihrer Reliquien-

verehrung richtet. Die Geschichte des heiligen Rockes selbst ist in zwei Theilen behandelt. Um von einer sichern Thatsache auszugehen, wird zuerst gezeigt, wie 1196 die Verehrung des heiligen Kleides mit Gewißheit bezeugt ist. Von diesem Jahre aus werden dann im ersten Theile die Nachrichten über den heiligen Rock zusammengestellt, welche durch Zurückgehen auf ältere Berichte zu erlangen sind. Im zweiten Theile wird wiederum vom Jahre 1196 ausgegangen, aber so, daß nun durch Aufsteigen die Geschichte der heiligen Reliquie bis auf unsere Zeit dargelegt wird. Möge die Arbeit dienen nach der einen Seite zur Klärung vieler Mißverständnisse, nach der andern Seite zur Hebung der Andacht und des Vertrauens auf den Herrn, dem die Reliquie ihren Werth verdankt!

Der Glaube. Apologetische Vorträge von Dr. Leonh. Atzberger, a. o. Professor der Theologie und Universitätsprediger in München. 383 S. kl. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 3.

In fünfzig kleinen Vorträgen führt uns das Werk die Grundgedanken mehrerer Predigtcyklen vor, welche der hochw. Herr Verfasser vor Studirenden aller Facultäten in der Münchener Universitätskirche abgehalten hat. In der veränderten Form, in welcher sie im Druck erscheinen, sind diese Vorträge, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, keine Predigten mehr. „Sie wollen nur ein zubereitetes Material bieten zu apologetischen Predigten oder sonstigen religionswissenschaftlichen Reden, zugleich aber als religiös belehrende Lectüre für Gebildete aller Stände dienen.“ Zur Erreichung dieses doppelten Zweckes ist das Werk recht geeignet. Ohne rhetorischen Prunk und den Aufwand gelehrter Quellencitate verbreitet sich der Verfasser in klarer, edler Sprache und mit völliger Beherrschung seines Gegenstandes über das Wesen des christlichen Glaubens, das Dasein Gottes, die Möglichkeit, Nothwendigkeit, Erkennbarkeit der Offenbarung, die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und das unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche. Wenn die ersten Vorträge das Interesse des Lesers weniger anregen sollten, so darf er deshalb das Buch nicht beiseite legen. Die späteren über Offenbarung und Kirche werden seine Ausdauer belohnen.

Tractatus canonicus de matrimonio, auctore Petro Gasparri, Sacerd., SS. D. N. Leonis PP. XIII. cubiculario intimo, in Instituto Catholico Parisiensi textus canonici professore, olim Romae professore institutionum canonicarum in Collegio Urbano de Propaganda Fide et sacrae theologiae sacramentariae in scholis Pontificii Seminarii Romani ad S. Apollinarem. Volumen primum et secundum. XIII, 550 et 603 p. 8⁰. Paris, au Secrétariat de l'Institut catholique, rue de Vaugirard 74, 1891.

Der Verfasser dieser vorzüglichen canonistischen Arbeit über das katholische Eherecht ist mit einer soliden theologischen und juristischen Bildung ausgestattet und bietet in seinem Werke die reife Erstlingsfrucht sorgfältiger Studien und einer längern Lehrthätigkeit in Rom und Paris, wo er auch der praktischen Anwendung des katholischen Eherechtes sehr nahe stand. Daher ist es ihm möglich, ein gründlich durchgearbeitetes Eherecht zu liefern, das zunächst einen so vollständigen Stoff enthält, wie es bei Werken desselben Umfanges nur selten der Fall sein dürfte. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, die positive und negative Beweisführung bestimmt und gründlich. Ueberall verräth sich der Mann des selbständigen Urtheils, der nach Gründen, nicht nach rein äußeren Autoritäten sich für eine bestimmte Ansicht entscheidet. Nach der Erörterung vielumstrittener Fragen weiß man in der Regel klar und deut-

lich, was der Verfasser will und hält oder verwirft. Diese bestimmte Meinungsäußerung ist aber nicht ein rücksichtsloses Absprechen; auch die Gründe der Gegner finden ihre Würdigung, werden wiederholt als non spernendae bezeichnet, welche die entgegenstehende Ansicht noch nicht als völlig gewiß erscheinen lassen, und als Mann von praktischem Blick zieht er dann stets die nothwendigen Folgerungen für die Handhabung des Rechtes im Leben. Die historischen Fragen finden bei dem Verfasser wenig Berücksichtigung, und das wenige, das er bietet, dürfte vielleicht die Fachmänner in Deutschland als nicht ganz dem neuesten Stande der historischen Forschung entsprechend weniger befriedigen. Doch war es zunächst nicht die Absicht des Verfassers, auf derartige Dinge sich näher einzulassen, wie auch Feije bei dem praktischen Zwecke seines Werkes den historischen Fragen keine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ferner läßt sich nicht verkennen, daß bei der Unbekanntheit des Verfassers mit der deutschen Sprache nur eine mangelhafte Literatur ihm zur Verfügung gestanden hatte. Für diesen Ausfall werden jedoch Fachmänner und Praktiker reichlich entschädigt durch eine Reihe von wirklich neuen Gedanken und Ausführungen, und an die Stelle von Geschichten aus alten Zeiten läßt der Verfasser die neue und neueste Geschichte des katholischen Eherechts treten, indem er die neuesten Decrete und Instructionen der römischen Congregationen, sowie interessante und verwickelte Ehefälle in eingehender Weise mittheilt und verwerthet. Gerade in dieser Beziehung ist das Werk Gasparri's wirklich unübertroffen.

Die Regel des heiligen Benedict. Uebersetzt von P. Edmund Schmidt O. S. B. in Metten. Mit Erlaubniß der Ordensoberen. VIII u. 120 S. 12°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis 60 *Pf.*

Die hier vorliegende Uebersetzung der Regel des hl. Benedict lehnt sich nicht an die am meisten verbreitete Cassinenser Ausgabe an, sondern sie legt einen nach den ältesten Handschriften berichtigten und im Jahre 1880 im Pustet'schen Verlage veröffentlichten Text zu Grunde. Eine dankenswerthe Beigabe ist die mit dem Inhaltsverzeichnisse verbundene Darlegung des systematischen Aufbaues der berühmten Regel.

Celui qui est. Par Frédéric de Curley S. J. Essai. XIV et 354 p. 8°. Paris, Retaux-Bray, 1891.

Der hochw. Verfasser, der sich schon durch eine Reihe anderer Schriften historischen, hagiologischen und philosophischen Inhalts einen geachteten Namen erworben hat, wendet sich hier gegen „das Kainsmal der Gegenwart", den Atheismus. Was er bescheiden „einen Versuch" nennt, ist in Wirklichkeit eine tiefgehende, gediegene philosophische Abhandlung, gründlich, klar disponirt, mit vielen Citaten aus älteren und neueren Schriftstellern durchwebt, dabei so anschaulich und lebendig geschrieben, wie der abstracte Stoff es nur immer zuläßt. Der erste, kürzere Theil, „Ausgangspunkt", S. 3—86, eine Widerlegung des modernen Skepticismus, der alle Gewißheit längnet, um sich des Glaubens erwehren zu können, führt, vom Ich ausgehend, zur Gewißheit von der Existenz der Außenwelt. Der zweite, „Beweisführung", S. 87—269, schließt sodann von der Welt auf deren Schöpfer, seine Existenz, Intelligenz und Aseität, auf ihn, den Unendlichen, Einzigen, Einfachen, Unveränderlichen, Ewigen, um im Schlußkapitel, „Erhebung", in ein schwungvolles Gebet, den Ausdruck unbedingter Hingabe an Gott, auszuklingen: Tibi soli totus semper ubique. Von zwei umfangreichen Anhängen, S. 273—348, polemisirt der erste gegen Descartes' Discours de la méthode, als gefährlich für „Wissen, Glaube und Vaterland", während der zweite eine akademische Rede über die Achtung vor der Tradition bringt.

Conferenzen in der St.-Peterskirche zu Wien, gehalten im Advente 1890. Ein Beitrag zum Verständniß der socialen Frage von Victor Kolb S. J. XIV u. 106 S. 8°. Wien, Mayer & Comp., 1891. Preis *M.* 1.80.

Diese Conferenzen verdienen durchaus weiterhin bekannt zu werden, als wohin das lebendige Wort dringen konnte. Obwohl vor dem Rundschreiben des Heiligen Vaters über die Arbeiterfrage gehalten, behalten sie ihren vollen Werth, oder vielmehr zeigen sie erst recht ihren Werth, weil der hochw. Verfasser auch jetzt kein Wort anders zu sagen hätte, als er es gethan hat. Klarheit in der Sache, Faßlichkeit im Ausdruck zeichnen das Werkchen in hohem Grade aus. Insbesondere haben wir einen höchst wichtigen Gedanken kaum irgendwo anders deutlicher ausgedrückt gefunden, nämlich daß der tiefste Grund des Bestehens der socialen Frage, außer in der Entchristlichung der menschlichen Gesellschaft, in der Verkennung der socialen Eigenschaften der Arbeit liege, daß die Werthung der menschlichen Arbeit den Schleuderpreisen eines wilden Marktes müsse entzogen werden, daß es zu den dringlichen Aufgaben der Sorge für das Gemeinwohl gehöre, die Arbeit und die Großindustrie zu regeln. Specielle Vorschläge in dieser Richtung bietet der kleine, aber hochwichtige Anhang aus dem Referate des Verfassers über die sociale Frage auf dem zweiten allgemeinen österreichischen Katholikentage.

Die göttliche Mission der schwieligen Hand. Freundesworte an die christlichen Arbeiter von P. Gratian von Linden, Kapuziner. Mit Genehmigung der Obern. VIII u. 340 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Fast möchten wir sagen: Schade, daß die Empfehlung des Büchleins an dieser Stelle gegeben wird; sie kommt zu wenig den Lesern vor die Augen, für die dasselbe ganz besonders geschrieben ist. Um so mehr dürfen wir unter den Lesern unserer Zeitschrift die geistlichen Herren auf das Schriftchen aufmerksam machen, damit sie es den Arbeiterkreisen als eine ebenso nützliche wie erbauliche und anziehende Lesung empfehlen. Aber auch sie selbst werden in demselben reichlichen Stoff zur Erbauung für sich und andere finden.

Auf der Eisenbahn. Von Dr. W. Cramer, Dombechant und Weihbischof. Zweite, verbesserte Auflage. 76 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1891. Preis 60 *Pf.*

Das Büchlein ist eine Kette der beherzigenswerthesten Wahrheiten des Christenthums, in eindringlicher und doch auch gefälliger, fast möchte man sagen unterhaltender Form dem Leser dargelegt. Bei Abgang des lebendigen Wortes des Missionspredigers kann es in der That durch aufmerksames betrachtendes Lesen das Anhören der Predigt zu nicht geringem Theil ersetzen. — Es ist ein Grundsatz der Geisteslehrer, daß die Geschöpfe uns hinlenken sollen zu Gott und zu göttlichen Dingen. Das vorliegende Büchlein zeigt, daß der hochwürdigste Herr Verfasser durch die Schule der praktischen Uebung in diesem Punkte es zur Meisterschaft gebracht hat, um die unscheinbarsten Dinge dieser Welt so zu verwerthen, daß sie den gläubigen Christen auf leichte Weise zu Gott und zur Beherzigung der ewigen Wahrheiten hinführen. — S. 93 unten ist die einzige Stelle, wo wir eine Aenderung gewünscht hätten.

Der Beruf. Vierundzwanzig Conferenzen, den Zöglingen des bischöflichen Convictes zu Luxemburg gehalten von J. Bern. Krier, Director. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. VIII u. 355 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.

Der hochw. Herr Verfasser hat sich schon durch mehrere vortreffliche Schriften als inniger Freund und erfahrener Führer der Jugend bewährt. Auch beim Lesen dieses Werkchens wird den Jüngling stets das Gefühl begleiten, daß jedes Wort aus dem Herzen eines vom Geiste des Glaubens und der Kirche ganz beseelten, erfahrenen, liebevollen, väterlichen Freundes komme. Die Worte sind ernst, aber nicht entmuthigend, sondern anspornend. Die Wichtigkeit der Erkenntniß des Berufes und der großmüthigen Hingabe an den erkannten Willen Gottes, sowie die Mittel, diese doppelte Gnade sich zu erwerben, werden eingehend besprochen. Daß bei der Besprechung der verschiedenen Lebenspfade die geistlichen Berufe am eingehendsten besprochen werden müssen, ist selbstverständlich; doch wäre es sehr zu bedauern, wenn jemand durch das Titelblatt sich verleiten ließe, zu glauben, es passe das Buch nur für solche, die an die Ergreifung des geistlichen Berufes dächten. Nein, es werden auch die hauptsächlichsten weltlichen Lebenspfade eingehend besprochen. Allerdings darf der Jüngling nicht erwarten, mit dem Durchlesen eines noch so trefflichen Buches seine Berufswahl zu vollenden. Wohl aber wird kein Jüngling seinen Beruf verkennen oder den erkannten Beruf verlieren, wenn er die Räthe und Anleitungen, die ihm hier geboten werden, nicht bloß liest, sondern beherzigt, die Grundsätze sich zu eigen macht und gleich mit aufrichtigem Ernst in seinem Leben zu verwirklichen sich bemüht. Auch die Geistlichen, Erzieher wie Seelsorger, werden dem hochw. Verfasser für die treffliche Arbeit danken.

Der Beruf der Lehrerin. In Briefen an eine frühere Schülerin dargestellt von P. Herber, Seminarlehrerin. Mit einem Vorwort von Dr. L. Kellner und einem Anhange: Rathgeber für Lehrerinnen bei der Auswahl von Berufsschriften. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 138 S. 12°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein goldenes Büchlein, dictirt von Liebe zum göttlichen Kinderfreund, geschrieben aus warmem Herzen in schlichter, aber edler Sprache, getragen vom Geiste echt katholischer Frömmigkeit und edler Begeisterung für einen Beruf, „der seine sehr ideale, seine sehr nüchterne und seine sehr ernste Seite hat“, die reife Frucht reicher Erfahrung und allseitiger Vertrautheit mit den Mühseligkeiten und Klippen eines Standes, dessen Glieder „zu einer ähnlichen, verborgenen, fortgesetzten, wenn auch nicht so heldenmüthigen Aufopferung ihrer selbst bestimmt sind, wie die Klosterfrauen“. „Neulinge werden hier erinnert, was sie zu thun und zu meiden haben, damit die Kinder sagen: ‚Unsere Lehrerin ist streng, aber doch gut‘ — und die älteren: ‚Sie ist eine angenehme Person, pünktlich, ordnungsliebend, bescheiden, freundlich, theilnehmend, verkehrt nur mit wenigen, ist keinen Augenblick müßig, scheint nur für ihre Schule zu leben; im übrigen wissen wir nicht viel von ihr.‘“ Aber auch ältere Colleginnen werden sich bei der Verfasserin oft Anregung und Ermunterung, hin und wieder wohl auch Belehrung, z. B. über den Beruf junger Mädchen zum Lehrerinnenstande, holen. Eine sehr praktische Zugabe bildet ein Verzeichniß solcher Schriften, „welche einer Lehrerin Anleitung geben, wie sie die Kunst, nach den Grundsätzen der christlichen Pädagogik und den Anforderungen der heutigen Methodik zu erziehen und zu unterrichten, ausüben kann“. Es soll in Zwischenräumen von zwei bis vier Jahren ergänzt und verbessert werden. Winke hierzu werden erbeten.

Gedenkblätter zum fünften Centenarium der Heiligsprechung St. Birgitta's von Schweden (7. October 1391). Zum Nutzen und Frommen ihrer Verehrer im Süden und Norden. Mit Titelbild. 35 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis 50 *Pf.*

Eine nicht umfangreiche, aber nach Inhalt und Ausstattung nicht unwürdige Gabe zur Jubelfeier des 7. October. Die „Gedenkblätter" legen das gottbegnadete Leben und die so segensreiche Wirksamkeit der gefeierten nordischen Heiligen in ihren Hauptzügen dar. Am Schlusse wird auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam gemacht, daß gerade in diesem Jubeljahre der schwedische Reichstag die Wiederherstellung von „Birgitta's Helgedom" beschlossen und zu diesem Zwecke bereits die Summe von 100 000 Kronen bewilligt hat. Der Antrag wurde begründet durch den Reichsarchivar Hildebrand, welcher geltend machte: „1. daß die Klosterkirche zu Vadstena eines der monumentalsten Bauwerke in ganz Schweden; 2. daß sie nach Angaben der hl. Birgitta erbaut und die einzige Kirche ihrer Art in Schweden; 3. daß Birgitta von allen Schweden aus dem Mittelalter die einzige Persönlichkeit von europäischem Rufe sei; 4. daß wir Schweden uns in einer großen Dankesschuld gegen die hl. Birgitta und ihren Klosterorden befinden, und 5. daß die Kirche zu Vadstena durch Gaben von hoch und niedrig erbaut worden."

Neue religiöse Bilder von Gangloff in Mülhausen, Benziger in Einsiedeln und Kühlen in München-Gladbach.

Die Buchhandlung von F. Gangloff in Mülhausen hat soeben eine sehr schöne Reihe (I) von Heiligenbildern veröffentlicht. Jeder der betreffenden Heiligen, Patrone des Elsaß, steht in einer Landschaft, welche die ihm geweihte Kirche und die Gegend seiner Wirksamkeit zeigt. Unten bietet ein nach Art einer Predella aufgefaßter kleiner Streifen meist eine weitere auf das Leben des Heiligen bezügliche Landschaft, Kirche oder Scene. Composition, Stil und Zeichnung sind vortrefflich; die Farbengebung ist wohl abgewogen, doch vielleicht nicht kräftig genug. Die zwölf Bildchen (Preis 80 *Pf.*, das Hundert *M.* 4) zeugen für einen Zeichner, der seine Aufgabe nicht durch Befolgung einer Schablone sich zu erleichtern trachtete, sondern vielsagende, gute, schöne und doch gemeinverständliche Blätter herzustellen mit Glück versucht hat. — Ein 55 cm hohes, 36 cm breites Diplom für „Congregationen der Kinder Mariä" wirkt in der Farbengebung freundlich und entspricht seinem Zweck (Preis 60 *Pf.*).

Die neuesten Erzeugnisse des Benziger'schen Verlages, Sprüche in reicher und breiter Umrahmung mit dem Heiligen, von dem der Spruch stammt oder auf den er sich bezieht (Nr. 3825 f., das Hundert *M.* 3.60), mehr noch ein Marienbild in weitem, blauem Mantel mit dem Jesuskind, statuarisch aufgefaßt, nach Art der ehedem in der Mitte der Kirchenschiffe aufgehängten Muttergottesbilder (Nr. 3824 B, das Hundert *M.* 3), verdienen Lob und Anerkennung.

Die Kühlen'sche Kunstanstalt bietet „Die neun Liebesdienste zu Ehren des göttlichen Herzens nach Anleitung der seligen Margaretha Maria Alacoque" mit gutem Text in einer für Vereine und Klöster brauchbaren Form zu 35 *Pf.* — Sehr schön ist eine Folge phototypisch hergestellter Bildchen nach Gemälden der besten Meister. Sie bietet eine Reihe werthvoller älterer Darstellungen in guten Drucken und ist für höher Gebildete, die nicht des bunten Farbenreizes bedürfen, sondern auf Zeichnung und Composition sehen, bestimmt. Ihnen ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen, weil sie zu billigem Preise Vorzügliches geben (Preis das

Hundert *M.* 1.50). — Für die Wallfahrt nach Trier hat Kühlen ein Bild des heiligen Rockes in Folio zu *M.* 1, ein etwas weniger großes zu 40 *Pf.* und eine Reihe kleinerer angefertigt. Auf den zwei größeren, farbenreich, würdig und ruhig ausgeführten hält die hl. Helena das heilige Kleid. Eines der kleinen ist eine Wiederholung der größeren; auf dem andern breiten Engel die Reliquie aus, über welchen der heilige Nagel schwebt. Hundert derselben kosten je nach der Größe auf Seide *M.* 15 oder 10, auf Shirting *M.* 5 oder 2.50, auf Papier *M.* —.60, 1.20, 1.80, mit drei Seiten Text *M.* 3.30, mit Darstellung der Reliquiare Triers *M.* 4. Ueberdies hat derselbe Verlag drei schöne ältere Bilder der hl. Helena und eines des hl. Matthias phototypisch herausgegeben (das Hundert *M.* 1, 1.50 und 2). Eine farbige Wiedergabe des lieblichen Gnadenbildes der Matthiaskirche zu Trier erscheint dieser Tage in verschiedenen Größen (das Hundert zu *M.* 10, 6, 3.50 oder 1.80). Man sieht also, daß der verdienstvolle Kühlen'sche Kunstverlag alles gethan hat, um den Ankauf recht schöner und verhältnißmäßig billiger Andenken an die Trierer Wallfahrt zu ermöglichen. Dies verdient deshalb weitgehende Anerkennung und guten Erfolg. Auch andere katholische Firmen haben gute Bilder hergestellt. Möchten darum die Seelsorger alle Pilger ermahnen, beim Ankauf von Bildern, Medaillen und Büchern Acht zu geben. Protestantische, sogar jüdische Geschäfte haben solche Andachtsgegenstände in Masse hergestellt und werden sie durch Colporteure zu vertreiben suchen.

Miscellen.

Ueber Professor Harnacks kritische Methode hat die englische Zeitschrift The Church Quarterly Review (Vol. XXVI, p. 449) eine Beurtheilung veröffentlicht, welche man auch in Deutschland nicht ohne Nutzen lesen wird. Dieselbe macht Front gegen jene Unfehlbarkeitsansprüche, welche bei „Männern der Wissenschaft" nicht selten das Gewicht der Gründe ersetzen sollen. Prof. Dr. Adolf Harnack ist bekanntlich einer der einflußreichsten Professoren der protestantischen Theologie an der Berliner Universität, Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften, Mitherausgeber der „Theologischen Literaturzeitung" und Verfasser zahlreicher Schriften, insbesondere des mehrbändigen „Lehrbuchs der Dogmengeschichte". Wenn wir die Ausführungen der protestantischen Zeitschrift hier folgen lassen, so liegt es uns selbstverständlich durchaus fern, die darin ausgesprochenen specifisch protestantischen Auffassungen uns irgendwie zu eigen machen zu wollen. Wir lesen:

„Es dürfte nicht überflüssig sein, die kritische Methode Harnacks etwas näher zu betrachten, um zu erfahren, ob denn wirklich die von ihm eröffnete neue Epoche der Kritik jene Gewähr der Unfehlbarkeit bietet, welche bei ihren Vorläufern plötzlich vermißt wurde. ‚Die Hypothesen der Tübinger Schule haben

sich als unzulänglich, ja irrthümlich erwiesen und werden heutzutage nur von wenigen Gelehrten vertreten.' So schreibt Professor Harnack (Contemporary Review 1886, p. 222). Sind seine eigenen Hypothesen und Theorien haltbarer? Nicht der Werth seiner Theorie, sondern der Werth seiner Methode soll hier untersucht werden.

„Die Apostelgeschichte ist ein Buch, von welchem vieles abhängt, und welches manche aus verschiedenen Gründen dem 2. Jahrhundert zuschreiben zu müssen glaubten. Soweit das nicht auf sogen. a priori-Gründe hin geschieht, sondern gestützt auf kritische Forschung, müssen jene Gründe beachtet werden, so falsch auch die Theorie sein mag, welche vertheidigt werden soll. Aber will jemand ein Historiker der Urkirche sein, dann ist es für ihn ebenso mißlich, fast die einzige Quelle für jene Zeit aufzugeben, wie eine Quelle anzunehmen, welche Thatsachen bringt, die mit seiner Theorie nicht recht im Einklang stehen. Um diesem Dilemma zu entgehen, muß ein solcher annehmen, das Werk selbst (die Quelle) sei erst spät in die gegenwärtige Fassung gebracht worden, aber es enthalte einige alte und zuverlässige Bestandtheile. Solch eine Hypothese ist gewiß nothwendig bei manchen Urkunden, aber die Schwierigkeit besteht darin, zu unterscheiden, was echt, was Zusatz ist. Hier zeigt sich kritischer Scharfsinn, und so treten denn auch hier Harnacks Verdienste hervor. Sicherlich, jeder muß ihm beistimmen, wenn er schreibt: ‚Eingestandenermaßen bieten die ersten fünf Kapitel der Apostelgeschichte viele kritische Schwierigkeiten. Das Stück Kapitel 6 ff. unterscheidet sich in Einzelheiten von dem Vorhergehenden. Wer aufmerksam die fünf ersten Kapitel liest, wird beim Uebergang zum sechsten bemerken, daß er plötzlich auf historischem Boden sich befindet' (Expositor 1887, p. 324). Und wiederum: ‚Kapitel 13, 1 ist abermals ein Stück, welches das Kennzeichen einer größern Glaubwürdigkeit aufweist' (a. a. O. p. 325). S i c h e r l i c h, d e r M a n g e l a n h i s t o r i s c h e r K r i t i k m u ß s i c h b e i j e d e m f ü h l b a r m a c h e n, w e l c h e r d i e s e n B e h a u p t u n g e n n i c h t z u s t i m m t, d i e u m s o e r h e i t e r n d e r w i r k e n, j e d o g m a t i s c h e r s i e a u s g e s p r o c h e n w e r d e n.

„Vielleicht drängt sich die Frage auf: Welch andere als rein subjective Gründe gibt es denn für solche Behauptungen? Professor Harnack gibt sie nicht an, und so wollen wir denn selbst versuchen, sie aufzufinden. Sie liegen in Harnacks Theorie vom Priesterthum (ministry). ‚Erwählten oder bestimmten Presbytern begegnen wir zuerst im 2. Jahrhundert, die ältesten Zeugen dafür sind der Jakobusbrief, die Apostelgeschichte und die Pastoralbriefe' (a. a. O. p. 324). Da nun offenbar diese Anschauung sich nicht verträgt mit der Früh-Datirung eines großen Theils der Apostelgeschichte, so fügt Harnack in einer Anmerkung bei: ‚Was in der Apostelgeschichte über die Presbyter von Jerusalem gesagt wird, übergehe ich; mir scheint es sehr unwahrscheinlich, daß die Apostelgeschichte während des 1. Jahrhunderts geschrieben ist' (a. a. O. Anm. 4). Sehen wir uns nun jene Stücke an, welchen Harnack ein höheres Alter zuschreibt — Kap. 6 u. 13 — so finden wir, daß beide Redewendungen enthalten, welche mit Harnacks Ansicht vom Ursprung des Priesterthums übereinstimmen. J e t z t w i r d e s k l a r, w e s h a l b g e r a d e d i e s e S t ü c k e a n-

genommen werden. Alle Theile, welche Aeußerungen enthalten, die mit der frühesten Form der (kirchlichen) Organisation unvereinbar sind, sind spätere Zusätze. Die Vortheile dieser kritischen Methode liegen auf der Hand.

„Noch stärker tritt dies in einem andern Beispiel zu Tage. Harnack hat plötzlich die Entdeckung gemacht, daß (entgegen der frühern Ansicht aller, ‚welche irgendwelche kritische Befähigung besaßen‘) ursprünglich ‚Bischöfe‘ und ‚Priester‘ nicht verschiedene Namen für dieselben Personen waren. Professor Sanday weigerte sich, dies anzunehmen, und berief sich dagegen auf die Stelle Tit. 1, 5, 7. Aber was nützt solch eine Berufung, wenn Professor Harnack zu behaupten im Stande ist: ‚Ich kann Tit. 1, 5, 7 nicht als Gegenbeweis gelten lassen; denn ich glaube, daß Tit. 1, 7—9 von dem spätern Umarbeiter in den Urtext eingeschoben worden ist‘ (The Expositor 1887, p. 338)? Das ungeheure Uebergewicht einer Behauptung über einen Beweis wird ersichtlich: wenn eine Behauptung sich auf Gründe stützt, so fällt die Behauptung, falls die Gründe fallen; stützt die Behauptung sich auf Autorität, so wird sie eben auch nur so lange gelten, als die Autorität gilt. Harnack hat durchaus keinen Grund für seine obige Behauptung, ausgenommen, daß jenes Stück, welches er eingeschoben nennt, mit seiner Theorie im Widerspruch steht, welche selbst wieder aufgebaut ist auf unzureichenden Gründen.

„Harnack ist ein eifriger Protestant, dessen Hauptabsicht ist, zu zeigen, daß der Katholicismus seinen Ursprung verdanke einer Mischung zwischen dem reinen Geist des Christenthums und dem Aberglauben, den Lebensgewohnheiten der alten Heidenwelt. Diese Vereinigung gewährte der großen teutonischen Rasse den Vortheil, mit der hellenischen Bildung bekannt zu werden.

„Nachdem so festgestellt worden, was man dem Katholicismus zu verdanken hat, fordert Harnack uns auf, zum Neuen Testament zurückzukehren: ‚Als diese Vereinigung ihre Aufgabe vollendet hatte, fiel sie auseinander, denn die (neu entstehende protestantische) Kirche besaß in ihrem Neuen Testament Schriften, welche mit diesem Bunde nichts zu thun hatten, da sie älter waren. Hierin liegt der bleibende Werth des Neuen Testamentes‘ (Contemporary Review 1886, p. 238). Diese Ehrfurcht vor der Bibel ist anerkennenswerth, aber zu gleicher Zeit merkwürdig. Die Apostelgeschichte, die Pastoralbriefe, der Jakobusbrief sind alle im 2. Jahrhundert geschrieben, also nicht wenige Zeit nach dieser behaupteten Vermischung mit dem Hellenismus. Sie wurden geschrieben nach dem Klemensbrief, welcher, wie uns gesagt wird, sich merklich unterscheidet von dem unverfälschten Urchristenthum. Sie sind gewiß nicht viel älter als die Ignatiusbriefe und die Apologie des Aristides, und beide sind nach dem Urtheil Professor Harnacks sehr hellenisch.

„Wie nothwendig ein Führer mit untrüglichem Einblick in das Urchristenthum ist, um zu entscheiden, was im Neuen Testament alt, was eingeschoben sei, haben wir gesehen. Doch da sind uns ja die Evangelien geblieben. In ihnen ist doch ‚sicher der reine Geist des Christenthums‘. Selbst wenn wir das Johannisevangelium bei seite lassen, es bleiben uns doch die Synoptiker.

Leider nein! ‚Es ist offenbar, daß im heutigen Text unserer canonischen Evangelien mehrere Aussprüche des Herrn in verschiedenen Formen, älterer und jüngerer Bearbeitungen, enthalten sind‘ (Contemporary Review 1886, p. 230).

„Also abermals eine Enttäuschung; abermals sehen wir, wie nothwendig ein unfehlbarer Kritiker ist, der uns sagt: ‚Das nimm an, das verwirf.‘ Folgen wir seiner Führung. Die meisten Christen sind daran gewöhnt, zum mindesten die Taufe als eine vom Stifter des Christenthums herrührende Einrichtung zu betrachten. Jetzt aber wird dem Schüler in der neutestamentlichen Kritik die Belehrung zu theil, daß dies unbeweisbar ist. Vielleicht erinnert er an Matth. 28, 19; doch da erhält er zur Antwort, das sei kein ‚Herrnwort‘. Aber selbst Renan läßt Joh. 4, 2 als unzweifelhaft historisch gelten. Gewiß, allein steht dort nicht: ‚daß Jesus selbst nicht taufte‘? (Harnack, Dogmengeschichte I, 56.) [So citirt die Church Quarterly. In der 2. Auflage der Dogmengeschichte handelt Harnack auf S. 68 Anmerk. 3 von der Stelle Joh. 4, 2 und fügt hier selbst hinzu, daß aber die Jünger Jesu tauften. Vielleicht ist dieser Zusatz eine Wirkung der Besprechung in der Church Quarterly Review. Die Einsetzung der Taufe durch Jesus Christus läugnet Harnack aber auch in der 2. Auflage.] Und es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend jemand so anmaßend sein sollte, daran zu erinnern, wie der nämliche Vers ausdrücklich sagt, daß aber seine Jünger tauften. Man fühlt eben, gegen solche Art des Beweises ist alles, was man vorbringen kann, ohnmächtig. Jene, welche hinneigen zu Lehren und Gebräuchen, die als ‚katholisch‘ gebrandmarkt dastehen, werden zu ahnen beginnen, daß ihre Stellung doch nicht so unhaltbar ist, wenn solch eine Verstümmelung der überlieferten heiligen Schriften sich als nothwendig erweist, um diese Stellung zu erschüttern."

Der Präsident der Deutschen Zoologischen Gesellschaft über die Entwicklungstheorie. In den letzten Jahrzehnten haben sich die deutschen Zoologen im Lobe der Descendenztheorie vor den Vertretern der übrigen Nationen hervorgethan. Es sind unter ihnen sogar vielfach Stimmen laut geworden, welche einer jeden andern Auffassung der Thatsachen einfachhin die Existenzberechtigung absprachen und die Begriffe „wissenschaftliche Zoologie" und „Entwicklungslehre" geradezu identificirten.

Es ist interessant, zu vernehmen, wie einer unserer hervorragendsten Zoologen, Geheimrath Professor Dr. Rud. Leuckart, Präsident der neugegründeten „Deutschen Zoologischen Gesellschaft", über jene Frage urtheilt. Dieses Urtheil wird auch bei den heißblütigsten Anhängern der Descendenzlehre nicht ohne heilsame, ernüchternde Wirkung bleiben.

Die erste Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, die in Leipzig vom 2. bis 4. April 1891 tagte, wurde von Leuckart mit einem Vortrage über die Fortschritte der Zoologie eröffnet, aus dem wir die bedeutsamsten Stellen hier mittheilen. (Verhandlungen der Deutschen Zoologischen Gesellschaft auf der ersten Jahresversammlung. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Dr. J. W. Spengel, Schriftführer der Gesellschaft. Leipzig 1891, S. 1—10.)

„Begeisterte Anhänger der Descendenztheorie", sagt Leuckart (S. 8), „gehen so weit, daß sie eine wissenschaftliche Zoologie überhaupt erst von Darwin an datiren und der zoologischen Arbeit nur insoweit einen wissenschaftlichen Werth zugestehen, als sie auf die Descendenzlehre Bezug hat. Wer die Geschichte unserer Wissenschaft kennt, vielleicht auch selbst, wie ich es von mir behaupten darf, Zeuge gewesen ist von einer ganzen Reihe der Veränderungen, die sie durchlaufen, der wird nicht zweifelhaft sein, daß derartige Aussprüche weit über das Maß des Zulässigen hinausgehen."

Leuckart kommt sodann auf die bekannte Parallele zu sprechen, die man zwischen Coppernicus und Darwin gezogen. Er findet dieselbe nicht zutreffend. Denn Coppernicus hatte ein ganz neues Wissenschaftsgebäude in der Astronomie zu schaffen, das mit den Ueberlieferungen der früheren Zeiten vollständig brechen mußte; Darwins Lehre von der Entstehung der Arten ließ dagegen die bisherigen Errungenschaften der Zoologie nahezu unberührt und gab ihnen nur eine neue Deutung. „Sie (die Darwin'sche Theorie) eine Reformation im Sinne des Coppernicanischen Systems zu nennen, ist demnach unzulässig" (S. 9).

Am lehrreichsten ist, was Leuckart über die entwicklungstheoretischen Hypothesen sagt (S. 10). Er mißbilligt es, daß man vielfach den hypothetischen Charakter derselben übersehen und den Thatsachen, die für sie sprechen, eine „absolute Beweiskraft" zugeschrieben habe. Klar und scharf fährt er sodann in seiner Kritik folgendermaßen fort: „Und nicht bloß stillschweigend ist das geschehen; man hat geradezu behauptet, daß die Erscheinungen der Vererbung und der adaptiven Variation ohne weiteres genügten, die Descendenzlehre causal zu begründen. Als ob Vererbung und Anpassung einfache, mechanisch wirkende Kräfte wären und nicht Resultate von Vorgängen, die selbst erst der causalen Erklärung bedürften. Erst dann, wenn es einst gelingen sollte, diese Vorgänge auf ihre Ursachen zurückzuführen, erst dann ergibt sich vielleicht die Möglichkeit einer Verwerthung im Sinne der Causalität."

Diese Worte enthalten das Zugeständniß, daß eine ursächliche Erklärung der Lebensvorgänge und der Bildung der organischen Formen vermittelst der Entwicklungslehre bisher noch nicht im entferntesten gelungen ist. Leuckart spricht hierauf die Hoffnung aus, daß jene Erklärung in der Zukunft noch gelingen werde. Leider scheint er unter den Ursachen der Entwicklung nur die mechanischen zu verstehen. Daher können wir seine Hoffnung nicht theilen; denn eine rein mechanische Erklärung der Lebenserscheinungen und der Entwicklung der Lebewesen wird stets daran scheitern, daß sie die inneren Entwicklungsursachen übersieht, welche die nothwendige Voraussetzung für die Wirksamkeit der mechanischen Ursachen bilden.

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

(Fortsetzung.)

---

c. Die socialistische Geschichtsphilosophie.

21. Ist die Geschichte eine Reihenfolge zusammenhangloser Thatsachen, deren Ergebnisse der Zufall beherrscht, oder gibt es ein Gesetz, welches die Mannigfaltigkeit des historischen Geschehens zur Einheit verbindet? Kann man mit Recht von einer fortschreitenden Entwicklung der Völker, der Menschheit reden, und wenn so — welches wäre der Rhythmus jener Bewegung, wo sind deren Ziele zu suchen? Von alters her haben diese Fragen den menschlichen Geist beschäftigt. Anders lautete die Antwort bei den Vorkämpfern der christlichen Weltanschauung, anders bei den Vertretern des gottesscheuen Humanismus, wieder anders bei dem Gott läugnenden Materialismus.

Von den verschiedenen Gestaltungen einer materialistischen Geschichtsauffassung beschäftigt uns an dieser Stelle lediglich jene Form, welche dem ökonomischen Materialismus angehört, und die man als „Marx-Engels'sche Theorie" [1] zu bezeichnen pflegt. Ihre Lehren sind kurz folgende:

22. Die Geschichte einer Epoche liegt nicht in der Philosophie, Religion oder Politik, sondern in der Oekonomie derselben. Hatte die alte idealistische Geschichtsauffassung die Production wie alle ökonomischen Verhältnisse nur nebenbei als untergeordnete Elemente der „Culturgeschichte" behandelt, so zwangen die ernsten Ereignisse unseres Jahrhunderts zu einer tiefern Ergründung des Zusammenhanges geschicht-

---

[1] Ueber seinen persönlichen Antheil an dieser Theorie äußert sich Engels in einer Anmerkung zu S. 43 in „L. Feuerbach": „Daß ich vor und während meinem vierzigjährigen Zusammenwirken mit Marx sowohl an der Begründung wie namentlich an der Ausarbeitung der Theorie einen gewissen selbständigen Antheil hatte, kann ich nicht läugnen. Aber der größte Theil der leitenden Grundgedanken, besonders auf ökonomischem und geschichtlichem Gebiet, und speciell ihre schließliche scharfe Fassung gehört Marx."

licher Thatsachen. 1834 fand in Lyon der erste Arbeiteraufstand statt. 1838—1842 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung, die der englischen Chartisten, ihren Höhepunkt. In den fortgeschrittensten Ländern Europa's war damit der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie in den Vordergrund der Geschichte getreten. Und als man auf Grund dieser neuen Thatsachen daran ging, die ganze bisherige Geschichte einer erneuten Prüfung zu unterziehen, da zeigte es sich, daß in den Ereignissen unserer Tage nur das große allgemeine Gesetz der gesammten historischen Entwicklung sich offenbarte, „daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Productions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; daß also die jedesmalige ökonomische Structur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind"[1]. — Im gleichen Sinne, wie Engels, entwickelt Marx die materialistische Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie in der Vorrede „Zur Kritik der politischen Oekonomie"[2]: „Das allgemeine Resultat, das sich mir (bei der kritischen Revision der Hegel'schen Rechtsphilosophie) ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formulirt werden: In der gesellschaftlichen Production ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Productionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Productivkräfte entsprechen. Die Gesammtheit dieser Productionsverhältnisse bildet die ökonomische Structur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. — Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung gerathen die materiellen Productivkräfte der Gesell-

[1] Engels, „Dühring". S. 10 f. [2] Berlin 1859.

schaft in Widerspruch mit den vorhandenen Productionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigenthumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Productivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche socialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu constatirenden Umwälzung in den ökonomischen Productionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Conflictes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selber dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Conflict zwischen gesellschaftlichen Productionskräften und Productionsverhältnissen erklären."

23. Also nicht Gott lenkt die Entwicklung der Völker und der Menschheit. Vorsehung, providentielles Ziel — dieses Wort erklärt nichts, weder die Weltgeschichte in ihrer Gesammtheit, noch irgend ein einzelnes historisches Factum. „Es ist höchstens eine rhetorische Form, eine der vielen Arten, die Thatsachen zu umschreiben."[1] Als die Industrie der Wolle neue Märkte eröffnet und man in Schottland das Ackerland in weitausgedehnte Weiden verwandelt hatte, um die Wolle in großem Maßstabe zu produciren, da wurden Tausende von Pächtern aus ihrer Heimat verjagt und an ihre Stelle einige Hirten gesetzt, die Millionen von Schafen bewachten. „Man sage jetzt, daß es das providentielle Ziel der Institution des Grundbesitzes in Schottland war, Menschen durch Hammel verdrängen zu lassen, und man hat providentielle Geschichte getrieben."[2] — Auch des Menschen Wille ist nicht die letzte, tiefste Ursache der geschichtlichen Ereignisse. Die Menschen machen ihre Geschichte, insofern jeder seine eigenen Zwecke verfolgt. Die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen thätigen Willen und ihrer mannigfachen Einwirkung auf die Außenwelt ist eben die Geschichte. Aber, was diese einzelnen Willen letzter Instanz in Bewegung setzt, die eigentlich treibenden

[1] Marx, „Elend". S. 113. [2] Ebendas. S. 114.

Mächte, das, was die Leidenschaften entzündet, die Ueberlegung lenkt, was schließlich siegreich auch der Resultante der vielen widerstreitenden Einzelwillen ihre Richtung gibt, — kurz, das bestimmende Princip des im großen und ganzen gleichartigen Entwicklungsgangs der verschiedenartigen Völker, das verborgene Gesetz der gesammten historischen Entfaltung, — es ruht einzig in den materiellen Bedingungen der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens. Allein hier, auf ökonomischem Gebiete, müssen die tiefsten Beweggründe gesucht werden, welche die Massen, ganze Völker und in jedem Volke wieder ganze Volksklassen in Bewegung setzen, nicht vorübergehend zu einem kurzen Aufschnellen und rasch verlodernden Feuer, sondern zu dauernder, in einer großen geschichtlichen Veränderung auslaufenden Action [1].

24. Von dem Augenblicke, wo die Eigenthumsordnung anfing, die Gesellschaft zu beherrschen, theilte sich die Menschheit in zwei große Gruppen: die einen herrschten ökonomisch und darum auch politisch, die anderen wurden materiell und darum auch politisch unterjocht. Allein nichts ist beständig, alles ein ewiges Werden und Vergehen. Die Entwicklung drängt immer weiter. Neue Productionskräfte bilden sich, im Anschluß daran neue Klassen. Es kommt zum Kampfe zwischen der alten und der neuen Productionsform, der von den einander entgegengesetzten Klassen geführt wird. Die früheren Productionsformen unterliegen, mit ihnen die bis dahin herrschende Klasse, in deren ausschließlichem Dienste die alten Productivkräfte gestanden. „Mit der Erwerbung neuer Productivkräfte verändern die Menschen ihre Productionsweise und mit der Veränderung der Productionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sich alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten.“ [2] Diese stets sich erneuernden Klassengegensätze und Klassenkämpfe bilden den Inhalt aller bisherigen geschriebenen Geschichte [3], sie durchziehen alle Epochen und verleihen einer jeden ihr charakteristisches Gepräge. „Mit dem Augenblick, wo die Civilisation beginnt, beginnt die Production sich aufzubauen auf den Gegensatz der Berufe, der Stände, der Klassen, schließlich auf den Gegensatz zwischen angehäufter und unmittelbarer Arbeit. Ohne Gegensatz kein Fortschritt: das ist das Gesetz, dem die Civili-

---

[1] Engels, „Feuerbach“. S. 52 ff. [2] Marx, „Elend“. S. 101.

[3] Engels, „Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates“. Stuttgart 1889. S. V.

sation bis heute gefolgt ist."[1] Aber über das unruhige Bild sich hebender und senkender Wellen schweift der Blick hin in die Weite, zum friedlichen Horizonte, wo die Wellen sich geglättet, der Kampf ausgetobt, wo jeder Klassengegensatz zugleich mit den Klassen verschwunden sein wird. Da endlich mündet der wild tobende Strom der Weltgeschichte in das weite, unendliche Meer gesellschaftlichen Glückes, ungestörter Harmonie, communistischer Seligkeit.

25. Wir können das Gesagte und damit den gesammten theoretischen Inhalt der materialistischen Geschichtsauffassung in folgenden vier Sätzen zusammenfassen:

Erstens. „Nach der materialistischen Geschichtsauffassung ist das bestimmende Moment in der Geschichte: die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens; ... einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung."[2] Eben diese Ursachen, welche zunächst die materielle und damit die gesammte Entwicklung bestimmen, nämlich die Productions- oder Eigenthumsverhältnisse, die Stufe der Arbeit, die mechanischen Arbeitsmittel, deren man sich bei der Production bedient, — bilden zugleich das Unterscheidungsmal der geschichtlichen Epochen. „Dieselbe Wichtigkeit, welche der Bau von Knochenüberresten für die Erkenntniß untergegangener Thiergeschlechter, haben Reliquien von Arbeitsmitteln für die Beurtheilung untergegangener ökonomischer Gesellschaftsformationen. Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen (namentlich mechanischen) Arbeitsmitteln gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen."[3]

26. Zweitens. Das die Gesammtentwicklung tragende Moment, zugleich die Form, in welcher sich der Fortschritt von Stufe zu Stufe bisher vollzog, war der Klassenkampf, die bittere Frucht der Klassengegensätze zwischen Herrschern und Beherrschten, Ausbeutern und Ausgebeuteten. „Wenn in einem Gesellschaftszustand die Dinge sich einmal so weit entwickelten, daß ein großer Theil der Betheiligten und Interessirten von Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen das Bestehende und von Sehnsucht nach besseren Zuständen erfüllt ist, so wird der alte Zustand sich auf die Dauer nicht halten können, was immer für Mittel

[1] Marx, „Elend". S. 39. [2] Engels, „Ursprung", Vorwort. S. IV f.
[3] Marx, „Kapital". S. 166.

und Praktiken in Anwendung kommen, ihn zu erhalten und zu stützen. Mag die Sehnsucht der Masse nach Veränderung des Bestehenden, nach Umgestaltung ihrer Lage zunächst nur eine Sache des Gefühls sein, das aber in dem thatsächlichen Zustand der Verhältnisse seine Begründung und seine Berechtigung findet; mag die Masse sich über den Weg wie über die Mittel, durch die ihr geholfen werden könnte, noch so unklar sein: der Moment kommt, wo sie mit elementarer Macht, instinctiv stets richtig, nach dem bestimmten Ziele drängt und die bewußten und wissenden Geister zwingt, sich zu ihrem Organ, zu ihrem Mundstück und zu ihren Werkzeugen aufzuwerfen, um die Bewegung zum richtigen und nach Lage der Verhältnisse möglichen Ziele zu leiten. Die Führer sind unter solchen Umständen stets Werkzeuge, nicht Macher, und sie werden beiseite geworfen, sobald sie sich zu Machern aufwerfen, die Bewegung für sich und nach eigenem Gutdünken, statt im Interesse der Betheiligten zu benutzen suchen. Die rasche Abwirthschaftung der Führer in acut gewordenen Volksbewegungen hat in diesem Geheimniß ihren Grund; sie wollen Allesmacher sein, wo sie nur Werkzeuge sein sollen und können. Da man sich hüben wie drüben dieses Verhältnisses selten bewußt ist, schreien die einen über Verrath, die anderen über Undankbarkeit der Masse; das erstere ist selten wahr, das letztere zu behaupten stets eine Narrheit, ein Verlangen, das nur diejenigen stellen können, die sich über die Natur ihrer Stellung nie klar waren, Schieber zu sein glaubten, wo sie nur Geschobene sein konnten."[1] Auch die Lenker des Volkes, die Führer im Kampf der Klassen gegeneinander, die „großen Männer" haben also keinen wesentlichen Einfluß auf die Geschichte. Sie stehen ebenso unter der Herrschaft „des geschichtlichen Muß", wie die Massen. Mit dialektischer Nothwendigkeit, mit elementarer Gewalt vollzieht sich die Entwicklung, deren Ziele allein durch die ökonomischen Verhältnisse bestimmt werden.

27. Drittens. Das Ziel aller Klassenkämpfe war bisher die ökonomische Emancipation einer unterdrückten Klasse, mit der zugleich die politische Emancipation sich vollzog. Die Klassenkämpfe nehmen schließlich stets die Form politischer Kämpfe an, welche die mit der ökonomischen Ausbeutung verbundene politische Knechtung beseitigen sollen[2]. „Geht dabei eine Bewegung über ihr Ziel hinaus,

[1] Bebel, „Charles Fourier". Internationale Bibliothek. Stuttgart 1888. Heft 17. S. 6 f.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 57; „Dühring". S. 141.

d. h. erreicht sie mehr, als sie, in sich selbst zur Ruhe gekommen, im Interesse der nun in der Macht befindlichen Gewalten, die nunmehr den Schwerpunkt bilden, um den alles gravitirt, erreichen soll und, setzen wir hinzu, erreichen darf, so folgen die Rückschläge. . . Rückschläge werden nothwendig in jeder Bewegung kommen, die selbst wieder auf Klassenherrschaft . . . hinausläuft. Ein solcher Rückschlag kann erst dann unterbleiben, wenn eine Bewegung siegt, die in ihrem Wesen und Princip die Aufhebung aller Klassenherrschaft bedingt und daher alle Formen socialer und politischer Herrschaft aufheben muß."[1] Dieser Vorzug ist Antheil der zukünftigen socialen Revolution. Sie wird die erste Revolution sein, auf welche keine Reaction erfolgt. Ihr Ergebniß ist die Beseitigung jeder Knechtschaft und Herrschaft, zugleich das Endergebniß, das Endziel aller bisherigen Entwicklung: die volle allseitige und alle umfassende Freiheit auf dem Boden ökonomischer wie politischer Gleichheit.

Hier berührt sich der „wissenschaftliche" Socialismus wieder mit der Hegel'schen Geschichtsphilosophie. Nach Hegel ist die Geschichte „der vernünftige, nothwendige Gang des Weltgeistes gewesen". Das Wesen, die Substanz des Geistes aber ist die Freiheit. Darum stellt sich auch die Geschichte dar als „der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit"[2]. Im Orient wußte man nur, daß einer frei sei; die griechisch-römische Welt weiß, daß einige frei sind. Erst die germanische Welt erkennt, daß alle frei sind. — Auch nach socialistischer Auffassung ist die Geschichte eine Bewegung zu immer größerer Emancipation. Aber hier ist die Freiheit „Ziel, nicht Zweck"[3] der Bewegung; nicht der absolute Geist, sondern die Materie entwickelt sich mit Naturnothwendigkeit, und auch in der germanischen Welt findet die Entwicklung keineswegs ihren Abschluß. Wir stehen vielmehr erst am „Anfang der Menschheitsgeschichte", der „endlosen Aufeinanderfolge der Geschlechter"[4]. „Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, seit sie aus dem Thier heraustritt, unauflöslich verbunden mit der Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels und ohne sie nicht denkbar, bewegt sich in einer Curve von parabelähnlicher Gestalt. Aus der unendlichen Vergangenheit herkommend, geht sie gar langsam bis zur industriellen Revolution des letzten Jahrhunderts, welche durch die Er-

[1] Bebel, „Fourier". S. 8 u. 9.
[2] Hegel, Gesammelte Werke. IX. Bd. S. 24.
[3] Leop. Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". 2. Aufl. Zürich. II. Th. S. 117 f.
[4] Engels, „Dühring". S. 73. 111.

findung der Spinn- und Webmaschine hervorgebracht wurde, sodann in unvergleichlich schnellerer Bewegung läuft sie ihrem Brennpunkte zu, der Erfindung der Dampfmaschine, und um diesen herumgehend, ist sie gegenwärtig nahe vor ihrem Wendepunkt angelangt, um sodann als das Kehrbild der bisherigen Welt des Elends und der Noth vorwärts zu gehen in die Unendlichkeit der Zukunft."[1]

28. Viertens. Nicht nur die politischen, staatlichen, gesellschaftlichen Verhältnisse ändern sich mit der ökonomischen Unterlage. „Dieselben Menschen, welche die socialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Productionsweise gestalten, gestalten auch die Principien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen. Somit sind diese Ideen, diese Kategorien ebensowenig ewig, als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische, vergängliche, vorübergehende Producte."[2] Eine absolute Wahrheit gibt es weder auf religiösem, noch auf sittlichem oder rechtlichem Gebiete, noch in dem Bereiche philosophischen Denkens. Alles ist relativ, alles im Fluß, die ökonomische, politische, sociale, ideologische Ordnung. Das Reich der Ideen wird beherrscht durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und die herrschende Eigenthumsordnung, diese durch die Productionsweise, die Stufe der Arbeit, welche ihrerseits wiederum abhängt von dem zur Verwendung kommenden mechanischen Arbeitsmittel. So leben wir „inmitten einer beständigen Bewegung des Anwachsens der Productivkräfte, der Zerstörung socialer Verhältnisse, der Bildung von Ideen; unbeweglich ist nur die Abstraction von der Bewegung, — **mors immortalis**"[3].

Es erübrigt, einmal die einzelnen Entwicklungsstufen in der bisherigen Geschichte kennen zu lernen, sodann den innern Zusammenhang der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie der gesammten ideologischen Ordnung mit der jedesmaligen ökonomischen Unterlage nachzuweisen.

α. Entwicklungsstufen und Klassenkämpfe in der bisherigen Geschichte.

29. Unsere Absicht kann es nicht sein, die märchenhaften Erzählungen über die Entwicklung der Menschheit durch die verschiedenen Stufen der „walldursprünglichen" Wildheit und Barbarei hindurch bis zu den Anfängen der Civilisation, mit denen Engels und Bebel[4] das socialistische Pu-

---

[1] Jacoby, „Die Idee der Entwicklung". I. Thl. S. 54 f.

[2] Marx, „Elend". S. 101. [3] Ebendas. S. 101.

[4] Engels, „Ursprung". 3. Aufl., und Bebel, „Die Frau und der Socialismus". 9. Aufl. Stuttgart 1891. S. 8. 11.

blikum unterhalten, hier bis ins einzelne wiederzugeben, — um so weniger, da der Socialismus auf diesem Gebiete, statt jeder selbständigen „Forschung", sich lediglich damit begnügt, Lewis Morgans[1] prähistorische Phantasien für seine Zwecke auszunützen. — Die Production der älteren Gesellschaftsstufen war demzufolge wesentlich eine gemeinsame, wie auch die Consumtion unter directer Vertheilung der Producte innerhalb größerer oder kleinerer communistischer Gemeinwesen vor sich ging[2]. Bestimmendes Moment der Entwicklung blieb für jene Zeit die Fortpflanzung der Gattung. Solange die Arbeit noch wenig entwickelt war, erschien die Gesellschaftsordnung vorwiegend beherrscht durch Geschlechtsbande. Diese Phase bildet die vorgeschichtliche Grundlage unserer geschriebenen Geschichte[3].

30. Aber langsam schob sich die Arbeitstheilung in den ursprünglich communistischen Productionsproceß ein, zunächst zwischen Hirtenstämmen und der übrigen Masse der Barbaren[4], dann zwischen Handwerk und Ackerbau[5]. Sie untergrub die Gemeinsamkeit der Production und Aneignung, führte zum Austausch der Producte, zum Privateigenthum[6], zu Unterschieden des Reichthums, zur Verwendbarkeit fremder Arbeit. Die ursprüngliche, auf Geschlechtsverbänden beruhende Gesellschaft war gesprengt, — die Grundlage, auf welcher Klassengegensätze sich bilden konnten, gegeben. Mit der Einführung der Viehzucht, der Metallbereitung, der Weberei und des Feldbaues bedurfte man mehr Arbeitskräfte, als die Familie liefern konnte. Der Nutzen, welchen fremde Arbeiter gewährten, fing gleichzeitig an, deren Unterhaltungskosten zu übersteigen. Damit waren die ökonomischen Bedingungen der Verwendung fremder Arbeitskraft vorhanden; der Krieg lieferte das Material, — die Sklaverei war geschaffen[7]. — Diese wurde nun bald die herrschende Form der Production bei allen über das alte Gemeinwesen hinaus sich entwickelnden Völkern, — schließlich aber auch eine der Hauptursachen ihres Verfalls. Erst die Sklaverei machte die Theilung der Arbeit zwischen Ackerbau und Industrie auf größerem Maßstabe möglich und bildet darum eine nothwendige Stufe in der Entwicklung der Menschheit. „Ohne

---

[1] „Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism, into Civilization." London 1877.

[2] Engels, „Ursprung". S. 140. [3] Ebendas., Vorrede.

[4] Ebendas. S. 123. [5] Ebendas. S. 127.

[6] Engels, „Dühring". S. 153 f.; „Ursprung". S. 140.

[7] Engels, „Ursprung". S. 30.

Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grundlage des Griechenthums und des Römerreiches aber auch kein modernes Europa... Ohne antike Sklaverei kein moderner Socialismus." [1]

Der klaffende Riß, die tiefgehende Spaltung, welche die Menschheit in zwei große Lager, in eine ausbeutende und eine ausgebeutete Klasse theilte, dauert nun fort während der ganzen Periode der Civilisation. Wir finden sie wieder in jeder Epoche der ökonomischen Gesellschaftsformation, in der antiken, feudalen und bürgerlichen Productionsweise [2]. „Die Sklaverei ist die erste, der antiken Welt eigenthümliche Form der Ausbeutung; ihr folgt die Leibeigenschaft im Mittelalter, die Lohnarbeit in der neuern Zeit. Es sind dies die drei großen Formen der Knechtschaft, wie sie für die drei großen Epochen der Civilisation charakteristisch sind." [3]

31. Keine dieser Knechtschaftsformen besitzt indes ewige Dauer. Im Schoße der antiken Gesellschaft bildeten sich allmählich jene unüberwindlichen Widersprüche und Gegensätze mit der herrschenden Productionsweise aus, die langsam, aber unabweisbar zu einer neuen Productionsweise führten und damit eine neue Epoche einleiteten. Zu Ende der römischen Kaiserzeit treten die Ursachen, welche in der Stille den Umschwung vorbereiteten, an die Oberfläche. Die großen Gütercomplexe hatten die Parzellenbauern verdrängt und durch Sklaven ersetzt. Sie ersetzten zugleich den Ackerbau durch Viehzucht und richteten, wie schon Plinius wußte, Italien zu Grunde [4]. Als dann der Preis der Sklaven beim Aufhören der Eroberungskriege gewaltig stieg, verloren die Latifundien, die überdies ihrer übermäßigen Ausdehnung wegen schwer zu bewirthschaften waren, vollständig ihre Rentabilität. Gleichzeitig stieg aber der Luxus, die Verschwendungssucht in Rom. Die Erweiterung der politischen und militärischen Macht forderte dazu immer mehr materielle Hilfsmittel für den Staat. Es war ein Mißverhältniß eingetreten zwischen Production und Consumtion. Die antike Welt bricht unter diesen Widersprüchen zusammen, eine neue Epoche beginnt.

32. Die feudale Productionsweise. Jetzt sind die feudalen Herren die herrschende Klasse, wie die Sklavenhalter in der antiken Welt. Die unterdrückte Klasse aber wird gebildet von den Leibeigenen [5].

---

[1] Engels, „Dühring". S. 173.

[2] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie". Berlin 1859. 1. Heft. S. VI.

[3] Engels, „Ursprung". S. 142. [4] Engels, „Dühring". S. 169.

[5] Marx, „Elend". S. 116.

Die Leibeigenschaft, die Frohnarbeit unterscheidet sich von der Sklaverei dadurch, daß der Mensch nicht mehr ununterbrochen während der ganzen Dauer seiner Existenz, sondern nur für bestimmte Zeiten des Jahres, für bestimmte Tage der Woche zu einem künstlichen Arbeitsmittel gemacht wird. Sobald die Leibeigenen schaarenweise in die aufkommenden Städte flohen, um sich hier hinter Pfählen und Mauern gegen ihre früheren Herren zu schützen, hatte die Geburtsstunde des Bürgerthums geschlagen. Im Bürgerthum entwickelte sich zunächst das Zunftwesen des Mittelalters. Jetzt tritt zum erstenmal der Mensch in ein natürliches Verhältniß zum Arbeitsmittel, indem dieses von seinem eigenen Herrn angewendet wird. Der Mensch gehört nicht mehr einem Menschen, sondern nur das künstliche Arbeitsmittel gehört einem Menschen, dem Besitzer des Werkzeuges. Aber das Zunfthandwerkerthum des Mittelalters duldet keine höhere Ausbildung der Arbeitstheilung, nicht die Entwicklung des künstlichen Arbeitsmittels zur Maschine. Es umgibt sich mit Schranken der kleinlichsten Art, um die kommende kapitalistische Productionsform von sich abzuwehren. Vergebens, die Entwicklung geht mit dem eisernen Schritt der Nothwendigkeit vorwärts ihren Gang. Die Erfindung des Compasses und des Schießpulvers, die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Indien, infolge davon die Umwälzung in den Verkehrswegen und Handelsstraßen zu Meer und zu Lande, die Gewinnung neuer Absatzgebiete, der ostindische und der chinesische Markt, die Kolonisirung von Amerika, der Austausch der Binnenkolonien, die Vermehrung der Tauschmittel durch die Einfuhr der Edelmetalle aus Amerika [1] führen eine neue Entwicklungsform der Gesellschaft herbei, die kapitalistische Gesellschaft.

33. Die Verhältnisse, in welchen die feudale Gesellschaft producirte und austauschte, genügten den schon entwickelten Productivkräften und Verkehrsmitteln nicht mehr. Eine höhere Form der Arbeitstheilung brach sich Bahn. „Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Theilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Corporationen (Zünften) verschwand vor der Theilung in der einzelnen Werkstatt selbst." [2] Die Zeit der Manufacturindustrie war angebrochen,

---

[1] Marx, „Elend". S. 134 ff.

[2] Vgl. Communistisches Manifest. S. 6. Die zweite Auflage erschien in Leipzig 1872, Verlag der Expedition des „Volksstaat". Zum Theil abgedruckt bei Eugen Jäger, „Der moderne Socialismus". Berlin 1873. S. 477 ff. Die dritte autorisirte deutsche Ausgabe erschien 1883, Verlag der Schweizerischen Volksbuchhandlung in Hottingen-Zürich. Wir citiren nach dieser dritten Ausgabe. — Das „Communistische

aber nur als erste Phase der kapitalistischen Productionsweise. Bald tritt an Stelle der Manufactur die Fabrik, an Stelle der Manufacturindustrie die Fabrikindustrie. Mit der Entwicklung der Maschinerie beginnt die volle Entfaltung des Kapitals. Die französische Revolution sprengt die letzten Fesseln des Feudalismus. Aus einer ehedem unterdrückten Klasse ist die „Bourgeoisie" nunmehr zur ökonomisch und politisch herrschenden geworden. Gewaltiges hat sie in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft auf wirthschaftlichem Gebiete geleistet, massenhaftere und colossalere Productionskräfte geschaffen, als alle vergangenen Generationen zusammen. „Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau [1], Dampfschifffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Welttheile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen, — welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Productionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?" [2]

Trotz alledem, trotz aller glänzenden Erfolge hat die Herrschaft des Kapitals die menschliche Gesellschaft nicht glücklich gemacht, vielmehr das Elend ins Maßlose gesteigert. „Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts, ein Franklin oder Priestley, in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an die Stelle des Segelschiffes,

Manifest", auf welchem unsere Darstellung der bürgerlichen Productionsweise vornehmlich beruht, wurde von Marx und Engels im Auftrage des „Bundes der Communisten" verfaßt und erschien kurz vor der Februarrevolution 1848 zum erstenmale. Mit Recht nennt der englische Uebersetzer dasselbe: „the most educational and instructive pamphlet in all the literary arsenal of the Social Democratic Party". — Vgl. auch Marx, „Elend". S. 136.

[1] Sogar der Ackerbau wird seines herkömmlichen Charakters entkleidet und in eine mechanische Industrie verwandelt, wie es z. B. die großen Finanzfarmen in Californien der staunenden Welt zum Bewußtsein bringen. „Man stelle sich ein goldenes Meer von dreißig Quadratkilometer vor; sanft streicht der Wind über seine Oberfläche; soweit das Auge reicht, sieht es nur einen Farbenton, den der sinkenden Sonne. Dort am Horizont marschirt jetzt eine Armee auf: voran im Galopp mit verhängtem Zügel der General (der Werkführer); sein Stab (die Mechaniker) folgen ihm. Nicht Säbel oder Bajonette glänzen in der Sonne. Ihre Waffen sind Hämmer und Schraubenschlüssel. Nicht Blechmusik erfüllt die Luft; die Armee, eine stattliche Schlachtreihe von 24 Mähmaschinen, rückt vor mit dem Brausen des Dampfes. In einem Augenblick, mit einer einzigen Schwingung ihrer gigantischen, mit Stahlzähnen bewaffneten Arme lichten die Maschinen eine Strecke von hundert Fuß und werfen die Garben verächtlich hinter sich und erheben dann von neuem ihre unermüdlichen Arme." (Vgl. „Das amerikanische Getreide, seine Production und sein Handel", von Paul Lafargue in der Zeitschrift „Neue Zeit" 1885. S. 296 ff. 345 ff.)

[2] Communistisches Manifest. S. 8.

der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat, hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zuthun der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Laden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit anfertigen, als der altmodische Schuster zum Auflegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird, als hundert kräftige Weber es auf Handstühlen zuwege gebracht haben würden; wie Hammerwerke Mammuthröhren und mächtige Anker schmieden und zierliche Maschinen winzige Uhren fertigen; wie der Diamantbohrer das Herz der Felsen durchdringt und Kohlenöl den Walfisch schonen läßt; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entstehen würde: sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebebt haben wie einem, der von einer Anhöhe gerade vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweghoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brod befreiten; er würde geglaubt haben, daß jene neuen Sklaven (die Maschinen) den traditionellen Fluch der Menschheit auf sich nehmen, jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertag machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zum Wachsthum und Gedeihen finden könnten. Aber alle diese köstlichen Hoffnungen hat der Reif der herben Wirklichkeit versengt. Nur einer jämmerlich geringen Minderheit ist die ganze Herrlichkeit zu gute gekommen. Die weitaus größere Mehrzahl des Volkes seufzt unter härteren Frohnden denn irgend zuvor, für sie ist Wohlthat Plage geworden, und wovon man unendlichen Segen für die gesammte Menschheit erhoffte, das ist in Wahrheit zum bittersten Fluche der arbeitenden Klassen ausgeschlagen." [1]

---

[1] Henry George, Progress and Poverty. New York. Introductory p. 7 a. 8.

34. Doch die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Productivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen für den Untergang der heutigen Productionsweise. Die massenhaften Productivkräfte können von der kapitalistischen Gesellschaft, bei der in ihr herrschenden Anarchie[1] der Production nicht mehr gebändigt, ihre Wirksamkeit nicht mehr überschaut und geregelt werden. Nach kurzen Zwischenräumen brechen immer wieder von neuem jene gesellschaftlichen Epidemien aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wären: Krisen infolge von Ueberproduction. Die Gesellschaft findet sich dabei plötzlich in einen Zustand des Elends versetzt. Und warum? Weil sie zu viel Civilisation, zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie und Industrieproducte, zu viel Handel besitzt. Wodurch aber überwindet die Bourgeoisie die Krisen? „Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Productivkräften, andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung der alten Märkte. Wodurch also? Dadurch, daß sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert.“[2]

Allein nicht nur an die periodisch wiederkehrenden Krisen ist der Untergang zahlloser Existenzen geknüpft. Die Noth ist in der heutigen Gesellschaft permanent geworden. In den gleichen Verhältnissen, in welchen der Reichthum producirt wird, wird auch das Elend producirt[3]. Der

[1] Marx und Engels, „Heilige Familie“. S. 181 ff.

[2] Communistisches Manifest. S. 8 f.

[3] Diesen Gedanken hatten Marx und Engels bereits 1845 in der „Heiligen Familie oder Kritik der kritischen Kritik gegen Bruno Bauer und Consorten“ S. 43 ff. ausgeführt: „Das Privateigenthum (!) treibt sich selbst in seiner nationalökonomischen Bewegung zu seiner eigenen Auflösung fort, aber nur durch eine von ihm unabhängige, bewußtlose, wider seinen Willen stattfindende (!), durch die Natur der Sache bedingte Entwicklung, nur indem es das Proletariat als Proletariat erzeugt, das seines geistigen und physischen Elends bewußte Elend, die ihrer Entmenschung bewußte und darum sich selbst aufhebende Entmenschung. Das Proletariat vollzieht das Urtheil, welches das Privateigenthum durch die Erzeugung des Proletariats über sich selbst verhängt.... Es kann sich aber nicht selbst befreien, ohne seine eigenen Lebensbedingungen aufzuheben. Es kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft, die sich in seiner Situation zusammenfassen, aufzuheben.... Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist, und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu thun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Action ist in seiner eigenen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich (!) vorgezeichnet.“

Vertheilungsmodus, wie er durch die kapitalistische Productionsweise bedingt wird, führt eine Klassenlage von täglich sich steigernder Unerträglichkeit herbei: Concentration der Kapitalien in den Händen weniger und Concentration der ausgebeuteten, unzufriedenen, besitzlosen Massen in den großen Städten. Ueberproduction und Massenelend, Erzeugung des bürgerlichen Reichthums durch fortgesetzte Vernichtung des Wohlstandes einzelner Glieder, das ist der absurde Widerspruch, in welchen die kapitalistische Gesellschaft ausläuft. Umsonst bemüht man sich, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die Herrschaft der Bourgeoisie naht ihrem Ende. Die Waffen, mit welchen sie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich gegen sie selbst. Die Bourgeoisie hat ihren eigenen Todtengräber producirt, nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen überall führen werden, — die modernen Arbeiter, die Proletarier. Es entwickelt sich immer mehr, immer allgemeiner ein Kampf zwischen der Proletarierklasse und der Bourgeoisklasse, ein Kampf, der, bevor er auf beiden Seiten empfunden, bemerkt, gewürdigt, begriffen, eingestanden und endlich laut proclamirt wird, sich vorläufig nur in vorübergehenden Conflicten äußert, bis endlich das Proletariat, durch die Industrie selbst in größeren Massen zusammengedrängt und organisirt, durch die wachsenden Communicationsmittel in Verbindung gebracht, sich erhebt als Geburtshelfer einer neuen Zeit, die in den Lebensbedingungen des Proletariats bereits vorgebildet erscheint. „Der Proletarier ist eigenthumslos; sein Verhältniß zu Weib und Kind hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältniß; die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital, dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift. Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurtheile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken. Alle früheren Klassen, die sich die Herrschaft eroberten, suchten ihre schon erworbene Lebensstellung zu sichern, indem sie die ganze Gesellschaft den Bedingungen ihres Erwerbes unterwarfen... Die Proletarier haben nichts von dem Ihrigen zu sichern, sie haben nur alle bisherige Privatsicherheit und Privatversicherungen zu zerstören. Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten. Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuern Mehrzahl im Interesse der ungeheuern Mehrzahl. Das Proletariat, die unterste Schichte der jetzigen Gesellschaft, kann sich

nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, welche die officielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird.... Ihr Untergang und der Sieg des Proletariates sind gleich unvermeidlich."[1]

35. Der „wissenschaftliche" Socialismus will keine Anklagen erheben gegen die Unterschiede der Klassen, wie sie bisher bestanden. Er erkennt an, daß die Klassenherrschaft eine historische Nothwendigkeit gewesen ist, wie ihre Beseitigung heute durch eben dasselbe Gesetz der historischen Entwicklung gefordert und vorbereitet erscheint. „Solange nämlich die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer nothwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft — Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft rc. — übrig bleibt, solange mußte stets eine besondere Klasse bestehen, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte... Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheuere Steigerung der Productivkräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu vertheilen und dadurch die Arbeitszeit eines jeden so zu beschränken, daß für alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft — theoretischen wie praktischen — zu betheiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hinderniß der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch so sehr im Besitz der ‚unmittelbaren Gewalt' sein."[2]

Die bürgerlichen Productionsverhältnisse sind darum die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Productionsprocesses[3]. Nachdem die Klassengegensätze ihre historische Berechtigung auf Grund der ökonomischen Verhältnisse verloren haben, wird der Klassengegensatz überhaupt aus der Geschichte verschwinden. „Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft eine Association setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz aus-

---

[1] Communistisches Manifest. S. 11 f.; Marx, „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte". Zweite Ausgabe. 1869. S. 8. Das Proletariat wird die in der bürgerlichen Ordnung geschaffenen Productionsmittel für die Zukunft bewahren. Es wird „die alte Welt mit ihren eigenen großen Gesammtmitteln umwälzen". Vgl. Marx, „Elend". S. 117 ff.; Engels, „Dühring". S. 139. 141. 188. 242 ff.; Marx, „Kapital". S. 791 ff.

[2] Engels, „Dühring". S. 175.

[3] Marx, „Zur Kritik der politischen Oekonomie". 1. Heft. S. VI.

schließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der officielle Ausdruck des Klassengegensatzes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist." [1] Aber dieser Uebergang vollzieht sich nicht ohne Blutvergießen. Der letzte Klassenkampf fällt zusammen mit der letzten politischen Revolution. „Nur bei einer Ordnung der Dinge, wo es keine Klassen und keinen Klassengegensatz gibt, werden die gesellschaftlichen Evolutionen aufhören, politische Revolutionen zu sein. Bis dahin wird am Vorabend jeder allgemeinen Neugestaltung der Gesellschaft das letzte Wort der socialen Wissenschaft stets lauten: ‚Kampf oder Tod; blutiger Krieg oder das Nichts. So ist die Frage unerbittlich gestellt' (George Sand)." [2]

Wir würden kein Gesammtbild der socialistischen Weltanschauung dem Leser geboten haben, wenn wir nicht der auf Grundlage der ökonomischen Structur der Gesellschaft sich vollziehenden Entwicklung der rechtlichen, politischen Einrichtungen, sowie der gesammten religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise hier kurz noch Erwähnung thun wollten.

β. Die sociale, politische, ideologische Ordnung in ihrer Abhängigkeit von der ökonomischen Unterlage.

36. Was zunächst die Familie betrifft, so nimmt Engels mit Bachofen und Morgan an, daß die Menschen im Urzustande unbeschränkten Geschlechtsverkehr geübt haben. Durch allmählichen Ausschluß der Ehe zwischen Verwandten, zuerst zwischen Eltern und Kindern (Blutsverwandtschaftsfamilie), dann zwischen Geschwistern (Punaluafamilie), schließlich auch zwischen entfernteren Verwandten (Paarungsfamilie) entwickelte sich wenigstens auf dem östlichen Continent, der sogen. alten Welt, die monogamische Familie als charakteristische Familienform der Periode der Civilisation, während Amerika „der classische Boden der Paarungsfamilie" blieb bis zur Entdeckung und Eroberung [3].

Aber auch die Monogamie ist nicht die höchste Form der geschlechtlichen Beziehungen. Im Gegentheil; sie tritt in der Geschichte auf als Unterjochung des einen Geschlechtes durch das andere. „Der erste Klassengegensatz ... fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechtes durch das männliche. Die Einzelehe

---

[1] Marx, „Elend". S. 182. [2] Ebendas. S. 182.

[3] Engels, „Ursprung". S. 17. 22 f. 28.

war ein großer geschichtlicher Fortschritt, aber zugleich eröffnet sie neben der Sklaverei und dem Privatreichthum jene bis heute dauernde Epoche, in der jeder Fortschritt zugleich ein relativer Rückschritt ist, indem das Wohl und die Entwicklung der einen sich durchsetzt durch das Wehe und die Zurückdrängung der anderen. Sie ist die Zellenform der civilisirten Gesellschaft, an der wir schon die Natur der in dieser sich voll entfaltenden Gegensätze und Widersprüche erkennen können." [1]

Hatte die Monogamie sich gebildet durch allmähliche Verengung des Kreises der Personen, innerhalb dessen der geschlechtliche Verkehr erlaubt war, genau entsprechend der Fortentwicklung der Production und Vertheilung aus communistischen Formen bis zum individuellen Privateigenthum der antiken, feudalen und bürgerlichen Epoche, so wird durch Beseitigung des Privateigenthums, durch Verwandlung der häuslichen Privatarbeit in eine öffentliche Industrie auch die Vergesellschaftung der Jugenderziehung und damit ein wirklich freies, gegenseitiges Verhältniß der Familienglieder unmittelbar gegeben sein [2]. Die große Industrie aber ist es auch hier wieder, welche, wie Marx behauptet, der zukünftigen Entwicklung die Wege bahnt, indem sie „mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisirten Productionsprocessen jenseits des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage schafft für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter" [3]. Die Ehe des Proletariers, in der es kein Eigenthum zu bewahren und zu vererben gibt, zeigt schon heute die Ansätze zu dieser höhern Form. „Die Frau hat das Recht der Ehetrennung thatsächlich wieder erhalten, und wenn man sich nicht vertragen kann, geht man lieber auseinander. Kurz, die Proletarierehe ist monogamisch im etymologischen Sinne des Wortes, aber durchaus nicht in seinem historischen Sinn." [4]

37. Wie die Familie, so ist auch der Staat kein selbständiges Gebiet mit selbständiger Entwicklung. Der Staat, die politische Ordnung, erscheint vielmehr als das untergeordnete, die Gesellschaft, das Reich der ökonomischen Beziehungen, als das entscheidende Moment [5]. Hatten in den ältesten Zeiten mit communistischer Productionsweise die Geschlechtsbande vorzugsweise die Gliederung der Gesellschaft bestimmt, so mußte nach Aufkommen des Privateigenthums der Verwerthbarkeit

[1] Engels, „Ursprung". S. 36 f.
[2] Engels, „Dühring". S. 307.
[3] Marx, „Kapital". I. S. 516.
[4] Engels, „Ursprung". S. 42 f.
[5] Engels, „Feuerbach". S. 57.

fremder Arbeitskraft und damit der Klassengegensätze eine neue, nunmehr von der Eigenthumsordnung beherrschte Gliederung entstehen. Es war eine Gesellschaft geworden, deren sämmtliche ökonomischen Lebensbedingungen die Scheidung in Freie und Sklaven, in ausbeutende Reiche und ausgebeutete Arme hervorriefen. Eine solche Gesellschaft konnte nur bestehen entweder im fortwährenden offenen Kampfe dieser Klasse gegeneinander, oder aber unter der Herrschaft einer dritten Macht, die, scheinbar über den widerstreitenden Klassen stehend, ihren offenen Conflict unterdrückte. Jene dritte Macht war der Staat, der nunmehr an Stelle der alten Gentilverfassung trat [1]. Aus dem Bedürfniß, Klassengegensätze im Zaum zu halten, mitten im Kampfe dieser Klassen entstanden, steht die Staatsgewalt in der Regel der mächtigsten, ökonomisch herrschenden Klasse zu Diensten, die vermittelst ihrer auch politisch herrschende Klasse wird. So war der antike Staat vor allem Staat der Sklavenbesitzer zur Niederhaltung der Sklaven, der Feudalstaat Organ des Adels zur Niederhaltung der leibeigenen und hörigen Bauern, der moderne Repräsentativstaat Werkzeug für die Ausbeutung der Lohnarbeit durch das Kapital.

„Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren (erste Phase der Entwicklung); bewaffnete und sich selbst verwaltende Associationen in der Commune, hier unabhängige städtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie (zweite Phase); dann zur Zeit der Manufactur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie (dritte Phase); Hauptgrundlage der großen Monarchien überhaupt, erkämpfte die Bourgeoisie sich endlich seit der Herstellung der großen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschließliche politische Herrschaft (vierte Phase). Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisieklasse verwaltet." [2]

Der Staat ist also nicht von Ewigkeit her. Es hat Gesellschaften gegeben, die ohne ihn fertig wurden. Erst durch die Spaltung der Gesellschaft in Klassen wurde der Staat eine Nothwendigkeit. Fallen die Klassen, dann fällt mit ihnen der Staat. „Die Gesellschaft, welche die Production auf Grundlage freier und gleicher Association der Producenten

[1] Engels, „Ursprung". S. IV u. 134 ff. 139 f.; „Dühring". S. 139. 144. 176. 212; Marx, „Elend". S. 182.

[2] Communistisches Manifest. S. 6.

neu organisirt, versetzt die ganze Staatsmaschine dahin, wohin sie dann gehören wird: ins Museum der Alterthümer, neben das Spinnrad und die bronzene Axt." [1]

38. Wird der Staat und das Staatsrecht durch die wirthschaftlichen Verhältnisse bestimmt, so selbstverständlich auch das Privatrecht, welches ja nur die unter gegebenen Verhältnissen bestehenden ökonomischen Beziehungen regeln soll. Das heutige Recht besitzt einen den ökonomischen Lebensbedingungen der Bourgeoisgesellschaft entsprechenden Inhalt. Das erste Weltrecht einer Waaren producirenden Gesellschaft, das römische, hat dabei meist als Vorbild gedient [2]. „Aber die Völker entwickeln sich nicht auf Königs Befehl." [3] Mit den industriellen Existenzbedingungen verändert sich auch das Recht. Die Zukunft wird den heutigen Gegensatz von Kapital und Lohnarbeit beseitigen, damit aber dem jetzt centralen Rechtsinstitute des Eigenthums eine neue Form geben, — nicht „das persönlich erworbene, selbst erarbeitete Eigenthum, das Eigenthum, welches die Grundlage aller persönlichen Freiheit, Thätigkeit und Selbständigkeit bildet" [4], sondern nur das kapitalistische Eigenthum an den Productionsmitteln beseitigen. In der kapitalistischen Gesellschaft schafft die Arbeit des Proletariers diesem kein Eigenthum. Sie schafft Kapital, ist nur ein Mittel, „die aufgehäufte (fremde) Arbeit" zu vermehren. In der communistischen Gesellschaft wird die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel sein, um den Lebensproceß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern. Thöricht ist es, einer solchen Entwicklung gegenüber die bürgerlichen Vorstellungen von Freiheit, Bildung, Recht u. s. w. ins Feld führen zu wollen. „Eure Ideen selbst sind Erzeugnisse der bürgerlichen Productions- und Eigenthumsverhältnisse, wie euer Recht nur der zum Gesetz erhobene Wille eurer Klasse ist." [5]

39. Wie das Recht, so ist auch die Sittlichkeit ein der Menschengeschichte angehöriges Gebiet [6]. „Wir weisen eine jede Zumuthung zurück, uns irgend welche Moral-Dogmatik als ewiges, endgiltiges, unwandelbares Sittengesetz aufzudrängen, unter dem Vorwand, auch die moralische Welt habe ihre bleibenden Principien, die über der Geschichte und den Völkerverschiedenheiten stehen. Wir behaupten dagegen, alle bisherige Moraltheologie sei das Erzeugniß in letzter Instanz der jedes-

---

[1] Engels, „Ursprung". S. 140.
[2] Engels, „Feuerbach". S. 59. [3] Marx, „Elend". S. 147.
[4] Communistisches Manifest. S. 13. [5] Ebendas. S. 15.
[6] Engels, „Dühring". S. 81 ff.

maligen ökonomischen Gesellschaftslage."[1] Bis heute war die Moral stets nur eine Klassenmoral. Die wirklich menschliche Moral wird erst möglich sein auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat. Indessen auch diese Zukunftsmoral kann nicht gerade viel Bedeutung und Festigkeit besitzen, da Moral und Recht dem Socialismus nur als ein Gebiet von „mehr oder weniger schwankenden Meinungen und Gefühlen"[2] gilt, ferner die „Freiheit" nicht in der willkürlichen Selbstbestimmung des Menschen, sondern lediglich in der auf Erkenntniß der Naturgesetze beruhenden Herrschaft über die Materie bestehen soll[3]. Mit der Läugnung absoluter Principien des Rechts und der Sittlichkeit hängt es zusammen, daß Marx und Engels ihre communistischen Forderungen nicht auf die „Gleichheit" der Menschen gründen wollen, wie frühere Socialisten dies gethan. Marx gibt zu, daß die Tendenz zur Gleichheit unserem Jahrhundert eigen sei[4], aber er gründet seine Theorie nicht auf die Gleichheitsvorstellung, wie auf ein philosophisches Axiom. Das wäre ja ebenso „Anwendung der Moral auf die Oekonomie"[5], wie wenn er auf Grund der Ricardo'schen Werththeorie für die Arbeiter, als alleinige Producenten, das gesammte gesellschaftliche Product hätte beanspruchen wollen. Das Siegesbewußtsein des modernen Socialismus stützt sich vielmehr allein auf die historische Thatsache des Widerspruches zwischen der kapitalistischen Productionsweise und den heutigen Productionskräften. „Wie eine Lokomotive, deren eingeklemmte Abzugsklappe der Maschinist zu schwach ist zu öffnen, rennt die Gesellschaft dem Ruin entgegen."[6] Dieses Factum beweist der „wissenschaftliche" Socialismus, und einzig in diesem Beweise sucht und findet er seine theoretische Stütze[7].

40. Die geistige Production folgt der materiellen. Die herrschenden Ideen einer Zeit sind die Ideen der Klasse, welche die Epoche materiell beherrscht. „Wie die ganze Renaissancezeit seit Mitte des 15. Jahrhunderts ein wesentliches Product der Städte, also des Bürgerthums war,

[1] Ebendas. S. 82; Bebel, „Die Frau". S. 14: „Sittlich ist, was Sitte ist."
[2] Engels, „Dühring". S. 147. [3] Ebendas. S. 103 f.
[4] Marx, „Elend". S. 114. [5] Vorrede zum „Elend". S. X.
[6] Engels, „Dühring". S. 149; vgl. auch S. 4. 84. 86. 91 f. 96. 130 f. 140. 148.
[7] Communistisches Manifest. S. 13: „Die theoretischen Sätze der Communisten beruhen keineswegs auf Ideen.... Sie sind nur allgemeine Ausdrücke thatsächlicher Verhältnisse eines existirenden Klassenkampfes, einer unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung."

so auch die seitdem neu erwachte Philosophie; ihr Inhalt war wesentlich nur der philosophische Ausdruck der Gedanken, die der Entwicklung des Klein- und Mittelbürgerthums zur großen Bourgeoisie entsprachen. Bei den Engländern und Franzosen des vorigen Jahrhunderts, die vielfach ebensowohl politische Oekonomen wie Philosophen waren, tritt dies klar hervor."[1] Absolute Wahrheiten sind überhaupt selten, sogar auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften, seltener in der Wissenschaft, welche die Erforschung der lebenden Organismen zum Gegenstande hat, noch seltener auf dem Gebiete der Philosophie; „die vielen Bücher, die über Logik geschrieben worden sind und noch geschrieben werden, beweisen zur Genüge, daß auch da die endgiltigen Wahrheiten letzter Instanz viel dünner gesäet sind, als mancher glaubt"[2].

41. Dem materiellen Leben am fernsten scheint die Religion zu sein. Dennoch ist auch sie Product der materiellen Verhältnisse. „Alle Religion ist nichts anderes, als die phantastische Wiederspiegelung in den Köpfen der Menschen derjenigen äußeren Mächte, die ihr alltägliches Leben beherrschen, eine Wiederspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen."[3] Entstanden „zu einer sehr wald-ursprünglichen Zeit aus mißverständlichen, waldursprünglichen Vorstellungen der Menschen"[4] von den geheimnißvollen Mächten der Natur, zu denen später die ebenso geheimnißvollen gesellschaftlichen Mächte kamen, bildet sich die Religion bei jedem Volke eigenthümlich aus. Die Nationalgötter standen und fielen mit der Nation. Den Untergang der alten Nationalitäten brachte das römische Weltreich. Es entstand das Bedürfniß, das Weltreich durch eine Weltreligion zu ergänzen. „Die neue Weltreligion, das Christenthum, war im stillen bereits entstanden aus einer Mischung verallgemeinerter orientalischer, namentlich jüdischer Theologie und vulgarisirter griechischer, namentlich stoischer Philosophie."[5] Im Mittelalter bildete es sich, genau dem Feudalismus entsprechend, zu einer Religion mit feudaler Hierarchie aus. Und als das Bürgerthum aufkam, entstand im Gegensatze zum feudalen Katholicismus der Protestantismus, die Religion der Bourgeoisie[6]. Aber der Boden schwindet immer mehr, auch für diese Form der monotheistischen Religion. Die Kräfte der Natur sind heute zum großen Theile erkannt. Einzige Grund-

[1] Engels, „Feuerbach". S. 61.
[2] Engels, „Dühring". S. 78—129. [3] Ebendas. S. 304 ff.
[4] Engels, „Feuerbach". S. 62 f. [5] Ebendas. S. 63.
[6] Ebendas.; Bebel, „Die Frau". S. 64 ff.

lage „der religiösen Reflexaction“ bleiben lediglich noch die ökonomischen Verhältnisse, von denen der Mensch wie von einer fremden Macht sich beherrscht fühlt. Hier für das wirthschaftliche Leben heißt es noch immer: „Der Mensch denkt und Gott (d. h. die Fremdherrschaft der kapitalistischen Productionsweise) lenkt.“ Wenn aber die große, „gesellschaftliche That“ vollzogen ist, „wenn die Gesellschaft durch Besitzergreifung und planvolle Handhabung der gesammten Productionsmittel sich selbst und alle ihre Mitglieder aus der Knechtschaft befreit hat, ... wenn der Mensch also nicht mehr bloß denkt, sondern auch lenkt, dann erst verschwindet die letzte fremde Macht, die sich jetzt noch in der Religion wiederspiegelt, und damit verschwindet auch die religiöse Wiederspiegelung selbst aus dem einfachen Grunde, weil es dann nichts mehr wiederzuspiegeln gibt“ — dann „stirbt die Religion ihres natürlichen Todes“ [1]. — So „denkt“ Herr Engels, aber ein anderer lenkt die Geschicke der Völker.

42. Gotteslängnung und Gotteslästerung sind die beiden Pole, zwischen denen der „wissenschaftliche“ Socialismus sich bewegt. Der Materialismus bildet seine Grundlage, der Atheismus seine Religion. — Wir haben uns bemüht, vorzugsweise aus den Classikern der Socialdemokratie ein getreues Bild ihrer Lehre zu gewinnen, und wenn es sich hierbei herausgestellt, daß der sogen. „wissenschaftliche“ Socialismus kaum über einen einzigen selbständigen Gedanken verfügt, sondern seine sämmtlichen „geistigen Waffen“ mittelbar oder unmittelbar dem Liberalismus entlehnt, so ist eben mit dieser Erkenntniß der wahren, tiefsten Quelle des Uebels gerade der Feind bezeichnet, in welchem vor allem der Socialismus bekämpft werden muß. Wir meinen die gottlose Wissenschaft unserer Tage, welche vom Staate besoldet wird, um die Fundamente der Gesellschaft zu untergraben.

---

[1] Engels, „Dühring“. S. 306.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Woher stammt der Name „Amerika“?

Das Aufwerfen der Frage nach dem Ursprung dieses Namens wird nicht wenigen unserer Leser befremdlich erscheinen. Schon in den Tagen ihrer Kindheit hat man ihnen erzählt, wie der Pilote Amerigo Vespucci die erste Beschreibung des neu entdeckten Welttheils geliefert und demselben seinen eigenen Namen gegeben habe. Noch mancher mag sich erinnern, wie er damals nicht wußte, ob er mehr über die Anmaßung Vespucci's oder über die Gedankenlosigkeit seiner Zeitgenossen sich wundern solle, die blindlings nachsprachen und nachschrieben, was ohne jeden Grund ihnen zugemuthet wurde. Vielleicht auch mischte sich in dieses Gefühl zugleich ein Bedauern, daß dem großen bescheidenen Entdecker Christoph Columbus auf solche Weise die Ehre entrissen worden sei, bei der durch ihn zuerst gleichsam aus den Fluten emporgehobenen Neuen Welt Pathe zu stehen.

Ein verwandtes Gefühl mag mit Veranlassung gewesen sein, daß die Frage nach dem Ursprung dieses Namens in unserem Jahrhundert und zumal auch in der neueren Zeit wiederholt zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht worden ist. Der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, die dabei aufgeboten wurden, die bisher geltende Anschauung umzustoßen, rechtfertigen allein schon das Unterfangen, auf eine Frage zurückzukommen, welche für viele als längst abgemacht gilt [1]. Die in Bälde bevorstehende Centenarfeier der Entdeckung des neuen Erdtheils umgibt dieselbe überdies mit einem besondern Interesse. Der Beifall, welchen die neuen Hypothesen vielerorts gefunden, und der Werth, der namentlich in den Ländern der Neuen Welt ihnen beigelegt wird, machen es doppelt wünschenswerth, über den Stand der Frage nach allen Seiten hin aufgeklärt zu werden.

Die Ansicht, die bisher in Deutschland fast ausschließlich geltend war, hat ihren gelehrtesten und eifrigsten Anwalt gefunden in Alexander von Humboldt, welcher einen sehr beträchtlichen Theil seiner „Kritischen Untersuchungen“ [2] dieser Frage gewidmet und dieselbe später in seinem

---

[1] Sowohl der Amerikanisten-Congreß zu Berlin 1888, wie der zu Paris 1890 hat sich eingehend mit dieser Frage befaßt. Ueber die letztere (VIII.) Versammlung der Amerikanisten vgl. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1890—1891. S. 413.

[2] Examen critique de l'histoire de la Géographie, 1839.

„Kosmos“[1] abermals eingehend behandelt und mit neuen Momenten beleuchtet hat. Andere Gelehrte, wie Fr. A. v. Varnhagen[2] und S. Ruge[3], sind ihm in mehreren ihrer Werke mit Entschiedenheit beigetreten; auch der Amerikaner Washington Irving hat dieselbe in seiner Geschichte Amerigo Vespucci's verfochten. Besonderes Verdienst um diese Frage hat überdies der gelehrte französische Geograph d'Avezac durch seine Specialarbeiten sowohl über Vespucci als über Waldseemüller[4].

Amerigo (al. Alberigo) Vespucci war 9. März 1451 aus edler Familie in Florenz geboren und hatte durch den Unterricht seines Oheims, des Dominikaners Giorgio Antonio Vespucci, im Kloster San Maria sich eine tüchtige Ausbildung angeeignet. Der Welthandel lag damals großentheils in den Händen der Italiener, und auch Amerigo führten Handelsaufträge der Familie Medici nach Spanien. Er hatte bereits sein vierzigstes Jahr erreicht, als er zu Sevilla in die Dienste des blühenden florentinischen Handelshauses der Berardi eintrat, in welchem er bald eine angesehene Stellung bekleidete. Um diese Zeit war es, daß Columbus von seiner ersten Entdeckungsreise triumphirend heimkehrte. Vespucci lernte den kühnen Seefahrer persönlich kennen und war ihm bald in Freundschaft verbunden. Auch er wurde vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, und es scheint, daß er unter dem Eindruck der großen Entdeckung auch selbst begann, seine bedeutenden astronomischen und nautischen Kenntnisse noch zu erweitern. Von April 1497 bis Mai 1498 war er in Sevilla und San Lucar für die Vorbereitung der dritten Reise des Columbus thätig. Im Mai 1499 ging er unter Alonzo de Hojeda zum erstenmal in See, aber in ganz untergeordneter Stellung, wie er selbst betont. Humboldt vermuthet, daß er das Amt eines Astronomen bekleidet habe. Hojeda selbst nennt unter seiner Begleitung Juan de la Cosa und Morigo Vespuche und mehrere andere als „Piloten“. Vermuthlich trennte sich Amerigo in Hispaniola (Haiti) von seinem Führer Hojeda und traf noch zeitig genug in Spanien ein, um sich im December 1499 an der Expedition

[1] Bd. II. S. 489 ff.

[2] Historia geral do Brazil, Rio de Janeiro 1854; Jo. Schoener e P. Apianus, Influencia de um e outro e de varios de seus contemporaneos na adopção do nome America. Vienna 1872.

[3] Zeitalter der Entdeckungen; O. Peschels Geschichte der Erdkunde bis auf A. v. Humboldt und C. Ritter, herausgegeben von Dr. S. Ruge. München 1877.

[4] Voyages d'Améric Vespuce au compte de l'Espagne. Bullet. de la Société de Géogr. Oct. 1858. p. 129 ss.; Martin Hylacomylus Waltzemüller, ses ouvrages et ses collaborateurs . . . par un géographe bibliophile. Paris 1867.

des Vicente Yañez Pinzon betheiligen zu können. Nach seiner Heimkehr in portugiesische Dienste übergetreten, begleitete er 15. Mai 1501 das portugiesische Geschwader, das von König Emmanuel zur näheren Erforschung des von Cabral entdeckten Brasiliens ausgesandt wurde. Auf dieser Fahrt war es, daß er bis zum 52.° südl. Br. vorzudringen vermochte, und er rühmte sich, daß er die „quarta pars mundi“ bei dieser Gelegenheit durchsegelt habe. Er meinte damit den vierten Theil des Meridians, 90°, wenn man nämlich von Lissabon, d. h. vom 40.° nördl. Breite an rechnete. Bald sollte man den Ausdruck der quarta pars mundi anders verstehen.

Weniger glücklich war Amerigo's letzte Entdeckungsreise, von welcher er im Juni 1504 nach Lissabon zurückkehrte. Ueberhaupt schien ihm das Glück jetzt untreu geworden. Wie aus einem Briefe des ihm befreundeten Columbus hervorgeht, fand auch er nicht die verdiente Anerkennung und war mit seiner Lage unzufrieden. Er wandte sich daher wieder nach Spanien; am 5. Februar 1505 war er in Sevilla. Nachdem neue Reisepläne nicht zur Ausführung gekommen waren, wurde er am 22. März 1508 zu dem ehrenvollen und wichtigen Amte des Reichspiloten (Piloto mayor) ernannt mit 50 000 Maravedis an jährlichem Gehalt. Er hatte in dieser Stellung die oberste Controle über die Kenntnisse und Fertigkeiten der Piloten. Für die Centralbehörde der oceanischen Unternehmungen in Spanien, die Casa de Contratacion in Sevilla, hatte er eine allgemeine Küstenbeschreibung mit einem Positionsverzeichniß (Padron general) herzustellen. Nach jeder Expedition mußten die Piloten vor ihm und den übrigen Beamten der Casa die neuen Entdeckungen eintragen und die nothwendigen Berichtigungen vornehmen. In dieser ansehnlichen Stellung blieb Amerigo bis zu seinem Tode 22. Februar 1512. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse war er vom spanischen Hofe stets mit Achtung behandelt worden, und auch nach seinem Tode noch wurde von Freund und Feind seine Tüchtigkeit anerkannt. Namentlich sein Nachfolger im Amte, der berühmte Sebastian Cabot, der 1512 aus englischen in spanische Dienste trat, zollte ihm die ehrenvollste Anerkennung. Auch Ramusio, der feurige Vertheidiger der Ehre Christoph Columbus', verweilt in dem großen Werke seines Lebens[1] nicht weniger als fünfmal mit Wohlgefallen bei der „seltenen Intelligenz des ausgezeichneten und genialen Florentiners Signor Amerigo Vespuccio“.

---

[1] Vgl. Revue des Questions Historiques. I, 250.

Hatte für den Ruhm bei der Nachwelt Columbus die Priorität der Entdeckung voraus, so befand er sich gegenüber Amerigo Vespucci in anderer Hinsicht im Nachtheil. War es Bescheidenheit, war es Charakteranlage oder Berechnung, Columbus hüllte sich in Dunkel und Schweigen. Die brieflichen Berichte, die er nothwendig geben mußte, enthielten nichts, was geeignet war, die Phantasie besonders anzuregen. Der Ton war bescheiden; es war nur die Rede von Inseln, die man in Indien neu gefunden habe. Ueberdies waren dieser Berichte nur wenige; in mehreren Schreiben rügt die Königin Isabella die Kargheit seiner Mittheilungen. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren nur zwei seiner Briefe im Druck veröffentlicht worden, von denen der zweite recht bezeichnend den Namen der „Lettera rarissima“ trägt. Zwar wurden Uebersetzungen in den verschiedenen Ländern verbreitet [1]; allein die Beachtung, die man, namentlich in Deutschland, ihnen schenkte, war eine verhältnißmäßig geringe. Sebastian Brant spricht z. B. in seinem „Narrenschiff“ 1494 auch von den neuerdings durch die Spanier und Portugiesen entdeckten „Goldinseln“; allein den Namen des Columbus kennt er nicht. Die neuen großartigen Entdeckungen, die bald Schlag auf Schlag sich folgten, dämpften noch mehr den Eindruck von Columbus' großer That; die Entdeckungen der Portugiesen mit den unmittelbaren und praktischen Vortheilen, welche der neue Seeweg nach Indien bot, stellten sie vollends in Schatten. Schon in den letzten Jahren seines Lebens war Columbus ein vergessener Mann; sein Tod wurde kaum beachtet und war noch Jahre lang nachher im Auslande unbekannt.

Ganz anders war es mit Amerigo, der mit seinen übrigen großen Gaben die der Mittheilsamkeit besaß und es liebte, die Erfahrungen und Erlebnisse seiner Reisen in seiner zierlichen Sprache Freunden und Gönnern zu schildern. Schon über seine ersten Reisen hatte er in mehreren Briefen an Lorenzo di Pier Francesco de' Medici in Florenz Bericht erstattet. Ueberdies arbeitete er an einem zusammenhängenden Werke, das seine sämmtlichen Reisen umfassen sollte, „juxta ingenioli mei tenuitatem“, wie er schreibt, um sich bei der Nachwelt ein Andenken zu gründen. Allein dieses Werk, das er zum Druck bestimmt hatte, ist niemals ans

[1] Vom ersten Brief des Columbus zählt man vier römische Ausgaben, drei Pariser und eine Antwerpener; in Basel wurde, wahrscheinlich 1494, eine schöne, illustrirte Ausgabe veranstaltet, in Straßburg erschien 1497 eine deutsche Uebersetzung. Ruelens, La première relation de Ch. Colomb, Bull. de la Soc. belge de Géogr. 1884. p. 676.

Licht getreten und schlummert vielleicht noch in einem der Archive oder Bibliotheken Spaniens. Indessen hatte Amerigo zu sehr das Bedürfniß der Mittheilung, um nicht im voraus auszugsweise seinen Freunden die Hauptsachen zu erzählen. Sein Brief an den Gonfaloniere Piero Soderini in Florenz, und ein anderer, den er an den König von Spanien sandte, sind die einzigen, die von mehreren uns erhalten sind. Sie lassen erkennen, daß sie von ihrem Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, da er sonst einzelne Bemerkungen sicher unterdrückt hätte.

Ganz ohne sein Zuthun, und, wie es scheint, selbst ohne sein Wissen, gelangte zuerst sein Brief an Medici über die ergebnißreichste seiner Reisen (die von 1501—1502) in den Druck[1]. Dieser Brief, eine farbenreiche Schilderung der Tropenzone, war nicht wie der des Columbus für Spanien allein, sondern er schien für die ganze Welt geschrieben. Er war geeignet, in den geographischen Anschauungen der damaligen Gesellschaft eine vollständige Umwälzung hervorzurufen. Noch immer herrschte bis dahin die von den Alten überkommene Vorstellung[2], als seien die Länder am Aequator nicht bewohnbar, ja als sei selbst eine Verbindung zwischen der gemäßigten Zone des Nordens und der des Südens durch die Atmosphäre der Tropenzone zur Unmöglichkeit gemacht. Fast noch weniger vermochte man sich die Existenz von Gegenfüßlern, von solchen, die auf der andern Seite der Weltkugel wohnen sollten, glaubhaft zu machen. Albert der Große, dessen Adlerblick auch in so manchen anderen Fragen der Erkenntniß seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt war, ist vielleicht der einzige Gelehrte von Bedeutung während des Mittelalters, der seine Ansicht dahin aussprach[3], daß auch die südliche Erdhälfte, und sogar die heiße Zone, für Menschen bewohnbar sei, vorausgesetzt, daß diese sich während der stärksten Hitze in Höhlen und Schluchten geschützt hielten. Dagegen berief man sich für die gegentheilige Ansicht auf Augustinus und Lactantius, mehr noch aber auf die Heilige Schrift. Noch jetzt bewahrt die Bibliothèque Mazarine in Paris ein geographisches Werkchen des Zacharias Lilius, das 1515, also drei Jahre nach Vespucci's Tod, 23 nach Columbus' erster Entdeckungsreise, zu Paris geschrieben ist.

[1] Bei Lambert in Paris (1503), mit der Aufschrift: Albericus Vespuccius Laurentii petri francisci de Medicis s. p. d. Die lateinische Uebersetzung war allem Anscheine nach gefertigt durch den damals in Paris weilenden Dominikaner Bart. del Giocondo aus Verona.

[2] Vgl. Revue de Géogr. XVI, 1. Crozals, Un préjugé géographique, la zone torride, citirt bei L. Gallois, Les Géographes Allemands de la Renaissance, p. 137. [3] De natura locorum I. 6.

Darin heißt es unter anderem: „Zwischen der heißen Zone und den arktischen Zonen sind nur zwei Zonen bewohnbar. Ob unter diesen diejenige, welche der unserigen entgegengesetzt ist, wirklich bewohnt wird? Macrobius behauptet es, aber man hat es nie gewußt und wird es niemals wissen. Denn die heiße Zone, die dazwischen liegt, verhindert jeden Verkehr zwischen den Menschen auf der einen und der andern. Die obere Zone allein also ist wirklich bewohnt, d. h. diejenige, welche zwischen dem Nordpol und der Aequatorialzone liegt.“ Ein deutscher Gelehrter, Johann Stöffler[1], Professor der Mathematik und Geographie in Tübingen, muß sich auch später noch (1518) große Mühe geben, mit ausführlichem Apparat gegen diese fest eingewurzelten Anschauungen anzukämpfen.

Wie ein Blitz in dieses Dunkel hinein trafen Vespucci's Mittheilungen. „Die größere Anzahl der Alten sagt,“ so schreibt er triumphirend, „daß jenseits der Nachtgleiche-Linie nach Süden hin es nichts als Meer gäbe, welches sie das Atlantische nennen. Und die, welche sagten, daß es dort festes Land gäbe, läugneten, daß es bewohnt werden könne. Aber diese meine letzte Seereise hat sehr wohl bewiesen, daß diese Behauptung falsch ist. Denn ich habe diesen Continent mehr bewohnt gefunden, nicht nur von Menschen, sondern auch von Thieren, als den von Europa oder den von Asien und Afrika.“

Es begreift sich, daß der Brief ungeheures Aufsehen hervorrief, zumal es die erste ausführliche Beschreibung der neu entdeckten Länder war, die in weiteren Kreisen bekannt wurde. Fast zur selben Zeit erschienen gerade auch die ersten Seekarten, welche die neu entdeckten Länder zur Darstellung brachten. Wie es scheint, wurde der Brief zuerst in Italien gedruckt, dann erst in Paris, Augsburg 1504, Straßburg 1505, Leipzig 1506. Man zählt 14 lateinische Auflagen; der Brief erscheint unter dem (auch von Amerigo selbst gebrauchten) Titel Mundus novus. Nur die von Ringmann besorgte Straßburger Ausgabe trägt die effectvollere Aufschrift De ora antarctica per regem Portugalliae pridem inventa. Zugleich weist Ringmann hin auf die epochemachende Bedeutung von Amerigo's Entdeckung und preist seinen hohen Geist, seine Kenntnisse und wahrheitsgetreuen Schilderungen. Auch in andere Sprachen wurde der Brief übersetzt; zehn deutsche Ausgaben sollen noch jetzt bekannt sein. Es mochte zu dieser raschen Verbreitung der Umstand beitragen, daß die

[1] Commentarius in Procli Sphaeram. Tubing. 1534; es ist der Lehrcursus, den er 1518 in Tübingen vorgetragen.

Schilderungen der Wunder der Neuen Welt keineswegs in trockener Gelehrtensprache eingedörrt, sondern durch lebendige, oft drastische Darstellung das Interesse des großen Publikums herausforderten [1].

Der Antheil, den man in den italienischen Staaten an den großen Entdeckungen nahm, war ohnehin ein sehr reger, da man hier ihrem Ausgangspunkte wie ihrer Interessensphäre näher stand und mehrere der hervorragendsten unter den kühnen Entdeckern dem italienischen Boden entstammten. Schon 1504 wurde in Venedig eine ganze Sammlung von Reiseberichten gedruckt, in die jedoch Vespucci's Briefe noch nicht mit aufgenommen waren. In Portugal war Valentin Fernandez 1502 mit einem ähnlichen Werke vorangegangen, 1503 war dasselbe auch in spanischer Uebersetzung erschienen. Aber drei Jahre später folgte zu Vicenza eine neue, von Alessandro Zorzi veranstaltete Sammlung, und hier traten Vespucci's Reiseberichte um so mehr hervor, da schon in der Aufschrift ihm die Entdeckung einer „Neuen Welt“ zugeschrieben war [2]. Schon im folgenden Jahr erschien zu Mailand die lateinische Uebersetzung [3], die deutsche in Nürnberg von Jobst Ruchamer [4] und bald auch eine französische zu Paris, von der in den nächsten Jahren eine Auflage der andern folgte. So war um dieselbe Zeit, da Columbus in völliger Vergessenheit gestorben war, Amerigo Vespucci als Entdecker der Neuen Welt ein weltberühmter Mann geworden.

Eben jetzt arbeitete in dem lothringischen Städtchen St. Dié der gelehrte Martin Waldseemüller an einer neuen, mit Zuthaten versehenen Ausgabe des Ptolemäus. Denn der alte alexandrinische Mathematiker war noch immer die Hauptfundgrube für das geographische Wissen jener

[1] Die Beschreibungen Vespucci's sollen es gewesen sein, welche damals seinen Landsmann, den Sagrista an der Laurentianischen Basilika in Florenz, Francesco Albertini, begeistert haben, sein Werkchen De mirabilibus novae et veteris Urbis Romae abzufassen, eine Beschreibung der damaligen Stadt Rom, die noch heute ihren eigenthümlichen Werth besitzt. Sie ist Julius II. gewidmet; der erste zuverlässig nachweisbare Druck gehört 1510 an, später hat sie noch zahlreiche Neuauflagen erlebt.

[2] Mondo Novo e paesi nuovamente retrovati da Alberico Vespuzio Fiorentino 1507.

[3] Itinerarium Portugallensium ex Ulisibona in Indiam necnon in Occidentem et Septentrionem.

[4] Newe unbekanthe Landte und eine newe Weldte in kurtz verganger Zeyth erfunden. Nüremberg 1508. Diese Uebersetzung ist von besonderem Interesse wegen des sehr weitgehenden Bestrebens der Sprachreinigung. Christoph Colomb wird übersetzt mit „Christoffel Dawber“ (Taube = colombe); admirante del mar mit „ein wunderer des meres“; Alonso Nino mit „Alonsus Schwartzwe“; Lorenzo di Pier Francesco de' Medici mit „Laurentius Petri artzte zu Florentia“.

Zeit, und in den zahllosen Auflagen, die er in den verschiedenen Ländern erfuhr, begnügte man sich damit, das inzwischen neu Entdeckte, die „regiones extra Ptolemaeum“, als Anhang beizufügen. Waldseemüller, oder, wie er nach der Sitte jener Zeit seinen Namen gräcisirt hatte, Hylacomylus, war aus Freiburg im Breisgau gebürtig; seine Arbeiten selbst, wie seine freundschaftlichen Beziehungen zu sehr angesehenen Gelehrten, so zu dem Karthäuserprior Gregor Reisch, zu Ringmann (Philesius), dem gelehrten Kosmographen in Straßburg, und zu Laurentius Phrisius in Metz, bekunden ihn als einen Mann von geistiger Bedeutung [1]. Einen großmüthigen Mäcen hatte er gefunden an seinem Landesherrn Renatus II. von Lothringen.

Dem Hauptwerke sandte Hylacomylus 1507 einen einleitenden Theil [2] voraus, der in 9 Kapitel getheilt war und überdies die Reisebeschreibungen Amerigo's in sich schloß. Der Titel lautete: Cosmographiae introductio cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. Schon im Laufe des Werkes selbst nimmt Hylacomylus wiederholt Veranlassung, auf die Bedeutsamkeit von Amerigo's Mittheilungen hinzuweisen und die Folgerungen daraus für unsere Kenntniß von der Erde zu ziehen. „Die Tropenzone ist also bewohnbar und wirklich bewohnt,“ hebt er hervor, „da der Goldchersones, Taprobane, viele Menschen birgt, ebenso wie das ungeheure Ländergebiet, das, bis jetzt immer unbekannt, vor kurzem durch Amerigo Vespucci entdeckt wurde.“ Welchen Werth Hylacomylus den Berichten Amerigo's beilegte, erhellt schon aus den Distichen, die er aus der Feder seines Freundes Philesius denselben vorausschickte. Der Dichter wünscht für Amerigo einen Virgil, der seine kühnen Fahrten gleich denen des Aeneas besänge. Auch Hylacomylus selbst will zur Verherrlichung des großen Seefahrers etwas beitragen. Im 7. Kapitel versucht er den sieben von Ptolemäus auf der nördlichen Hemisphäre beschriebenen Klimaten sechs entsprechende auf der süd-

[1] Knöpfler-Rohrbacher (XXIII) S. 41 nennt ihn Professor des Gymnasiums zu St. Dié, Humboldt, wohl irrthümlich, den Vorsteher einer Druckerei, Wiesener „un savant libraire“. Das „Gymnasium“ von St. Dié war thatsächlich nur eine „literarische Gesellschaft“, wie deren seit Celtes zahlreiche in Deutschland bestanden, aber allerdings stand derselben eine Druckpresse zur Verfügung. Außer Waldseemüller werden besonders die Geistlichen Gauthier Lud und Jo. Basinus Sandacurius als Mitglieder genannt.

[2] Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano eis etiam insertis quae Ptolemaeo ignota, a nuperis reperta sunt.

lichen entgegenzustellen, die er ähnlich wie Ptolemäus nach den wichtigsten geographischen Punkten benennt. An sechster Stelle werden Zanzibar, Sumatra, Ceylon genannt „mit dem vierten Erdtheile (et quarta orbis pars), welchen man, da Americus ihn gefunden hat, wohl nach dem Entdecker ‚Amerige‘, d. h. das Land des Americus, oder America nennen kann“. Auch im 9. Kapitel kommt er nochmals auf diesen Gedanken zurück, wo er schreibt: „Jetzt aber sind sowohl diese Theile (der Erde) des weitern aufgehellt, und ein anderer, vierter Erdtheil (alia quarta pars) ist, wie im folgenden geschildert werden wird, durch Amerigo Vespucci entdeckt worden, und ich sehe nicht ein, was im Wege stehe, denselben von seinem Entdecker Americus, einem Mann von ganz genialem Geiste, ‚Amerige‘, d. h. Land des Americus, oder America zu nennen, da ja auch Europa und Asien von Weibern ihren Namen erhalten haben.“

Das Werk des Hylacomylus fand ungeheuern Anklang. Der ersten Auflage vom Mai 1507 folgte schon im September eine zweite. Da es anonym erschienen war, gefielen nicht wenige Gelehrte sich darin, den Ruhm der Autorschaft sich zuschreiben zu lassen. Hylacomylus konnte 1509 an seinen Freund Philesius schreiben, „mit Glanz und Glorie“ habe sich seine Kosmographie „über die ganze Welt verbreitet“ [1]. Er beeilte sich denn auch, der dritten Auflage, die 1509 bei Joh. Grieninger in Straßburg erschien, seinen Namen vorzusetzen. Auch in der Folge erlebte das Werk in Deutschland noch zahlreiche Auflagen. Zu gleicher Zeit mit der Introductio ließ Hylacomylus zwei Weltkarten erscheinen, auf welche sowohl im Titel wie im Text ausdrücklich hingewiesen wird. Die eine stellte die sämmtlichen Welttheile in der Ebene, die andere auf dem Globus dar. Die erstere ist verloren, die andere aber, wie Gallois in seinem hochinteressanten Werke über die deutschen Geographen der Renaissance [2] nachweist, wenigstens in einem Exemplar zu Wien in der fürstlich

[1] „Die Ausgabe Waldseemüllers erfreute sich einer ungeheuren Popularität in Deutschland, wozu wohl, abgesehen von dem Reiz der Neuheit, auch der etwas schlüpfrige Ton beitrug, indem Vespucci die Eingeborenen Südamerika's ohne Schonung bis auf ihre thierischen Verrichtungen beschreibt.“ Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

[2] Les Géographes Allemands de la Renaissance. Paris 1890. p. 48. D'Avezac hatte schon 1872 (Bullet. de la Société de Géogr. Paris. p. 16) auf diese Karte aufmerksam gemacht und ihr Entstehen dem Jahre 1509 zugewiesen. Eine in allem Wesentlichen identische Weltkarte findet sich in einer zu Lyon durch L. Boulengier bei Jean de la Place veranstalteten Ausgabe von Waldseemüllers Introductio. Die Ausgabe ist leider ohne Datum, bietet aber trotzdem eine starke Bekräftigung für Gallois' Beweise.

Liechtenstein'schen Sammlung noch erhalten. Wie Hylacomylus selbst sagt, ist sie gezeichnet nach den Angaben Vespucci's. Für lange Zeit hat dieses Werk des Gelehrten von St. Dié den Grundtypus für die in Deutschland erscheinenden Weltkarten abgegeben[1]. Diese Karte des Hylacomylus ist es auch ohne Zweifel, von der Trithemius am 12. August 1507 von Würzburg aus schreibt, daß er dieselbe um billiges Geld von Straßburg her erworben habe, „ein in der Ebene ausgebreiteter Erdglobus mit den kürzlich von dem Spanier Amerigo Vespucci entdeckten Inseln und Ländern“. Vom Norden des neuen Continents ist auf dieser Karte nur wenig sichtbar, der Süden aber erscheint schon in stattlicher Ausdehnung und trägt in großen Lettern den Namen „America“.

Waldseemüllers Beispiel und Vorschlag in Bezug auf die Benennung des neuen Landes fand bereitwillige Aufnahme. Nicht nur daß der Geograph Joachim Vadianus (von Watt, Professor und zeitweise auch Rector an der Wiener Universität, später Bürgermeister von St. Gallen) in einem bald nachher veröffentlichten Briefe aus Wien an den Humanisten Rudolf Agricola die Wahl des Namens belobte, derselbe ging auch alsbald in die Praxis über. In einem kleinen geographischen Werke, das 1509 unter dem Titel Globus mundi aus der Grieninger'schen Presse in Straßburg hervorging, wird der Name „America“ bereits als eine ausgemachte Sache behandelt. Die ganze Erde wird verglichen mit der Structur einer menschlichen Gestalt: der Orient ist gleichsam der Kopf, „die Füße sind der Westen und America, das vor kurzem entdeckt wurde, die quarta pars mundi . . .“ Gestützt auf die Entdeckungen Vespucci's, gibt sich der Autor des Globus mundi alle Mühe, es jedermann begreiflich zu machen, daß es wirklich Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unserigen gekehrt seien, und daß auf allen Theilen der Weltkugel menschliche Wesen existiren könnten. Merkwürdigerweise trägt jedoch auf der dem Werkchen beigegebenen Titelvignette die quarta pars mundi, „jene Insel, weit größer als ganz Europa, deren Küsten sich gegen Westen hin, Europa und Afrika gegenüber entfalten“, noch nicht den vorgeschlagenen Namen, sondern wird einfach bezeichnet als „Newe Welt“. Vermuthlich war die Vignette für die in demselben Jahre erschienene deutsche Ausgabe „Der Welt Kugel ꝛc.“ eigens gefertigt.

Auch außerhalb Deutschlands hatte der Name bereits Anklang gefunden. Dem 1512 zu Krakau gedruckten geographischen Werke des Johann Stobnicza war unter anderem eine Weltkarte beigegeben, welche

---

[1] Gallois l. c. 101.

derjenigen Waldseemüllers nachgebildet war. Der neue Continent trug darauf gleichfalls den Namen „America". Ueberdies war der ganze Passus über diese Benennung wörtlich aus Waldseemüllers Introductio abgedruckt. Ein anonymes englisches Theaterstück vom Jahre 1511 (a new interlude) enthält bereits die Verse [1]:

Das neue Land, erst jüngst entdeckt auf Reisen,
America ward es geheißen,
Weil Americus erst es fand.

Des Hylacomylus geplante Ptolemäus-Ausgabe hatte unterdessen durch den Tod Renatus' II. im Jahre 1508 ihren wirksamsten Förderer verloren. Als 1513 endlich ein neuer Ptolemäus in Straßburg erschien [2], besorgt von Philesius, Hylacomylus und ihren Freunden, wurde weder Hylacomylus in dem Werke genannt, noch trug eine der Karten den von ihm in Vorschlag gebrachten Namen. Es findet sich allerdings eine Karte der neu entdeckten Länder, allein sie trägt — fast wie zu einem nachdrücklichen Dementi — die Unterschrift: Haec terra cum adjacentibus insulis inventa est per Columbum Januensem ex mandato regis Castellae (Dieses Land mit den umliegenden Inseln ist entdeckt worden durch den Genuesen Columbus auf einer im Auftrag des Königs von Castilien unternommenen Reise). Es scheint, daß Waldseemüller seither von des Columbus Entdeckungsfahrten gehört hatte und seinen Irrthum gut machen wollte. Auch sein Freund Gregor Reisch, welcher der Ausgabe seiner Margarita Philosophica von 1515 eine nach Waldseemüllers Vorlage gefertigte Weltkarte beigegeben hatte, vermeidet darauf den Namen Amerika und bezeichnet den Norden des neuen Continents mit Zoana Mela [3], den Süden mit Paria seu Prisilia. Allein der Irrthum war

---

[1] Harrisse, Bibl. amer. vetust. p. 50:
But this newe lands founde lately
Ben callyd America by cause only
Americus dyd furst them fynde.

[2] Die Ausgabe hatte ungeheuren Erfolg; nicht nur in Straßburg wurde sie wiederholt neu aufgelegt, sondern auch in Lyon und Vienne (Dauphiné) kam sie fast unverändert zum Abdruck. Ueber 25 Jahre lang, bis zur neuen Baseler Ptolemäus-Ausgabe des Seb. Münster, blieb sie maßgebend für das geographische Wissen der Zeit.

[3] Dieser Name entstammt einem groben Irrthum in der von Ruchamer gefertigten Uebersetzung der Vicentiner Sammlung von Reisebeschreibungen. Zoana ist die Corruption von „Johanna", welchen Namen Columbus der Insel Cuba beigelegt hatte; me la waren die zwei in dem Berichte unmittelbar auf Zoana folgenden italienischen Wörtchen (ma la). Paria ist die jetzt zu Venezuela gehörige schmale Halbinsel des amerikanischen Festlandes, die Trinidad gegenüber liegt: der

nicht mehr gut zu machen: der neue Name hatte bereits seinen Lauf durch die Welt genommen.

Um eben jene Zeit verbreiteten sich über ganz Deutschland die Zeichnungen und geographischen Schriften des unterfränkischen Astronomen Joh. Schöner. Gallois verzeichnet nicht weniger als sechs verschiedene Typen von Weltkugel-Darstellungen, von denen einzelne Exemplare sich erhalten haben, und die er alle glaubt Schöner zuschreiben zu sollen. Zwei derselben gehören der Entstehungszeit nach vor 1515, die anderen vertheilen sich auf die Zeit von 1515 bis 1533 und veranschaulichen den Entwicklungsgang, welchen in diesen Jahren Schöners geographische Erkenntniß genommen hat. Alle, mit Ausnahme der beiden letzten, erscheinen abhängig von den Karten Waldseemüllers; alle geben dem neuen Continent den Namen „America"; das in der Pariser Nationalbibliothek erhaltene Exemplar (vor 1515) verzeichnet diesen Namen sogar an fünf Stellen. In der Mitte des südlichen Continents steht noch überdies der Zusatz: America ab inventore nuncupata [1]. Auf der Globuszeichnung von 1520 heißt die brasilische Küste südlich vom Cap Augustin America vel Brasilia sive Papagelli terra. In seinem 1515 veröffentlichten Werke Luculentissima descriptio terrae hat Schöner nicht nur Vespucci's dritten (d. h. den zuerst gedruckten) Brief sehr stark benutzt, sondern nennt Amerigo auch ausdrücklich als den Entdecker des neuen Erdtheils [2]. In seinen Werken von 1523 und 1533 dagegen, denen er ganz neue Seekarten zu Grunde legen konnte, hat er an Amerigo manches zu tadeln. Er schreibt z. B.: „Amerigo Vespucci, der von Spanien aus gegen den Orient fuhr und die Küsten des obern Indien entdeckte, glaubte, dieses Land sei eine Insel, und man hat dieselbe nach seinem Namen benannt. Aber andere neuere Hydrographen haben erkannt, daß dieselbe nur ein Theil des asiatischen Festlandes sei, denn sie konnten so

---

erste Theil des amerikanischen Festlandes, der von Columbus entdeckt wurde (auf seiner dritten Reise 1498). Den Namen scheint Columbus schon vorgefunden zu haben; er bezeichnete in der Sprache der Eingeborenen die Bogen, deren sie sich bedienten, und die harte Holzart, aus der sie dieselben fertigten, welche auf dieser Halbinsel vorzüglich gefunden wurde. Vespucci erwähnt diesen Namen in seinem ersten Briefe ganz im richtigen Sinne. Aber durch ein grobes Mißverstehen seiner Worte wurde derselbe in Deutschland namentlich von Joh. Schöner auf den Norden Amerika's bezogen. Auf mehreren der ältesten Karten findet sich daher Nordamerika mit diesem Namen bezeichnet. Reisch hatte in dieser Beziehung das Richtigere getroffen.

[1] Die Zeichnung vgl. Gallois l. c. Planche IV.

[2] Knöpfler-Rohrbacher S. 41.

bis zu den Molukken vordringen, Inseln, die zum obern Indien gehören.“ [1] Die neuen Karten hatten den Geographen etwas irre gemacht, und er war inzwischen mit den Entdeckungen des Columbus bekannt geworden.

In der mit den Scholien des Joachim Vadianus (von Watt) versehenen Wiener Ausgabe des Pomponius Mela von 1518 wurde Amerigo noch einfachhin als der Entdecker des neuen Welttheils gefeiert, und auch Pedro Margalho, damals in den Diensten Johanns III. von Portugal, verzeichnete in seinem Werke Physices compendium 1520 die neu entdeckten Länder mit dem Namen „America“. Im gleichen Jahre erschien die Weltkarte des Peter Bienewitz (Apianus), auf welcher die brasilische Küste als „America“ bezeichnet war. Die Karte bildete die Anlage zu der durch den Conventualen J. Camers (J. Ricutius von Camerino) besorgten Ausgabe des Julius Solinus [2]. Dieses Werk des Apianus hat dadurch Weltberühmtheit erlangt, daß man es bis in die neueste Zeit hinein für die erste Karte hielt, welche der neuen Welt den Namen Amerigo's gegeben und dieser Nomenclatur Eingang und Dauer verschafft habe. Jetzt kennt man noch eine andere kleine Weltkarte des Apianus [3], die gleichfalls Amerigo als Entdecker des neuen Welttheils bezeichnet; man weiß aber auch, daß Apianus in dieser Frage keineswegs den entscheidenden Einfluß geübt hat. Zwei Jahre nach der Karte des Apianus (1522) erschien zu Straßburg die von Laurentius Phrisius besorgte Neuausgabe des Ptolemäus. Hylacomylus war inzwischen gestorben, aber die von seiner Hand gezeichneten Karten nahm sein Freund Phrisius auch jetzt wieder in die Ptolemäus-Ausgabe auf. Auch hier fand sich, wie in dem Ptolemäus von 1513, die Tabula terrae novae, welche den Columbus als den Entdecker des neuen Erdtheiles nennt; gleich hinter derselben aber folgt eine neue, grob gearbeitete Weltkarte, und diese zeigt auf dem brasilischen Festlande den Namen „America“. Den Commentar zu diesem Namen liefern die von Thomas Aucuperius verfaßten einleitenden Bemerkungen, in denen es heißt:

„Von ihnen (den Entdeckern) allen verdient vorzüglich und mit außergewöhnlicher Ehre gefeiert zu werden jener Amerigo Vespucci der Neuen Welt, die man auch die quarta pars mundi nennt, und anderer

---

[1] Opusc. geogr. P. II. c. 1, bei Gallois p. 92.

[2] Joannis Camertis Minoritani, Artium et s. Theologiae Doctoris, in C. Julii Solini Πολυίστωρα Enarrationes . . . anno nat. 1520. Viennae Austriae per Jo. Singrenium, impensis honesti Lucae Alantse, civis et Bibliopolae Viennensis f.

[3] Gallois l. c. 100.

benachbarter, bisher unbekannter Inseln ausgezeichneter und berühmter Entdecker, Erforscher und erster Besucher."

Der Name „Amerika" war also, in Deutschland wenigstens, eingebürgert. Bei der Baseler Ausgabe des Pomponius Mela durch Joachim Vadianus (1522) wurde auch die Karte des Apianus neu abgedruckt mit der Bezeichnung America provincia für das brasilianische Festland. Jedoch besagt dabei die Inschrift, daß Columbus dieselbe entdeckt habe, während die Jahreszahl 1497, die beigefügt wird, deutlich auf die irrthümliche Angabe der Briefe Amerigo's hinweist. Auch in Willibald Pirkheimers Atlas, der 1525 in Straßburg erschien, figurirt wieder die Karte des Phrisius (aus dem Ptolemäus 1513) mit dem Namen „America".

Durch den wachsenden Ruhm Amerigo's wurde Columbus immer mehr in Schatten gestellt. In der von Simon Grynäus 1532 zu Basel herausgegebenen Sammlung von Reisebeschreibungen findet sich nur die erste des Columbus, dagegen alle vier Berichte des Vespucci. In dem von dem berühmten Geographen Sebastian Münster verfaßten, einleitenden Aufsatz zu dieser Sammlung heißt es: „Es wurde in unseren Tagen im Ocean des Westens durch Alberigo Vespucci und Christoph Columbus sozusagen eine neue Welt oder, wie man richtig sagen kann, der vierte Erdtheil (quarta pars orbis) entdeckt, so daß die Erde nicht mehr drei, sondern vier Welttheile umfaßt. Denn diese Inseln Indiens übertreffen Europa an Größe, besonders jene, die von Amerigo, welcher sie entdeckt hat, den Namen America erhielt." Dieselbe Auffassung, die Münster hier in einem Werke niederlegte, das schon im gleichen Jahre seine zweite Auflage und noch in den folgenden Jahren deren mehrere erlebte, tritt auch später in seiner berühmten, 1543 zuerst in Basel gedruckten Kosmographie hervor. Die neu entdeckten Länder des westlichen Oceans waren Inseln, die an Bedeutung sich ungefähr die Wage hielten; als die größte und wichtigste unter ihnen aber erschien das von Amerigo entdeckte Brasilien. „Was soll ich sagen von diesen großen Inseln," schreibt Münster in seiner Kosmographie, „von America (d. h. Brasilien), Paria (der von Columbus 1498 entdeckte Theil des Festlandes), Cuba, Hispaniola und Yukatan?" Die der Cosmographia beigegebene Weltkarte gibt dem südlichen Theil des Continents die Inschrift: America seu insula Brasilij; auf der Specialkarte heißt derselbe „Atlantische Insel, die man Bresil nennt oder America" [1].

---

[1] Nicol. Cop. De Revolutionibus orbium coelestium libri sex 1543. p. 2.

Ganz so war die Auffassung des großen Nic. Copernicus. Wo er seine Ansicht über das centrum gravitatis des Festlandes begründen will [1], fügt er hinzu: „Dies wird noch klarer, wenn man die Inseln hinzunimmt, die in unseren Tagen unter der Regierung der spanischen und portugiesischen Könige neu entdeckt wurden, und insbesondere America, das von seinem Entdecker, einem Befehlshaber der Flotte, so genannt ist und welches man ob seiner bisher noch nicht ermeßbaren Ausdehnung gleichsam als eine neue Welt betrachtet.“

Schöner war zuerst 1523 zu der Erkenntniß gekommen, daß die neu entdeckten Länder der Hauptmasse nach nicht eine Gruppe von Inseln, sondern einen einzigen großen Continent bildeten. Doch durch den neuen Irrthum von 1533, infolge dessen er diesen Continent mit dem Festland des östlichen Asiens identificirte, wurde diese Erkenntniß ihres Werthes beraubt. Noch auf den Karten Seb. Münsters erscheinen der Norden und der Süden des Continents als Inseln, durch eine ziemlich breite Wasserstraße getrennt. Der Wahrheit etwas näher kommt schon die Neuausgabe der Kosmographie des P. Apian und G. Frisius von 1584, wenn nicht schon die von 1550, indem sie schreibt: „America hat seinen Namen von Amerigo Vespucci, der es entdeckt hat. Andere nennen es Bresil. Ob es ein Festland oder eine Insel sei, ist noch nicht ausgemacht.“ Es wurde indes immer klarer, daß es sich nicht um mittelgroße Inseln, sondern um ein wirkliches Festland handle, und es war nicht mehr als natürlich, daß der einmal eingebürgerte Name auch dem Festlande verblieb. Der berühmte Antwerpener Kartograph Abraham Ortelius (aus einer alten Augsburger Familie Oertel) soll der erste gewesen sein, der im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in seinem oft aufgelegten großen Atlas den ganzen neuen Continent mit dem Namen „America“ bezeichnete. Da er indes mehr Sammler und kundiger Auswähler bereits vorhandener Karten, als selbständiger Zeichner war, so läßt sich bezweifeln, ob in dieser Richtung von ihm gerade eine Initiative ausgegangen sei [2]. Auch in dem Atlas des Gerardus Mercator, den bald nach dem Tode dieses gefeierten Kartographen († 1595) Jodocus Hondius in verschiedenen Auflagen und Formaten herausgab, wird Nordamerika und Südamerika unterschieden und der ganze Continent einfach als „America“ bezeichnet. Die

---

[1] Revue des Quest. Hist. I, 239; die Weltkarte bei Gallois l. c. Planche VI.

[2] Es darf nicht vergessen werden, daß schon Joh. Schöner auf einer seiner älteren Karten sowohl den Norden als den Süden des Continents mit „America“ bezeichnet hat.

im Atlas minor [1] beigefügte Erklärung des Peter Montanus (Verwandter und Mitarbeiter des Hondius) lautet sehr genau: „Als dieser vierte Welttheil, den die Alten noch nicht kannten, durch Christoph Columbus entdeckt worden war, nannte man ihn ‚Indien‘ oder auch wegen seiner ungeheuren Ausdehnung die ‚Neue Welt‘... Er wird auch America genannt von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der zuerst nach Columbus von Osten her den Theil dieses Continents entdeckte, welcher jenseits des Aequators liegt, und welcher Paria und Brasilien in sich faßt.“ Noch einmal auf des Columbus große That von 1492 zurückkommend, fährt er fort: „Nach ihm versuchte unter den Auspicien des Königs von Portugal Amerigo Vespucci das Gleiche und erntete als Siegespreis für seine That, daß diese ganze Ländermasse von seinem Namen, wie wir bereits bemerkt haben, die Benennung ‚America‘ erhielt.“ Weniger klar scheint man über den Stand der Frage an manchen Orten Deutschlands unterrichtet gewesen zu sein. In einem Werke des in Köln ansässigen Geographen und Kupferstechers Matthias Quadus aus Kinkelbach, das 1608 aus der Officin des Joh. Buxenmacher in Köln hervorging [2], finden sich zwei Karten des neuen Welttheils, auf welchen nur der nördlichen Hälfte des Continents der Name „America“ gegeben wird. Die Karte der Südhälfte mit dem Datum 1598 trägt die Aufschrift „Peruvia, d. i. Südhälfte der Neuen Welt, von ihrem größten Reiche im Westen so benannt“. Die Karte der Nordhälfte aber, die ohne Datum ist, wird mit stark hervortretender Unterschrift bezeichnet als: „Der neuen Welt nördlicher Theil, das ist (scilicet) America“. Nachdem die dazu gehörigen Länder aufgezählt, heißt es weiter: „America oder Neu-Indien wurde zuerst im Jahre 1492 von dem Genuesen Christoph Columbus im Dienste des Königs von Castilien entdeckt. Seinen Namen aber erhielt es von dem Florentiner Amerigo Vespucci, der schon auf der ersten Reise mit Columbus ausgesendet war und, nachdem er so die Kunst des Seefahrens erlernt, nach Ablauf einiger Jahre auch selbständige Fahrten unternahm und im Jahre 1497 dieses Land, von dem man früher nicht wußte, ob es eine Insel oder ein Festland sei, als einen Continent erkannte, der jedoch von dem östlichen Continent, welchen wir bewohnen, getrennt ist.“ Doch wird im beigegebenen Texte die Benennung dahin erklärt, daß der

[1] Atlas minor Gerhardi Mercatoris a Jodoco Hondio plurimis aeneis tabulis auctus et illustratus. Amstelodami 1607. p. 18.

[2] Fasciculus Geographicus complectens praecipuarum totius orbis regionum tabulas circiter centum. Colon. a. Rh. 1608. p. 82 sqq.

allgemein übliche Name (vulgatum nomen) von Amerigo Vespucci auf den ganzen Continent übergegangen sei; der Herausgeber jedoch habe diesen Namen für den Norden allein vorbehalten, weil dieser an Bedeutung den Süden übertreffe.

Wie rasch und allgemein nun auch, selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus, die für Amerigo so ehrenvolle Benennung des neuen Welttheils Annahme gefunden hatte, so fehlte es doch gleich von Anfang an nicht an Stimmen, welche, wiewohl ohnmächtig, dagegen protestirten. Derselbe Nürnberger Geograph, Joh. Schöner, der durch seine Globenzeichnungen und Schriften nicht wenig dazu beigetragen hatte, dem neuen Namen das Bürgerrecht zu sichern, erhob 1533[1] — wie es scheint als der erste — die schwere Anklage, Vespucci habe in die Karten, die er als spanischer Reichspilote zu fertigen oder umzuändern hatte, listigerweise die Bezeichnung terra di Amerigo eingeschoben. Bald erhob auch ein Spanier seine Stimme. Es war Michael Servet, derselbe, der später (1553) Calvins Fanatismus zum Opfer fiel, damals aber in Paris Vorlesungen über den Ptolemäus hielt. In seiner in Lyon 1535 und abermals 1541 aufgelegten Ptolemäus-Ausgabe schreibt er, weit gemäßigter als der deutsche Gelehrte: „Auf einer neuen Reise entdeckte damals Columbus den Continent und viele Inseln, von denen jetzt die Spanier vollständig Herren sind. Diejenigen täuschen sich also ganz und gar, welche diesen Continent ‚America‘ nennen wollen, da Amerigo ihn erst viel später als Columbus berührte, und er nicht mit den Spaniern dahinzog, sondern mit den Portugiesen, um Handel zu treiben.“

Im Jahre 1559 vollendete Bartolomé de las Casas, des Columbus Freund, bereits in hohem Greisenalter stehend, sein großes Geschichtswerk (Historia general de las Indias), das er 15 Jahre nach Amerigo's Tod (1527) begonnen hatte und zu sehr verschiedenen Epochen weiterführte. Die Abfassung der Arbeit fiel also zusammen mit dem Triumphlauf, den Amerigo's Ruhm über die ganze Welt hin nahm, und in ihren Zeilen spiegelt sich das zunehmende Mißvergnügen und die Entrüstung des Freundes darüber, daß Columbus die wohlverdiente Ehre entrissen werde[2].

„Hier muß ich des Unrechtes erwähnen, welches Amerigo oder vielleicht die, welche seine quatuor navigationes drucken ließen, dem Admiral angethan zu haben scheinen. Es wird dem ersteren allein, ohne andere zu

[1] Opusc. geographic.
[2] Hist. gen. L. I. c. 140; vgl. Humboldts Kosmos II, 494.

nennen, die Entdeckung des Festlandes zugeschrieben. Auf Karten soll er den Namen America gesetzt und so gegen den Admiral sündlich sich vergangen haben. Da Amerigo sprachgewandt war und zierlich zu schreiben wußte, so hat er sich in dem Briefe an den Fürsten Renatus für den Anführer der Expedition des Hojeda ausgegeben. Er war jedoch nur einer der Steuerleute, wenngleich erfahren im Seewesen und gelehrt in der Kosmographie. . . In der Welt ist verbreitet worden, er sei der erste gewesen, der das Festland (der Neuen Welt) betrat. Hat er dies mit Absicht verbreitet, so ist es große Bosheit, und war auch vielleicht nicht wirklich Absicht da, so sieht es doch danach aus . . . . . . Die fremden Schriftsteller nennen das Land ‚America‘; es sollte ‚Columba‘ heißen.“ In späteren Theilen der Arbeit werden die Anklagen gegen Amerigo heftiger und zuversichtlicher.

Es war natürlich, daß die so laut erhobenen Beschuldigungen, die ohnehin einen Schein für sich hatten, vielfach geglaubt und nachgeschrieben wurden. Charlevoix in seiner Geschichte Hispaniola's 1730 [1] erblickt in dem Proceß, den Diego Columbus, der Erbe des Entdeckers, gegen den Fiscus gewann, eine Verurtheilung des Vespucci. Er beschuldigt diesen, die Ehre der Entdeckung sich fälschlich angemaßt zu haben, und findet in den Acten des Processes Angaben, welche ihn widerlegen sollen. Thatsächlich handelte es sich dort nur um den Nachweis, daß wirklich Columbus 1498 zuerst das Festland der Neuen Welt (Paria) entdeckt habe. Vespucci's Name wurde von dem Proceß in keiner Weise berührt. Pierre Prevost [2] (1757) geht weiter, indem er Vespucci direct anklagt, jene Briefe fingirt zu haben. Auch spanische Historiographen stimmten in die Anklage ein. Es ist das Verdienst Alexander von Humboldts, Vespucci seinen ehrlichen Namen wieder zurückgestellt zu haben. Abgesehen von der geschichtlichen Darlegung der Zufälligkeiten, welche zusammenwirkten, dem neuen Erdtheil seinen Namen zu geben, lassen sich die Gründe, die zu Gunsten Vespucci's sprechen, auf wenige Punkte zurückführen:

1. Vespucci konnte gar nicht auf einen solchen Betrug verfallen, da es bis dahin durchaus nicht Brauch war, die neu entdeckten Länder nach ihren Entdeckern zu benennen. So wenig wie Columbus hat Cabral, Balboa oder Magellan daran gedacht, so etwas zu thun. „Fast alle Küsten- und Inselnamen wurden von Spaniern und Portugiesen nach

[1] Histoire de l'Isle Espagnole ou de St. Domingue. Paris 1730 et 1731. I. p. 187. 188.

[2] Histoire générale des voyages. Paris 1757. XIV, 6. 9.

Kalenderheiligen benannt. Doch hielt man sich nicht streng an den Tag der Entdeckung, sondern wählte bisweilen den Heiligen des vorausgehenden oder des nächstfolgenden Tages.“ [1] Ferner ahnte Vespucci ebenso wenig wie Columbus, daß es ein neuer Erdtheil sei, den sie gefunden [2]. Sie waren der festen Meinung, die Inseln entdeckt zu haben, die zur Ostseite Asiens gehören. Cuba hielt Columbus für einen Theil des asiatischen Festlandes, für die chinesische Provinz Mango (Khaini). Als er auf seiner dritten Reise die Wassermassen des Orinoco sah, schloß er, in Indien, der Heimat des Ganges, sich zu befinden. Noch Februar 1502 schrieb er an Papst Alexander VI., daß er einen großen Theil des asiatischen Festlandes entdeckt habe. Nicht anders war es mit Vespucci, der nur darauf aus war, die sagenhaften Stätten Ostasiens aufzufinden, von denen Ptolemäus geschrieben hatte. „Die Reise dauerte 13 Monate,“ meldet er über eine seiner Expeditionen, „während welcher wir die größten Gefahren bestanden, aber auch das unermeßliche Festland von Asien mit einer Menge von Inseln entdeckt haben.“ Noch 1533, also lange nach dem Tode der beiden Entdecker, sprach der Nürnberger Astronom Joh. Schöner [3] die Ueberzeugung aus, daß die ganze sogen. Neue Welt nur ein Theil von Asien sei.

2. Wenn Vespucci Betrüger und Fälscher gewesen, so ist es unerklärlich, wie er in seinen Berichten so grobe Widersprüche in Bezug auf die Zeitangaben übersehen konnte. Einzelne Fehler, die sich in die lateinische Uebersetzung seiner Briefe durch Bartolomeo del Giocondo eingeschlichen, machen es augenscheinlich, daß er selbst mit der Veröffentlichung derselben nichts zu thun hatte [4]. Ebenso unbegreiflich bliebe es dann, weshalb nicht Vespucci seine zahlreichen und einflußreichen Freunde

---

[1] Barros, Da Asia, Dec. I. l. III. c. 4: Ruge, O. Peschels Gesch. der Erdkunde. S. 259 f. In dem „Atlas zur Entdeckung Amerika's“ von Kunstmann und Thomas, München 1859, wo der alte portugiesische Atlas des Vaz Dourado abgedruckt ist, kann man die Küstennamen nach den Heiligentagen von Nord nach Süd in strenger Ordnung verfolgen. Einzelne der neu entdeckten Gebiete wurden auch nach besonders auffallenden Natureindrücken, z. B. das Cap Vert, oder nach dem Namen von Souveränen benannt.

[2] Humboldt gibt den ausführlichen Nachweis für Columbus Exam. crit. t. IV, 233. 250. 261; für Vespucci ibid. t. V, 182—185.

[3] Jo. Schoneri Carlostadii Opusc. Geograph. Norimb. 1533. P. II. c. 1—20.

[4] Z. B. ist Bahia de todos os Santos (Allerheiligenbucht) sowohl in der lateinischen wie in der italienischen Ausgabe als Abtei aller Heiligen bezeichnet, ein Irrthum, der bei Vespucci selbst unmöglich war. Vgl. über diese Fehler Gallois l. c. 56 Anm. und Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde. S. 260.

in Italien zu Helfern seiner Usurpation machte, sondern den in der damaligen großen Welt ziemlich unbekannten Martin Waldseemüller in einem abgelegenen Städtchen Lothringens.

3. Nichts Unehrenhaftes oder Unrühmliches ist sonst von Vespucci bekannt. Columbus selbst hat ihn hochgeschätzt, er nennt ihn im Brief an seinen Sohn einen Mann „von unbescholtenstem Charakter, alles Vertrauens würdig, immer geneigt, ihm nützlich zu sein". In dem langen Proceß, den Diego, des Columbus ältester Sohn, gegen den spanischen Staat führte (1508—1527), in welchem der Staat alles aufbot, um Columbus das Verdienst der ersten Entdeckung des neuen Continents streitig zu machen, ist einer Usurpation Vespucci's nie gedacht, noch auch die Priorität der Entdeckung für diesen in Anspruch genommen worden. Und doch wäre Vespucci der nützlichste Zeuge gegen Columbus gewesen. Oviedo, der in seinem nahezu officiellen Geschichtswerke [1] darauf auszugehen scheint, des Columbus Ruhm möglichst herabzusetzen, macht auch nicht den leisesten Versuch, die Priorität der Entdeckung für Vespucci in Anspruch zu nehmen. Fernando, des Columbus zweiter Sohn, der 1535 die Lebensgeschichte seines Vaters vollendete und seiner Entrüstung gegen die Neider und Verleumder seines Vaters kein Hehl hat, erhebt nirgends eine Anklage gegen Vespucci. Ebenso wenig hat Petrus Martyr de Anghiera, des Columbus persönlicher Freund und bekannt als Eiferer für dessen Ehre, in seinen Briefen (bis 1525) ein Wort der Anklage gegen Vespucci. Ja ein Geschichtschreiber jener Zeit, Franz Lopez de Gomara [2], ereifert sich darüber, daß Vespucci's Name durch üble Nachrede befleckt werde. „Es gibt Leute," bemerkt er mißbilligend, „die sich darin gefallen, den Ruf Amerigo's oder Alberigo's Vespucci zu verdunkeln, wie man es in einigen Lyoner Ptolmäus-Ausgaben sehen kann."

Alle diese Momente zusammengenommen schließen jede Wahrscheinlichkeit einer beabsichtigten Täuschung aus. Ebenso wenig wie bei Vespucci liegt gegen Martin Waldseemüller ein Anhaltspunkt vor, der berechtigen würde, ihn des bewußten Betruges anzuklagen. Alles, was von ihm bekannt ist, läßt ihn in günstigem Lichte erscheinen. Es muß angenommen werden, daß er in bestem Glauben und in ehrlicher Begeisterung gehandelt hat, wie es andererseits höchst wahrscheinlich ist, daß Vespucci von der ihm gewordenen Ehre noch keine Ahnung besaß, als er 1512 von dieser Erde schied.

---

[1] Histoire des Indes occidentales, 1535.

[2] L'Histoire de l'Inde, 1551 (die Uebersetzung von M. Fumée, 1578).

Auf all diese Erwägungen gestützt, faßt A. v. Humboldt[1] sein Urtheil über die Frage dahin zusammen: „Zufall, nicht Betrug und Ränke haben dem Festland von Amerika den Namen des Columbus entzogen." Sehr mit Recht aber fügt O. Peschel[2] hinzu: „Nie hätte der Name so unverwüstlich der bessern Einsicht widerstehen können, wenn er nicht zugleich dem Gehör gefällig gewesen wäre und eine geheime Lautsymmetrie zu den Namen der anderen Welttheile besessen hätte."

(Schluß folgt.)

P. T.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

(Fortsetzung.)

II.

Wenn es sich darum handelt, den wahren Sinn von Aeußerungen herauszufinden, die, zwischen mehreren gewechselt, ebenso eine unverfängliche Deutung, wie eine gehässige und ungünstige zulassen, ist es das Wichtigste, zunächst das Gesammtverhältniß der betheiligten Personen zu einander klarzulegen. Ganz dieselben Worte, mit denen ein Freund dem andern gegenüber hinsichtlich einer Meinungsverschiedenheit sich äußert, ohne die Freundschaft im mindesten zu schädigen, können, einem Fremden gegenüber gebraucht, grob und verletzend sein, einem anerkannten Feinde gegenüber das Gepräge herbster Bitterkeit tragen. Damiani's Bemerkungen über Hildebrand waren Aeußerungen „unter Brüdern"; das hat man bei ihrer Deutung übersehen. Doch im Falle Damiani's kommt nicht bloß der Sinn der Aeußerungen im allgemeinen in Frage, sondern weit mehr noch ihr objectiver Werth zur Beurtheilung der Sachlage und der Persönlichkeit Hildebrands insbesondere. Um diesen richtig zu bestimmen, müssen die Charaktereigenthümlichkeiten des Schreibenden vor allem sorgfältig berücksichtigt werden.

Aus Damiani's Schriften ist es nicht schwer, „das lebhafte, äußerst regsame Naturell" dieses „Einsiedlers" mit Sicherheit zu erkennen. Zu-

[1] Kosmos II, 339.

[2] Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. 2. Aufl. S. 415.

nächst ist er offen und redselig, und dabei ein geborener Rhetor, der Freude hat an starken und malerischen Ausdrücken und pathetischen Wendungen, dessen Aeußerungen daher das Verkleinerungsglas der Prosa und Nüchternheit oft wohl vertragen können. Namentlich in der Schilderung seiner Gefühle ist er überschwänglich in einem Grade, der über die gewöhnliche „Lyrik" hinausgeht. Hang zu Witz und Satire ist ihm ferner angeboren, so sehr, daß er trotz des Versuches, dagegen anzukämpfen, doch immer wieder dahin zurückfällt. Er selbst schildert diesen Hang in einem Briefe an seinen ältern Bruder Damianus, Erzpriester in Ravenna, in welchem er demselben ein Bild seines ganzen Seelenzustandes entwirft[1]: „Unter all diesen Fehlern ist es einer, den ich besonders bitter beweine, und in dem ich mich nach Ausweis meines Gewissens bedenklich befangen erkenne: der Hang zu Witzen war mir stets besonders eigen, und auch infolge meiner Bekehrung hat er mich nicht verlassen. Denn obgleich ich oft gegen dieses wilde Ungeheuer angekämpft, obgleich ich mit dem Hammer der Strenge die bösen Zähne dieser Bestie zermalmt habe, gelang es mir wohl zeitweise, ihn zurückzudrängen, aber niemals konnte ich einen vollständigen Sieg davontragen. Denn eine böse Gewohnheit, wenn auch mit aller Sorgfalt vom Innern der Seele hinausgesperrt, bleibt doch oft zudringlich gleichsam an der Thüre sitzen, und da man sie nicht beißen und packen läßt, so versucht sie wenigstens zu lecken. Wenn ich mich zur Pflege der geistlichen Freude vor den Mitbrüdern heiter zeigen möchte, gleich verirre ich mich in nichtiges Gerede, und wenn ich denke, aus Liebe zu den Brüdern mit wohlberechneter Milderung vom gewohnten Ernst mich einmal herabzulassen, gleich lasse ich unvorsichtig der losen Zunge ihren Lauf zu unnützem Geplauder. Da aber unser Herr sagt: ‚Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden', welches Gericht wird jener warten, welche nicht bloß nicht der heiligen Trauer pflegen, sondern aus freien Stücken Gelächter und eitlen Späßen nach Art der Possenreißer sich hingeben! Da die Tröstung nicht den Fröhlichen, sondern den Trauernden verheißen ist, welchen Trost dürfen die vom künftigen Richter erwarten, die jetzt mit verführerischer Spaßlust in einer nichtigen Heiterkeit sich wiegen, ... was werden die im furchtbaren Gerichte vorbringen können, die nicht nur selbst lachen, sondern noch überdies durch die Witze, die sie reißen, den Hörern mit Gewalt das Lachen abzwingen!"

[1] Ep. V, 2.

Diesen Hang, witzige Einfälle vorzubringen, beklagt er seinem Bruder gegenüber in einem Briefe, der einer schriftlichen Beicht nahe kommt, als seinen vorherrschendsten Fehler und bittet zum Schluß um Gebet gegen dieses „wilde Ungeheuer" und um weise Rathschläge gegen dieses „Schlangengift". „Um nur mich selbst anzuklagen," schreibt er über dieses in seinen Augen so bedenkliche Uebel 1061 an Alexander II. und Hildebrand [1], „so wißt Ihr es ja, sobald ich nur zu Euch komme, da platzen dreist Witze und Späße hervor, Artigkeiten und attisches Salz, Wortspiele und Höflichkeiten und tausend Fragen und alle Thorheiten nichtigen Geredes, die uns nicht so fast als Priester denn als Redner und Wortkünstler, oder was schlimmer ist, als Spaßmacher erscheinen lassen. Denn kaum haben wir angefangen, miteinander zu sprechen, da schleichen sich auch schon unbemerkt ein paar Scherze ein, wie sie vertraulichem Geplauder eigen sind, die aber den Ernst des Geistes ungebührlich verweichlichen, und die Kraft heiliger Strenge in lautes Gelächter und unpassende Witze sich lösen machen."

Indem man diese Eigenschaft Damiani's außer Acht ließ, hat man manchen seiner Aeußerungen, namentlich seiner Epigramme, einen ganz tragischen Inhalt gegeben, die sicher nur als Scherze sehr unschuldiger Natur gemeint waren. Ein schlagendes Beispiel bietet das Epigramm 196 „auf den römischen Archidiakon, der mir einen halben Fisch schickte". Damiani als Mönch hielt sich strenge daran, kein Fleisch zu essen, so daß er selbst in der Reconvalescenz lieber ganz ohne Speise blieb, als von dieser Regel eine Ausnahme zu machen [2]. Da seine Gesundheit nicht allzu stark, sein Magen insbesondere geschwächt war, so bildeten Fische die für ihn zusagendste Kost. Nun schickte ihm einmal während eines Aufenthaltes in Rom Hildebrand einen halben Fisch zu, wie es scheint, in scherzhafter Anspielung auf die weitgetriebene Ascese Damiani's, der selbst in dem von ihm so hochgefeierten Kloster von Clugny an den reichgefüllten Schüsseln und dem guten Appetit der Mönche Anstoß genommen hatte [3]. Vielleicht auch wollte Hildebrand zum Zeichen besonderer Freundschaft mit dem guten Alten in denselben Fisch sich theilen. Der Zeitpunkt ist nicht bekannt, aber jedenfalls sandte der römische Archidiakon an den Cardinalbischof von Ostia, das Haupt des heiligen Collegiums, den halben Fisch nicht zur Zeit einer Mißhelligkeit oder eines Zerwürfnisses. Wie immer voll neckischer Einfälle, knüpfte Damiani sofort ein Epigramm an diese splendide Gabe:

---

[1] Opusc. XX, 7. [2] Ep. VI, 19. [3] Migne CVL, 858/9.

Wahrlich zu wundern ist's nicht, wenn Petrus immer nur karg ist,
Bringen die Flüsse doch nur (jetzt) Hälften von Fischen hervor.

Gewiß nichts unschuldiger, als ein solcher Scherz unter Freunden. Aber was hat man daraus gemacht? „Damiani war kurz darauf mit Hildebrand in Verstimmung gerathen, da er aufs neue Klagen gegen ihn hatte... Eine Frucht des Unmuthes über den Spott Hildebrands ist jedenfalls das in diese Zeit gehörende (?) Epigramm Damiani's": so in neuerer Zeit ein Biograph des Heiligen[1]. Auf solche Weise ließe sich bei einiger Phantasie unschwer auch eine tiefgehende Rivalität Damiani's mit Cardinal Humbert (aus Epigramm 207) und ein völliges Zerwürfniß mit dem Papst (aus Epigramm 155) nachweisen. Das eine wie das andere Mal handelt es sich um einen Scherz. Das muß man auch wohl im Auge behalten bei Damiani's gelegentlichen Sticheleien auf Hildebrands überwiegenden Einfluß beim Papste. Nichts nöthigt und nichts berechtigt, darin einen bittern Stachel zu suchen.

Aber noch eine andere hervorstechende Charaktereigenschaft Damiani's muß nothwendig in Betracht gezogen werden, damit seine Aeußerungen richtig abgeschätzt werden. Bei seinem lebhaften Gefühlsleben und seinem Sinn für zarte Freundesliebe war Damiani ungemein empfindlich gegen Tadel wie gegen jeden Schein von Vernachlässigung und Zurücksetzung; bei der Heißblütigkeit und Energie seines ganzen Wesens war er aufbrausend und reizbar. Er selbst schildert diese seine Eigenschaften[2], die sich ohnedies in seinen Schriften genugsam verrathen: „Auch mich, der ich dies schreibe, stachelt eine natürliche Anlage zum Zorn, und oft ist die geringste Beleidigung hinreichend, die Ruhe meines Innern heftig zu erschüttern, so daß meistens, was kaum von einer Nadel oder einem Dorn leicht geritzt ist, mir wie von einem vergifteten Pfeile durchbohrt erscheint. Ein leichtes Rüthlein kommt mir vor wie eine Peitsche aus Ochsenleder, ein Backenstreich wie ein Keulenschlag. Doch dies nur innerlich; was die äußere Handlung angeht, mag der Zorn sagen, was er will, mag er knirschen, schäumen, Zähne blecken: für das, was er mir im Innern zuraunt, wird ihm nach außen, soweit ich es über mich vermag, keine Folge gegeben... Nicht die Zunge, nicht die Lippen dürfen sich bewegen, daß er durch sie die Bitterkeit seiner Galle ergieße."

---

[1] F. W. E. Roth (wie statt P. Roth S. 286 zu lesen) in den Studien und Mittheilungen aus dem Benediktinerorden, 1886. I, 366 Anm. 30.

[2] Opusc. XL. 9.

Solche Eigenschaften führen aber unvermeidlich auch unter Freunden zuweilen zu kleinen Zusammenstößen, besonders wenn sich der eine von Arbeiten und Sorgen fast überwältigt sieht und schon vermöge der Anforderungen seiner Stellung nicht immer jede weitgehendste Rücksicht anwenden kann, der andere aber Muße genug hat, seinen Empfindungen nachzugehen. So war gerade das Verhältniß von Hildebrand und Damiani. Man darf indessen nicht glauben, daß Hildebrand der einzige war, gegen den Damiani's Empfindlichkeit zuweilen rege wurde. Einer von Damiani's besten Freunden war der Abt Desiderius von Monte Cassino, den Nicolaus II. gleichfalls zum Cardinal erhoben hatte. Und doch schreibt er an ihn einmal ganz empfindlich[1]: „Ich habe Dir, ehrwürdiger Bruder, nicht zweimal, sondern öfter geschrieben, aber bis zur Stunde habe ich Dich nicht dazu vermocht, daß Du Dich herabließest, mir auch nur einen Buchstaben zu erwiedern. Du hattest mir ferner versprochen, Du wollest mir einen Geheimschreiber schicken, der wenigstens das, was ich für Dich besonders verfaßt hatte, auf Deine Kosten auf Pergament niederschriebe. Du hast es aber ganz unterlassen, sowohl mir auf mein Schreiben zu erwiedern, als auch jenen Schreiber Deinem Versprechen gemäß mir zu senden. Und doch hätte das eine die Liebe verlangt, zum andern hätte wie zur Einlösung einer Schuld die Treue Dich antreiben sollen." Leo IX. war ein Heiliger, fromm und mild; Damiani selbst hat später stets mit Verehrung von ihm gesprochen. Und doch auch mit ihm gab es eine Zeit der Mißstimmung. Damiani ist beim Papste angeschwärzt worden. Dieser hatte ihm vorher Lob ertheilt; jetzt aber hört Damiani, der Papst habe seinen Gegnern Glauben geschenkt, und das verletzte ihn tief. „Der Feind von Anbeginn ... hat den Giftsaft seiner Bosheit in die geheiligten Ohren gespritzt, und was Wunder, wenn auch bei meinem Herrn, der von so vielen Sorgen erdrückt wird, die verschlagene Tücke der Menschen sich Zugang verschaffen konnte, da auch David, wenngleich erfüllt mit prophetischem Geiste, dem Siba unbedacht Glauben schenkte und den Miphiboseth unschuldig verbannte! ... Allein wenn wir aufmerksam unsern Blick heften auf die Handlungsweise unseres Schöpfers, dann werden wir nicht mehr so leicht über jeden das Böse glauben dürfen. Denn er selbst, vor dessen Augen alles klar und offen liegt, hat es nicht verschmäht, die Worte zu gebrauchen: ‚Das Geschrei von Sodoma und Gomorrha hat sich gemehrt ... ich will hinabsteigen und

[1] Ep. II, 11.

sehen. . .' Zu keinem andern Zweck scheint dies gesagt, als um die menschliche Unwissenheit zu belehren, ohne Prüfung nicht leicht zu glauben, was man hört, über das, was man nicht kennt, nicht leichthin zu richten, noch das Urtheil zu sprechen, bevor man eine zweifelhafte Sache durch Zeugnisse festgestellt hat. Wenn diese Vorsicht uns gegenüber nicht angewendet wurde, während wir doch klar wissen, daß Ihr in anderen Dingen klug zu Werke geht, so schreiben wir dies nicht Euch, sondern jedenfalls unseren Sünden zu. . . Uebrigens wenn Eure Huld mich noch ferner mit der schmerzlichen Geißel Eures Mißfallens züchtigen will, werde ich demüthig die blutenden Schultern darbieten, ich lege den Finger auf meine Lippen, ich klage nicht."

Gegen Hildebrand erscheint die erste Beschwerde in einem Werkchen, das Damiani 1058 schrieb, um nachzuweisen, daß es erlaubt sei, dem Episkopat zu entsagen. Kaum war nach Stephans IX. Tod die Nachfolge Gerhards von Florenz als Nicolaus II. gesichert und die vom Gegenpapst drohende Gefahr beseitigt, so stellte sich Damiani, wahrscheinlich nach der Wahl in Siena, im Vertrauen auf alte Freundschaft bei dem neuen Papste ein, um ihm seine beiden Bisthümer zu resigniren, Ostia, dessen Verwaltung, und Gubbio, dessen Beaufsichtigung er hatte. Der Papst wie dessen alles vermögender Berather hatten ihn nach seiner anstrengenden Reise über den Apennin mit aller Herzlichkeit aufgenommen, ließen ihn ruhig sein Anliegen vortragen und dann, ohne auf seine hundert Gründe einzugehen, wieder nach Hause zurückkehren. Vergebens wartete er in seinem Kloster auf Antwort. Weder Nicolaus II. noch Hildebrand wollten seiner Dienste für die Kirche entrathen. Daß man ihn so ohne Antwort ließ, verdroß Damiani sehr. „Es ist doch auffallend," schreibt er an Nicolaus und Hildebrand gemeinsam [1], „daß Eure so klarblickende Weisheit, und was weit kostbarer ist, Eure so aufrichtige und heiße Liebe, die mich, wenn ich gegenwärtig bin, so herzlich aufnimmt, während meiner Abwesenheit es verschmäht, mit einer Zeile oder einem Worte mich aufzusuchen. Da ich denn von Euch eines Briefes nicht gewürdigt werde, so würde ich, hätte ich es mit anderen zu thun, daraus schließen, daß jener ‚Brief der Liebe', von welchem der Apostel spricht, bei Euch nicht mehr in die Tafeln des Herzens eingegraben, sondern bis auf das letzte Tüpfelchen ausgekratzt ist."

Nun beginnt er aufs neue, sein Anliegen vorzubringen. Er hat sich bereits für die Amtsentsagung eine große Buße an Werken der Abtödtung

[1] Opusc. XX praef.

auferlegen lassen, der Papst mag die Buße nach Belieben verschärfen, wenn nur Damiani wieder aus den gefahrvollen Zerstreuungen der Welt sich in die Einsamkeit zurückziehen dürfe. Allein er weiß zu wohl, daß der Hauptwiderstand nicht so fast vom Papste als von Hildebrand ausgehe, und gegen dessen Willen ist einmal an der Curie nichts zu erreichen, alles, selbst des Papstes Wille, beherrscht dieser gewaltige Mann. Damiani wenigstens hat es in seinen Versen so geschildert [1]:

Ehr' ich den Papst, wie's gebührt, so beug' ich vor dir mich im Staube:
Denn ihn machst du zum Herrn; er erhebt dich zum Gott.

Oft hatte er sich mit Hildebrand mündlich über sein Verlangen nach Ruhe auseinandergesetzt, oft vergebens ihm seine Klagen vorgebracht. Hildebrand hatte seine Klagen und Bitten behandelt, wie ein verständiger Mann die übertriebene Bescheidenheit oder eine sonderbare Grille eines sonst werthen Freundes zu behandeln pflegt. Die Noth der Kirche war zu groß, Männer wie Damiani zu selten und kostbar, um auf seine Klagen Rücksicht zu nehmen. Dies möchte Damiani ganz aus der Fassung bringen: „Aber vielleicht bricht da jener schmeichelnde Tyrann, der stets mit neronischer Zärtlichkeit mich bemitleidete, mit Ohrfeigen mich liebkoste, mit Adlerskrallen mich streichelte, scheltend in die Worte aus: ‚Seht ihn, wie er sich im Schlupfwinkel verkriechen und unter dem Vorwand des Bußeifers aus Rom entfliehen will. Durch Ungehorsam will er sich Ruhezeit verschaffen, und während die anderen sich in den Kampf stürzen, sucht er sich die Kühle eines unrühmlichen Schattens.‘ Ich aber erwiedere meinem heiligen Satan [2], was die Söhne Ruben und Gad ihrem Führer Moses geantwortet haben. . .“ Er widerlegt dann weitere Einwürfe, als ob Bischöfe ihr Amt nicht niederlegen dürften, erinnert an die Beschwerden seines Alters und die Gefahren seiner Seele und schließt zuletzt mit dem Stoßseufzer: „Jener möge den armen Petrus aus den Händen des Hildebrand befreien, auf dessen Geheiß dem großen Petrus der Kerker des Herodes sich öffnete!“

Die launigen Wendungen in diesen Stellen selbst, der Ton des ganzen Briefes, die häufig wiederkehrende Anrede „Geliebteste“ zeigen zur Genüge, daß hier von einer ernsten Verstimmung nicht die Rede sein konnte. Es war gewiß auch nicht gerade eine Verbitterung schlimmer Art, wenn er seinem Unmuth gegen den unbeugsamen Archidiakon wieder in einem Epigramm [3] Luft machte:

---

[1] Epigr. 195 de Papa et Hildebrando.
[2] Anspielung auf das Wort Christi an Petrus: „Fort, Satan!“ (Matth. 16, 23.)
[3] Epigr. 149 de Hildebrando.

Wenn du zu Rom willst leben, so künd' es mit schallender Stimme:
Mehr als dem Papste, dem Herrn, gehorch' ich dem mächtigen Papstherrn.

Bald sah er auch selbst ein, daß man ihn noch brauche. In den ersten Monaten des Jahres 1059 übernahm er die hochwichtige Legation in Mailand, wo er mit so überwältigendem Erfolge Ordnung in die Wirren brachte und die schreiendsten Aergernisse abstellte. Das lange Schreiben, in welchem er nach seiner Rückkehr die Vorgänge während seiner Legation Hildebrand darlegte, ist im Tone herzlicher Uebereinstimmung gehalten. Auf dem bald folgenden Lateranconcil (April 1059) wurde ihm auch das erledigte Bisthum Velletri zur Beaufsichtigung zugetheilt[1], und er hatte auch sonst alle Ursache, mit dem Gang der Concilsverhandlungen zufrieden zu sein. Es waren die von ihm verfochtenen Anschauungen, die hier zum Siege gelangten (gegen die Simonisten, die beweibten Cleriker, die Ehen in verbotenen Verwandtschaftsgraden). Auch der etwas nach dieser Zeit geschriebene Brief an Nicolaus II. über das Interdict von Ancona, in welchem Hildebrands so rühmend gedacht wird, zeigt noch nichts von einer ernsten Verstimmung.

Aber, wie es scheint, fällt die erste Spur einer solchen noch in den Herbst des nämlichen Jahres, nachdem kaum Hildebrand Archidiakon geworden war[2]. Damiani hat diesmal eine ernste Klage, und ohne jede scherzhafte Wendung, ohne das gewohnte Spiel mit Worten wird dieselbe vorgebracht. Um aber zu zeigen, daß er ihm nicht zürne, sondern nur über den wahren Sachverhalt aufklären wolle, beginnt er seinen Brief damit, voll warmen Dankes der Freundschaft zu gedenken, die Hildebrand bei einer frühern Reise an den deutschen Hof für ihn zur Schau getragen habe. Es war dies schon länger her, aber in der letzten Zeit erst hat Damiani es erfahren. Nun aber kommt die Klage: „Ich habe vernommen, zu Florenz sei Dein Sinn, der sonst gegen Schwätzer und Lügner stets auf der Hut und gegen sie unbeugsam zu sein pflegt, durch die einschmeichelnde Ueberredungskunst einiger Verleumder gewonnen worden." In amtlicher Eigenschaft als Archidiakon hatte Hildebrand einen Erbschaftsstreit zu Ungunsten eines der Klöster Damiani's entschieden, während Damiani fest überzeugt ist, daß das Recht auf seiner Seite sei. Er kann

[1] Wenigstens wurde hier die Absetzung des frühern Bischofs, des Gegenpapstes Benedikt X., ausgesprochen, und in der Folge fiel Damiani die Sorge für das Bisthum zu.

[2] Die Datirung Roths (Studien u. Mitth. 1886, I. S. 373 Anm. 29) scheint hier vor der Neukirchs (S. 97) den Vorzug zu verdienen.

Hildebrand die Vorwürfe nicht ganz ersparen. „Aber was Wunder," fährt er fort, mit ganz ähnlicher Wendung, wie einst an Leo IX., „wenn Dich, einen so weisen und heiligen Mann, das listige und verschlagene Volk der Leibeigenen (um solche handelte es sich bei dem Streite) zu täuschen vermochte, da selbst den David, einen Mann voll prophetischen Geistes, Siba, der Knecht des Saul, durch listige Lüge von der Gerechtigkeit abbringen konnte." Nachdem Damiani die Gerechtigkeit seiner Sache, die Unbilligkeit von Hildebrands Entscheidung des weitern und mit vielen biblischen Bildern dargelegt hat, jedoch ohne jede persönliche Spitze gegen den Archidiakon, kommt er zu dem Schluß:

„Was soll ich also über Dich sagen, der Du zwar früher die Rechte einträchtiger Verbrüderung gegen mich gewahrt, jetzt aber doch einmal vernachlässigt hast, das Maul der bellenden Hunde zu schließen, und Dich nicht gescheut hast, falschen Anklägern Glauben zu schenken? . . . Viele Kälber und fette Stiere haben mich bedroht (Ps. 21) — und Du hast geduldig Gehör gegeben. Ich will von dir, dem Archidiakon des Apostolischen Stuhles, sagen, was einst über den Apostel Jacobus gesagt wurde: ‚Auch der Gerechte hat einmal geirrt.' Aber weil man sowohl für die, welche einem Gutes, als für die, welche Schaden thun, beten soll, so laß mich die Darlegung meiner Klage mit einem Gebete beschließen: Der allmächtige Gott gebe Dir, ehrwürdiger Bruder, reichsten Lohn für die mir erwiesene Liebe, und daß Du den falschen Anklägern geglaubt hast, möge er Dir gnädig verzeihen."

Damit war diese Sache abgethan. Wie es scheint, hat Hildebrand dem Freunde Recht verschafft oder ihn eines Bessern belehrt; denn es ist zwischen beiden nie mehr davon die Rede.

Dagegen trat jetzt, während das Pontificat Nicolaus' II. sich ruhig und glücklich gestaltete, bei Damiani das Verlangen wieder heftiger hervor, sich von den Geschäften der Curie und der Verwaltung seiner Bisthümer zurückziehen zu dürfen in die glückliche Stille seines Klosters. Für Hildebrand mußte dieses beständige Zurückkommen auf dieselbe Sache allmählich lästig werden. Er gab ihm auf seine schriftlichen Gesuche gar keine Antwort mehr[1], und wenn er Boten an Damiani senden mußte, so fertigte er diese Angelegenheit mit einigen Scherzen ab, indem er auf das Unberechtigte und Unvernünftige von Damiani's Forderung hinwies, zu

[1] „Zunächst hatte Hildebrand höhere Interessen im Auge, als daß er sich mit dem grollenden Eremiten von Avellana hätte befassen können", anerkennt auch Neukirch S. 75.

einer Zeit, wo trotz augenblicklicher Windstille die Kirche auf seine Dienste noch zählen mußte. Damiani hingegen, der seine Forderung für die berechtigtste von der Welt hielt, war durch die scheinbare Geringschätzung, mit welcher Hildebrand dieselbe behandelte, sehr empfindlich berührt und hielt seine Klage nicht zurück. Schon die Ueberschrift des betreffenden Briefes unterscheidet sich von den übrigen: „Dem Herrn Hildebrand, dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst (servitutem)". „Es ist mir ein Räthsel, ehrwürdiger Bruder, warum Deine heilige Seele sich gegen mich bei keiner Gelegenheit erweichen läßt, so daß Du, besonders wenn ich abwesend bin, kein Wort hören lässest, sei es an mich, sei es über mich, wie es dem Verkehr von Freunden entspricht (quod ad charitatis videatur officium pertinere); nein, so oft eine Botschaft an mich gesandt wird, oder in Deiner Gegenwart zufällig die Rede auf mich kommt, da wird sofort der Name meiner Wenigkeit zerzaust, mein Ruf bemäkelt, meine Grillenhaftigkeit verlacht und über mich solches vorgebracht, wie es für meine Gegner ein willkommener Spaß, für mich eine peinliche Demüthigung ist." Nun erinnert Damiani an den Eifer und die Hingebung, mit welchen er früher Hildebrand in allem unterstützt, und an die besondere Liebe, welche er stets zu ihm gehegt habe; dann fährt er fort: „Doch weshalb gebe ich meinem Schreiben eine solche Ausdehnung, da ich doch nicht hoffen darf, daß Du es lesen wirst? Gewiß, es gibt niemand auf Erden, dem ich lieber schreiben möchte als Dir, wenn Du nur Deine Augen dazu hergeben wolltest. Aber da ich diese Hoffnung nicht habe, siehe wenigstens, ob der Stil gut besorgt, ob die Sprache blühend, die Diction edel ist[1]. Aber magst Du nun darauf achten oder nicht, den Episkopat, den Du mir gegeben hast, stelle ich Dir durch diesen Brief zurück und entsage allem Recht und aller Gewalt, die mir auf denselben zukamen." In diese Zeit und Stimmung hinein passen am besten seine neuen Verse über den Archidiakon[2]:

Gott, der des Tigers Wuth bezähmt und den Rachen des Löwen,
Mach doch, daß, der ein Wolf bisher, mir werde zum Lamm.

Es war ihm mit der Entsagung heiliger Ernst, und bald richtete er eine ausführliche Schrift an den Papst, um seine Bitte zu erneuern, ihre

[1] Wie aus anderen Werken hervorgeht, pflegte Hildebrand an Damiani's literarischen Arbeiten großes Interesse zu nehmen, wie denn auch mehrere derselben ihm gewidmet sind.

[2] Epigr. 150 de eodem Hildebrando.

Gründe und ihre Berechtigung nachzuweisen: „Ihr erinnert Euch, mein Herr," schreibt er ihm, „wie viele Klagen ich oft vor Euch niedergelegt habe, wie vieles Gestöhne, wie viele tiefe Seufzer aus dem Innersten meines Herzens ich ausgestoßen habe, wie oft mein betrübtes Antlitz von reichlichen Thränen benetzt war. Aber damals konnte ich von Euch die Enthebung von meinem Amte nicht erlangen, weil dies gegen den Nutzen der Römischen Kirche schien. Jetzt aber, während Du im Schifflein Petri das Steuer führst, freut sich die ganze Kirche Christi in ungetrübtem Frieden. Die Sturmwinde verstummen, es legen sich die schäumenden Wogen, es ruht das Meer, wieder scheint ein lachender Himmel. Da nun unter Eurem Pontificat die ganze Kirche die Segnung des Friedens genießt, so möge auch, das bitte ich, meinen gebleichten Haaren und meinem gebeugten Alter die Ruhe nicht versagt werden. Deshalb zur Vergebung aller meiner Sünden, die ich je freventlich begangen habe, entsage ich den Rechten meines Episkopates, und durch diesen Ring — den Stab habt Ihr bereits genommen — lege ich ihn nieder mit Verzicht auf jedes Recht der Wiedererlangung. Zugleich gebe ich meine beiden Klöster Euch zurück und flehe nur, daß mir als altem und ausgedientem Soldaten ein Ruhequartier gewährt werde."

Im Laufe der Abhandlung erzählt Damiani mehreres, was er aus Hildebrands Mund gehört, berichtet über eine Predigt, die Hildebrand in des Papstes Gegenwart zu Arezzo gehalten habe, und nennt ihn ehrenvoll „jenen hochweisen Mann", dessen Worte er hier niederschreiben wolle, obgleich nicht alles ganz zur Sache gehöre, nur damit sie nicht der Vergessenheit anheimfielen. Die Schrift schließt mit Erneuerung seiner Bitte:

„Den Episkopat wie die Klöster lege ich unwiderruflich in Eure geheiligten Hände nieder und entsage allem Recht auf spätere Ansprüche, und da ich ob der Menge meiner Sünden nicht würdig bin, in einer kirchlichen Würde zu bleiben, so möge die göttliche Barmherzigkeit durch Eure heiligen Gebete, ehrwürdiger Vater, gewähren, den Rest meines Lebens in Buße und Kasteiung zuzubringen. Denn ich bekenne, als Sünder und Missethäter bin ich nicht ohne Fehl zu dieser Würde gelangt, und tadelnswerth habe ich in derselben gelebt. Deshalb schien es mir das Sicherste, daß ich lieber selbst freiwillig mich absetze, als daß ich vor dem Richterstuhl des strengen Richters im Anblick aller Engel und Menschen mit der Strafe ewiger Verdammniß das Absetzungsurtheil vernehme. Dies mag genügen. Der allmächtige Gott . . . möge Eurem geheiligten Herzen . . . einflößen, durch einen Brief Eurer Heiligkeit mir

solche Entscheidung zukommen zu lassen, wie es mit meinem Wünschen und Sehnen übereinstimmt."

An der bei der Curie maßgebenden Stelle stand es fest, diesem hartnäckigen Drängen nicht nachzugeben. Solange aber Damiani, ohne Rücksicht auf das allgemeine Beste und auf die schweren Aufgaben, die für die nächsten Räthe des Papstes zu lösen waren, sich in seine Einsamkeit und Muße zurückzog, glaubte man auch in der Umgebung des Papstes, auf ihn nicht besondere Rücksicht nehmen zu sollen. Wie es scheint, litt man in Rom wieder einmal an Geldnoth, aus welcher Hildebrands Energie und Umsicht auch früher schon hatte retten müssen — soviel ist gewiß, daß jetzt die Einkünfte Damiani's hart mitgenommen wurden. Auch Ring und Stab hatte man ihm nicht zurückgeschickt, sogar den übrigen kirchlichen Schmuck mit Beschlag belegt. Man möchte vermuthen, daß diese Kostbarkeiten, wie es auch sonst in Zeiten der Noth wohl geschah, für einige Zeit verpfändet wurden. Damiani klagt nicht über Ungerechtigkeit, betrachtet dies Vorgehen auch nicht als eine Strafmaßregel gegen sich. Bei seiner Empfindlichkeit und Offenheit hätte er es ganz sicher nicht unterdrückt, wenn das Verfahren an sich ein widerrechtliches oder unwürdiges gewesen wäre. Aber er scheint im Grunde nicht viel dagegen einzuwenden. Er benützt es nur, um in neuer Form seine alte Bitte um Amtsenthebung zu erneuern. Es ist durchaus nicht richtig, wenn gesagt wurde, „in erregter und betrübter Weise" habe Damiani jetzt geschrieben, und er sei durch das Factum sehr unangenehm berührt worden.

„Gepriesen sei der allmächtige Gott," schreibt er „an den heiligsten Vater Papst Nicolaus und Hildebrand, den ehrwürdigen Archidiakon", „daß jetzt endlich, da man wegnimmt, was mir als Beneficium gegeben worden war, und da man selbst den priesterlichen Schmuck von mir nimmt, sichere Anzeigen für mich kund werden, daß in nächster Bälde auch die bischöfliche Würde ganz von mir genommen werde." Eine lange Reihe von biblischen und kirchengeschichtlichen Beispielen wird nun mit den bei Damiani beliebten zierlichen Wendungen vorgeführt, um zu zeigen, wie oftmals die Wegnahme des Gewandes die Entkleidung von der Würde vorbedeutet habe. Dann folgt ganz kurz dasjenige, was als der eigentliche Klagepunkt gedeutet zu werden pflegt: „Außerdem habt Ihr durch Beanspruchung von Gastfreundschaft und Requirirungen ein ganzes Kloster von meinen Einkünften weggenommen, und was von meinem Episkopat einkam, habt Ihr aufgebraucht. Was bleibt also noch übrig, als daß der ausgediente Soldat, der seinen Sold eingebüßt hat, zugleich

mit dem Kriegsmantel auch das Wehrgehänge niederlege. Nehmet daher zu Eurer Verfügung den Episkopat und beide Klöster, damit mir künftig niemand mehr den Besitz einer Prälatur vorwerfe, während sie doch nichts einbringt... Es mögen daher Euer Liebden (vestra utriusque benignitas) beiderseits wissen, wie ich Euch dieselben so unwiderruflich hiermit zurückgebe, daß ich sie, solange ich lebe, nicht mehr übernehmen will."

Allein auch dieses wollte nicht verfangen. Damiani's Entschluß, seinen hohen Pflichten sich zu entziehen, fand selbst in mönchischen Kreisen Widerspruch, und er sah sich genöthigt, gegen einen Mönch Johannes sich deshalb zu vertheidigen. Auf der Synode von Melfi sah er den Papst wieder und begleitete ihn von da nach Benevent. Von Ostia aus, wo er dann seinen Aufenthalt nahm, traf er im October 1059 abermals mit dem Papst zusammen und blieb auch in Rom und Florenz in dessen Umgebung. Eine Reihe von päpstlichen Urkunden aus jener Zeit trägt auch seine Unterschrift, ein Zeichen[1], daß Hildebrand gesiegt hatte und Damiani an den Geschäften der Curie sich wieder fleißig betheiligte. Um diese Zeit war es auch, daß er im Namen und Auftrag des Papstes jenen schönen Brief an die Königin Anna von Frankreich[2] verfaßte. Bis gegen Mitte October 1060 weilte er in Rom, wenn auch wahrscheinlich mit manchen Unterbrechungen, und er verkehrte in dieser Zeit, wie früher, in freundschaftlicher und vertrauter Weise mit Hildebrand[3]. Wie herzlich ihr Verhältniß sich wieder gestaltet hatte, zeigt der Brief über den geistlichen Sabbat[4], den Damiani von Fonte-Avellana aus in der ersten Hälfte des Jahres 1061 an Hildebrand und Cardinal Stephan, der mit diesem die Geschäfte führte, richtete. Schon der Umstand, daß Damiani ein Werkchen solchen Inhaltes Hildebrand widmet, erinnert an das freundliche Interesse, das der große Cardinal-Archidiakon stets für Damiani's Muse hegte. Die Worte der Widmung wie des Schlusses verrathen den Ton inniger Freundschaft. „Nur dem Leibe nach, nicht dem Herzen nach" ist er von ihnen getrennt. Dabei ist wohl zu beachten, daß Hildebrand mit Cardinal Stephan in den Augen des Schreibenden gleichsam zu einer Person verwächst, daher die Ueberschrift: „Den beiden Hildebranden des Apostolischen Stuhles." Ueber denselben Cardinal aber hatte er zwei Jahre früher in einem seiner Klagebriefe an Nicolaus II. und „seinen heiligen Satan" besonders bemerkt[5]: „Auch des

[1] Kleinermanns S. 142 Anm. 4. [2] Ep. VII, 9; Jaffé 4423.
[3] Vita Domin. Loric. c. XIII; Migne CXLIV, 1023.
[4] Ep. II, 5. [5] Opusc. XX, 7.

Stephan, den ich als einen der liebsten meiner Freunde im Herzen trage, möchte ich zum Schluß meines Briefes gedenken und bitten, daß er nicht uneingedenk sein möge dessen, der seiner gedenkt." Jetzt schließt er seinen Brief an beide Cardinäle: „Möge der allmächtige Gott, Geliebteste, der vor den Menschen Euch hoch erhoben hat, auch gewähren, daß Ihr in seinen Augen stets wahrhaft Vollzieher seines Gesetzes seid."

Es herrschte somit das denkbar beste Einvernehmen unter den hervorragenden Stützen des Heiligen Stuhles, als am 13. Juli 1060 unerwartet früh Nicolaus II. starb. Die Wahl Alexanders II., der sowohl Damiani als Hildebrand persönlich nahe befreundet war, und die durch das Schisma des Cadalus nun der Kirche drohenden Gefahren waren nur geeignet, die Einigung noch fester zu machen. Nach der Weihe des neuen Papstes, die ihm als Cardinalbischof von Ostia zustand, zog sich Damiani zwar in seine Einsamkeit nach Fonte-Avellana zurück, folgte aber mit dem regsten Interesse den Ereignissen, jeden Augenblick bereit, nach Kräften einzugreifen. Dem Gegenpapste, der mit seinem Lombardenheer vom Norden heranzieht, schleudert er eine furchtbare Epistel entgegen [1]. Er erhebt sich darin im vollen Bewußtsein seiner Würde und Stellung als Cardinalbischof: „Was denkst Du über die Cardinalbischöfe," fragt er den Eindringling, „die da den römischen Papst hauptsächlich zu wählen haben und noch durch mehrere andere Vorrechte nicht nur beliebigen Bischöfen, sondern auch Patriarchen und selbst Primaten vorangehen? Denn nicht zu reden von der Heiligkeit der Gesammtkirche, sie sind jene ‚Augen des einen Steines', d. h. der Römischen Kirche, von denen Zacharias spricht..."

Der Brief Damiani's an Bischof Olderich von Fermo [2], welcher in der ersten Zeit des Schismas verfaßt ist, zeigt, wie sehr die Spaltung der Kirche dem Heiligen zu Herzen ging. Es ist derselbe Brief, in welchem er auch Klage führt über die vielen kleinen Fehden und Rachekriege, wie sie leider nicht nur bei Laien, sondern auch bei Kirchenfürsten im Schwange gingen. Längere Zeit weilt er bei dem Ungeziemenden und Mißerbauenden, das darin liege, wenn Priester überhaupt Krieg führten. Er scheut sich nicht, dies auch an dem hl. Leo IX. zu tadeln, obwohl er diesem Papste persönliche Wohlthaten dankte und ihn sonst hoch verehrte. Man hat aber in diesem Brief auch eine Polemik gegen Hildebrand gesehen. Als nämlich im März 1062 der Gegenpapst mit Heeresmacht gegen Rom aufbrach, das er ohne Schwertstreich zu besetzen hoffte, berichten die An-

[1] Ep. I, 20. [2] Ep. IV, 9.

nalen von Altaich: „Alexander und sein Anhang wußten schon lange vorher um deren Heranrücken und rüsteten, um sich selbst mit Waffengewalt zu vertheidigen." Gottfried von Toscana konnte nicht offen gegen den vom Kaiserhofe selbst aufgestellten Prätendenten zu Felde ziehen, Richard von Capua war eben in andere kriegerische Unternehmungen verwickelt. Wollte Hildebrand nicht mit verschränkten Armen zuschauen, wie die Römische Kirche in die Hand eines gewissenlosen Eindringlings und die Hauptstadt der Christenheit unter den Uebermuth der lombardischen Großen gerieth, so blieb nichts übrig, als selbst ein Heer zu werben und Rom gegen den Ueberfall zu vertheidigen. Er that so mit seiner gewohnten Energie, und trotz des Mißlingens der am 14. April gegen die Feinde versuchten Ueberrumpelung und der bedeutenden Verluste, welche die papsttreuen Römer mehr noch als ihre Gegner erlitten, hat er dadurch Rom vor einer Erniedrigung, das Papstthum vor noch größerem Uebel bewahrt. Hat Damiani in seinem Briefe dies tadeln wollen? Wenn so, dann beweist es nichts gegen Hildebrand, der in dieser Sache richtig und geradezu bewunderungswürdig gehandelt hat. Es würde nur beweisen, wie offen und ungescheut Damiani in der Darlegung seiner Ansichten verfuhr, und daß er sicher auch in anderen Punkten sich ausgesprochen haben würde, hätte er Tadelnswerthes an Hildebrand gefunden. Allein, obgleich in Damiani's Brief vom Kriegführen der Geistlichen im allgemeinen die Rede ist, so findet sich doch keine irgend erkennbare Anspielung auf die Vorgänge um Rom. Leo IX. wird getadelt, von Alexander II. und Hildebrand wird geschwiegen. Ueberdies handelt es sich vorzugsweise, wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, um Nachefehden. Allerdings wird des Schismas in dem Briefe Erwähnung gethan, aber nur, wo Damiani im allgemeinen von den großen Uebeln und Leiden seiner Zeit spricht. Was aber noch entscheidender sein dürfte, ist, daß der Brief unmittelbar nach Ausbruch des Schismas geschrieben zu sein scheint. „Daher (von den Anstiftungen des bösen Feindes) kommt es," bemerkt Damiani, „daß zur Gefahr für die ganze Christenheit Priesterthum und Königthum sich gegenseitig entfremden, und zum Schimpf gegen den allmächtigen Gott, da schon ein Papst den Apostolischen Stuhl einnimmt, jetzt auch noch ein anderer von den Grenzen des Nordens als ‚Erwählter' aufgestellt wird." [1]

[1] Neukirchs Gegengrund (a. a. O. S. 101), daß der Brief einige Tage nach dem an Cadalus gerichteten Schreiben verfaßt sein müßte, das er auf Ende März 1062 ansetzt, ist nicht überzeugend. Allerdings sagt Damiani Ep. IV, 9, daß erst vor einigen Tagen die Trauer ihm elegische Verse entlockt habe, und verwendet er die

Cadalus war am 28. October 1062 zu Basel gegen Alexander II. zum Papst ernannt worden. Da er erst im März des folgenden Jahres kriegerische Unternehmungen begann, so konnte Damiani's Brief geschrieben sein zu einer Zeit, wo man in Rom an Kriegsrüstungen noch gar nicht dachte. Es mag jedoch immerhin sein, daß in Voraussicht der verschiedenen Eventualitäten schon sehr bald in den streng kirchlichen Kreisen der Reformcurie die Frage über die Zulässigkeit bewaffneten Widerstandes zu theoretischer Erörterung kam[1] und daß dieses Damiani's Ausführungen veranlaßt hat. Ein bestimmter Anhaltspunkt ist aber dafür keineswegs geboten, und die Argumente, die Damiani gegen das Kriegführen von Priestern und Bischöfen vorbrachte, berührten den Diakon Hildebrand, der nicht einmal persönlich zu Felde gezogen ist, höchstens nur indirect und in sehr abgeschwächtem Grade. Uebrigens steht Damiani nicht an[2], das „Volk der römischen Quiriten" ausdrücklich zu loben wegen des gerechten Zornes, mit dem es sich einst zu Gregors V. Zeiten gegen dessen Gegenpapst Johann XVI. erhoben und selbst Hand an ihn gelegt hatte. Er billigt ihren Ruf: „Solche Strafe soll erleiden, wer den römischen Papst von seinem Sitze zu vertreiben unternimmt."

Möglich also, aber nicht wahrscheinlich, daß Damiani Hildebrands Kriegsunternehmung in seinem Briefe tadeln wollte, oder doch, daß in dieser Frage die Ansichten beider etwas auseinandergingen. Keinesfalls aber kann von einer Mißstimmung zwischen beiden um diese Zeit die Rede sein. Damiani glühte vor Eifer für die Sache Alexanders II. Da er nach dem ersten Waffenerfolg des Gegenpapstes schon an aller menschlichen Hilfe verzweifelte, richtete er nochmals erschütternde Worte an den Usurpator, um ihn mit Gottes Strafgerichten zu schrecken. Auch blieb er von seiner Einsamkeit in Fonte-Avellana aus mit der Curie in dauernder Verbindung.

Ganz unerwartet trat im Gange der Ereignisse jetzt ein günstiger Umschwung ein. Gottfried von Tuscien zwang Cadalus, die Waffen

---

gleichen Verse am Schluß seines Briefes an Cadalus. Allein die Verse konnten sehr wohl längst vor jenem Briefe gedichtet sein. Hätte Damiani sein Schreiben an den Bischof von Fermo wenige Tage nach dem an Cadalus abgefaßt, so bleibt kaum verständlich, daß er im Zusammenhang der angerufenen Stelle dies verschwiegen haben sollte.

[1] Dahin könnte man vielleicht schließen aus den Worten: „Nonnullos movet, utrum Ecclesiarum rectores expetere vindictam debeant, ut malis mala more saecularium reddant." Migne CXLIV, 313.

[2] Ep. I, 21. Werner (Gerbert von Aurillac S. 295) weist auch aus anderen Schriften Damiani's nach, daß es diesem fern gelegen habe, „die gegen Cadalus aufgebotene Waffengewalt zu mißbilligen".

niederzulegen; im Reiche riß Anno von Köln die Obmacht an sich und schrieb den Reichstag nach Augsburg aus, um dort zu Gunsten des rechtmäßigen Papstes eine Entscheidung herbeizuführen. Damiani blieb nicht müßiger Zuschauer, sondern verwerthete sein schriftstellerisches Talent zum Besten der Kirche. Er verfaßte seine Disceptatio synodalis [1], welche für den kommenden Reichstag die Geister vorbereiten und die rechte Stimmung machen sollte. Es ist eine Unterredung zwischen einem Vertreter der papstfreundlichen Anschauungen und einem Verfechter der königlichen Ansprüche und Beschwerden; die letzteren werden theils auf ein erträgliches Maß zurückgeführt, theils widerlegt und abgewiesen. Man einigt sich, und die Darlegungen enden mit Hervorhebung der Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines friedlichen Zusammenwirkens zwischen Papstthum und Königthum. Der Reichstag verlief im wesentlichen nach Wunsch. Gottfried von Tuscien führte den Papst nach Rom zurück, der im Januar 1063, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, seine Wohnung im Lateran aufschlagen konnte.

[1] Wegen dieses Werkes pflegt der Heilige von modernen Historikern aufs heftigste verunglimpft zu werden. Man legt ihm geradezu Blasphemien in den Mund und läßt ihn überdies mit sich selbst in groben Widerspruch gerathen. Man thut unrecht, einzelne spielende Wendungen, namentlich den sehr freien Gebrauch von Bibelstellen, wie er im Geschmack der Zeit lag, unnatürlich zu pressen. Man sollte doch stets den ganzen Mann und dessen ganze Denkweise im Auge behalten, wenn es sich um die Würdigung einer vereinzelten Aeußerung handelt. Daß keine wirklichen Widersprüche in der Discept. synod. sich finden, hat Fetzer (Voruntersuchungen S. 42) richtig hervorgehoben: „Es ist ja überhaupt nicht wahrscheinlich, daß Damiani sich in der Discept. synod. widersprechend betreffs ihrer Centralfrage ausgedrückt; über den Vorwurf einer gewissen Undeutlichkeit seiner Aussagen [für uns, nach 800 Jahren], welche absichtlich ist (?), dürfte man doch wohl nicht hinausgehen, ohne das Denkbare zu überschreiten.“ Um aber doch Damiani mit sich selbst in Widerspruch kommen zu lassen, definirt Fetzer ganz willkürlich die Worte semper ordinandi pontificis principatum dahin, daß zufolge der Discept. synod. der König bei der Papstwahl als princeps inter laicos, d. h. der Zeit nach zuerst, mitzuwirken habe. Aber das ist Damiani zu sagen gar nicht eingefallen. Er widerspricht daher auch in keiner Weise dem, was er im Brief an Cadalus so deutlich gesagt hat. Dort hat er mit dürren Worten gesagt, was er unter dem „principatus ordinandi pontificis“, dem königlichen Vorrecht der Genehmhaltung der Weihe (oder Zustimmung zur Wahl), dem „principatus“ verstehe, daß nämlich die Mitwirkung des Königs der Zeit nach an letzter Stelle erfolge als Zustimmung zur bereits vollzogenen Wahl. Die beiden Angaben widersprechen sich nicht, sondern ergänzen sich.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Himmelsphotographie.

(Schluß.)

III.

Von dem internationalen Unternehmen wenden wir uns nun zu den Leistungen der einzelnen Sternwarten. Da fällt unser Blick unwillkürlich wieder zurück in die Neue Welt, nach dem Harvard-Observatorium, dessen Arbeitsplan und Geldmittel den sämmtlichen übrigen Sternwarten beinahe ebenbürtig sind. Dem jetzigen Leiter der Sternwarte, Professor Pickering, stehen mehr große Instrumente und mehr Gehilfen zur Verfügung als irgend einer andern Sternwarte der Welt, mit einem jährlichen Geldaufwande von 300 000 Mark.

Seine Arbeiten in der Himmelsphotographie begannen mit dem Tode H. Drapers im Jahre 1882. Bei den ersten Versuchen wurde eine Linse von 7 Zoll Oeffnung und 3 Fuß Brennweite auf dem Aequatorial befestigt; später wurde die Camera unbeweglich aufgestellt und die Platte allein auf einem Schlitten fortbewegt, so daß ganze Himmelszonen wie in einem Panorama durch die Camera zogen.

Den bedeutendsten Schritt vorwärts machte Pickering in der Photographie der Sternspectra, indem er das Prisma nicht in den Brennpunkt, sondern vor das Objectiv setzte, eine Methode, die von Fraunhofer vorgeschlagen und von P. Secchi bei Anwendung des Auges benutzt worden war. Während Draper und Huggins mit Spalt und Prisma im Brennpunkte nur ein einziges Spectrum photographiren konnten, erscheinen jetzt mehr als hundert auf einer Platte, und die Grenze der noch erreichbaren Größenklassen ist von der zweiten bis auf die achte erweitert worden. Eine Schwierigkeit bot noch die nothwendige Verbreiterung der haarfeinen Spectra, welche offenbar nicht mehr wie früher durch eine cylindrische Linse bewerkstelligt werden konnte. Die Frage wurde jedoch ebenso einfach wie sinnreich gelöst. Das Prisma wurde horizontal gestellt und die Triebuhr des Fernrohrs etwas verlangsamt, wodurch der nach Nord-Süd gerichtete Spectrumstreifen in der Richtung Ost-West verbreitert wurde.

Die ersten Versuche galten, wie gewöhnlich, den hellen Sternen des Siebengestirns. Eine Platte von 10 Grad im Gevierte zeigte nach 34 Minuten Aussetzung gegen 40 Spectra, deren Gepräge fast ausschließlich dem ersten Secchi'schen Spectraltypus angehört. Dieser Umstand bekräftigt

die Ansicht von der physischen Zusammengehörigkeit dieses Sternhaufens, die man schon früher aus der gemeinschaftlichen Bewegung dieser Sterne gewonnen hatte.

So weit waren die Versuche bis zum Jahre 1886 gediehen. Da vermachte Frau Draper den großen Refractor und Reflector ihres verstorbenen Mannes sammt mehreren kleineren Instrumenten und einer Geldsumme der Harvard-Sternwarte zu dem Zwecke eines Draper-Denkmals in Gestalt eines Spectrum-Verzeichnisses aller Sterne bis zur achten Größenklasse. Nahezu 8000 Spectra sind bereits aufgenommen und haben zur Entdeckung mehrerer Veränderlichen geführt. Der Refractor ist jetzt mit vier Prismen von nahezu 11 Zoll im Gevierte versehen. Fest in einem Rahmen verbunden und vor dem Objectiv des Fernrohrs befestigt, geben dieselben Spectralbilder von nahezu 4 Zoll Länge mit Hunderten von hellen und dunkeln Linien.

Zwei Jahre später konnte Pickering von den Leistungen eines 8zölligen photographischen Refractors berichten, der einem 13-Zöller gewachsen sei. Ueber 3000 Platten stellten 28 000 Spectra von 11 000 verschiedenen Sternen dar. Eine andere Reihe von Platten enthält 12 000 Sterne längs des Aequators als maßgebende Stufenleiter für Größenschätzungen. Eine Merkwürdigkeit bildet die photographische Aufnahme einer kleinen Scheibe um den Nordpol von einem Grad Halbmesser, welche 1000 Sterne zeigt, während die größten Sternverzeichnisse deren nur 40 geben.

Der folgende weitgehende Plan zeigt so recht, wie die Harvard-Sternwarte, unter der Leitung eines zweiten Herschel, ihre eigenen Wege geht und es mit sämmtlichen Sternwarten der Welt aufzunehmen versucht. Der ganze Himmel vom Nordpol bis zum Südpol soll abgebildet werden. Was man in Cambridge nicht sehen kann, wird von einer reisenden Expedition in Südamerika, unter der Leitung des Bruders des Directors, photographirt. Ein 24zölliges Fernrohr soll das Licht einer Himmelsgegend von 5 Grad im Gevierte auf eine Glasscheibe werfen, die nach beiden Seiten 13 Zoll mißt. Eine Stunde Belichtungszeit wird viele sonst ganz unsichtbare Sterne erreichen, vielleicht 20—30 000 auf einer Platte, und über 50 Millionen auf allen 2000 Platten, welche zur Aufnahme des Himmels erforderlich wären.

Aber wie läßt sich dies, wird man vielleicht fragen, mit dem reimen, was vorher über die Pariser Versammlung gesagt war? Wird denn der eine Astronom in Nordamerika das leisten wollen, wovor sämmtliche Astronomen des internationalen Congresses zurückschreckten?

Die schwere und kostspielige Arbeit, aus den Glasplatten einen gedruckten Atlas in vergrößertem Maßstabe herzustellen, und die noch saurere Arbeit, die Platten auszumessen und ein Sternverzeichniß herzustellen, liegt allerdings nicht in der Absicht des amerikanischen Astronomen. Auf Entdeckungen geht er aus, und im Sturm durcheilt er mit seiner Mähmaschine das ganze weite Feld, um die Erstlingsfrüchte einzuheimsen. Die 2000 Platten sollen eine Art Museum bilden, wo man sich gelegentlich nach neuen Doppelflecken und Doppelsternen umsehen kann, und wo sich spätere Zweifel über Veränderungen am Himmel lösen lassen.

Doch wenden wir uns wieder zurück über das Atlantische Meer, um auch unserer eigenen Heimat gerecht zu werden. Das neue astrophysikalische Observatorium zu Potsdam ist seit 1884 wohl der Hauptsitz in Deutschland für Untersuchungen in der Himmelsphotographie. Schon gleichzeitig mit den Versuchen zu Paris wurden dort von Dr. Lohse Sternhaufen abgebildet, allerdings noch mit bescheideneren Mitteln.

Als Merkwürdigkeit dieser Sternwarte erwähnen wir eine Vorrichtung zur photographischen Aufnahme des Sonnenbildes, den Heliographen von 160 mm Oeffnung und 4 m Brennweite, parallel der Erdachse fest aufgestellt, und ihm gegenüber den Heliostaten mit versilbertem Spiegel und Uhrwerk, der das Sonnenbild in einer Ausdehnung von 10—30 cm auf die Gelatine-Platte wirft.

Dieses Instrument wetteifert mit Herrn Janssen in Meudon, der durch seine großen und schönen Sonnenbilder die sternkundige Welt in Staunen versetzt hat. Dieselben gelangen ihm durch die Verkürzung der Belichtungszeit bis auf den hunderttausendsten Theil einer Sekunde, wodurch die oben erwähnte Ueberstrahlung des kräftigen Sonnenlichts verhindert wurde.

Die Hauptleistung der Potsdamer Sternwarte auf dem Gebiete der Himmelsphotographie bilden die Spectra der Fixsterne. Alle helleren Sterne stehen seit 1888 auf dem Arbeitsentwurfe. Die Ansammlung der Platten wird dabei freilich nicht so massenhaft, ihre Untersuchung aber dafür um so gründlicher. Zeuge dafür sind die Ergebnisse über die Bewegung der Sterne in unserer Gesichtslinie, die eine zehnmal größere Genauigkeit beanspruchen, als die früheren gleichartigen Untersuchungen in Greenwich. Großes Aufsehen hat jüngst die folgende Entdeckung gemacht.

Der wohlbekannte Stern Algol im Perseus erleidet ungefähr alle drei Tage eine plötzliche Verfinsterung, die einige Stunden andauert. Schon lange hatte man geahnt, Algol sei ein Doppelstern, bestehend aus einem

hellen und einem dunkeln Begleiter, die sich um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Systems bewegen. Nun zeigen die Potsdamer Platten durch das periodische Hinundherschwanken der Spectrallinien in der That, daß der helle Begleiter unmittelbar nach der Verfinsterung sich uns nähert und vor derselben sich von uns entfernt.

Eine weitere Leistung dieser Sternwarte auf demselben Gebiete bilden die gelungenen Versuche über die Herstellung von Platten, welche für die gelben und rothen Strahlen empfindlich sind und bei einigen Planeten und ihren Begleitern, bei farbigen Sternen und dem rothen Ende des Lichtspectrums Verwendung finden.

Wir haben vorhin der Versuche Dr. Lohse's bei der Abbildung von Sternhaufen Erwähnung gethan. Die Schwierigkeiten sowohl wie die Ergebnisse dieser Art von Photographien verdienen eine etwas eingehendere Besprechung. Sterne der verschiedensten Helligkeit finden sich da bunt durcheinander geworfen und auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Will man die hellsten Sterne als schöne kleine Punkte darstellen, so finden die schwächsten nicht Zeit, ihre Strahlen wirksam zu machen; will man umgekehrt die schwächsten Sterne aufnehmen, so werden die hellsten in der Gelatine-Schichte große Löcher ausbrennen und das Bild des Sternhaufens durch ungestalte Flecken entstellen. Es sind eben viele Sternschichten übereinander gelagert, von denen jede ihre eigene Belichtungszeit erfordert, angefangen von einer Hundertstel-Sekunde bis zu einer vollen Stunde. Ein einziges photographisches Bild kann ebenso wenig alle diese Größenklassen darstellen, wie die wechselnden Phasen des Mondes.

Von dem schönen Sternhaufen im Perseus wurden deshalb auch in der That fünf Abdrücke genommen von bezw. 1, 4, 9, 16 und 25 Minuten Belichtungszeit. Dadurch wurde der Sternhaufen in fünf chemisch verschiedene Schichten zerlegt, die aber, was wohl zu beachten ist, mit den Helligkeitsschichten nicht genau zusammenfallen. Wenn man trotzdem aus der Größe der photographirten Sternscheibchen auf die Helligkeit der Sterne zu schließen sucht, so verläßt man sich eben auf die Annahme, daß in der großen Menge der Sterne die verschiedenen Farben unter sich und mit den chemischen Strahlen jenseits des Violetten in demselben Verhältnisse gemischt auftreten. Wie viele Ausnahmen von dieser Regel wirklich stattfinden, wird sich erst bei der photographischen Herstellung der Himmelskarten zeigen. Verschiedene Formeln zur Berechnung der Helligkeit der Sterne aus dem Durchmesser ihres photographischen Bildes wurden

versuchsweise aufgestellt von Pickering, Charlier, Kapteyn und Scheiner, meistens aus der Vergleichung der Plejaden-Sterne.

Von den weiteren Arbeiten auf europäischem Boden mögen noch die folgenden erwähnt werden.

In England hat Pritchard durch eine Reihe von Aufnahmen des geschichtlichen Sternes 61 im Schwan bewiesen, daß auch die scheinbare Verschiebung der nächsten Fixsterne infolge der jährlichen Bewegung der Erde der neuen Methode zugänglich ist. Auf demselben Wege hofft man auch den Doppelsternen nahe zu kommen. Allein wenn auch der helle Doppelstern Mizar unter dem „Reiterlein" im großen Bären schon oft aufgenommen wurde, scheint doch noch kein wirklich verwendbares Verfahren gefunden zu sein.

Erwähnung verdienen auch zwei Sternwarten in Ungarn: die eine gehört dem Herrn Gothard in Hereny, die andere dem Herrn Konkoly in O'Gyalla. Die Besitzer haben aus eigenen Mitteln und theilweise mit eigener Hand ihre photographische Ausrüstung besorgt und betheiligen sich an vielen der vorhin besprochenen Untersuchungen.

Wir wenden uns nun zum Kap der Guten Hoffnung, wo Dr. Gill, ein Mann der alten Schule, sich mit dem classischen Durchgangsinstrument und Heliometer abgab, bis er im Jahre 1882 von einem großen Kometen, der an der südlichen Himmelskugel erschienen war, wenigstens zu einem Versuche mit der neuen Methode herausgefordert wurde. Die Camera, welche von einem Photographen der Stadt zur Verfügung gestellt war, wurde auf das Rohr des Aequatorials gebunden, und eine Belichtungszeit von etwas über zwei Stunden genügte, um die feinsten Fasern des Schweifes zu zeigen und eine Menge Sternchen neunter Größe, welche durch denselben hindurchschimmerten. Der Herr war durch diesen Erfolg gänzlich zu dem neuen Verfahren bekehrt, und bald war ein neuer Arbeitsentwurf für diese südliche Sternwarte ausgearbeitet. Argelanders und Schönfelds Durchmusterung des Himmels sollte auf photographischem Wege bis zum Südpol ausgedehnt werden. Die Durchmusterung des nördlichen Himmels bis zur 9. oder 10. Größenklasse enthält eine Drittelmillion Sterne, welche mittelst Steindruck auf Karten gebracht und in einem dreibändigen Verzeichnisse nach Lage und Helligkeit angegeben sind, ein Werk, dessen Inangriffnahme deutsche Arbeitslust und Ausdauer voraussetzte und dessen Vollendung von unberechenbarem Nutzen ist. Die Hauptarbeit wurde von zwei Beobachtern und vier Gehilfen in sieben Jahren vollendet. Die südlichen Zonen wurden bis zum Wendekreis ausgedehnt

und enthalten weit über 100 000 Sterne. Danach werden für Dr. Gill wohl 200 000 Sterne übrig bleiben, etwa die Hälfte der beiden Bonner Durchmusterungen. Dr. Gill hofft sich diese Arbeit mit Hilfe der chemischen Strahlen zu erleichtern, und in der That mag er in zwei bis drei Jahren mit der Aufnahme der dazu nöthigen 1000 Platten von je 6 Grad im Gevierte fertig werden. Allein damit ist erst der kleinste Theil der Arbeit gethan. Was es heißt, diese Tausende von mikroskopischen Pünktchen im dunkeln Bade richtig zu entwickeln, und das, bevor man sie überhaupt sehen kann; was es ferner heißt, alle diese Pünktchen unter dem Vergrößerungsglase zu finden und von Flecken in der Gelatine-Schichte zu unterscheiden, dann nach zwei Richtungen auszumessen und während dessen genau Buch zu führen, davon kann nur der erzählen, dessen Auge bei solcher Arbeit schon wiederholt müde geworden ist. Professor Kapteyn in Groningen hofft diese Arbeit für Dr. Gill in fünf bis sechs Jahren zu vollenden. Erst wenn Karte und Katalog im Druck vorliegen, wird sich entscheiden lassen, ob bei dieser Durchmusterung bis zur 10. Größenklasse die photographische Methode am Kap der Guten Hoffnung oder die optische in Cordoba, wo dasselbe Feld bearbeitet wird, die leichtere sei.

Der Leser, welcher uns auf unserer Zickzackreise geduldig gefolgt ist, möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn noch einmal übers Meer führen und in unser eigenes Haus einladen, in die Sternwarte im Georgetown College. Wir möchten ihm da die Lösung einer jahrelang schwebenden Aufgabe zeigen: die Ausmerzung der „persönlichen Gleichung“. Es ist diese persönliche Gleichung, oder besser Ungleichung, eine Fehlerquelle, mit der die Sternkunde seit mehreren Jahrhunderten vergeblich kämpfte, und deren Wesen schon aus ihrem Namen erhellt. Was an einer Beobachtung „persönlich“ ist, kann ja unmöglich die Genauigkeit einer Naturkraft, wie Elektricität oder Schwerkraft, theilen; aber ganz besonders tritt die Ungenauigkeit des persönlichen Eingreifens zu Tage, wenn es sich darum handelt, einen Stern in seinem täglichen Laufe durch das Gesichtsfeld des Fernrohrs zu erhaschen, und diese besondere Ungenauigkeit hat man als „persönliche Gleichung“ im engern Sinne bezeichnet. Beim Ausmessen eines ruhenden Bildes gibt es keine persönliche Gleichung. Jeder Theil wird an der Stelle gesehen, wo er wirklich ist. Anders verhält es sich bei einem laufenden Sterne. Es vergeht immer eine Zeit, bis der Lichteindruck eines leuchtenden Punktes auf unsere Netzhaut bis zum Sitze unserer Erkenntniß kommt, und noch mehr Zeit, bis von da aus der Befehl zum elektrischen Zeichen in die Fingerspitzen gelangt. So sollte eigent-

lich jeder Durchgang eines Sternbildes hinter einem Faden des Gesichtsfeldes zu spät angezeigt werden, also einer negativen persönlichen Ausgleichung bedürfen. Nun trifft auffallenderweise bei angehenden Sternkundigen fast immer das Gegentheil ein. Aus Furcht, den richtigen Augenblick zu verpassen, geben sie das Zeichen zu früh, und es bedarf langer Uebung, bis sie die nöthige Kaltblütigkeit errungen haben; aber zum Nachtheile der Beobachtungen scheint dann diese Kaltblütigkeit mit den Jahren immer mehr zuzunehmen und die persönliche Gleichung immer mehr negativ zu werden.

Die Fehlerquelle wird verdoppelt, wenn man aus den Ergebnissen zweier Beobachter ein Sternverzeichniß herstellen will. Dann hat man es nicht mit der absoluten persönlichen Gleichung jedes einzelnen zu thun, sondern mit ihrer relativen. Wir verweisen zur Erläuterung auf die beiden größten Beobachter ihrer Zeit, Bessel und Struve. Im Jahre 1814 beobachteten sie die Durchgänge um gleichviel zu spät, ihre relative persönliche Gleichung war Null. Im Jahre 1821 war letztere auf acht Zehntelsekunden und zwei Jahre später auf eine volle Zeitsekunde angewachsen. Da man heute mit Leichtigkeit noch Hundertstelsekunden in Rechnung bringt, so kann man auf den Wirrwarr schließen, den dieses wechselnde Element in die feineren Rechnungen hineinträgt. In Anbetracht des oben erwähnten Beispiels könnte der Ausdruck Wirrwarr vielleicht etwas zu stark erscheinen. Allein man bedenke, daß dieses Element von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde sich ändert. Nicht nur sind es Frische oder Ermüdung, Wohl- oder Unwohlsein, Aufregung oder Ruhe des Beobachters, sondern auch die größere oder kleinere Geschwindigkeit des Sterns, seine Helligkeit, die Richtung der Bewegung, die Vergrößerung des Oculars, die Culmination im Norden oder Süden, welche fortwährend an der persönlichen Gleichung arbeiten und den Beobachter zu Verfrühungen oder Verspätungen veranlassen.

Vielfach waren die Versuche, diesen Fehler zu berechnen und auszugleichen, und für je zwei gute Beobachter kann man auch annähernd einen Mittelwerth des Fehlers aus ihren eigenen Beobachtungen ableiten. Sogar eigene Maschinen wurden gebaut, wodurch der wahre Durchgang eines künstlichen Sternes elektrisch verzeichnet wird und mit dem beobachteten unmittelbar verglichen werden kann. Wir erinnern nur an die in den letzten Jahren erfundenen von Eastman, Christie, Bredechin und Bakhuysen.

Allein ein so wechselndes Element bleibt eben, streng genommen, immer unberechenbar und unbestimmbar. Darum haben andere Sternkundige

das Uebel bei der Wurzel zu fassen und das bewegliche Bild in ein ruhendes zu verwandeln gesucht.

Einen sehr einfachen Vorschlag machte Langley. Der Sterndurchgang soll von einem Schieber verdeckt und nur für Augenblicke enthüllt werden. Der Stern erscheint dann in ruhendem Zustande, und sein Abstand vom nächsten Faden muß geschätzt werden. Wird die Bewegung des Schiebers von der Uhr besorgt und elektrisch verzeichnet, so ist die Verbindung zwischen Ort und Zeit hergestellt.

Als sehr geistreich wird allgemein der Vorschlag des P. Braun S. J. anerkannt. Derselbe ist in dem Berichte des Haynald'schen Observatoriums für 1886 ausführlich beschrieben und besteht im wesentlichen darin, daß der bewegliche Mikrometerfaden die Bewegung des Sternes mitmacht, daß also beide in Bezug aufeinander als ruhend erscheinen und die genaue Einstellung ohne Einfluß der persönlichen Gleichung gemacht werden kann. Die Verbindung zwischen Ort und Zeit geschieht auch hier auf elektrischem Wege durch die Uhr selbst.

Statt den Mikrometerfaden allein in Bewegung zu setzen, gedachten die Instrumentenbauer Repsold das ganze Transitinstrument dem Sterne folgen zu lassen, während andere einen Mittelweg einschlugen und weder den Faden allein noch das ganze schwere Instrument, sondern das Mikrometer mit Uhrwerk treiben wollten. Während die erwähnten Vorschläge eben nur Vorschläge geblieben sind, hat man es mit der Gelatine-Platte wirklich versucht, und zwar zuerst, wie das kaum anders zu erwarten war, auf der Harvard-Sternwarte. Allein beim Versuche ist es auch hier geblieben. Die Theorie des Verfahrens war gefunden; aber dem Instrumente fehlte noch die Vollkommenheit und Einfachheit, die ihm beim täglichen Gebrauche unentbehrlich ist.

Diese Aufgabe ist von Professor Fargis S. J., dem das Ertel'sche Transitinstrument unserer Sternwarte anvertraut ist, vollständig gelöst worden. Das unscheinbare, kleine, von ihm erfundene Instrumentchen, das dem Ocularende des Fernrohrs angeschraubt wird und den Stern abwechselnd verdunkelt und enthüllt, hat den Namen Photochronograph[1] erhalten, weil die photographische Platte durch dasselbe wirklich das Aussehen eines Chronographenstreifens erhält. Da findet man dieselben Sekundenmarken mit den Pausen der Uhr, nur fehlen die mit der

---

[1] Näheres hierüber in der jüngst erschienenen Schrift: The Photochronograph and its applications to Stars Transits. Washington D. C., 1891.

Krankheit der persönlichen Gleichung behafteten Zwischensignale des Beobachters ganz. An deren Statt zeigt die Platte den Mittelfaden des Fernrohrs, auf welchen alle vom Sterne gezeichneten Sekundenmarken bezogen werden können. Die Vorrichtung ist so einfach, daß sie innerhalb eines halben Jahres schon über 300 meßbare Sterndurchgänge geliefert hat, aus denen das Uebel der persönlichen Gleichung gründlich ausgerottet ist.

So hätten wir denn unsere vielverschlungene wissenschaftliche Reise vollendet. Es war nicht ein Gang durch ein Museum, wo die Gegenstände nach Gattung und Art geordnet daliegen, sondern eine mehr geschichtliche Rundschau, bei der uns die verschiedensten allerorts auftauchenden Entdeckungen nacheinander überraschten und erfreuten, ähnlich einem großen Sternschnuppenfall, der die Aufmerksamkeit des Beschauers vorübergehend auf die verschiedenen Himmelsgegenden lenkt. Wer wollte diese nächtlichen Wanderer während ihres stillen Schauspiels nach Farbe und Glanz oder nach Strahlungspunkten in Gruppen theilen? Das ist erst später möglich, wenn alle aufgezeichneten Bahnen vorliegen und mit Muße studirt werden können. So auch in unserem Falle. Das Schauspiel der sich rasch folgenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Himmelsphotographie ist noch lange nicht zu Ende und kann erst in späteren Jahren in einem einheitlichen Bilde dargestellt werden.

Zum Schlusse legt sich die Frage nahe, ob denn dieses von uns entrollte Schauspiel von rasch sich folgenden allerorts aufblitzenden Erfindungen des menschlichen Geistes nicht auch als ein Widerschein der Allmacht und Weisheit Gottes anzusehen sei, der diesen Geist mit solchen Kräften ausgerüstet hat. Und dennoch finden sich unter den oben erwähnten Namen auch solche, deren Träger, als sie noch im Diesseits weilten, zwischen diesem menschlichen Geiste und dem Glauben an den Schöpfer einen „unlöslichen Widerspruch" zu finden behaupteten. Diesen Widerspruch haben sie aber selbst geschaffen, indem sie den menschlichen Geist vergötterten, einen Widerspruch, in welchen sich schon der Lügner von Anbeginn verwickelt hatte, zu seinem eigenen Schaden, aber leider nicht zur Belehrung dieser Weltweisen.

J. G. Hagen S. J.

Der Philosoph von Palais als Hymnopoet.

... Ingenio varius, subtilis et acer,
Omnia vi superans rationis et arte loquendi
Abaelardus erat. ...

Petrus Mauritius.

Abälard, der Peripatetiker von Palais, der Abt von St. Gildas, der Widersacher des hl. Bernhard und der Schutzbefohlene Peters des Ehrwürdigen, ist von jeher eine der merkwürdigsten Gestalten in der Geschichte der theologisch-philosophischen Kämpfe des Mittelalters gewesen. Sein ganzes Leben ist ein ununterbrochener Roman, wie man ihn sich abwechslungs- und wirkungsreicher kaum denken kann. Was Wunder, wenn dies abenteuernde Leben wieder und wieder beschrieben wurde! Wer sich einen Begriff von der Reichhaltigkeit der Abälard-Literatur machen will, der sei verwiesen auf Ulysses Chevaliers Répertoire des sources und den zugehörigen Supplementband, obschon die an beiden Orten aufgeführten reichhaltigen Listen auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können. Es ist deshalb lediglich eine Pflicht der Selbstachtung, wenn wir so oft Erzähltes hier nicht abermals erzählen. Auch mit den Urtheilen Dritter über Abälard wäre wenig gedient, da dieselben nur zu oft einseitig und ungenau sind, indem das Bild, das sie uns von dem Geiste Abälards entfalten, vielfach in einer Weise mit dem des Beurtheilers verquickt ist, daß es schwer hält, die beiden Bilder zu sondern. Wir wollen uns vielmehr auf eine einzige literarische That Abälards, auf das von ihm verfaßte Hymnar der Abtei Paraklet beschränken. Ist doch über dem Philosophen der Dichter Abälard so gut wie vergessen worden, obgleich zu den Lebzeiten des genialen Mannes der Ruf des letztern dem des erstern kaum nachstand. Aber es sind die weltlichen Lieder Abälards im Strome der Zeiten verrauscht und verklungen, und seine geistlichen Lieder theilten das Schicksal der Hymnenliteratur überhaupt: es war dafür wenig Verständniß, wenig Interesse vorhanden.

Abälard war kühn und bahnbrechend in der heiligen Poesie: kühn, weil er der erste und einzige Autor ist (es könnte außer ihm nur noch der späte Santeul in Betracht kommen), der ein gesammtes liturgisches Hymnar verfaßte; bahnbrechend, weil er sich dabei eines neuen, zum Theil sehr künstlichen Versbaues befliß, vermöge dessen er als einer jener Autoren angesehen werden muß, auf deren Schultern die ganze wundervolle Blütezeit lateinischer Rhythmendichtung steht, welche mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts begann, das ganze 13. hindurch anhielt und nur langsam im 14. von ihrer Höhe herabsank. „Die lateinischen Rhythmen des Mittelalters", bemerkt mit Recht Wilhelm Meyer aus Speier, „verdienen eifrige Erforschung; nicht nur um des Inhaltes, sondern auch der Formen willen. Dichtungen wie viele der Carmina Burana, manche des Archipoeta, sehr viele Hymnen und Sequenzen werden stets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Dann

haben die lateinischen Rhythmendichter besonders im 11. und 12. Jahrhundert mit feinem Gefühle für den innern Bau der Zeilen Gesetze aufgestellt, welche auf die romanische Dichtung im Mittelalter großen Einfluß gehabt haben und zum Theil noch jetzt fortwirken, wie z. B. der romanische Versbau noch heute auf dem damals gelegten Grunde ruht"; und an anderer Stelle: „Was aber dieser Periode vor allem ihr Gepräge gibt, das sind die neuen Zeilen= und Strophenformen und der Aufbau der ganzen Gedichte. Sonst wird der Genuß dessen, was das Mittelalter hervorgebracht hat, oft gestört durch dessen Nachäffung von Autoritäten; konnte man in der Bibel, in einem Kirchenvater oder alten Classiker ein Vorbild finden oder zu finden glauben, so war die stärkste Geschmacklosigkeit entschuldigt, ja als Zeichen von Gelehrsamkeit rühmlich; an den Formen der rhythmischen Dichtung können wir wie an denen der mittelalterlichen Baukunst reine Freude haben. Denn hier galt nur, was für passend und schön befunden wurde." [1]

Wenn gleichwohl der dichterischen Thätigkeit Abälards verhältnißmäßig so geringe Aufmerksamkeit geschenkt ward und wird, so liegt ein Grund dieser auffallenden Erscheinung auch darin, daß die Hymnen Abälards überhaupt nur mit genauer Noth auf uns gekommen sind. Wie wir die sechs Klagelieder unseres Philosophen einer einzigen (vaticanischen) Handschrift verdanken, so erging es auch den Hymnen nicht viel besser, die bereits von den Verfassern der Histoire littéraire de la France unter seinen verlorenen Schriften aufgeführt wurden.

Daß Abälard überhaupt dichterisch thätig war und, wie das ja im frühen Mittelalter noch vielfach zu geschehen pflegte, seine Gedichte auch selbst mit Melodien versah, dafür haben wir sowohl sein eigenes als Heloise's Zeugniß [2]. Von der Existenz eines durch Abälard verfaßten Hymnars aber gab jederzeit der kurze Widmungsbrief Nachricht, welcher sich vor dem Buche der Predigten befindet und in welchem der Verfasser Heloise mittheilt, er sende ihr, nachdem er erst unlängst auf ihre Bitten hin ein Buch Hymnen oder Sequenzen verfaßt, nunmehr eine Sammlung geistlicher Vorträge und Unterweisungen für ihr Kloster Paraklet [3]. Uebrigens führt auch Henricus Gandavensis bezw. der Fortsetzer von dessen Scriptores ecclesiastici das Hymnar Abälards auf [4], und Amboise, der 1616 eine Ausgabe von Werken Abälards veranstaltete und selbst eine Reise nach Paraklet unternahm, hatte diese Hymnen

[1] Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rhythmen des 12. Jahrhunderts. Sitzungsberichte der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1882. Philosophisch=philologische Blätter. I. S. 43 u. 113.

[2] PP. LL. CLXXVIII, 128. 185 sq.

[3] Libello quodam hymnorum vel sequentiarum a me nuper precibus tuis consummato, veneranda in Christo et amanda soror Heloissa, nonnulla insuper opuscula sermonum, juxta petitionem tuam, tam tibi quam spiritalibus filiabus tuis in nostro oratorio congregatis scribere praeter consuetudinem nostram utcunque maturavi. Ibid. c. 380.

[4] Vgl. A. Fabricius, Bibliotheca eccles. XI, 128.

gesehen, so daß bei dem Lobe, welches er denselben in seiner Praefatio apologetica spendet [1], nur zu verwundern ist, warum er sie seiner Ausgabe nicht einverleibte. Offenbar waren damals Abälards Hymnen zu Paraklet noch im Gebrauche; zu Ende des Jahrhunderts indes oder zu Anfang des nächsten werden die Nonnen aller Wahrscheinlichkeit nach, der damals ganz Frankreich erfassenden Manie, neue Liturgien und vor allem neue Hymnen einzuführen, Folge gebend, das Erbe ihres Stifters gegen die Muse der Santeul und Coffin eingetauscht haben. Ueber den alten liturgischen Handschriften wird, wie anderwärts, kein günstiger Stern geleuchtet haben, und so erklärt es sich, daß schon zur Zeit der Histoire littéraire die Hymnen Abälards als verloren galten.

Dabei blieb es bis hinein in unser Jahrhundert, als zuerst Oehler auf den Codex 10 147—58 der Bibliothèque de Bourgogne und in demselben auf die verloren geglaubten Hymnen stieß. Oehler sowohl als Gachet und du Meril veröffentlichten nacheinander verschiedene Lieder dieser Handschrift, während das gesammte Hymnar erst 1849 in der von Victor Cousin besorgten Ausgabe der Werke Abälards einen Platz fand [2]. Noch ehe der zweite Band der Cousin'schen Edition erschienen, besorgte (der nachmalige Cardinal) Pitra eine neue Ausgabe der Hymnen für Migne's Patrologiae cursus completus, für welche er während eines längern Aufenthaltes in Brüssel die dortige Handschrift nochmals verglich und einzelne Fehler Cousins verbesserte. Der Codex Bruxellensis, der aus der Lütticher Gegend zu stammen scheint und dem Beginne des 13., vielleicht selbst dem ausgehenden 12. Jahrhundert angehört, ist kein liturgischer, sondern ein Sammelband verschiedener Gegenstände, unter denen Abälards Hymnar den letzten Platz einnimmt. Leider ist die Handschrift nicht vollständig; denn sie schließt mit einem Hymnus, von dem nur die zwei ersten Verse vorhanden, während das Weitere mit dem letzten Blatte fortgerissen ist. Auch innerhalb derselben läßt sich eine Lücke nachweisen, indem Abälard in der Vorrede zum dritten Buch der Hymnen erwähnt, er habe für die Kreuzfeste fünf Lieder verfaßt, während die Brüsseler Handschrift deren nur drei enthält.

Bei der Unvollständigkeit dieser Quelle ist es auffallend, daß man so lange Zeit hindurch die zweite noch vorhandene Handschrift der Hymnen vernachlässigte, um so mehr, als zu wiederholten Malen auf dieselbe hingewiesen worden. Denn schon im Jahre 1855, also in demselben Jahre, in welchem Pitra's Edition zur Veröffentlichung gelangte, verfaßte der damalige Bibliothekar von Chaumont-sur-Marne eine kleine Schrift, betitelt: Notice sur le Bréviaire d'Abélard conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne), in welcher er auf das Vorhandensein weiterer Hymnen Abälards hinwies und auch ein Beispiel abdruckte, dafür aber gerade ein Lied aussuchte, das viel

[1] Ea etiam mihi communicavit divini officii homilias toto anni curriculo legendas stylo Abaclardico exaratas cum collectis et hymnis, in quibus magna catholicae pietatis lux seu legenti seu canenti affulget. PP. LL. CLXXVIII, 76.

[2] Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit . . . V. Cousin adjuvante C. Jourdain. Parisiis 1849 et 1859.

älter ist als derjenige, dem es hier zugeschrieben wurde. 23 Jahre später, 1878, wies Léon Gautier in seinem berühmten Werke: Les épopées françaises (I, 312) auf dieselbe Quelle hin mit den Worten: Un grand nombre de rhythmes inédits d'Abélard se trouvent dans le Bréviaire du Paraclet qui est conservé à la bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne). Als weitere zwölf Jahre später, 1890, Schreiber dieser Zeilen durch Chaumont kam, waren die Hymnen noch immer im Staube begraben.

Die Handschrift von Chaumont ist das einzige liturgische Denkmal des Klosters Paraklet, das uns erhalten. Dieselbe ist leider nur ein Diurnale, kein vollständiges Brevier und ist auch von geringem Alter; denn sie gehört dem ausgehenden 15., wahrscheinlicher sogar dem angehenden 16. Jahrhundert an. Nichtsdestoweniger ist dieselbe bei dem Mangel anderer Quellen von unschätzbarem Werthe. Was das Alter angeht, ist es vielleicht nicht unangebracht, daran zu erinnern, daß unsere Handschrift Abälard immerhin unvergleichlich näher steht, als die ältesten Classikerhandschriften, die wir kennen, den Heroen griechischer und römischer Bildung. Daß dieselbe ein Diurnale, ist zwar sehr bedauerlich; denn ein Brevier hätte uns Hymnen bieten müssen, die hier fehlen, und ein Antiphonar würde uns außerdem in den Melodien einen Gegenstand höchsten Interesses überliefert haben. Allein ein tröstlicher Umstand ist jedenfalls der, daß das Diurnale dank der abweichenden Einrichtung, die Abälard seinen Hymnen gab, wenigstens für die Festtage vier Hymnen statt zwei bietet, mithin unvollständig nur rücksichtlich der Ferialtage ist. So bringt denn das Diurnale von Paraklet bei Beachtung der erwähnten und Vornahme der nicht erwähnten Divisiones die nunmehr bekannten Hymnen Abälards von 93 (bezw. 95) auf 133 (bezw. 131), enthält also 38 neue Lieder. Aber auch abgesehen hiervon, vermittelt es uns interessante Aufschlüsse. So ersehen wir aus demselben, daß Abälards Hymnen zu Paraklet wirklich in liturgischen Gebrauch übergingen und darin bis über das 16. Jahrhundert hinaus verblieben. Wir ersehen aber auch, daß dieselben nicht alle älteren Hymnen zu verdrängen vermochten, wie solches doch wohl in Abälards Absicht dürfte gelegen haben, da sein Hymnar für alle Feste ausreichende Vorsorge trifft. Oder sollten seine Lieder die alten anfangs ausnahmslos verdrängt haben? Es hätten alsdann eine Anzahl der letzteren sich allmählich wieder eingeschlichen; denn unser Diurnale enthält eine Reihe von Hymnen, die älter sind als Abälard, einige wenige, die des Frohnleichnamsfestes, die jünger sind als er. Wir erfahren ferner, daß Abälard außer den Hymnen für Paraklet einzelne andere für andere Kirchen und Klöster verfaßt hat. Es befinden sich nämlich unter den Hymnen von Chaumont, welche im Brüsseler Codex fehlen, je einer auf die Heiligen Dionysius, Aigulphus und Gildas. Diese Heiligen aber sind gerade die Patrone dreier klösterlichen Genossenschaften, in deren Mitte Abälard der Reihe nach weilte.

Wie bekannt, zog sich Abälard um das Jahr 1119 in die Abtei St. Denis bei Paris zurück, woselbst er Profeß machte, während Heloise in dem Kloster von Argenteuil den Schleier nahm. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Hymnus auf den hl. Dionysius für die Abtei, die seinen Namen trug,

geschrieben ward, und zwar wahrscheinlich während des ersten Aufenthaltes des Dichters in derselben, vor Wiederaufnahme seiner Lehrthätigkeit in Paris und vor seiner ersten Verurtheilung durch die Synode von Soissons (1121). Der Hymnus nämlich identificirt den Areopagiten Dionysius, von dem Apostelgeschichte 17, 34 die Rede ist, der Legende gemäß mit dem gleichnamigen Blutzeugen und ersten Bischofe von Paris, eine Meinung, welche nicht immer diejenige unseres Philosophen war. Als derselbe nämlich nach seiner Verurtheilung zu Soissons und kurzer Haft in dem Kloster St. Medardus in seine Abtei entlassen wurde, fiel ihm, wie er selbst erzählt, eines Tages eine Stelle Beda's in die Hände, der zufolge der Areopagite Bischof von Korinth gewesen wäre, während die Acten des Dionysius von Paris diesen Bischof von Athen sein ließen. Folglich, so schloß Abälard, kann der Pariser Protoepiskopus nicht der Areopagite sein. Nichts Eiligeres hatte er — nicht zu Unrecht nennt ihn Heinrich Leo einen der keckſten Disputirgeister aller Zeiten — zu thun, als seinen Fund seinen Ordensbrüdern zu zeigen und mit schlechtverhohlener Schadenfreude die Schatten des Unmuths zu beobachten, die über ihre Züge flogen. Ja, er ging auf die Frage, was er denn selbst von der Sache denke, so weit, zu behaupten, Beda's Autorität scheine ihm denn doch schwerer zu wiegen als die Hilduins, auf welchen sich die Mönche jenem gegenüber steiften. Mit solcher Heftigkeit tobte der Sturm des Unwillens, der sich gegen Abälard erhob, daß dieser sich entschloß, eines Nachts aus dem Kloster zu entweichen. Man hatte ihm gedroht, ihn dem Könige von Frankreich zur Aburtheilung zu überliefern, da eine Beleidigung des patronus regni einer Majestätsbeleidigung gleichkomme. Abälard floh nach Troyes zum Grafen Theobald von der Champagne, dessen Gunst er sich erfreute, und dieser sandte ihn in das Priorat von St. Ayoul zu Provins. Von hier aus retractirte Abälard in einem Briefe an den Abt Adam und seine commonachos carissimos seine Ansicht und suchte nachzuweisen, wie und warum Beda geirrt habe. Es wäre also auch möglich, daß der in Rede stehende Hymnus erst jetzt in Provins und zu demselben Zwecke wie obiger Brief geschrieben worden wäre. In liturgischen Gebrauch scheint der Hymnus in St. Denis niemals oder doch nur auf sehr kurze Zeit gekommen zu sein. Man hatte dort Hymnen, als deren Verfasser man Venantius Fortunatus und Eugenius von Toledo nannte.

Der demüthige Brief Abälards hatte nicht den Erfolg, den der Briefsteller sich von demselben versprochen hatte. Abt und Convent verweigerten die erbetene Erlaubniß zum Uebertritt in ein anderes Kloster; es würde eine zu große Schande sein, wenn bekannt würde, daß ein Mann von dem Weltrufe eines Abälard ein anderes Stift dem von St. Denis vorgezogen. Abälard blieb in Provins bis nach dem bald darauf erfolgten Tode des Abtes, dessen Nachfolger, der berühmte Suger, es zufrieden war, wenn Abälard, nicht zwar in ein anderes Kloster übertreten, sich aber in eine beliebige Einsiedelei zurückziehen wolle. Das Priorat von Provins, in dem Abälard Gastfreundschaft genossen, trug den Namen des hl. Aigulphus. Der Leib dieses mit der Martyrerkrone geschmückten Abtes von Lerin war nach Provins übertragen und wurde dort verehrt, obschon die Leriner die Uebertragung läugneten und

auch ihrerseits einen heiligen Leib als den Aigulphus' verehrten. Der Hymnus auf den heiligen Lerinenser, den wir im Brevier von Paraklet finden, weist daher mit Fingern auf den Aufenthalt Abälards in Provins hin.

Von Saint-Ayoul war Abälard der erhaltenen Ermächtigung gemäß in eine öde Gegend gezogen und hatte sich daselbst eine Cella errichtet, welche er Paraklet nannte. Kaum war das Gerücht davon kund geworden, als auch schon lernbegierige Jünglinge von allen vier Winden der Welt herbeieilten und sich rund um des Meisters Zelle her eine Art wissenschaftlichen Feldlagers einrichteten. Sie erbauten Abälard ein Haus und Oratorium aus Stein, selbst unter Zelten und Schutzdächern wohnend, allen Mangel und alles Ungemach nicht achtend, um nur seinen Vorträgen lauschen zu können. Aber schon regten sich neue Anfeindungen; da erschienen um das Jahr 1126 Mönche vom Stifte St. Gildas zu Ruits in der Bretagne, die ihn zu ihrem Abte erkoren hatten. Froh, durch den ehrenvollen Ruf neuen Verwickelungen zu entgehen, nahm Abälard an, nicht ahnend, daß er nur Ort und Art der Leiden ändern werde. Denn auch an den fernen Gestaden der Westsee sollte dem Friedlosen keine Ruhe beschieden sein. Ein Denkmal an den Aufenthalt des Dichters in St. Gildas ist der Hymnus auf diesen Heiligen [1], im Hymnar von Paraklet.

Das Vorkommen der gedachten drei Lieder in den im Diurnale von Chaumont zuerst auftretenden Hymnen ist für den mit Abälards Lebenslauf Vertrauten ein so packender Beweis für die Echtheit nicht nur dieser, sondern auch der übrigen, die obendrein nach Inhalt und Form, Stil und Metrik die unverkennbarste Aehnlichkeit mit den Liedern der Brüsseler Handschrift tragen, daß ein Zweifel überhaupt nicht rege wird [2]. Uebrigens fehlt es nicht an anderen Momenten, welche diese Ueberzeugung stützen.

Wie Ambrosius, so hat auch Abälard die Eigenthümlichkeit, in seinen Hymnen Gedanken zu wiederholen, die er bereits anderswo in ungebundener

---

[1] Ueber den hl. Gildas oder Gildasius mit dem Beinamen Sapiens vgl. Acta SS. Jan. II, 952.

[2] Ein einziger Hymnus der Handschrift von Chaumont macht von dem Gesagten eine Ausnahme. Es ist der Hymnus auf den hl. Benedikt: Victimam nostrae tibi Christe laudis. Derselbe ist nämlich quantitirenden Versmaßes, alle anderen Hymnen Abälards sind rhythmisch. Deshalb wäre derselbe aus der Reihe der echten Hymnen unbedingt zu streichen, wenn nicht einmal das Carmen ad Astralabium metrisch gedichtet und somit der Beweis erbracht wäre, daß Abälard so gut wie manche andere Zeitgenossen im alten und modernen Stile von damals zu Hause war; denn die Gründe, mit denen du Méril (Poésies populaires latines du moyen âge, p. 430 ss.) die Echtheit dieses Gedichtes bekämpft, verdienen ernsthafte Beachtung nicht; sodann weist namentlich die Doxologie Aehnlichkeit mit Abälards eigenartigen Doxologien auf. Unter diesen Umständen bleibt Echtheit oder Unechtheit dieses Hymnus eine offene Frage, die nur dadurch eine Lösung finden könnte, wenn es gelänge, das Lied entweder in Handschriften nachzuweisen, die älter sind als Abälard, oder aber eine weitere Verbreitung desselben festzustellen, als die echten Hymnen Abälards erlangt haben. Bliebe dagegen die Handschrift von Chaumont die einzige Quelle, so wäre das ein dritter schwerwiegender Grund für Echtheit des Liedes.

Rede ausgesprochen, und zwar ausgesprochen in einer Weise, daß zur Identität der Ideen fast die Congruenz der Worte hinzutritt. Es scheint das eine Eigenschaft solcher Geister zu sein, deren Gedanken wie mit Naturnothwendigkeit in einer bestimmten Form krystallisiren, mit dem prägnanten und einmal als congenial erkannten Ausdrucke so verwachsen, daß es ihnen zur Unmöglichkeit wird, einen andern gleich bezeichnenden, gleich erschöpfenden zu erfinden, ähnlich wie wir uns einen Mann, den wir nur einmal in einem bestimmten Alter, bestimmter Kleidung, Situation sahen, unwillkürlich stets mit denselben Zügen, in derselben Kleidung, unter denselben Umständen vorstellen. So können wir füglich die sämmtlichen Hymni diurni des ersten Buches als eine poetische Paraphrase jener mystisch-allegorischen Erklärung des Sechstagewerkes bezeichnen, wie sie der Autor in seinem Hexaëmeron gegeben. Frappirt uns in dem Hymnus auf Pauli Bekehrung der Vergleich des Apostels mit dem Nashorn nach Job 39, 10, so haben wir nur die Rede Abälards auf das gleiche Fest nachzulesen, um denselben Vergleich des weitern ausgesponnen zu finden. Aehnliches findet sich nun auch in den neuen Hymnen sehr häufig. 16 derselben ist die folgende Doxologie gemeinsam:

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gloriae.

Auffallen wird in dieser Strophe der risus paschalis gloriae, durch den man fast an das kleine „Ostergelächter“ erinnert wird, das früher die Prediger ihren Zuhörern am Osterfeste zu bereiten schuldig waren, indem sie irgend eine mehr oder minder gelungene Schnurre in ihren Sermon verwebten. Liest man nun Abälards 13. Predigt, welche auf das Osterfest gehalten ist, so stößt man auf die Stelle: „Was Wunder also, wenn wir die beiden durch Tod und Grablegung des Herrn geheiligten Tage den Thränen des Mitleides weihen, damit nach dem Weinen um so fröhlicheres Gelächter folge wegen der Auferstehung des Herrn.“ [1] Weitläufig führt zu den Laudes des Charsamstags Abälard die bekannte Sage vom Phönix aus:

Phönix ein Vogel heißt, einzig und wunderbar,
Der sich am dritten Tag, wenn er verstorben war,
Aus seiner Asche hebt, gleichwie der Herr erstand,
Unsres Auferstehens Spiegel und Unterpfand.

Hat sein Gefieder die lohende Glut verzehrt,
Wieder im Glanze er strahlender Jugend kehrt,
Sich zu des Aethers Blau schwingend in kühnem Drang:
Also auch Christus sich auf zu den Himmeln schwang.

---

[1] Quid igitur mirum, si et biduum illud dominicae passionis ac sepulturae in luctu compassionis praecipue ducimus, ut post fletum gratior habeatur risus ... resurrectionis gloria superveniente? PP. LL. l. c. p. 487.

Nicht seinesgleichen der Phönix hat weit und breit,
Einsam er lebt und in keuscher Enthaltsamkeit;
In vollster Aehnlichkeit Christum bedeutet er,
In Thier- und Vogelwelt nichts, das erhab'ner wär'.

Avis mirabilis Phoenix et unica,
Quam et lux reparat, ut ferunt, tertia,
Non minus peragit Christi mysteria
Vel resurgentium promittit gaudia.

Haec cum in funere formam resumpserit
Alasque pristinas rursum induerit,
Volatu solito se sursum erigit,
Cum coelos etiam Christus ascenderit.

Sexus est comparis haec avis nescia,
Sicut est unica, sic semper integra,
Similitudine Christi plenissima
Transcendit bestias et volatilia.

Vergleicht man mit diesen Strophen die gedachte Osterpredigt, so findet man wieder dieselbe Verwandtschaft des Gedankens. „Niemand," heißt es da, „der die Natur des Phönix kennt und weiß, welche Herrlichkeit ihm eignet, der des öftern abstirbt und zu neuem Leben ersteht, kann in Betreff unserer eigenen Auferstehung Zweifel hegen. (Siehe oben Vers 4.) Wenn wir dieses Vogels Natur und die Art seiner Auferstehung mystischerweise auf Christus übertragen, werden wir sehen, wie wohl alles auf ihn paßt." Nun wird die Naturgeschichte des Phönix genau wie im Physiologus erzählt, worauf Abälard die einzelnen Züge also auslegt: „Daß nämlich dieser Vogel einzig ist und seinesgleichen nicht hat, weder der Würde nach noch zum Behufe geschlechtlicher Fortpflanzung, paßt in unvergleichlicher Weise auf die Würde Christi sowohl als auf seine Jungfräulichkeit. (S. oben Vers 11.) Denn wer ist einziger und seiner Würde nach mehr ohnegleichen als Christus? In ihm ist auch weder Mann noch Frau, wie der Apostel sagt (Gal. 3, 28), da am Leibe Christi, welcher die Kirche ist, die Verschiedenheit des Geschlechts keinerlei Würde verleiht, und Christus nicht die Verschiedenheit des Geschlechts, sondern des Verdienstes ansieht" u. s. f.[1]

Ein weiterer Beweis für die uns beschäftigende Frage ist endlich auch der Umstand, daß der Hymnus, von dem uns die Brüsseler Handschrift nur die zwei ersten Verse überliefert, in dem Diurnale von Chaumont vollständig sich wiederfindet. So viel zur Sicherstellung der Authenticität dieser Hymnen.

So reichhaltig indes der Nachtrag ist, den die Handschrift von Chaumont uns bietet, und so nahe wir mit derselben der Vollständigkeit nun kommen: eine Lücke beseitigt merkwürdigerweise auch sie nicht. Es fehlen nämlich die fünf Kreuzhymnen hier vollständig, von denen Abälard im Vorworte des dritten Buches spricht und von denen die Brüsseler Handschrift nur drei bietet. Da-

[1] PP. LL. l. c. c. 488.

gegen ist eine andere größere Lücke, deren Existenz behauptet wurde, wohl nicht vorhanden. Neben den Hymnen hat man nach dem Vorgange der Histoire littéraire stets die Sequenzen Abälards als verloren bezeichnet. Noch Pitra thut dies: nondum inventae sequentiae ullae. Dafür aber, daß Abälard neben den Hymnen auch Sequenzen verfaßt, berufen sich alle einzig auf die schon oben erwähnte Stelle des Widmungsbriefes vor dem Buche der Predigten. Hier aber spricht Abälard nicht etwa von einem libellus hymnorum et sequentiarum, wie die Histoire littéraire[1] und Pitra[2] ihn reden lassen, sondern von einem libellus hymnorum vel sequentiarum, woraus hervorgeht, daß diese Sequenzen nicht von den Hymnen verschieden, vielmehr mit den Hymnen identisch sind und der Autor nur mit sich selbst nicht recht im klaren ist, ob er seine Lieder Hymnen oder Sequenzen nennen sollte, vielleicht deshalb, weil er sich von der bisher üblichen Form der Hymnen entfernte und sich eines Strophenbaues befliß, der dem der Sequenzen verwandter war. Wir haben somit durchaus keinen positiven Anhaltspunkt zur Vermuthung, daß Abälard auch einen libellus sequentiarum verfaßt habe[3]. Aus der herrschenden Mode und der Vorliebe für die Sequenzen lassen sich Schlüsse nicht ziehen; denn es gab Diöcesen, Gegenden, Orden — so z. B. der eben mächtig emporblühende Orden der Cistercienser —, die keine Sequenzen zuließen. Andererseits läßt sich aber auch nicht positiv nachweisen, daß Abälard keine Sequenzen geschrieben. Dazu müßten entweder glaubwürdige Zeugnisse vorliegen oder aber Meßbücher und Gradualien des Klosters Paraklet. Leider ist weder das eine der Fall, noch das andere.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung und Würdigung des Hymnars selbst. Es zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Hymnen der Wochentage, das zweite die der Festzeiten, das dritte die der Heiligenfeste enthält. Jedes der drei Bücher beginnt mit einer eigenen Vorrede. Die des ersten behandelt die Gründe, weshalb Abälard zur Abfassung eines neuen Hymnars geschritten. Der erste und wohl auch durchschlagende Grund dürfte der Wunsch der Aebtissin von Paraklet gewesen sein, ein solches zu besitzen, der sich wohl mit dem Wunsche Abälards, ein solches zu schreiben, begegnen mochte. Da Heloise von der dichterischen Begabung Abälards eine hohe Meinung hatte, ist ja dieser Wunsch begreiflich genug. Er erklärt sich des weitern

---

[1] PP. LL. l. c. c. 42.

[2] Ibid. c. 1766: „Porro, ut fit, evanuere postmodum omnia hymnorum et sequentiarum illarum vestigia."

[3] Das Gedicht Heli, Heli, Deus meus, das Martène (Ampliss. Collect. IX, 1092) und neuerdings Cousin (I, 331) Abälard zuschreiben, ist erstens keine Sequenz und zweitens nicht von Abälard, sondern von Hildebert von Le Mans. Vgl. Hauréau, Les mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, p. 72 ss. Die Sequenz Mittit ad virginem, die zuerst von Jodocus Clichtovāus in seinem Elucidatorium ecclesiasticum und seitdem von vielen, auch Daniel (Thesaurus hymnol. II, 59), Abälard zugeschrieben wird, kann ohne bessere Beweise als sein Eigenthum nicht angesehen werden, da sie klingenden Reim anwendet, wogegen Abälard in seinen Hymnen nur stumpfen Reim kennt.

aus dem ganzen Streben jener Tage, das nicht auf Einheit in der Liturgie, sondern vielmehr auf etwas Besonderes gerichtet war. Dabei machte sich ein kräftiges, schaffensfreudiges Leben, ja eine geradezu staunenswerthe Fruchtbarkeit auch in der liturgischen Dichtung bemerkbar. Wem diese Verhältnisse nicht völlig fremd sind, wird sich daher hüten, von vornherein Abälard seines Beginnens wegen der Impietät oder gar des Durchbrechens der bestehenden liturgischen Schranken zu bezichtigen. Was die gallicanischen Neuerer des 17. und 18. Jahrhunderts nur unter offener Verletzung der tridentinischen Gesetzgebung zu thun vermochten, das konnte im 12. Jahrhundert ohne jedwede Ahndung geschehen. Deswegen nimmt auch Pitra den Hymnographen von Paraklet gegen die Anschuldigung in Schutz, als habe er, neuerungssüchtig wie immer, auch an die Liturgie frevelnde Hand legen wollen[1]. Sehen wir doch noch unmittelbar vor dem Trienter Concil die Bischöfe mit großer Freiheit in Meßbuch und Brevier schalten und daher Althergebrachtes unterdrücken oder verändern. Nichtsdestoweniger hat auch Abälard selbst sich nicht völlig des Eindruckes erwehren können, als ob sein Unternehmen trotzdem etwas Revolutionäres an sich habe. Er macht sich nämlich einen doppelten Einwand: „Ich hielt es für überflüssig, auch neue Hymnen zu machen, da ihr einen Vorrath von alten habt, und es erschien mir als eine Art Sacrileg, den alten Gesängen der Heiligen die neuen sündiger Menschen vorzuziehen oder gleichzustellen.“[2] Und in der That ist, wie schon oben bemerkt, Abälard während der ganzen Zeit der sich lebendig entwickelnden Liturgie der einzige, der es gewagt hat, ein völlig neues Hymnar zu schreiben. Und dies hieß allerdings etwas anderes, als etwa eine kleinere oder größere Anzahl von Hymnen unter die üblichen aufnehmen, ja es hieß etwas anderes, als einen ganzen Liber sequentiarum verfassen und in die Liturgie einschalten, wie dies Notker Balbulus gethan. Denn die Sequenz war höchstens präterliturgisch; sie konnte in die bestehende Gottesdienstordnung eingeschaltet werden, ohne irgend etwas von dem Bestehenden zu verdrängen. Abälards Hymnar aber konnte seinem ganzen Umfange nach nur Aufnahme finden, wenn die alten Hymnen alle oder doch fast alle in Wegfall kamen. Es ist interessant, zu sehen, auf welche Gründe gestützt sich Abälard hier über seine Schwierigkeit hinweghilft[3]. Denn obschon

[1] Improbanda opinio. Qui enim eam amplexi sunt, in ea videntur fuisse sententia, easdem tunc viguisse leges, quas nunc servari praecipit ecclesia. Sane, si quis impraesentiarum manus inferret Breviario aliosque substitueret consuetis hymnis, id non impune ferret. Verum saeculo XII. non eadem erat severitas et multa permittebantur episcoporum, praepositorum, abbatum aliorumque praestantium virorum auctoritati et religioni; praecipue quod ad hymnos pertinet et sequentias, cum aliae ecclesiae eas omitterent, aliae adhiberent; et quae adhiberent, uterentur maxime variis. PP. LL. l. c. c. 1770.

[2] Censebam quippe superfluum, me vobis novos [hymnos] concedere, cum veterum copiam haberetis, et quasi sacrilegium videri, antiquis sanctorum carminibus nova peccatorum praeferre vel aequare. Praefat. ad libellum primum.

[3] Zu vergleichen ist übrigens Epist. 10, in welcher Abälard eine verwandte Frage gegen Bernhard von Clairvaux behandelt. Er bedient sich hier des sogen.

er diese Beweisführung Heloise in den Mund legt, ist doch kaum zu zweifeln, daß dieselbe auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen. Die erste Erwägung, daß für manche Feste keine eigenen Hymnen vorhanden seien, würde die Einschaltung einiger neuen, nicht aber die Abschaffung sämmtlicher vorhandenen rechtfertigen. Letztere zu entschuldigen, entgegnet Abälard: „Wir wissen ja überhaupt nicht, von wem die meisten Hymnen herrühren" (hymnorum vero, quibus nunc utimur, tanta est confusio, ut qui quorum sint nulla vel rara titulorum praescriptio distinguat). Dies ist durchaus richtig, und es verdient beachtet zu werden, daß man sich demgemäß schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts in ähnlicher Ungewißheit befand wie heute. „Wisse man aber von einigen die Verfasser", so fährt Abälard fort, „so seien sie von so vernachlässigter Factur, daß sie kaum zu singen seien" (tanta est frequenter inaequalitas syllabarum, ut vix cantici melodiam recipiant). Dieser Vorwurf ist allerdings schwerwiegend. Woran der Mönch des 12. Jahrhunderts sich stieß, das waren in erster Linie die häufigen Elisionen. Die ältesten Hymnen, z. B. die des hl. Ambrosius, vermeiden den Hiatus durch Elision, durch welche mehr Silben in den Vers kommen, als dem Metrum gemäß hineingehörten. Zu Ambrosius' Zeit wurden diese Silben im Gesange unterdrückt, wurden wirklich ausgestoßen und beseitigt, so daß sie dem Flusse der Melodie keinerlei Eintrag thaten. Als später die Metrik des Accentes jene der Quantität völlig verdrängte, die Kenntniß und Uebung der Elision im Chorgesange aber abhanden kam, da mußten diese überzähligen Silben vom Sänger als eine Störung empfunden werden. Aus diesem Umstande erklärt es sich z. B., warum der Hymnus des Ambrosius: Veni redemptor gentium außerhalb des mailändischen und des Cistercienser-Brevieres überall seine erste Strophe eingebüßt. Diese lautete nämlich:

Intende qui regis Israel
Super Cherubim qui sedes
Appare Ephraem coram excita
Potentiam tuam et veni.

Offenbar waren es die drei Elisionen in zwei Zeilen, welche zum Anstoße gereichten und zur Beseitigung führten. Mit diesem Grund berührt Abälard somit einen wirklichen Mißstand, wenngleich er durch Ausdehnung desselben

Argumentum ad hominem, indem er eine ganze Reihe von liturgischen Neuerungen der Cistercienser zusammenstellt und unter anderem erwähnt: Quorum ut pauca commemorem pace vestra, hymnos solitos respuistis et quosdam apud nos inauditos et fere omnibus ecclesiis incognitos ac minus sufficientes introduxistis. Die Cistercienser nahmen nämlich statt des römischen das ambrosianische Hymnar an. Er schließt mit dem Hinweise, daß selbst Rom, mit Ausnahme der Lateranensischen Basilika, vom alten römischen Ritus abgewichen sei und daß in Gallien einzig Lyon treu beim alten gallicanischen Ritus ausgehalten. Niemand table dies. Nonnullam enim oblectationem haec divini cultus varietas habet, quia, ut Tullius meminit, identitas in omnibus mater est satietatis. PP. LL. l. c. c. 339 sq. Diese Gründe sind entschieden besser als die hier zu besprechenden.

auf alle oder doch die meisten der damaligen Hymnen weit übertreibt; denn die Elision war in denselben selten. Um so mehr zeigen die folgenden Ausstellungen das krittelnde, haarspaltige Wesen unseres Dialektikers. Einige der Hymnen zwingen uns, wenn wir durch irgend welche Umstände verhindert werden, sie zur rechten Zeit zu beten, zum Lügen (Nonnullos denique asserebas esse, in quibus nonnunquam hos, a quibus decantantur, mentiri necesse sit, tum videlicet pro temporis necessitate tum pro falsitatis insertione). Als Beispiel werden angeführt die Verse: Nocte surgentes vigilemus omnes, Noctem canendo rumpimus, Morasque noctis rumpimus. So lögen also heutzutage alle jene, welche die Metten nicht zur Nachtzeit singen, sondern am Vorabend. Es kann wiederum sich treffen, daß man verhindert wird, Theile des Officiums zu beten, bis man im Begriffe steht, sich zu Bett zu legen, und betet trotzdem: Nam lectulo consurgimus; oder es ist eben Abend und Nacht geworden, und man betet: Ales diei nuntius lucem propinquam praecinit. Eine zweite Art, in der uns die Hymnen zum Lügen zwingen, besteht darin, daß sie uns Gefühle ausdrücken lassen, die wir gar nicht haben. Da muß ich z. B. singen: Preces gementes fundimus vielleicht zu einer Zeit, wo mir recht fröhlich zu Muth ist, oder: Fletus benignus suscipe, während kein Tröpfchen Augenwasser fließen will. „Denn nur sehr wenige gibt es, die in der Glut der Betrachtung oder aus Zerknirschung über ihre Sünden seufzend und weinend solches würdig zu singen vermögen.“ [1] Wieder andere Hymnen zwingen uns zum Lügen durch ihre Uebertreibungen; so z. B. wenn es im Hymnus auf den hl. Martin von Tours heißt: Martine par apostolis, oder wenn wir im Hymnus Iste confessor (confessores immoderate de miraculis glorificantes) singen:

Ad sacrum cujus tumulum f r e q u e n t e r
Membra languentum modo sanitati,
Quolibet morbo fuerint gravati,
Restituuntur,

während solche Wunder nicht frequenter, sondern nur bisweilen oder auch gar nicht mehr passiren. Wir haben also, wie aus Gesagtem hervorgeht, allen Grund, uns zu freuen, daß, so schlecht die Gründe auch waren, dieselben doch thatsächlich einen Mann wie Abälard veranlaßten, uns mit einem so interessanten Hymnar zu beschenken.

Mit der Einrichtung desselben befaßt sich die Vorrede des dritten Buches. Sie ist kurz diese: Die Ferialtage erhalten drei Hymnen für Matutin, Laudes,

[1] Als Analogon hierzu verdient eine Stelle aus den von Abälard entworfenen Regeln angezogen zu werden, wo er zu dem Texte Psallite sapienter unter anderem bemerkt: Sic enim saepe multos idiotas et literarum sensum ignorantes videmus in ecclesia per errorem nonnulla sibi nociva quam utilia precari, veluti cum dicitur: „Ut sic transeamus per bona temporalia, ut non amittamus aeterna“. Facile ipsa consimilis vocis affinitas nonnullos sic decipit, ut vel sic dicant: „ut nos amittamus aeterna“, vel ita proferant: „ut non admittamus aeterna“. Ibid. c. 307.

Vesper; die Festtage aber erhalten vier Hymnen, einen für jede Nocturn und einen für die Laudes der Matutin; zur ersten Vesper sollen die zwei ersten dieser Hymnen, zur zweiten Vesper die beiden letzten per modum unius gesungen werden. Der Sonntag folgt den Festtagen, insofern er drei Hymnen zu den Nocturnen, den Werktagen, insofern er einen eigenen Vesperhymnus hat.

In den Ferialhymnen behandelt Abälard die Schöpfungstage, und zwar so, daß die Hymnen der Nocturn den Wortsinn der Schrift zum Gegenstande nehmen, die Hymnen der Laudes matutinae aber und der Vesper den mystischen oder allegorischen Sinn erläutern; denn der Wortsinn verhält sich zum mystischen „wie die Nacht zum Tage", wie der Alte Bund mit seinen Schatten zum Neuen:

Freut euch, die Wahrheit kam, und es entfloh die Nacht;
Licht hat der Herrschaft der Schatten ein End' gemacht,
Und bei dem Aufgang des himmlischen Glanzes klar
Strahlt das Geheimniß, das eben noch dunkel war.

Weiche nun, Moysis nächtliches Traumgesicht,
Hell sei der Tageszeit Lied wie des Tages Licht,
Alles mit Christus tritt aus der Verborgenheit,
Licht ist's, vorüber ist, Finsterniß, deine Zeit.

Frei nun entschleiern sich mystische Schilderei'n,
Wahrheit wird Wirklichkeit, lebt nicht im Bild allein,
Was graue Seher einst kündeten, sich enthüllt,
Auch nicht ein Jota, kein Pünktchen bleibt unerfüllt.

Advenit veritas, umbra praeteriit,
Post mortem claritas diei subiit,
Ad ortum rutilant superni luminis
Legis mysteria plena caliginis.

Nocturnum Moysi cedat praeconium,
Diurnum congruit diei canticum,
Cum Christo prodeunt cuncta de latebris
Nec locum deserit lux tanta tenebris.

Velamen exuunt figurae mysticae,
Est in re veritas, non jam in schemate,
Promissa liquido complens prophetica
Jota vel apicem non sinit irrita.

In diesen Hymnen legt, wie schon oben bemerkt, Abälard seinen eigenen Commentar zum Hexaëmeron in einer Weise zu Grunde, daß die Hymnen kaum etwas anderes sind als eine poetische Paraphrase jenes Werkes, welches selbst wieder im wesentlichen aus dem gleichnamigen Buche Beda's geschöpft ist, der seinerseits Augustin excerpirt hat. So lassen sich denn diese Lieder Satz für Satz aus Abälard, Beda, Augustin commentiren. Dieselben sind wesentlich Lehrgedichte und lassen meist einen besondern Schwung vermissen, ohne indes im mindesten langweilig und ermüdend zu sein. Sie sind dies

trotz ihrer gleichmäßigen Anlage kaum, wenn sie der Reihe nach gelesen werden, wofür sie doch nicht bestimmt sind. Einzeln befriedigen sie bei ihrer wohlthuenden Kürze noch mehr und müssen gesungen zweifellos von Wirkung gewesen sein. Vor den Werktagshymnen zeichnen sich die des Sonntags, ja schon der Hymnus zur Vesper des Samstags durch größern Schwung und einen größern Zusatz lyrischer Momente aus. Letzterer mag hier beispielshalber eine Stelle finden. Aus allen Hymnen Abälards ist dieser der einzige, der bisher in einer andern Handschrift als die beiden oben besprochenen gefunden worden. Man fand denselben in einem Codex von St. Gallen und edirte ihn, ohne den Autor zu muthmaßen.

O wie so herrlich der Sabbat und wunderbar,
Den ohne Unterlaß feiert der Sel'gen Schaar,
Starken welch süßer Lohn, Müden welch süße Ruh',
Wenn ihnen einst, o Gott, alles in allem du!

O welch ein Herrscher, welch Hof, welch ein Königssaal,
O welch ein Frieden, welch himmlisches Freudenmahl!
Die ihr sie froh genießt, schildert die Wonne dort,
Könnt, was ihr fühlet, kleiden in Menschenwort?!

Wahrlich, Jerusalem ist jene Gottesstadt,
Friede und Freud' und Ruh' nie dort ein Ende hat,
Dort ist nicht Sehnsucht mehr, dort kein Verlangen ist,
Nie seine Sättigung dorten ein Wunsch vermißt.

Ledig von allem Leid werden aus froher Brust
Droben in Sion wir singen des Liedes Lust,
Da wird dein selig Volk, heiliger Schöpfer, dir
Einstens für deine Huld huldigen für und für.

Niemals der Sabbat dort schwindet und wiederkehrt,
Ewig des ewigen Sabbates Freude währt;
Die unaussprechlichen Sänge verhallen nicht,
Die in der Engel Sang froh unser Chor da flicht.

Dorthin im Geiste wir müssen inzwischen seh'n,
Dorthin zum Vaterland muß unser Sehnen geh'n,
Daß nach dem Elend an Babylons Strömen wir
Fröhlich einst schauen des himmlischen Salems Zier.

O quanta qualia sunt illa Sabbata,
Quae semper celebret superna curia,
Quae fessis requies, quae merces fortibus,
Cum erit omnia Deus in omnibus!

Quis rex, quae curia, quale palatium,
Quae pax, quae requies, quod illud gaudium!
Hujus participes exponant gloriae,
Si, quantum sentiunt, possint exprimere!

Vere Jerusalem est illa civitas,
Cujus pax jugis est, summa jucunditas,
Ubi non praevenit rem desiderium,
Nec desiderio minus est praemium.

Ibi molestiis finitis omnibus,
Securi cantica Sion cantabimus,
Et juges gratias de donis gratiae
Beata referet plebs tibi, Domine.

Illic nec Sabbato succedit Sabbatum,
Perpes laetitia sabbatizantium,
Nec ineffabiles cessabunt jubili,
Quos decantabimus et nos et angeli.

Nostrum est interim mentes erigere
Et totis patriam votis appetere
Et ad Jerusalem a Babylonia
Post longa regredi tandem exsilia.

Außerdem verdient besondere Erwähnung der Hymnus, der nach der Mahlzeit, vielleicht statt des Miserere, gesungen werden sollte. Dazu läßt ihn wenigstens seine außergewöhnliche Länge sehr geeignet erscheinen. Auch lesen wir in den Zusätzen zur Regel von Paraklet, den Schluß der Mahlzeit betreffend: „Nach dem Tu autem gehen wir in Ordnung unter Absingung des Gratias zum Oratorium. Nach Beendigung des Gratias in der Kirche begeben wir uns ins Kapitel.“ [1]

Gehen wir zum zweiten und dritten Buche, den Festhymnen, über, so müssen wir dieselben im ganzen noch höher stellen als die Hymnen des ersten Buches. Dies hindert indes nicht, daß sich gerade hier die allerschwächsten Lieder Abälards vorfinden. Dahin sind ohne Zweifel die Lieder für das Kirchweihfest zu rechnen. Man braucht dieselben wahrlich nicht erst mit dem herrlichen Urbs beata Hierusalem zu vergleichen, um sie unschmackhaft zu finden; denn sie sind, mit alleiniger Ausnahme des vierten, buchstäblich nichts als das in Reime gebrachte Cäremoniale und erfreuen sich einer geradezu classischen Trockenheit. Abälards unwürdig sind ebenfalls, wieder mit allenfallsiger Ausnahme des vierten, die Hymnen zum Feste der unschuldigen Kinder. Einen höchst wunderlichen Eindruck muß es gemacht haben, wenn vom Chore gesungen ward, was Abälard aus Macrobius aufgepickt und in seinen Hymnus verflochten. Es soll nämlich Herodes vom Blutbefehle auch sein eigenes Söhnlein nicht ausgenommen haben; auf die Nachricht von dieser unnatürlichen Grausamkeit hin soll Augustus scherzend bemerkt haben, er möchte lieber Herodes' Schwein als sein Sohn sein, da die Schweine vor ihm als Juden sicher wären, seine Söhne aber nicht. Diese Anekdote finden wir im dritten der beregten Hymnen also versificirt:

---

[1] Dicto Tu autem procedimus ordinate gratias cantantes et ingredimur oratorium. Finitis gratiis in ecclesia ingredimur capitulum. Ibid. c. 316.

Ad mandatum Regis datum Generale
Nec ipsius Infans tutus Est a caede.
Ad Augustum Hoc delatum Risum movit
Et rex mitis De immiti Digne lusit.

Malum, inquit, Est Herodis Esse natum,
Prodest magis Talis regis Esse porcum[1].

Neben einzelnem Verunglückten ist aber gerade das Buch 2 und 3 reich an wirklichen Perlen der Poesie; dahin rechne ich die Weihnachts-, Oster- und Himmelfahrtslieder, sowie nicht wenige der Heiligenlieder, dahin vor allem auch die Hymnen des Charfreitags und des stillen Samstags, die bei Pitra noch fehlen und nur in der Handschrift von Chaumont sich finden. Schon oben ist ein Bruchstück aus diesen Liedern, die Phönixsage betreffend, mitgetheilt. Mögen hier die Hymnen zu den Nocturnen des Charfreitags im Zusammenhange ihre Stelle finden:

Dieses, Geliebteste, dies ist die finst're Nacht,
Die zum Gefang'nen den ewigen Tag gemacht,
Die uns zu bitteren Thränen des Schmerzes zwingt,
Da sie so grausam ihr finsteres Werk vollbringt.

Selber verrathen hat heut' der Verräther sich,
Der wie ein reißender Wolf in die Hürde schlich,
Heut' wird vom Wolfe das Lamm zum Altar geschleift,
Heute aus Sündenfrucht Heilung der Sünde reift.

Da mit dem Heiland sie feiern das Liebesmahl,
Schleicht der Verräther sich fort aus der Zwölfe Schaar,
Heimlichen Sündenrath er mit den Sündern hält,
Preis für ein schlechtes Geld gibt er den Preis der Welt.

Judas, kein Schacherer war je wie du von Sinn,
Daß du dir kaufest Tod, gibst du das Leben hin,
Daß dir nichts fromme das Blutgeld, so man dir bot,
Kommst deinem Opfer du heut' noch zuvor im Tod.

Noch zu vermehren die Schmerzen dem Schmerzensmann,
Zeigt der Verräther durch Kuß ihn dem Feinde an,
Daß bei dem schwarzen Werk ihr auch ein Antheil sei,
Küssend umschlinget ihr Opfer die Heuchelei.

Einsam zum Schlachtaltar steigst du, o Herr, hinan,
Gibst dich, zu bannen ihn, frei in des Todes Bann,
Wehe, was werden wir Aermste nun sagen, wir,
Die wir verschuldet, was lastet auf dir?

[1] Auf das allgemeine Gebot des Königs hin ist sein eigenes Kind nicht sicher vor Mord. Als dies Augustus berichtet wurde, erregte es sein Lachen, und der milde König spottete billig des grausamen. Schlecht ist's, sprach er, des Herodes Sohn sein, besser fürwahr ist's, eines solchen Königs Schwein zu sein.

Unsere Sünde, Herr, unsere Sündenschuld
Ist es, für welche die Strafe du trägst in Huld,
Lasse dein Leiden auch unsere Leiden sein,
Daß der Vergebung der Sünde wir würdig sei'n.

Diese betrübte Nacht, diese hochheil'ge Zeit
Ganz sei der nächtlichen Trauer im Herrn geweiht,
Bis, wenn der fröhliche Morgen der Urständ' tagt,
Engel uns kündigen: Nun ist genug geklagt!

Lasse uns also jetzt leiden, o Herr, mit dir,
Daß auch der Herrlichkeit einstens theilhaftig wir,
Lasse uns jetzt mit dir weinen in Traurigkeit,
Daß wir einst fröhlich sei'n, naht sich die Osterzeit.

Haec nox, carissimi, nox illa flebilis,
Qua comprehenditur dies a tenebris,
Piis fidelium est plena lacrimis,
Ad quas immanitas compellit sceleris.

Hac nocte proditor est per se proditus,
Qui lupus fuerat permixtus ovibus,
Agnus ad victimam per lupum traditus,
Scelus antidotum fecit sceleribus.

Dum sacrum celebrat Christus mysterium,
Egressus traditor sanctum collegium,
Ad pravum congregat pravos consilium,
Ut his in pretium det mundi pretium.

Mercator omnium Juda stultissime,
Cum mortis emptio sit vitam vendere,
Ne quid susceptio possit pecuniae,
Quem vendis praevenis mortis in funere.

Ut patientia probetur traditi,
Monstrat hunc traditor per signum osculi
Pioque impie permixta nomini,
Nec salutatio defuit crimini.

Solus ad victimam procedis, Domine,
Morti te offerens, quam venis tollere,
Quid nos miserrimi possumus dicere,
Qui, quae commisimus, scimus te luere?

Nostra sunt, Domine, nostra sunt crimina,
Qui tua criminum facis supplicia,
Quibus sic compati fac nostra pectora,
Ut vel compassio digna sit venia.

Nox ista flebilis praesensque triduum,
Quo demorabitur, fletus sit vesperum,
Donec laetitiae mane gratissimum
Surgente Domino sit moestis redditum.

Tu tibi compati sic fac nos, Domine,
Tuae participes ut simus gloriae,
Sic praesens triduum in luctu ducere,
Ut risum tribuas paschalis gratiae.

Eine interessante Studie wäre es, Abälards Hymnen mit Rücksicht auf Symbolik und Tropologie zu analysiren, da dieselben an Bildern und Gleichnissen jeder Art reich sind. Und zwar begnügt sich Abälard sehr häufig nicht damit, das Bild, das Symbol vorzuführen, er fügt oft die Erklärung bei, wofür ich auf das Beispiel verweise, das ich unlängst in einem Aufsatze über die Symbolik des Kreuzes gerade Abälard entlehnt habe (diese Zeitschrift, Bd. XL. S. 296). Neben den alten mehr oder minder allen gemeinsamen Bildern stoßen wir nicht selten auf solche, die mindestens in der liturgischen Dichtung neu und ungewohnt sind; so z. B. im Hymnus auf die jungfräulichen Martyrinnen die Anspielung auf die rothe Kalbe, von der Num. 19, 12 die Rede ist:

Integra tam spiritu quam corpore
Holocaustum vere fit ex virgine;
Ad incensum hujus refer hostiae
Rufae typum et tenellae vitulae.
Illic umbra, sed hic veritas,
Si res signis bene conferas [1].

Indes müßte es uns, wollten wir näher auf diesen Gegenstand eingehen, nothwendig zu weit führen. Begnügen wir uns, nachdem wir die Hymnen Abälards einigermaßen rücksichtlich ihres Inhaltes betrachtet, auch der Form einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Denn sie sind unter dieser Rücksicht mindestens ebenso interessant.

Es ist ein Verdienst Wilhelm Meyers, den kunstreichen Bau der Zeilen und Strophen Abälards zuerst eingehend untersucht und dargelegt zu haben [2]. Von den Rhythmendichtern des 12. Jahrhunderts redend, sagt er: „Von ihnen scheint mir bis jetzt Abälard der wichtigste zu sein, und es ist um so mehr zu bedauern, daß seine Gedichte theils so ungenügend, theils noch gar nicht edirt sind. In den kurz vor 1130 für Heloise und ihre Genossinnen gedichteten Hymnen zeigt er große Feinheit im Bau der Zeilen, überraschenden Reichthum an verschiedenen Zeilenformen, aber ziemlich einfache Strophenformen. Die Einfachheit in diesen hat er gewiß nur mit Rücksicht auf die Bestimmung dieser Hymnen eingehalten; denn in den Planctus, besonders dem dritten und vierten, zeigt er seine Kraft auch im kühnen Aufbau von

[1] Die an Seele und Leib gleich unversehrte Jungfrau ist ein wahres Brandopfer; auf dies bezieht sich das Vorbild der zarten, rothen Kalbe. Dort der Schatten, hier die Wahrheit, wenn du Zeichen und Gegenstand recht vergleichest.

[2] Neben dem schon oben erwähnten Ludus de Antichristo in „Petri Abaelardi Planctus Virginum Israel super filia Jephte Galaditae“ (München 1885) und „Petri Abaelardi Planctus I—VI“ (Erlangen 1890).

großen Leichen."[1] In der That geht Abälard, was Zeilen- und Strophenbau betrifft, mit den Ersten seiner Zeit. Was letztern angeht, so sind die meisten Hymnenstrophen allerdings einfach im Vergleich mit seinen Planctus, aber reich und abwechselnd im Vergleich mit der sonstigen Hymnenliteratur. Die Metren der liturgischen Hymnen waren und sind überhaupt wenig zahlreich. Der Grund hierfür liegt in dem Umstande, daß neue Hymnen fast nur auf alte Melodien gemacht wurden. Von diesem Brauche hat sich Abälard, der seinen Hymnen eigene Singweisen gab, gründlich losgesagt. Sehen wir von dem quantitirenden und ebendeshalb bezüglich seiner Authenticität verdächtigen Benedictushymnus ab, so finden wir ältere Hymnenmetren nur drei verwendet, den jambischen Dimeter zweimal, für die Hymnen zum Feste der Darstellung Christi und dem des hl. Dionysius, den trochäischen Tetrameter in den Hymnen für die Engelfeste und das abweichende und bezüglich seines Ursprungs noch immer sehr räthselhafte Metrum des Ave maris stella für die Marienhymnen. Außerdem finden wir ein Versmaß, das sicherlich vor Abälard bestanden hat, wenn es sich gleich in liturgischen Hymnen, die nachweislich älter sind als Abälard, nicht finden sollte. Ich sage absichtlich: finden sollte, da heute noch niemand im Stande ist, die Hymnenliteratur so zu übersehen, daß er eine ähnliche Frage ohne Vermessenheit beantworten könnte. Es ist dies das Metrum, in dem sämmtliche hymni diurni des ersten Buches, die Hymnen für den Freitag und Samstag der Charwoche, endlich die Hymnen für die Feste der hll. Aigulphus, Eustachius, Gildas geschrieben sind. Wie, mit Ausnahme des Ave maris stella und einiger weniger lokalen Hymnen, alle mittelalterlichen Hymnenmetra einer Umbildung classischer Metra ihren Ursprung verdanken, so offenbar auch dieses. Der Proceß hierbei war ein sehr natürlicher. Bei dem Verschwinden der Quantität aus dem Bewußtsein und dem Gefühle verlegte man im musikalischen Vortrage den Ictus auf jene Silben, die den gewöhnlichen Redeton hatten. Man betonte beim Gesange nicht mehr:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

wie man zu Ambrosius' Zeiten zweifellos gesungen hätte, sondern man sang:

Sanctorum meritis | inclita gaudia,

und wie in classischer Zeit der Musiker dem Metrum des Dichters den Tact entlehnt hatte, so entlehnte nun umgekehrt der Dichter vom Musiker sein Versmaß. Man dichtete nun:

Sacris solemniis | juncta sint gaudia.

Unser Versmaß ist somit eine Umbildung des Asclepiadeum tertium. Gerade so kann das in Rede stehende Versmaß Abälards als eine Umbildung des Asclepiadeum primum angesehen werden, bei der überdies je vier Linien zu

[1] Ludus de Antichristo. p. 110 sqq.

einer Strophe vereinigt wurden. Die sämmtlichen übrigen Metren, 14 an der Zahl, hat Abälard jedenfalls zuerst in der Hymnenpoesie verwandt und wahrscheinlich auch manche schlechthin erfunden. Die künstlichste Strophenbildung weisen neben jenen für Ostern und Pfingsten die Hymnen der Martyrer, Bekenner und Jungfrauen auf. Am abweichendsten sind die Hymnen der Martyrer gebaut; denn sie tragen die Leichform — wohl ein einzig dastehender Fall — in die streng liturgische Poesie. Sie bestehen nämlich aus einer doppelten Folge verschiedener Strophen in gleicher Anordnung, auf welche eine isolirte Doxologie folgt. Folgendes ist das künstliche Schema der Strophe:

— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a
— — — — —́ — —̀ a

— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b
— — — — —́ — —̀ b

— — —́ — * — — —́ — c
— — —́ — * — — —́ — c

— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d
— — —́ — * — — —́ — * —́ — —̀ d

Während aber Abälard so in Zeilen- und Strophenbau seiner Zeit neue Wege weist, ist es doppelt auffällig, ihn in Bezug auf den Reim hinter älteren und wenig jüngeren Zeitgenossen zurückbleiben zu sehen. Denn während schon Hildebert von Le Mans, während Peter der Ehrwürdige, während Adam von St. Victor klingenden Reim anwenden, kennt Abälard nur stumpfen Reim; wo ihm einmal ein zweisilbiger Reim, gleichviel ob männlich oder weiblich, unterläuft, da ist dies Zufall, nicht Absicht; denn nirgends sehen wir denselben, sei es auch nur in einem Hymnus, sei es auch nur in einer Strophe, durchgeführt. Mit Recht bemerkt Meyer: „So hat Abälard hie und da nur Assonanz der letzten Silbe, weitaus in den meisten Fällen Reim der letzten Silbe mit häufiger Assonanz der vorletzten und weniger häufig reinen Reim der beiden letzten Silben; demnach kann der Hymnus Mittit ad virginem (Dan. 2, 59), wenn er auch sowohl vom Hiatus als von rein daktylischem Wortschlusse frei ist, nicht von Abälard sein, da er nur zweisilbige Reime hat.“ [1]

Wie mit dem Reime, so verhält es sich scheinbar auch mit dem Rhythmus oder, was dasselbe ist, mit der Accentuirung. Wer Abälard liest, ohne

[1] Ludus de Antichristo. p. 137.

in den metrischen Fragen und Problemen zu Hause zu sein, wird entweder sagen, derselbe habe Knittelverse gemacht, oder, er habe die Betonungsgesetze der lateinischen Sprache nicht gekannt; etwas weniger Vorlaute werden vielleicht meinen, derselbe habe nur syllabische Verse geschrieben. In der That ist es nicht schwer, solche scheinbaren Schnitzer in Menge nachzuweisen. Man hat nur einen beliebigen Hymnus herauszugreifen. Es wird keiner sein, in dem nicht das eine oder andere Beispiel sich vorfindet. Nehmen wir beispielsweise den zweiten Hymnus zum Feste Hypapante; derselbe ist im ambrosianischen Versmaße geschrieben, verlangt also folgende Betonung:

— —́ — —́ — —́ — —̀

Aber schon in der ersten Strophe weicht eine Zeile, die dritte, von diesem Gesetze ab:

Paréntes Christum déferúnt,
In témplo témplum ófferúnt,
Légi parére vóluít,
Qui légi nihil débuít.

In der zweiten Strophe ist aber nach dem obigen Schema kein einziger Vers richtig gebaut, sondern jeder hat einen Betonungsfehler:

Offér, beata, parvulum,
Tuúm et patris unicum,
Offér per quem offerimur
Pretium, quo redimimur.

Dasselbe sehen wir, wie gesagt, in allen Hymnen. Werden wir also zu dem Schlusse berechtigt sein: Abälard kannte keine Prosodie? Thöricht. Denn dann müßten solche sogen. Schnitzer gleichmäßig an allen Stellen des Verses sich finden; es gibt aber in jedem Versmaße, dessen Abälard sich bediente, Stellen, an denen er nie einen Accentfehler macht. So wird man z. B. in dem obigen Metrum vergeblich nach einer Stelle suchen, wo eine Accentverletzung gleich den obigen in der zweiten Dipodie vorkäme. Abälard hat also den Accent sehr genau gekannt, und wenn er denselben an gewissen Stellen nicht einhält, so geschieht dies bewußt und mit Absicht. Wir müssen also das Versmaß des obigen Hymnus, wie Abälard es auffaßt, also schreiben:

— — — —́ — —́ — —̀

Meyer hat dem hier zu Grunde liegenden Gesetze den Namen Tactwechsel gegeben. Er schreibt darüber: „Dies Gesetz widerspricht allerdings unserem jetzigen deutschen Versbau, der genaue Beobachtung des Schemas verlangt, d. h. daß die entsprechenden Zeilen auch den gleichen trochäischen oder jambischen Anfang und den gleichen trochäischen oder jambischen Tonfall der ganzen Zeile haben. Dagegen wundere ich mich, daß Gaston Paris den Tactwechsel licence oder faute nennen konnte. Denn dieser Bau der lateinischen Rhythmen, wonach bei gleicher Silbenzahl und gleichem Schlusse der Tonfall der ganzen Zeile nicht nach der Schablone regelmäßig, wohl aber nach bestimmten

Gesetzen wohlklingend gebaut wird, ist ja das Ideal, dem die romanischen und englischen Dichter nachstreben müssen. Man müht sich in neuester Zeit, z. B. in den französischen Gedichten, besonders in den Alexandrinern, seine Gesetze des Baues nachzuweisen: ob mit Recht, kann ich nicht beurtheilen; aber das ist sicher, daß die Dichter der lateinischen Rhythmen des 12. und 13. Jahrhunderts solche, ganz feste Gesetze sich geschaffen hatten. Ich bin auch der Ueberzeugung, daß diese Dichter den Tactwechsel nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einem andern guten Grunde angewendet haben. Fast alle Kurzzeilen sind in diesen Jahrhunderten mit Reim und zwar mit dem vollklingenden zweisilbigen belegt; wenn nun der Tonfall aller Kurzzeilen regelmäßig der gleiche ist, so ist Eintönigkeit unvermeidlich. Wie der rhythmische Fluß der Silben den Wohlklang wahrt, so wehrt der Tactwechsel die Eintönigkeit ab, bringt Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die Reihen der sonst regelmäßig abwechselnden betonten und unbetonten Silben und gibt dem Dichter wie dem Declamator die Möglichkeit, die Darstellung plastischer zu machen, wozu den griechischen und römischen Dichtern die Elisionen und die Ersetzung von einer Länge durch zwei Kürzen zu Gebote gestanden waren. Der jetzige deutsche Versbau wird oft eintönig und klappernd genannt; die romanischen und englischen Dichter haben dieselbe Freiheit der Rhythmenwahl wie die lateinischen Dichter des Mittelalters; sie haben es zwar nicht wie jene zu bestimmten Gesetzen über den Tactwechsel gebracht; aber auch so, wo sie in diesem Punkte nur ihrem Geschmacke überlassen sind, befinden sie sich wohl bei jener Freiheit." [1]

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß Abälards Hymnar nicht bloß eine eigenartige, in der Geschichte der lateinischen Hymnendichtung fast ohne Beispiel dastehende Erscheinung ist, sondern auch vom literarhistorischen Standpunkte aus unser volles Interesse und unsere volle Anerkennung verdient. Die Hymnen zeichnen sich nach der formellen Seite hin durch äußerste Feinheit und Gesetzmäßigkeit der Form aus; nur wer für diese Gesetzmäßigkeit kein Auge hat, kann mit Pitra zu dem Urtheile kommen, Abälard thue in seinen Hymnen nichts als längst bekannte Dinge in einen wie auch immer beschaffenen Rhythmus (qualicunque rhythmo) zwängen. Wie dies Urtheil unrichtig ist bezüglich der Form, so ist es einseitig rücksichtlich des Inhaltes. In religiösen Hymnen Neues fordern, woran von niemand bisher gedacht ist, namentlich nach so vielen Männern von der Tiefe und Fruchtbarkeit eines Augustinus, Gregorius und anderer, das ist eine Zumuthung, jener vergleichlich, Latein zu schreiben nur mit Worten, die bei Cicero niemals vorkommen. Uebrigens nimmt Pitra sein eigenes Urtheil so gut wie zurück, wenn er schreibt: „Uebrigens ist alles in diesem Hymnar durch und durch katholisch, und obgleich Abälard zur Zeit, da er es verfaßte, sich in innerlicher Aufregung befand, hat er ihm doch kaum irgendwo eine Spur seiner sonstigen Kampflust eingedrückt; ja vieles findet sich, was von einem wahrhaft poetischen, vieles, was von einem wahrhaft frommen Gemüthe zeugt, namentlich im zweiten

[1] Ludus de Antichristo. p. 132 sqq.

Buche."[1] Gewiß reicht Abälard als Dichter nicht an einen Adam von St. Victor; aber ebenso tief er unter diesem bleibt, ebenso hoch erhebt er sich über das gewöhnliche Niveau. Was die Sequenzen des Victoriners über die Hymnen des princeps logicorum erhebt, ist weniger die Originalität des Gedankens; denn auch bei Adam wird man schließlich für jeden Gedanken, jedes Bild einen ältern Autor auffinden können, der wesentlich dasselbe schon früher gesagt: es ist das vielmehr der höhere Kothurn, auf dem die Muse des Victoriners schreitet. Bei Abälard hält der Verstand theils infolge angebornen Naturells, theils, wie wir sahen, mit Absicht und Vorbedacht den Flug der Lyrik in einer niedern Sphäre. Ist der Philosoph von Palais auch nicht immer kalt, so doch nie packend, zündend, elektrisirend wie Adam.

Ein wahrer Jammer bleibt es, daß die einzige liturgische Handschrift des Klosters von Paraklet gerade ein Diurnale sein mußte. Wir wissen, daß Abälard seinen Hymnen eigene Singweisen gab; schon seine Metra zwangen ihn dazu. Wären uns diese Melodien erhalten, wir würden Abälard auch in der Geschichte der Musik einen ehrenvollen Platz einnehmen sehen. Seine Melodien weltlicher Lieder gingen ja von Mund zu Mund. Wie mögen diese, wie mögen jene gelautet, wie mag man im Anfange des 12. Jahrhunderts componirt haben? Wie belehrend müßte es für uns sein, ein ganzes Hymnar von einer Hand in Musik gesetzt zu besitzen! Doch wozu mit dem Schicksale rechten! Müssen wir der bösen Zeit doch noch dankbar sein, daß sie nicht mit den Weisen auch die Texte der Lieder verschlang; denn wahrlich wenig fehlte, und auch sie waren unrettbar verloren.

---

[1] Ceterum omnia in hac hymnorum sylloge probe sunt catholica; et quamquam, quo eos Abaelardus scripsit tempore, animo minus esset pacato, vix tamen aliquod eis impressit pugnacitatis suae vestigium; quin etiam ut nonnulla hic occurrunt satis poetica, sic quaedam quoque obvia sunt vere pia maxime in libello secundo. PP. LL. l. c. c. 1770.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus **R. Cornely**, **J. Knabenbauer**, **F. de Hummelauer** aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Commentarius in S. Pauli Apostoli Epistolas, auctore **Rudolpho Cornely** S. J. Prior Epistola ad Corinthios. 536 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.60.

Commentarius in Ecclesiasten et Canticum Canticorum, auctore **Gerardo Gietmann** S. J. VI et 547 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1890. Preis *Fr.* 9.50.

Commentarius in Danielem Prophetam, Lamentationes et Baruch, auctore **Jos. Knabenbauer** S. J. 524 p. gr. 8⁰. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1891. Preis *Fr.* 8.50.

Diese drei Commentare, durch welche der Cursus Scripturae Sacrae wieder um ein gutes Stück gefördert worden ist, schließen sich ihren Vorgängern ebenbürtig an. Alle Vorzüge, welche an den früheren Commentaren hervorgehoben worden sind, finden sich auch in diesen: genaue und bündige Erläuterung der Textworte der Vulgata mit Anwendung aller Mittel der Kritik und Exegese, ausgiebige Benutzung der einschlägigen exegetischen Literatur, namentlich der katholischen, lichtvolle Entwicklung und Darlegung des Sinnes des heiligen Textes nach dem Wortlaute und Zusammenhange, gründliche Beweisführung mit steter Bezugnahme auf andere Bücher der Heiligen Schrift, ruhige, durchaus sachlich gehaltene Polemik gegen abweichende Meinungen und durch mehr als gewöhnliche Reinheit ausgezeichnete Sprache.

P. Cornely, der sich in den früher von ihm edirten Bänden als erfahrenen und zuverlässigen Führer in den biblischen Einleitungswissenschaften bewährt hat, erweist sich in diesem seinem ersten Commentare über die Paulinischen Briefe als ebenso gewiegten Interpreten. Referent gesteht gern, daß er denselben mit wahrem Genusse und reichem Gewinne gelesen hat. Alles ist gründlich, lichtvoll, leichtverständlich. Ganz besonders hat uns die Erklärung der Charismen angesprochen, sowie die Ausführungen über das corpus animale und das corpus spirituale. Bezüglich des so viel ventilirten Textes 15, 51 entscheidet P. Cornely sich für die bestbezeugte Lesart des griechischen Textes: πάντες οὐ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα. Der Apostel ver-

kündet demnach den Christen von Korinth das Geheimniß, daß am Ende der Welt, wenn der Heiland zum Gerichte kommt, zwar nicht alle Gerechten sterben, wohl aber alle werden verwandelt werden. Die für diese Lesart beigebrachten Gründe scheinen uns durchaus entscheidend zu sein. Dazu kommt noch, daß der Verfasser namhafte Exegeten auf seiner Seite hat. Daß statt des textus receptus der Text des Codex Vaticanus aufgenommen worden, wird hoffentlich Beifall finden. Die wichtigsten Varianten sind unter dem Striche verzeichnet und auf ihren Werth geprüft worden. Möge es dem hochwürdigen Verfasser vergönnt sein, die Erklärung aller Paulinischen Briefe zum glücklichen Abschlusse zu bringen.

P. Gietmann hat sich keiner leichten Aufgabe unterzogen, als er sich an die Erklärung des Buches Coheleth und des Hohen Liedes machte; das weiß jeder, der sich mit diesen Büchern auch nur oberflächlich beschäftigt hat. Dank seinen reichen linguistischen und literaturgeschichtlichen Kenntnissen, seinem kritischen Scharfblicke und dem großen Fleiße, den er angewendet, hat er Resultate erzielt, welche Beachtung und Anerkennung verdienen. Wer seinen Ausführungen über das Buch Coheleth mit Aufmerksamkeit folgt, wird sich gleich uns der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß das so wenig umfangreiche Buch, auch von rein natürlichem Standpunkte aus betrachtet, ein Kunstwerk ersten Ranges ist, ein nach den Regeln der Rhetorik meisterhaft disponirtes, einheitliches Ganze, in welchem sich keinerlei überflüssiges Beiwerk findet, sondern alle Theile der Erreichung des einen großen Zweckes dienen, die Menschen von den eitlen oder gottlosen, d. h. nicht von der Rücksicht auf Gott und seinen heiligen Willen getragenen Bestrebungen abzuziehen und zum Streben nach der wahren Weisheit zu begeistern, welche das Büchlein in den Worten kennzeichnet: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; dies ist ja der ganze Mensch" (12, 13).

Was das Hohe Lied betrifft, so hält P. Gietmann mit anderen katholischen Gelehrten an der Ueberzeugung fest, daß die Auffassung der Alten, nach welcher das Hohe Lied ausschließlich Allegorie ist, worin die wechselseitige Liebe Christi und der Kirche in hochpoetischer Weise geschildert wird, allein berechtigt und der Würde eines inspirirten Buches entsprechend ist. Wir müssen gestehen, der Beweis hierfür ist so allseitig und so gründlich erbracht, daß es den zahlreichen Gegnern katholischer Schrifterklärung schwer fallen wird, demselben irgend etwas Stichhaltiges entgegenzusetzen, geschweige denn ihn zu entkräften. P. Gietmann war durchaus der Mann, die wunderbaren Schönheiten dieses Meisterwerkes hebräischer Poesie aufzuzeigen, und er ist seiner Aufgabe in dankenswerther Weise gerecht geworden. Die häufige Verwendung, welche das Lied der Lieder in dem kirchlichen Officium findet, indem ganze Abschnitte desselben, welche zunächst von der Kirche, der Braut Christi, im allgemeinen zu verstehen sind, mit Fug und Recht auf die seligste Jungfrau als das vornehmste und meistbegnadete Glied der Kirche angewendet werden, wird dazu beitragen, daß dieser Commentar in den weitesten Kreisen des Clerus besonders willkommen geheißen wird. Es versteht sich von selbst, auctorem carmen castissimum castissime esse interpretatum.

Schließlich kann Referent den Wunsch nicht unterdrücken, P. Gietmann möchte uns in nicht allzu ferner Zukunft mit einem ebenso gründlichen Commentar über das dritte Salomon'sche Buch, die Sprichwörter, erfreuen.

P. Knabenbauer hat mit vorliegendem Commentar die stattliche Reihe seiner Commentare über die prophetischen Bücher des Alten Testaments abgeschlossen. Die Freunde der Exegese werden ihm für diese ebenso mühevolle als verdienstliche Arbeit Dank wissen. Alle diese Commentare sind wie aus einem Guß. Alle bekunden den gründlichen katholischen Exegeten, der seine ganze Kraft für Lösung seiner Aufgabe einsetzt, für die allmähliche Fortentwicklung und Ausgestaltung der göttlichen Offenbarungen ein scharfes Auge hat und es meisterhaft versteht, den einen Propheten im Lichte des andern zu betrachten und den innern Zusammenhang der Prophezeiungen nachzuweisen. Es ist deshalb kaum nothwendig, die Vorzüge des vorliegenden Commentars im einzelnen hervorzuheben. Wer die früheren Commentare des hochw. Verfassers gelesen hat, weiß, was er erwarten darf, und er wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht sehen. Es sei beispielsweise nur auf die geradezu meisterhafte exegetische Beweisführung S. 238 ff. für die Aufstellung hingewiesen, daß das fore, ut ungatur sanctus sanctorum (hebr. sanctum sanctorum) nicht direct und unmittelbar auf Christus zu beziehen ist, sondern auf die Kirche, deren mystisches Haupt Christus ist, der Gesalbte κατ' ἐξοχήν, und die durch Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingstfeste der Salbung ihres Hauptes theilhaftig geworden ist. Das Studium des Propheten Daniel, der von Gott berufen wurde, „unter den Heiden die Herrlichkeit und Macht des einen wahren Gottes zu bezeugen", und die Schicksale der vier großen Weltreiche und des Reiches Gottes auf Erden vorherzusagen, bietet ganz besonderes Interesse und ist auch wegen des Lichtes, welches einzelne Partien desselben auf die eschatologischen Theile der neutestamentlichen Bücher werfen, von großer Wichtigkeit.

Die Klagelieder des Propheten Jeremias und das Buch Baruch bieten bekanntlich dem Exegeten weniger große Schwierigkeiten. P. Knabenbauer hat sich aber die Mühe nicht verdrießen lassen, dieselben mit gewohnter exegetischer Akribie zu behandeln.

Joh. Bapt. Lohmann S. J.

Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Von **Victor Cathrein** S. J. II. Bd.: Besondere Moralphilosophie. XIV u. 633 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 9.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir den zweiten Band dieser gediegenen Moralphilosophie. Legte der erste Theil die allgemeinen sittlichen Begriffe und Grundsätze dar, so bietet dieser zweite Theil deren Anwendung auf die verschiedenen menschlichen Verhältnisse und Beziehungen. Da nun der Mensch in seinen Rechten und Pflichten hauptsächlich unter doppeltem Gesichtspunkt betrachtet werden muß, als Einzelperson und als Glied der Gesammtheit, so ergibt sich für die angewandte Moralphilosophie von selbst eine Zweitheilung:

1. Die Lehre von den individuellen oder rein persönlichen, 2. die Lehre von den gesellschaftlichen Rechten und Pflichten des Menschen.

Als Einzelperson hat jeder Mensch Beziehungen zu Gott, zu sich selbst und zu seinesgleichen; als gesellschaftliches Glied ist er den drei großen Körperschaften: Familie, Staat und Kirche, eingefügt. Hiermit haben die zwei großen Haupttheile in klarer Abfolge ihre Gliederung erhalten: Erster Theil: Erstes Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu Gott: 1. Von der natürlichen Religion. 2. Von den wichtigsten Acten der Gottesverehrung im besondern. Zweites Buch: Der Mensch in seinem Verhältniß zu sich selbst: 1. Pflichten in Bezug auf die Seele. 2. Pflichten in Bezug auf Leben und Gesundheit. 3. Pflichten in Bezug auf äußere Güter. Drittes Buch: Von den persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander: 1. Pflichten der Liebe und der Wahrhaftigkeit. 2. Von den gegenseitigen Rechten, Rechtspflichten und deren Schutz. Viertes Buch: Vom Eigenthumsrecht: 1. Begriff und Arten des Eigenthums und Besitzes. 2. Der Socialismus. 3. Das Privatgrundeigenthum und seine Gegner. 4. Positive Begründung des Privateigenthums. 5. Von den abgeleiteten Erwerbstiteln. Fünftes Buch: Von den Verträgen: 1. Von den Verträgen im allgemeinen. 2. Von den Verträgen im besondern. — Zweiter Theil: Erstes Buch: Die Familie: 1. Von der Gesellschaft im allgemeinen. 2. Die Ehe. 3. Das gesellschaftliche Verhältniß zwischen Kindern und Eltern. 4. Das Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten. Zweites Buch: Die Lehre vom Staat: 1. Ursprung des Staates. 2. Zweck des Staates. 3. Bestandtheile des Staates. 4. Natur und Umfang der Staatsgewalt. 5. Die Functionen der Staatsgewalt. 6. Erwerb und Verlust der Staatsgewalt. 7. Von den Staatsverfassungen. Drittes Buch: Das Völkerrecht: 1. Vom Völkerrecht im allgemeinen. 2. Das Völkerrecht in Friedenszeiten. 3. Das Völkerrecht im Kriege. 4. Die Völkerfamilie.

Schon diese trockene Aufzählung läßt den Reichthum des Inhalts erkennen. Wir erlauben uns jedoch zu dieser Inhaltsangabe eine Kritikerbemerkung. Wäre es nicht besser (logischer) gewesen, das Kapitel „Von der Gesellschaft im allgemeinen" als Einleitung oder Vorbemerkung dem zweiten Theil voranzustellen, und dann erst den Gesammttitel: „Die Familie" folgen zu lassen? Jetzt ist man etwas überrascht, unter der Ankündigung: „Die Familie" als erstes Kapitel eine Abhandlung über „Die Gesellschaft im allgemeinen" zu erhalten.

Klar und gründlich — übrigens ständige Eigenschaften des Verfassers — sind die Ausführungen über das Verhältniß des Menschen zu Gott. Der Mensch muß Religion üben, d. h. Gott als seinen Schöpfer und Herrn anerkennen und dies auch äußerlich kundgeben. Der Mensch muß auch, wenn Gott eine bestimmte Religionsform vorgeschrieben (geoffenbart) hat, diese Form annehmen: religiöser Indifferentismus ist eine schwere Pflichtverletzung. Beim Kapitel „Aberglaube" haben wir ungern vermißt eine kurze Darlegung des immer weitere Kreise ziehenden modernen Aberglaubens: Wahrsagerei und Spiritismus. Gerade die „Religionslosen" sind die An-

hänger solcher Afterreligionsübungen. — Unseren Gegnern empfehlen wir besonders das Kapitel: Von der Pflicht der Wahrhaftigkeit (S. 71 bis 84). Was die Jesuiten von Wahrheit und Lüge denken, ist dort ausgeführt, und gezeigt, daß sie die Lüge viel schärfer und allgemeiner verurtheilen, als so manche Lehrer an deutschen Hochschulen. — Selbstmord und Duell, die dunkeln Flecken unserer aufgeklärten Zeit, finden ihre treffende Beleuchtung (S. 50—57; 100—107). Nach einleitenden Bemerkungen über Eigenthum und Besitz folgt (S. 115—249) die ausgezeichnete Abhandlung über den Socialismus. Die Ausführungen gegen diesen Feind alles Bestehenden und den großen Volksbetrüger sind in Sonderausgabe schon in 4. Auflage (Freiburg, Herder) erschienen, und ausnahmslos auf das allergünstigste besprochen worden. (S. auch diese Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 554.)

Aus dem ersten Theil heben wir noch besonders hervor die Kapitel über das Gelddarlehen. Der zweite Theil bringt eine wahrhaft gediegene Ausführung über die Ehe (S. 314—350). Nur in diesem von Gott zum Sacrament erhobenen Naturverhältniß der beiden Geschlechter ist ein Damm zu finden gegen den verheerenden Strom der Unsittlichkeit. Auch Predigern ist hier ein reicher und sehr zeitgemäßer Stoff geboten. In dem Kapitel „Frauenemancipation“ wäre das Citat aus Schiller (S. 355) entschieden besser fortgefallen; es ist der Form nach fade und der Sache nach unrichtig. Aufgefallen ist uns, daß in den der Sklaverei gewidmeten Ausführungen (S. 367—380) der Encyklika Leo's XIII. über diesen Gegenstand keine Erwähnung geschieht.

„Die Lehre vom Staat“ nimmt den stattlichen Raum von 207 Seiten (S. 380—587) ein und gehört nach Form und Inhalt mit zu dem Hervorragendsten des ganzen Werkes. Um das Interesse zu wecken, genügt es, auf folgende Kapitel hinzuweisen: Entstehung des Staates. Zweck des Staates. Staat und Familie. Staatsgewalt und Sittlichkeit. Staatsgewalt und Religion. Staat und Kirche. Staat und Schule. Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage). Katholische Politiker, Parlamentarier und Staatsmänner sollten sich in das Studium dieser Stoffe vertiefen, und Nichtkatholiken würden hier reiche Aufklärung und damit Beseitigung vieler Vorurtheile finden. Nichtsdestoweniger sei es uns erlaubt, auch hier den Kritiker herauszukehren. Zunächst hätte es sich, wie uns scheint, empfohlen, bei der Lehre der Scholastiker vom Ursprung des Staates und der Staatsgewalt schärfer, als geschehen ist, zu betonen, daß sie — wenigstens ihre Hauptvertreter Bellarmin und Suarez — eine ganz bestimmte gegnerische Auffassung bekämpften. Gewiß wollten sie auch ihre allgemeine Ansicht vom Ursprung des Staates vortragen, aber vor allem war ihre Ausdrucksweise gerichtet gegen Jakob I. von England und dessen Auffassung vom Staat. Gegenüber seiner Behauptung, die königliche Gewalt komme ebenso unmittelbar von Gott wie die päpstliche, läugnen sie, daß Königthum und Papstthum gleicherweise durch ein positives göttliches Gesetz entstanden sei, und läugnen ferner, daß das Recht einer bestimmten Staatsgewalt über bestimmte Unterthanen gerade so unmittelbar aus der Natur der Dinge sich

ergebe, wie z. B. das Recht der Eltern über ihre Kinder. Hält man diese historische Gegnerschaft der genannten Scholastiker im Auge, so ist zuzugestehen, daß ihre Grundanschauung über den Ursprung der Staatsgewalt nicht verschieden ist von den sonstigen katholischen Auffassungen, auch nicht von jener des Verfassers; denn sie läugnen die göttliche Unmittelbarkeit der Staatsgewalt nur in einem ganz bestimmten Sinn, und so konnte Suarez mit vollem Recht schreiben: Concluditur, nullum monarcham habere (secundum ordinariam legem) immediate a Deo politicum principatum. Hoc est egregium Theologiae axioma, quia recte intellectum verissimum est (Defens. fid. III, c. 2. n. 10). Ob ferner die Uebereinstimmung der Glieder (communis consensus), durch welche die Scholastiker den Staat entstehen lassen, aufgefaßt werden muß als eigentlicher Vertrag (ausdrücklicher oder stillschweigender), scheint doch nicht so ganz sicher. Beruht in einer gesetzgebenden Körperschaft die per acclamationem (= communi consensu) geschehene Wahl des Vorsitzenden auch auf einem Vertrag??

In Bezug auf den staatlichen Lern- und Schulzwang (S. 494 ff.) sind wir vollkommen der Ansicht des Verfassers, daß derselbe in den meisten Staaten thatsächlich die Grenzen des Zulässigen weit überschreitet. Abweichend vom Verfasser halten wir aber einen auf das richtige Maß beschränkten Lern- und Schulzwang (nicht Zwangsschule, welche ganz zu verwerfen ist) in unserer Zeit für durchaus gerechtfertigt, und wir glauben, daß ein wahrhaft christlicher und mit der Kirche Hand in Hand gehender Staat durch Ausübung des Schulzwangs seine Befugnisse nicht überschreitet. Ein gewisses Maß von Bildung ist für jeden Menschen einfach nothwendig. Der Unterricht in der christlichen Religion und das materielle Fortkommen in dieser Welt verlangen als Voraussetzung gewisse Kenntnisse, zum mindesten: Lesen, Schreiben, Rechnen. Ohne eine gewisse Schulung des Verstandes — formale Bildung, wenn man will — ist es gewöhnlich unmöglich, die Wahrheiten und Geheimnisse unseres Glaubens genügend aufzufassen; und was das materielle Fortkommen angeht, so ist in der heutigen Zeit ohne die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens selbst eine Dienstmagd und ein Ackerknecht dem Betrug und der Uebervortheilung — in den meisten Fällen — hilflos überantwortet. Es ist ja nun ganz schön, zu sagen: Diese für das Erfassen des Christenthums und für materielles Fortkommen nothwendige Bildung können die Eltern den Kindern geben. Jawohl „können"! Aber unter 1000 Fällen wird dies 950mal nicht geschehen, und selbst das „Können" ist für sehr viele Fälle zu läugnen. Man sehe sich doch das „Familienleben" in so vielen Fabrikbezirken an. In England haben wir das Verlangen nach Lern- und Schulzwang schon wiederholt von katholischen Geistlichen aussprechen hören, weil ohne Schulzwang die Eltern ihre Pflicht den Kindern gegenüber thatsächlich nicht erfüllen, meistens sogar nicht erfüllen können und in sehr vielen Fällen nicht erfüllen wollen. Der Verfasser hält es für ein mehr oder weniger nichtssagendes Schlagwort, wenn man, um den Lern- oder Schulzwang zu rechtfertigen, sagt: „Unsere Zeit verlangt ein höheres Maß von Bildung", und antwortet darauf: „Wer ist diese ‚Zeit'? Die Zeit verlangt nichts!" Allerdings, die Zeit, als philo-

sophischer Begriff gefaßt, verlangt nichts; aber die Zeit, d. h. die Verhältnisse und Umstände, in welchen der Mensch lebt, verlangt sehr viel und, wie uns scheinen will, auch den Schulzwang, aber nur gehandhabt von dem wahrhaft christlichen Staat, also natürlich unter Wahrung aller Rechte der Kirche und der Eltern. Zudem glauben wir nicht, daß Lernzwang und Schulzwang praktisch und in concreto genommen sich unterscheiden und trennen lassen. Der Lernzwang in seiner Verwirklichung führt nothwendig zum Schulzwang, wenn auch die Begriffe verschieden sind.

In dem Artikel „Kirche und Staat" (S. 471—484) fehlt bei der Literaturangabe die classische Schrift des P. Tarquini S. J.: Juris ecclesiastici publici Institutiones. Die Abhandlung: „Der Staat und das wirthschaftliche Leben (die sociale Frage)" und der „Excurs über den Liberalismus" (S. 508—528) sind von hervorragend actuellem Interesse. In erstgenannter Abhandlung wird die gesunde Lehre über die Berechtigung des Staates, bei der Lösung der socialen Frage gesetzgeberisch einzugreifen, lichtvoll dargelegt. Sehr gefreut hat es uns, daß der Verfasser die Concordate zwischen Kirche und Staat als „eigentliche Verträge auffaßt, die beiderseitig aus Gerechtigkeit zur vereinbarten Leistung verpflichten" (S. 603).

Doch der uns gewährte Raum zwingt uns, abzubrechen. Selbst auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, glauben wir es aussprechen zu dürfen, daß vorliegendes Werk die seit Jahrzehnten bedeutendste deutsche Leistung auf dem Gebiete der Moralphilosophie ist. Kein Punkt und keine Frage auf dem weiten Gebiet der philosophischen Moral ist übergangen; über alles findet man dankenswerthen Aufschluß.

Paul von Hoensbroech S. J.

De Natura Peccati deque ejus Remissione disputatio. Auctore Caesare **Manzoni**, sacerdote, in philosophica et theologica facultate Doctore, SS. Ambrosii et Caroli coetus socio. 432 p. 8⁰. S. Angeli Laudensis, ex typographia Rezzonico, 1890. Preis *Lire* 4.25.

Einen hochwissenschaftlichen Gegenstand hat sich der junge Verfasser zur Erstlingsarbeit auserfehen. Wenn auch manchmal eine größere Durcharbeitung und gefälligere Darstellungsform erwünscht wäre, so muß doch anerkannt werden, daß das Werk sowohl große Schärfe des Urtheils beim Verfasser bekundet, als auch eine rühmliche Belesenheit und Bekanntschaft mit den Schriften des Aquinaten. Letzteres war nicht nur deshalb nothwendig, weil es einem jeden theologischen Schriftsteller zur Unehre gereichen müßte, wollte er den Fürsten der Theologie und dessen Ansichten vernachlässigen, sondern auch darum, weil es der ausgesprochene Zweck der Schrift ist, die Lehre des hl. Thomas von Aquin über die Sünde klarzulegen.

Wäre auch nur eine nach bestimmten Gesichtspunkten angestellte Sammlung der einzelnen Stellen aus den zahlreichen Werken des heiligen Lehrers geliefert, wo dieser sich über die Sünde ausspricht, so wäre manchen damit

schon ein großer Dienst geleistet. Allein man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man das Werk nur als eine solche Sammlung bezeichnete. Es ist vielmehr eine auf Grund der Lehre des hl. Thomas selbständig ausgeführte Behandlung des Gegenstandes. Ja, in *einer* Frage scheut sich der Verfasser nicht, wenn auch schüchtern, sich gegen die Ansicht des heiligen Lehrers auszusprechen. Wir nennen sie hier zugleich als Beispiel der Reichhaltigkeit der Detailfragen, an welche das Werk herantritt.

Die Frage, wie die läßlichen Sünden bei denen gestraft werden, welche ohne persönliche schwere Sünden, jedoch mit der Erbschuld und mit läßlichen Sünden behaftet, in die Ewigkeit treten, wird bekanntlich verschieden beantwortet, da wir eine sichere Offenbarung oder kirchliche Entscheidung hierüber nicht besitzen. Der hl. Thomas läugnet die Möglichkeit des Falles. Er glaubt, einerseits könne niemand vor dem vollen Vernunftgebrauch eine läßliche Sünde begehen; andererseits aber habe ein jeder die schwere Pflicht, sobald er zum vollen Vernunftgebrauch gelangt sei, sich durch einen eigentlichen Liebesact zu Gott als dem übernatürlichen Ziele hinzuordnen; thue er dies, so werde er gerechtfertigt und von der Erbschuld befreit; unterlasse er es, so lade er die Schuld einer Todsünde auf sich; mithin gehe der ersten möglichen läßlichen Sünde eines jeden Menschen entweder die Rechtfertigung und die Tilgung der Erbsünde, oder aber eine persönlich begangene Todsünde der Unterlassung voraus. Wolle man aber den thatsächlich unmöglichen, theoretisch denkbaren Fall annehmen, meint ferner der heilige Lehrer, so müsse man die zur Erbsünde hinzugetretene, auch bloß läßliche Sünde nach diesem Leben für unerlaßbar und ewiger Bestrafung unterstehend annehmen. — In beiden Punkten nun vertritt der Verfasser eine andere, mildere Ansicht. Ob in der That mit der Möglichkeit, läßlich zu sündigen, der Mensch seinem habituellen Vernunftgebrauch nach einer Todsünde schon fähig sei oder nicht, braucht nicht näher untersucht zu werden. Der Verfasser meint mit vielen angesehenen Theologen — und darin dürfte er Recht haben —, daß jenes bejahende Gebot, nach erlangtem Vernunftgebrauch durch einen Act der Liebe auf Gott als übernatürliches Ziel sich hinzuordnen, jedenfalls den wenigsten hinlänglich bekannt sei, und dessen Unterlassung daher schon aus diesem Grunde von subjectiver Todsünde entschuldige; daß aber ferner jenes Gebot, auch objectiv genommen, bezüglich der Zeit, wo seine Erfüllung dränge, einen gewissen Spielraum habe; daß ferner nicht als unmöglich ausgeschlossen bleibe der Fall, wo in jener Zwischenzeit jemand irgend eine läßliche Sünde begehe und sofort durch ein plötzliches Naturereigniß dem Tode verfalle. In der That, daß ein Ungetaufter mit der Erbsünde und mit persönlichen bloß läßlichen Sünden in die Ewigkeit eintrete, scheint nicht etwas so Unmögliches zu sein, ist vielleicht sogar etwas thatsächlich Häufiges. Sollte ein solcher nun für die läßlichen Sünden die Ewigkeit hindurch positive Strafe erleiden? Das wäre um so härter, als die Strafe für die Erbschuld nach der jetzt sehr allgemeinen Annahme nur negativer Natur ist und zwar im Ausschluß von der übernatürlichen Seligkeit besteht, den ganzen Inhalt der rein natürlichen Seligkeit, sachlich genommen, aber einschließt. Fußend auf dieser wohlbegrün-

deten Lehre, daß für die Erbschuld zwar formell eine in der andern Welt nicht mehr erlaßbare Strafe verhängt wird, die nur mit ihr Behafteten jedoch sachlich die vollen Freuden des rein natürlichen Endziels genießen, behauptet nun Manzoni auch, daß die läßlichen Sünden diesem einstmaligen Genusse nicht im Wege ständen, ebenso wenig wie beim Gerechten der dereinstigen Erreichung der übernatürlichen Seligkeit und des übernatürlichen Endziels. Eben weil die läßliche Sünde keine eigentliche Unordnung bezüglich des Endziels des Menschen in sich enthalte, sondern nur eine Unordnung bezüglich der Mittel, verdiene sie auch nicht den Ausschluß vom Ziel; nach zeitweiliger Sühne müsse das Ziel erreicht werden: bei den Gerechten die übernatürliche Anschauung Gottes, bei den mit der Erbschuld Behafteten die natürliche Seligkeit. Uns scheint die Ansicht durchaus folgerichtig.

Noch einen andern Punkt möchten wir, wenn auch kurz, lobend hervorheben. S. 46 ff. bespricht der Verfasser die Frage betreffs der Wiederauflebung der Verdienste, falls jemand nach dem Unglück einer Todsünde sich wieder in den Stand der Rechtfertigung erhebt. Der Beweis, den er für die bejahende Ansicht bringt, verbreitet neues Licht über den betreffenden Gegenstand. Die Offenbarungsquellen — so ist im wesentlichen der Gedankengang — legen uns nirgends nahe, daß Gott aus sich die verdienstlichen Werke nur bedingungsweise zum ewigen Lohne annehme, vielmehr, daß er dies absolut thue; dann folgt aber, daß alle verdienstlichen Werke ihren Lohn erhalten, falls nur der Mensch, der sie verrichtet hat, fähig ist, d. h. im Stande der Gnade aus diesem Leben scheidet; ein etwa dazwischen liegender Sündenfall, der wieder gutgemacht wurde, ist kein Grund, einen Abstrich der Verdienste zu machen.

Auch in den Punkten, wo wir die Ansicht des Herrn Verfassers nicht theilen, können wir ihm das Zeugniß einer wohldurchdachten und folgerichtigen Behandlung seines Gegenstandes nicht versagen. Wir gestatten uns, hier einen solchen Punkt, freilich einen der Cardinalpunkte des Werkes, zu berühren. Wir meinen die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sündenschuld. Der Verfasser kennzeichnet die läßliche Sünde im Unterschied von der Todsünde als eine Unordnung des Willens bezüglich der Mittel zu Gott, als unserem Endziel, unter Wahrung der rechten Ordnung und Richtung auf das Endziel selbst; die Todsünde hingegen als die Unordnung des Willens und dessen Abkehr vom Endziel. Die Formalursache der Tilgung der Todsünde findet er deshalb in der Mittheilung der heiligmachenden Gnade, insofern diese und sie allein die rechte Richtung auf Gott als unser thatsächliches Endziel verleiht; die Formalursache der Tilgung der läßlichen Sünde in dem fervor caritatis, d. h. in einem jeden übernatürlichen Act des Gerechten, der irgendwie in Gegensatz zu der begangenen läßlichen Sünde tritt. Gegen diese Auffassung haben wir schwere Bedenken. Wir glauben in jenem Acte in sich kaum mehr die Formalursache der Tilgung läßlicher Sündenschuld finden zu können, als im Acte der vollkommenen Liebesreue eines Sünders die Formalursache der Tilgung der Todsünde; in beiden Acten aber wohl die verdienstlich bewirkende Ursache, im Acte des Sünders natürlich weniger als im Acte des Gerechten. Daß die Mittheilung der heiligmachenden Gnade Formalursache der Tilgung

der Todsünden genannt werde, findet unsere Beistimmung, doch nicht so sehr, insofern sie als ein Gnadenschmuck der Seele anhaftet und sie zur Erlangung ihres übernatürlichen Zieles physisch befähigt, als vielmehr, insofern sie der concrete Ausdruck des Freundschaftsverhältnisses ist, welches Gott wieder zur Seele einnimmt. Die Sünde, die habituelle Sünde — denn um diese handelt es sich — ist eben nichts physisch Seiendes, sondern besagt ihrem innersten Begriff nach ein moralisches Verhältniß; deshalb braucht auch die Formalursache, durch welche sie getilgt wird, nichts Physisches zu sein, und ist sie etwas Physisches, dann ist sie Formalursache doch gerade durch den moralischen Werth, der in ihr liegt. Wir glauben uns da in Uebereinstimmung mit den beiden Leuchten der theologischen Wissenschaft, wie sie Benedikt XIV. nennt, Suarez und besonders Lugo, wo dieselben die allgemeine Natur der habituellen Sünde erörtern. — Nun ist aber auch die läßliche Sünde nicht gerade deshalb Sünde, weil sie eine Hinneigung zu den Mitteln, d. h. den Geschöpfen besagt, sondern weil sie gegen Gottes Ordnung und Gottes Willen verstößt, weil sie, wenn auch nicht eine völlige Abkehr von Gott, einen Bruch mit ihm, so doch ein geringeres Zerwürfniß mit Gott enthält. Dieses muß gehoben werden. Diese Hebung und somit die Tilgung der läßlichen Schuld wird zwar angebahnt von seiten des Menschen, des Gerechten, durch den fervor caritatis; Vollendung und Formalursache der Schuldtilgung scheint jedoch eher die gnädige Annahme von seiten Gottes zu sein, durch welche er die Schuld als nicht geschehen aus seinem Schuldbuche austilgt. Der hl. Thomas von Aquin betont freilich stets den fervor caritatis, durch den allein die läßliche Sünde getilgt werde. Ob er aber damit sagen wollte, der fervor caritatis allein sei die Formalursache der Tilgung der Sündenschuld, dürfte doch angezweifelt werden. Wir ziehen daher vor, den Schlußsatz des hochw. Herrn Verfassers S. 308 zu befolgen: „Wenn übrigens jemand den fervor caritatis lieber bewirkende Ursache als Formalursache nennen wollte, so erheben wir keinen Widerspruch“; die folgende Verclausulirung aber können wir nur in sehr beschränktem Sinne annehmen: „vorausgesetzt, daß er dann eine eigentliche Formalursache gar nicht annehme, und daß er zugestehe, der fervor caritatis sei die nächste Ursache der Vergebung läßlicher Sünden, auf welche alle anderen Ursachen zurückzuführen sind“. Letztere Forderung mag angehen, erstere verlangt absolut Unmögliches und innerlich Widersprechendes.

Wir scheiden von dem Werke mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Herr Verfasser noch oft und lange sein Talent gebrauche zur Vertheidigung und zum weitern Ausbau der theologischen Wissenschaft, welcher er in dieser Schrift so viel Interesse und Verständniß entgegengebracht hat.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Adolf Fäh. Mit vielen Illustrationen. Erscheint in 8—10 Lieferungen Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1887 ff. Preis jeder Lieferung *M.* 1.25.

Vier Lieferungen sind bis jetzt von diesem Grundriß erschienen. Er verdankt sein Entstehen zunächst dem Antrage der Herder'schen Verlagshand-

lung an den Verfasser der Schrift „Das Madonnenideal in den älteren deutschen Schulen", er möge F. Clements weitverbreitete Histoire abrégée des beaux arts deutsch bearbeiten. Der tiefere Grund liegt in dem vielerseits anerkannten Bedürfniß, daß den gebildeten Katholiken eine von christlichen Principien getragene Darstellung der Kunstentwicklung geboten werde. Mit einem der gefeiertsten deutschen Kunstschriftsteller, welcher Dr. Fähs Buch recensirte, würden auch wir es beklagen, wenn im Gegensatz zu einer „gemeinsamen Arbeit im Dienst der Wissenschaft", welche „segensreich gewirkt hat, eine schroffe Spaltung der Kräfte empfohlen und die Kunstgeschichte in den Dienst einer kirchlichen Partei gestellt würde". Bei wissenschaftlicher Behandlung jeder Geschichte, also auch derjenigen der Kunst und Cultur, soll keinerlei Parteistandpunkt, sondern nur die objective Wahrheit als Ausgangspunkt wie als Ziel dienen. Daß man gerade auf katholischer Seite diesen Standpunkt festhält, beweist in glänzender Weise die „Zeitschrift für christliche Kunst". Ihre Gründung war seit vielen Jahren von den katholischen Generalversammlungen gewünscht worden; ihr Erscheinen ward durch Freiherrn v. Heereman, der nicht nur als hervorragendes Mitglied des Centrums, sondern auch als feinfühlender, erfahrener Kunstfreund bekannt ist, ermöglicht; ihre Herausgabe ist nun bereits im vierten Jahre durch Herrn Domkapitular Schnütgen zu Köln in meisterhafter Weise geleitet worden. Freilich ist die christliche Kunst ihr Hauptgegenstand; freilich legt sie auf die praktische Verwerthung mittelalterlicher Kunstwerke für katholische Kirchen den Nachdruck. Aber nie hat sie, wie auch jener Kunstschriftsteller in seiner Kritik anerkennt, irgend „eine schroffe Spaltung der Kräfte" empfohlen, sondern immer „gemeinsame Arbeit im Dienste der Wissenschaft" erstrebt. Viele Glieder des Clerus und viele Laien, welche für ein eingehendes Studium der Kunst Zeit, Vorbildung und Lust haben, werden gewiß fortfahren, diese Zeitschrift nach Kräften zu unterstützen, um dem immer weiter um sich greifenden Abfall künstlerischer Kräfte und der damit eng zusammenhängenden unwissenschaftlichen Behandlung der Kunstgeschichte einen Damm entgegenzustellen.

Wie nöthig ein solcher Damm sei, zeigt jede größere Kunstausstellung; denn jede vervollständigt den Beweis für die traurige Thatsache, daß echt christliche Kunst bei Malerakademien kaum mehr zuläßig erscheint. Unverdächtige Zeugen für diese Thatsache sind die protestantische „Christliche Welt" mit der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung"; entnimmt doch letztere der erstern folgende Ausführungen: „Es sind insgesammt 149 Nummern religiöser Kunst (auf der diesjährigen Berliner Kunstausstellung), dabei die Mehrzahl solche religiöse Sittenbilder, die man kaum noch unter die eigentlich religiöse Kunst zu rechnen befugt ist. Dazu kommen noch 7 Prachtwerke religiösen Inhalts und 9 Radirungen religiöser Gemälde, demnach Summa Summarum 165 Stück. Eine kleine Anzahl Landschaften aus dem Heiligen Lande sind dabei nicht mitgezählt, und ebensowenig die von acht Architekten ausgestellten Pläne zu Kirchenbauten. Also von 4579 ausgestellten Kunstwerken gehören nur 165 Stück der religiösen, und zwar sogar nur 48 der biblischen und 8 der christlich-geschichtlichen Kunst an. Das ist in der That ein ver-

schwindend kleiner Procentsatz. Wir würden das schließlich nicht einmal beklagen, wenn nur das Wenige wenigstens durchgängig gut, wirklich religiöse Kunst wäre. Aber wie oft ist der biblische oder christliche Stoff auch hier lediglich ein Vorwand, die Mache aber, die virtuose Technik, der raffinirte Effekt die Hauptsache! Legten wir den strengsten religiösen Maßstab an diese Bilder, suchten wir in ihnen die Offenbarung gläubigen Sinnes, wirklich religiöser Erfahrung, spürten wir in ihnen nach einem wirklich christlichen Pulsschlag — es würden die wenigsten bestehen können." Steht die Sache so, dann ist es doch sicher angezeigt, dem großen Publikum, das ja den Kunstmarkt beherrscht, dessen Geschmack durch solche Ausstellungen gebildet oder verwirrt wird, vor allem aber der Jugend, welche in nicht zu langer Zeit eben dies Publikum bilden wird, klar zu machen, was echte Kunst sei und was ein Christ vom Künstler verlangen müsse. Diese Einführung in ein tieferes Verständniß der Kunstwerke wäre freilich eigentlich Aufgabe der Aesthetik, wird aber heute leichter durch kunstgeschichtliche Darstellung vermittelt. Ist es nicht darum durchaus nothwendig, daß heute für Gebildete und für die reifere Jugend Kunstgeschichten geschrieben werden, in welchen diejenigen Gesichtspunkte zur Geltung gelangen, wodurch die Genannten in den Stand gesetzt werden, über alte und neue Kunstwerke so zu urtheilen, wie Philosophie und Geschichte, Erfahrung und Religion es verlangen?

Freilich, es gibt große und kleine Kunstgeschichten, in welchen fast mit naturgeschichtlicher und statistischer Genauigkeit die Schulen klassificirt, der Entwicklungsgang und die Leistungen der Künstler dargelegt werden. Solche Bücher sind gut für Kunstgelehrte, gut für diejenigen, welchen die obersten leitenden Grundsätze klar sind. Es werden aber für weniger Eingeführte viele populäre Kunstgeschichten ausgeboten, welche durch schöne Ausstattung und reiches Illustrationsmaterial selbst in katholischen Kreisen weit verbreitet sind (erinnern wir nur an Lübke's zahlreiche Schriften), obgleich sie einen entschiedenen Parteistandpunkt einnehmen. Ihre Verfasser bekennen sich nicht nur offen als Freunde der Reformation und der reformatorischen Principien, sondern vertreten überdies oft politische und sittliche Grundsätze, welchen ein Katholik nun und nimmer zustimmen kann. Dr. Adolf Fäh hat sich darum warmen Dank verdient, als er der Einladung einer katholischen Verlagshandlung nachkam, die den Versuch machen will, jenen vom gehässigsten Parteistandpunkt aus verfaßten populären Kunstgeschichten eine der christkatholischen Wahrheit entsprechende entgegenzustellen. Wer weiß, wieviel heute in der Kunstgeschichte geforscht, gefunden und geleistet wird von tüchtigen Männern, mit fast unbeschränkten Mitteln und mit Anstrengung aller geistigen Kräfte, der muß freilich mit uns den Muth des jungen Gelehrten bewundern, welcher nicht davor zurückschreckt, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Zeigt sich doch die Schwierigkeit ihrer Lösung schon im langsamen Erscheinen der Hefte. Daß manche der neueren oder neuesten Ergebnisse nicht verwerthet sind, daß hie und da veraltete Ansichten vorgetragen werden, war unter diesen Verhältnissen unvermeidlich. Solche Fehler haben indessen auf den Gesammtinhalt des Buches keinen entscheidenden Einfluß. Darum stehen wir nicht an, nicht

nur den Entschluß, sondern auch die Arbeit des Verfassers zu loben und ihr viele Freunde zu wünschen. Hat doch die Kunstwissenschaft, diese jüngste, schnell aufblühende Tochter des wissenschaftlichen Strebens unseres Jahrhunderts, weite Kreise für sich begeistert! Dies zeigt, daß der Materialismus doch noch nicht alles beherrscht und auch die Ideale noch manches Herz anziehen. Gerade die Jugend liebt die Ideale, gerade edlere Seelen freuen sich gerne der Kunst. Eltern und Erzieher mögen darum diese Kunstgeschichte der reifern Jugend als anregende und nützliche Unterhaltungsschrift übergeben. Auch solche, welche schon die Entwicklung der Kunstthätigkeit kennen, werden mittelst des fließend geschriebenen, schön ausgestatteten und mit vielen, guten Bildern gezierten Buches ihre Kenntnisse auffrischen und durch manche treffende Bemerkung Anregung und Belehrung gewinnen.

Steph. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Compte-rendu analytique du Congrès social international de Liège 7—10 Sept. 1890. 112 p. Lex.-8°. Bruges, Plancke, Fr., 1891. Preis 50 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 35).

Dasselbe beschränkt auf Assemblées générales et résolutions. 44 S. Lex.-8°. Preis 25 *Ct.* (100 Exemplare *Fr.* 15).

Der vorigjährige sociale Congreß zu Lüttich wird noch auf lange Zeit hin unvergessen bleiben; vielleicht wird gerade nach der diesjährigen Mechelner Versammlung desselben mit neuem und erhöhtem Interesse gedacht. Die in beiden obgenannten Schriften auszüglich mitgetheilten Verhandlungen und Ergebnisse des Congresses orientiren über ihn leichter, als der umfangreiche Band der stenographischen Aufzeichnungen. Es dürfte daher nicht bloß der niedrige Preis es sein, welcher diese Broschüren für eine weite Verbreitung empfehlbar macht, sondern auch die Ersparung an Zeit und Mühe bei denjenigen Lesern, denen es genügt, eine getreue Wiedergabe des Congresses oder seiner Verhandlungen ihrem wesentlichen Inhalte nach zu haben, ohne auf den vollen Wortlaut Gewicht legen zu müssen. Uebrigens hat die Redaction dennoch Sorge getragen, bei wichtigeren Anlässen auch den Wortlaut der gemachten Aeußerungen zu wahren.

Andenken an die Schatzkammer des Domes zu Trier. Zwölf Abbildungen der wichtigsten Reliquien und Kunstgegenstände, in Lichtdruck nebst kurzer Beschreibung derselben von J. Hulley, Domvikar. Zwölf Lichtdrucktafeln und 8 S. Text in 8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1891. Preis *M.* 1.

Der Trierer Domschatz ist oft in Bildern herausgegeben, besonders von Ernst aus'm Weerth, sowie von Palustre und Barbier de Montault. Die Abbildungen,

welche Hullen hier bietet, sind vortrefflich, oft besser als die in jenen großen Werken gegebenen. Wegen dieser Güte der Darstellungen und des überaus billigen Preises verdient diese kleine Publication besondere Empfehlung und ist eines Platzes in der Bibliothek aller Freunde mittelalterlicher Kunst durchaus würdig.

Die Kunst Jedermanns Sache. Von Dr. August Reichensperger. Zweite Auflage. XX u. 41 S. 8°. Wegberg, Floitgraf, 1891. Preis *M.* 1.

Wenn diese inhaltsreiche, anregende Schrift erst nach 25 Jahren zu einer zweiten Auflage gelangt ist, so ist das wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie als eine der frühesten Frankfurter Broschüren bei ihrem ersten Erscheinen eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat. Sie ist einer der zahlreichen Mahn- und Weckrufe, durch welche der hochverdiente Vorkämpfer der deutschen Katholiken seit fünfzig Jahren bemüht war, den Mitlebenden Sinn und Geist der mittelalterlichen Kunst zu erschließen, mit dem Verständniß derselben auch ihre Uebung und Pflege neu anzuregen, vom bloßen Wissen wieder zum gründlichen Können zu führen und durch dieses den einstigen schöpferischen Geist des deutschen Volkes neu zu beleben. Die Schärfe, mit welcher er alle Stil- und Geschmacksmacherei, alles Schein- und Surrogatwesen bekämpfte, hat vielseitigen Widerspruch hervorgerufen, und die unnachgiebige Strenge und Ausschließlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgte und der eklektischen Kunstrichtung der Neuzeit entgegentrat, hat ihm sogar manche abwendig gemacht, die einst die mächtigsten Anregungen von ihm empfangen hatten und in Bezug auf religiöse Kunst im Grunde seine wesentlichen Anschauungen theilten. In weiten Kreisen sind jedoch seine Ideen siegreich zum Durchbruch gelangt und haben die schönste, segensreichste Erneuerung des kirchlichen Kunstlebens hervorgerufen; Bischöfe und Priester, Künstler und Kunstschriftsteller, profane Bauherren und Kunstliebhaber sind begeistert seinen Anregungen gefolgt, und es ist schwer, einen Mann zu nennen, der auf diesem Gebiete einen mächtigeren und günstigeren Einfluß geübt hat. In einer Zeit, wo das ganze außerkirchliche Geistesleben und mit ihm die Kunst immer mehr dem flachsten Realismus zustreben, verdienen die zündenden Worte des greisen Reichensperger mehr als je Gehör. Es weht in ihnen jener kernige, tiefreligiöse Volksgeist, jener Hauch der Poesie, welcher die Seele der Kunst ist, und ohne welchen alles archäologische und technische Wissen weder Farbe noch Stein zu beseelen vermag.

Zur Charakterisirung des Baumeisters **Friedrich Freiherrn von Schmidt,** von Dr. August Reichensperger. 24 S. 8°. Düsseldorf, Schwann, 1891. Preis 80 *Pf.*

Obwohl der ausgezeichnete Architekt Friedrich von Schmidt sich durch seine gesammte Bauthätigkeit als ein entschiedener Anhänger und Bekenner der mittelalterlichen Gotik ausgewiesen hatte und noch auf seiner Grabschrift nur das Lob beanspruchte, als „ein deutscher Steinmetz" in Gott zu ruhen, wurde er von verschiedenen Kunstschriftstellern alsbald nach seinem Tode (23. Januar d. J.) für ihre bezügliche moderne Kunstrichtung in Anspruch genommen und demgemäß gepriesen. Gegen dieses in den verschiedensten Farben schillernde Lob richtet sich die vorliegende Charakteristik, nicht aus künstlichen Hypothesen, Vermuthungen und Deutungen zusammengelesen, sondern aus den Briefen des wackern Meisters selbst schlicht und einfach zusammengestellt. „Je mehr ich studire", sagt Schmidt in einem dieser Briefe (15. Oct. 1888), „und einen Ueberblick über die Gesammtleistung unseres Mittelalters gewinne, desto unbegrenzter wird meine Ehrfurcht vor den Meistern jener

Zeiten, und desto mehr erkenne ich, wie wenig wir können im Vergleich mit ihnen" (S. 16). „Es ist unglaublich", heißt es in einem andern Briefe (28. März 1879), „welch höherer Blödsinn jetzt mit der Renaissance aufgeführt wird. Ich habe nichts dagegen, wenn ein Architekt in dieser Richtung arbeitet; ich war ja selbst schon in der Lage, es thun zu müssen; allein es zeugt von einer totalen Unkenntniß der Entwicklungsgesetze der Kunst, wenn man etwas so Unfaßbares, bestimmter Gesetzlichkeit Entbehrendes zum Ausgangspunkt einer neuen Richtung nehmen will. Einmal müssen die Kerls doch ans Mittelalter glauben lernen; vielleicht leider, wenn es zu spät ist." Diese und zahlreiche andere Aeußerungen, die sich zu einem ziemlich vollständigen Abriß seiner Kunstanschauungen verbinden, stellen es über jeden Zweifel, daß Schmidt im wesentlichen dieselbe Ansicht hegte, welche A. Reichensperger in Wort, Schrift und That — qualis ab incepto — unerschrocken und unermüdlich gegen ein ganzes Heer von Mode-Kunstschriftstellern vertheidigt hat. Der „Anhang" gibt einen kurzen, gediegenen Lebensabriß Schmidts und erhöht nicht wenig den Werth der kleinen Schrift, welche die allgemeinste Beachtung verdient.

Geschichte des Klosters Beuron im Donauthale. Urkundlich dargestellt von Dr. K. Th. Zingeler. Mit der Lichtdruck-Nachbildung der Urkunde Lothars III. in natürlicher Größe. V u. 271 S. 8°. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 2.40.

Diese Darstellung der Geschichte Beurons wurde für die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde" auf Anordnung des erlauchten Protectors des genannten Vereins, des Fürsten von Hohenzollern, geschrieben. Demselben hohen Gönner des Klosters verdankt man auch die schöne phototypische Abbildung der wichtigen, am 29. März 1131 von König Lothar für Beuron ausgestellten Urkunde. Der Verfasser hat es verstanden, den reichen Stoff so zu gliedern und zu verarbeiten, daß nicht nur der erfahrene Geschichtskenner, sondern jeder Leser den lehrreichen Ausführungen gerne folgt. Er weist nach, daß eine Karl dem Großen zugeschriebene Urkunde, wodurch die 786 vollzogene Stiftung eines „Alt-Beuron" genannten Mutterklosters bewiesen werden sollte, eine Fälschung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist, und daß Beuron erst im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts wahrscheinlich von Peregrinus von Hoßkirchen gegründet, den Augustinern von der Congregation der regulirten Lateranensischen Chorherren übergeben und dem Heiligen Stuhl als eigenes Lehen übertragen ward. Er geht dann die Reihe der Pröpste (bis 1687) und Aebte (bis 1802) durch und schildert die Geschichte des Gotteshauses unter Beiziehung zahlreicher Urkunden und Handschriften, wobei er in gemeinverständlicher Weise auf die in ihnen erwähnten culturhistorisch interessanten Einzelheiten aufmerksam macht. Sechzig Jahre nach der Aufhebung durch den so verhängnißvollen Reichsdeputations-Hauptschluß übergab die Familie der Fürsten von Hohenzollern die ihr zugefallenen, verlassenen Klostergebäude jenen Benediktinern, welche Beuron schon jetzt einen Glanz verliehen haben, den das alte Chorherrenstift nie erreicht hat. Möge er wachsen in segensreicher Wirksamkeit für weite Kreise.

Pontificale Romanum. Summorum Pontificum jussu editum, a Benedicto XIV. et Leone XIII. Pont. Max. recognitum et castigatum. Editio prima post typicam. (Sine cantu.) XII et 460 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, 1891. Preis *M.* 4.80.

Nachdem im Jahre 1888 das Pontificale Romanum cum cantu als „Editio typica" in drei Bänden mit Anhang von F. Pustet in Regensburg herausgegeben

worden (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVI. S. 587), hat dieselbe Verlagshandlung nunmehr eine Ausgabe ohne Gesang in einem Bande herstellen lassen. Druck und Ausstattung sind, wie es bei allen literarischen Erzeugnissen dieses Verlages der Fall ist, vorzüglich. Der mit rothen Linien umzogene Druck hebt sich von dem gelblich getönten Papier sehr deutlich ab. Die als Kopfleisten verwandten Bilder sind eine würdige, wohlgelungene Zierde des Buches. Möge diese neue und billige Ausgabe dazu beitragen, daß die herrlichen Gebete und Ceremonien der Kirche durch die Seelsorgsgeistlichen dem katholischen Volke näher gebracht und mehr und mehr erschlossen werden.

Explanatio critica editionis Breviarii Romani, quae a S. R. Congr. uti typica declarata est. Studio et opera Georgii Schober C. SS. R. sacerdotis. 364 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, MDCCCXCI. Preis *M.* 2.50.

Für einen genauen, fehlerfreien Neudruck des Römischen Breviers bietet dieses Werk eine wesentliche Hilfe; für den, welcher den liturgischen Fragen ein reges Interesse entgegenbringt, bietet es reiche Belehrung. Erstaunlich ist der Fleiß und die Mühe, welche der Verfasser dem Werke opfern mußte. Aber derjenige wird sie erklärlich finden, welcher bedenkt, mit welcher Sorgfalt die Kirche bemüht war, die jetzige, seit Jahrhunderten fast unveränderte Form dem Brevier, jenem heiligen Codex des öffentlichen und amtlichen Gebetes, nicht so sehr zu geben, als vielmehr zu erhalten. — Freilich hatte die Form des kirchlichen Stundengebetes früher manche Wandlungen erfahren. Dieselben werden kurz in den 94 Seiten der Introductio berührt. Den folgenden Theil des Werkes füllt das Verzeichniß all der Abweichungen aus, welche sich finden, wenn man die als typisch erklärte Pustet'sche Brevierausgabe von 1884 mit den verschiedenen früheren Ausgaben vergleicht. Man sieht daraus, wie peinlich streng die heilige Ritencongregation verfuhr, nichts zu ändern, was nicht nöthig sei; wie sehr sie in der Lesart von Texten der Heiligen Schrift das durch hohes Alterthum Geheiligte unverkürzt erhalten wissen wollte, ohne auch nur einen Buchstaben oder ein Unterscheidungszeichen zu ändern. Hoffentlich wird dies bei folgenden Neudrucken des Breviers allen Herausgebern ein Wink sein, um eine eben so große, bis ins kleinste gehende Sorgfalt aufzuwenden auf die genaueste Uebereinstimmung der Neudrucke mit der typischen Ausgabe. Leider hat man bis in unsere Zeit hinein die so streng lautenden kirchlichen Vorschriften vielfach mißverstanden oder nicht genug beachtet, und theils einer vermeintlich bessern Schreibweise oder Lesart zu lieb, theils zur Bequemlichkeit des Gebrauches sich kleinere Freiheiten erlaubt, welche Rom nie gebilligt hat und welche, einmal zugegeben, den Weg zu größeren Freiheiten und zu größeren Ungenauigkeiten öffnen würden.

Ungedruckte Dominikanerbriefe des 13. Jahrhunderts. Von Dr. Heinrich Finke, Privatdocenten der Geschichte in Münster. IV u. 174 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis *M.* 5.

Aus einem von Münster 1875 an die Berliner Kgl. Bibliothek abgegebenen Codex der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind hier 161 in den Jahren 1250 bis kurz nach 1294 von Mitgliedern des Dominikanerordens oder an dieselben geschriebene Briefe veröffentlicht, wodurch die bekannte Dürftigkeit älterer Urkunden über den rasch aufblühenden Orden in etwas wenigstens vermindert wird. Sehr wichtig sind die Briefe, weil sie die innersten Verhältnisse der Ordensglieder untereinander, zu den Dominikanerinnen, zu anderen Orden, zu Bischöfen und Herren,

selbst zu Königen und Päpsten berühren. Sie behandeln überdies vier Streitsachen der Dominikaner mit den Städten Warburg und Straßburg, sowie mit den Kapiteln in Regensburg und Zofingen. Die in der Einleitung auf Grund einzelner Thatsachen oder Aeußerungen gemachten allgemeinen Schlüsse dürften jedoch hie und da etwas zu weit gehen und aus einzelnen Schatten zu viel folgern. Der Abdruck ist mit bemerkenswerther Sorgfalt veranstaltet, der Text von sehr dankenswerthen Anmerkungen begleitet und durch ein Namensverzeichniß noch übersichtlicher gemacht.

La Russie et l'Orient. Mariage d'un Tsar au Vatican. Iwan III. et Sophie Paléologue, par le P. Pierling S. J. (Bibliothèque slave elzévirienne, IX.) VIII et 209 p. 16°. Paris, Leroux, 1891. Preis *Fr.* 2.50.

In Rom war es, wo der letzte der Paläologen, Thomas, aus Morea vertrieben, 1461 seine Zuflucht suchte. Nachdem er im Gram über sein schweres Schicksal bereits 1465 daselbst verstorben, nahm sich Cardinal Bessarion seiner hinterlassenen jüngeren Kinder an. Von den zwei Söhnen ging indes der eine nach Constantinopel und ward Muselmann, der andere starb 1502 im Elend. Die ältere Tochter Juliana starb schon 1474 als Königin der Serben; die jüngere, die schöne Zoe, wurde von Bessarion dazu ausersehen, die Braut des Großfürsten Iwan zu werden und so eine Annäherung der russischen mit der römischen Kirche anzubahnen. Dieses merkwürdige Heiratsproject, durch welches die Erbansprüche des alten Byzanz an die Czaren von Moskau übergingen, und dessen Verwirklichung im Jahre 1472 bildet den Gegenstand der vorliegenden überaus interessanten Studie, welche die Berichte des Jakob Maffei von Volterra, sowie die bereits bekannten griechischen und russischen Nachrichten durch neugefundenes Actenmaterial aus italienischen und deutschen Archiven (namentlich Venedig, Vicenza und Rom) ergänzt. Mit der heutigen orientalischen Frage hängt diese Hochzeit allerdings nur sehr entfernt zusammen, aber sowohl als Episode in den verschiedenen Anknüpfungsversuchen freundlicher Beziehungen zwischen Rom und Moskau, wie auch als Culturbild aus dem 15. Jahrhundert ist dieselbe von nicht geringem Interesse, und die Resultate der Forschung sind zu höchst anziehender Darstellung vereint. Die Reise von Rom nach Moskau führte die schöne byzantinische Braut über Siena, Florenz, Venedig, Trient, Innsbruck, Augsburg, Nürnberg nach Lübeck. Dort bestieg sie ein Schiff nach Reval, wo die Deutschritter sie glänzend bewillkommten. In Dorpat ward sie von den Gesandten ihres Bräutigams abgeholt und über Pskow nach Moskau geleitet. In Nürnberg hielt sie sich vier Tage auf. „Der Rath beschenkte sie mit einem kostbaren Gürtel, die Frauen von Nürnberg mit einem Fäßchen Wein und Zuckerwerk. Ein großer Ball vereinigte auf dem Rathhaus die Blüte der Bürgerschaft. Die Prinzessin wohnte demselben bei, aber sie erklärte sich für unwohl et ne voulut pas de ses pieds byzantins remuer la poussière allemande." Sie bekam dafür aber später genug russischen Staub zu schlucken. Von den großen Hoffnungen, welche Bessarion an die Heirat geknüpft, verwirklichte sich leider keine.

Ein Besuch am La Plata. Von Ambros Schupp S. J. Mit 38 Illustrationen. XII u. 248 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis: eleg. brosch. *M.* 4; eleg. geb. *M.* 6.

Politische Ereignisse lenkten in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf Buenos Ayres, „die Königin des La Plata". Um so willkommener wird das vorliegende,

herrlich ausgestattete Buch unseren Lesern sein, in welchem P. A. Schupp, durch seine sinnigen Märchendichtungen wohl bekannt, einen Besuch am La Plata beschreibt, den er kurz vor dem Ausbruche der Unruhen den drei Städten Montevideo, Buenos Ayres und La Plata an der Mündung des Silberstromes abstattete. In einfacher, schlichter Sprache erzählt er seine Reise, schildert die Städte, die an Pracht ihrer Bauten den Städten Europa's nicht nachstehen, und sucht uns mit dem Volksgeist und mit der geschichtlichen Entwicklung jener Freistaaten bekannt zu machen. Manches werthvolle statistische Material hat er geschickt in seine Beschreibung verflochten. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser natürlich den kirchlichen Verhältnissen, in denen er manche trostreiche Seite hervorzuheben weiß. Aber auch die wissenschaftlichen Sammlungen finden in ihm einen begeisterten Verehrer, und in diesem Punkte werden vielleicht einige Leser der Meinung sein, er habe des Guten etwas zu viel gethan. Recht gelungen sind manche der kleinen Lieder, die P. Schupp seinen Schilderungen eingestreut hat, einige sind wahre Perlen; zu ihnen rechnen wir namentlich die aus dem Spanischen übertragenen Weihnachtsdichtungen. Wir bedauern nur, daß es P. Schupp nicht vergönnt war, seine Reise landeinwärts etwas weiter fortzusetzen und uns ein geographisches und historisches Bild der gesammten La Plata-Staaten zu entwerfen.

Vierhundertvierzig merkwürdige und seltene Todesarten. Wahrheitsgetreu erzählt von Dr. Jos. Ant. Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. XXIV u. 446 S. 12°. Mainz, Kirchheim, 1890. Preis *M.* 3.

Aus den zahlreichen Exempelbüchern des fleißigen und seeleneifrigen Dr. Keller greifen wir das oben genannte heraus, an welchem wir nichts Belangreiches auszusetzen haben, wiewohl auch hier ein etwas wählerischeres Vorangehen nur zu billigen gewesen wäre. Jedenfalls ruft das Buch allen Lesern ein heilsames Memento mori zu. Die vielen plötzlichen Todesfälle, welche berührt werden, sind ernst ergreifender Natur. Will der Prediger oder Katechet die Nothwendigkeit, stets auf den Tod vorbereitet zu sein, durch Beispiele beleuchten, so braucht er nur zu dieser Sammlung zu greifen. Ermuthigend und tröstlich sind die zahlreichen Züge der Bekehrung auf dem Todesbett, wie sie das XVIII. Kapitel bringt, und doch wieder bei aller Anregung zur Ermuthigung ein vermessenes Vertrauen zurückdrängend, weil sich die Bekehrung oft an das lange und heiße Gebet eines Dritten knüpft, von dem niemand weiß, ob es ihm zu theil wird. Wegen dieses Kapitels allein schon, welches eine herrliche Beleuchtung der göttlichen Barmherzigkeit bietet, verdient dieses Büchlein eine warme Empfehlung. — S. 360 wird der gleiche Todesfall, über den bereits S. 124 berichtet wurde, wörtlich nochmals mitgetheilt.

Studium und Studentenleben vor vierzig bis fünfzig Jahren und eine schwere Prüfung nach absolvirtem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Leopold Kist. VIII u. 588 S. kl. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891. Preis *M.* 3.

Es sind Erinnerungen recht trüber Natur, die untermischt mit Betrachtungen verschiedenster Art und den Früchten fleißiger Lectüre hier als buntes Ganze geboten werden. Von den Beobachtungen der Studentenzeit war gewiß manches werth, niedergeschrieben zu werden, und kann zur Beurtheilung von Personen und Verhältnissen gute Dienste thun. Auch unter den vielleicht allzu reichlich eingestreuten all-

gemeinen Zeitbetrachtungen findet sich manche treffliche Bemerkung. Das Buch ist in gutem Geiste geschrieben und enthält ernst belehrende Momente. Doch dürften Ton und Geschmack, in welchen dieselben niedergelegt sind, nicht allgemeinen Beifall finden. Als Lesung für die Jugend, auch die studirende, ist das Buch nicht zu empfehlen. So bezeichnend übrigens die gegebenen Schilderungen für badische Zustände sein mögen, wird man sich doch vor Verallgemeinerung hüten müssen.

Changarnier par le Comte d'Antioche. VIII et 487 p. 8°. Paris, Plon, 1891.

Für die politische Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert und die Beurtheilung mancher, einst vielgenannter Personen ist diese Biographie von Bedeutung. Ueberdies gewährt sie das Interesse, welches die nähere Bekanntschaft mit Menschen von Charakter und Geist zu bieten pflegt, zumal wenn es ihnen beschieden war, in den großen Ereignissen der Geschichte eine Rolle zu spielen. Changarnier, 1793 unter den Schrecken der Revolution geboren, verließ anfangs 1815 die juristische Laufbahn, um in die Armee einzutreten, bedeckte sich in den Feldzügen in Spanien und Algier mit militärischen Ehren und zeigte alle Eigenschaften eines geborenen Feldherrn. In der Zeit von der Februar-Revolution 1848 bis zur Proclamirung des Kaiserreiches stand er auch in politischer Hinsicht stark im Vordergrund; denn von Napoleon verbannt und durch die eigene Charakterfestigkeit vom Wiedereintritt in die Armee ausgeschlossen, trat er erst in den Tagen des Unglücks für sein Vaterland 1870 als selbstloser Patriot wieder mehr hervor. Seine Jugend scheint er leichtfertig durchlebt zu haben, Duelle machten ihm wenig Skrupel, noch als General hat er G. v. Lamartine gefordert. Aber als gefeierter Kriegsheld vertieft er sich in die Bekenntnisse des hl. Augustin, in der Zeit pecuniärer Bedrängniß spart er sich die Mittel fast am Munde ab, um ein umgestürztes Kreuz vor seiner Kirche durch ein neues ersetzen zu lassen; stets war er gerecht und wohlthätig. Man trifft ihn in den Kreisen eines Montalembert und Dupanloup. Bei Louis Philippe's Tod ließ er, dem Präsidenten Louis Napoleon zum Trotz, für die Seelenruhe des entthronten Königs in den Tuilerien die heilige Messe lesen. Beim Herannahen seines letzten Kampfes war der alte Soldat gern bereit, durch die heiligen Sacramente sich darauf vorzubereiten. Das Crucifix in seinem Zimmer war der Gegenstand seiner besondern Vorliebe. „Sieh, Karl," sagte er auf dasselbe hinweisend noch in den letzten Tagen zu einem Verwandten, „sieh, das ist mein Anführer." Als in jener Zeit die öffentlichen Blätter ihm besondere Aufmerksamkeit zuwendeten, und eines derselben u. a. eine ausführliche Beschreibung seines Wohnzimmers gebracht hatte, bemerkte er dazu: „Das Schönste in meinem Zimmer haben sie vergessen, meinen schönen Christus. Freilich darf einen das nicht wundern, der Gedanke an Gott ist ihnen fremd."

Aus den Jahrbüchern des Klosters Maria Mai im Rieß. Aufzeichnungen der Priorin Walpurgis Schefflerin über die Geschicke ihres Convents im Jahre 1525. Eine Quellenschrift zur Geschichte des Bauernkrieges im nordöstlichen Schwaben. 39 S. 4°. Augsburg, Huttler, 1891. Preis *M.* 1.20.

Eingehende Mittheilungen über die von den Stürmen des Bauernkrieges 1525 heimgesuchten Klöster sind selten. Um so werthvoller ist ein hier in schöner Ausstattung mit hübschen Illustrationen abgedruckter Bericht, welchen Schwester Walpurg von Eichstädt aus dem Salvatororden der hl. Brigitta nach eigenen Erlebnissen im

Unglücksjahre niederschrieb, und in welchem sie die Gefahren, Aengste und Verluste ihrer Genossenschaft Maria Mai (Maihingen) in anspruchsloser Einfachheit treu und ausführlich schildert. Beim Anfang der Fastenzeit begannen die Bauern der Nachbarschaft das Kloster zu bedrängen und zu schädigen. Ende April mußten 30 Schwestern mit der Oberin sich nach Oettingen begeben; 20 blieben mit der Priorin im Kloster, wurden aber von den Bauern so heimgesucht, daß ein Graf von Oettingen ihnen zu Hilfe kam und auch sie in die Stadt sandte. Er ward aber von den Bauern gefangen genommen, die Oettingen eroberten, bald nachher jedoch bei Ahausen an der Wörnitz eine entscheidende Niederlage erlitten. Die Schwestern kehrten heim und versuchten, ihr verwüstetes Kloster, sowie dessen abgebrannten Maierhof Uttenstetten herzustellen. Es erholte sich aber nicht mehr von so wuchtigen Schlägen, kam 1605 in die Hände der Franziskaner, wurde 1719 Familienbegräbnißstätte des Hauses Oettingen-Wallerstein, 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß dessen Eigenthum und beherbergt jetzt die zum großen Theil alten Klosterbibliotheken entstammenden unschätzbaren Besitzthümer und andere wissenschaftliche Sammlungen des fürstlichen Hauses.

Titular-Domherr **Anton Engelb. Maurer,** der angebliche Ketzerstifter. Ein Beitrag zur Geschichte der Diöcese Seckau. Von Joseph Zapletal, Sr. päpstlichen Heiligkeit Ehrenkämmerer, fürstbischöfl. geistlicher Rath, Hauskaplan bei den Frauen vom guten Hirten und Redacteur. 62 S. 8⁰. Graz, Styria, 1891.

In verschiedenen Werken, selbst in Hergenröthers Kirchengeschichte (3. Aufl., III, 957), wird der Seckauer Domherr Maurer (gest. 4. Januar 1814) mit einer mystisch-rationalistischen Secte in ursächliche Verbindung gebracht. Die vorliegende kleine Monographie unternimmt auf Grund der im Seckauer Ordinariatsarchiv, sowie im k. k. Staatsarchiv und anderen Archiven zu Wien ruhenden Acten die Vertheidigung des Angeschuldigten. Der Verfasser, Monsignore Zapletal, der verdiente Redacteur des „Grazer Volksblattes", legt dar, wie der flache Josephinismus eine spiritualistische Reaction hervorrief und das verlassene Volk sich an Maurer hing, weil er einer der wenigen seeleneifrigen Priester war und sich besonders im Beichtstuhl und in der Krankenpflege sehr thätig erwies. Wegen Unvorsichtigkeit und unklugen Eifers von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verfolgt und verbannt, erschien er vielen, welche noch an der alten Zeit hingen und eine kräftige Bethätigung des kirchlichen Lebens schwer vermißten, nicht ohne Grund als ein unschuldiges Opfer einer unkatholischen Bureaukratie. Ehre dem Verfasser, welcher die Ehre eines jedenfalls überstreng Verurtheilten und Gestraften wiederherstellt.

Miscellen.

Europäisches Sklavenleben. Man pflegt von gewisser Seite mit Vorliebe und Schadenfreude hinzuweisen auf gedrückte Arbeiterverhältnisse in „ultramontanen Ländern". Dem alten Sprichwort vom „Krummstab" zum Trotz möchte man gar gerne der Geschichte ins Gesicht lügen, daß der Ultramontanismus schuld sei an der Bedrückung und Aussaugung der Massen. Dem gegenüber ist es von Interesse, wenn einmal der Schleier gelüftet wird betreffs der Arbeiterverhältnisse an Orten, wo es keinen Ultramontanismus gibt. England, die classische Heimat der Fabrikarbeit, mit seiner gerühmten Philanthropie und seiner Zärtlichkeit selbst für die Leiden der Thiere, kannte vor 80 Jahren noch nichts von Ultramontanismus. Es war die Zeit, wo die ganze Nation sich erhob und wo reichlich die Millionen flossen zur Abschaffung der Sklaverei in fernen Welttheilen, einer Sklaverei, welche die meisten nur kannten aus Romanen und Sensationsberichten. Die Industrie hatte einen ungeheuern Aufschwung genommen; überall entstanden Fabriken, aber es fehlte an Arbeitern. Es galt noch als eine Schande, namentlich für Mädchen, in einer Fabrik zu arbeiten, oder auch nur für einige Zeit da gearbeitet zu haben. Erst die bittere Noth, wie die Masseneinwanderung von Irland her, hat später hierin eine Aenderung herbeigeführt. Inzwischen bedurften aber die Fabrikherren der Arbeitskräfte, und sie verschafften sich diese aus den Armenhäusern und aus der Reihe derer, die von Gemeindewegen als Arme unterhalten wurden. H. de B. Gibbins (The Industrial History of England, 1890, p. 179) schildert die Zustände, die sich daraus ergaben:

„Aus allen Theilen Englands ließen sie (die Fabrikherren) Gemeindelehrlinge (Kinder, die von der Gemeinde unterhalten und zu Handwerkern in die Lehre gegeben wurden) kommen, unter dem Vorgeben, sie für die neuen, eben erst eingeführten Arbeitszweige in die Lehre zu nehmen. Die Fabrikherren traten in geordnete Geschäftsverbindung mit den Armenpflegern, welche bestimmte Tage ansetzten für die Inspicirung der Kinder der Gemeindearmen. Diejenigen, welche dann ausgesucht wurden, brachte man auf Lastwagen oder Kanalbooten an ihren Bestimmungsort, und von dem Augenblick waren sie verdammt zur Sklaverei. Manchmal traten Handelsunternehmer an die Stelle der Fabrikherren, beförderten eine Anzahl Kinder nach einem Fabrikdistrict und hielten sie dort auf Lager, gewöhnlich in einem dunkeln Keller, bis sie dieselben an einen Fabrikherrn absetzen konnten, der gerade neue Arbeitskräfte brauchte. Dieser kam dann und prüfte ihre Größe, Stärke und körperliche Beschaffenheit genau so, wie die Sklavenkäufer es thaten auf den Märkten Amerika's. Von da an waren die Kinder einfach der Willkür ihrer Besitzer preisgegeben, vorgeblich als Lehrlinge, thatsächlich als Sklaven, die keinen Lohn erhielten, und bei denen es auch nicht der Mühe werth war, sie angemessen zu füttern und zu kleiden, da sie so billig und so leicht zu haben waren. Oft wurde es durch die Pfarrverwaltung ausbedungen, um

auch die stumpfsinnigen Kinder los zu werden, daß der Fabrikherr auf je 20 Kinder auch einen Idioten mit in den Kauf nehmen müsse. Das Schicksal dieser unglücklichen Idioten war noch trauriger als das der übrigen. Das Geheimniß ihres Endes ist niemals gelüftet worden, aber man kann sich einen Begriff ihrer Leiden bilden an dem Schicksal der übrigen, die der Gewinnsucht und Grausamkeit der Kapitalisten zum Opfer fielen. Ihre Behandlung war im höchsten Grade unmenschlich. Ihre Arbeitsstunden wurden nur begrenzt durch ihre Erschöpfung, nachdem verschiedene Arten von Quälerei vergeblich angewendet waren, sie zur Fortsetzung der Arbeit zu zwingen. Kinder wurden oft 16 Stunden täglich an der Arbeit gehalten, und zwar Tag und Nacht. Selbst die Sonntage wurden benutzt als geeignete Zeit, die Maschinen zu reinigen (und das im puritanischen England!). Der Verfasser der History of the Factory Movement schreibt: ‚Im Gestank, in überhitzten Räumen, unter dem beständigen Sausen von tausend Rädern wurden kleine Hände und kleine Füße in ununterbrochener Beschäftigung gehalten, in unnatürliche Thätigkeit hineingezwungen durch Schläge oder Stöße von den schweren Händen und Füßen der erbarmungslosen Aufseher und durch körperliche Züchtigung mittelst Strafwerkzeugen, erfunden durch den erhöhten Scharfblick einer unersättlichen Selbstsucht.‘ Mit der gröbsten und billigsten Kost wurden sie genährt, oft derselben, welche den Schweinen ihres Herrn zum Futter diente. Abwechselnd, ‚in Relais‘, schliefen sie in denselben schmutzigen Betten, welche niemals kühl werden konnten; denn die eine Abtheilung der Kinder mußte sich darin schlafen legen, sobald die andere zu ihrer Tages- oder Nachtarbeit aus denselben sich erhoben hatte. Oft war nicht einmal Trennung der Geschlechter; Krankheit, Elend und Laster gediehen wie in einem Zuchtbeet der Ansteckung. Einige dieser ärmsten Geschöpfe versuchten zu fliehen. Um solches für die Zukunft zu verhindern, wurde denen, die einer derartigen Neigung verdächtig waren, Eisen an die Füße geschmiedet mit Ketten, die zu den Hüften reichten, und man zwang sie, in diesen Fesseln zu arbeiten und zu schlafen. Junge Frauen und Mädchen waren dieser brutalen Behandlung ebenso ausgesetzt wie Knaben. Viele starben hin und wurden heimlich bei Nacht an irgend einem abgelegenen Fleck eingescharrt, damit nicht die Bevölkerung der Umgegend die Zahl der Gräber gewahr werden sollte; viele endeten durch Selbstmord. Die ganze Liste von Grausamkeit und Elend ist zu lang, um hier aufgeführt zu werden; man mag sie lesen in den Memoirs of Robert Blincoe, der selbst ein ‚Gemeindelehrling‘ war, oder in den Blättern des Blaubuchs vom Anfang dieses Jahrhunderts, in welchem selbst die pedantisch trockene Amtssprache zum Leben aufgerüttelt wird durch das Elend, welches sie zu berichten hat.“

Erst als das Uebel auf das äußerste gestiegen, und in directer Folge der vorhandenen Uebelstände in den Fabrikdistricten Manchesters eine ansteckende Seuche ausgebrochen war, wurde mit dem bisherigen System aufgeräumt. Aber die Kinderarbeit dauerte fort, nur daß sie auf 12 tägliche Arbeitsstunden (mit Ausschluß der Ruhepausen) eingeschränkt wurde. Die Zustände, unter welchen von da an bis 1833 beständig etwa 50—60 000 Kinder (vom 7. bis 18. Jahre) in den Fabriken Englands arbeiteten, waren kaum bessere als die

früheren. „Der Sklavenhandel ist im Vergleich dazu noch Barmherzigkeit“, schrieb am 1. März 1833 ein damals bekannter Politiker. Mit den Gesetzen von 1833 und 1847, welch letzteres u. a. 10 Stunden Arbeitszeit als das Maximum für Kinder festsetzte, wurde es besser.

Die Kirche lebt noch. Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch nicht gar ferne, da galt es in freigeistigen Kreisen als Dogma, daß die katholische Kirche sich ausgelebt habe. Der große Leichnam, der nur des Todtengräbers harre, war fast zum Sprichwort geworden. Unter den schalen Witzen, mit welchen 1849 eines der vielen Spottblätter, die damals zur Carikirung der „Kreuzzeitung“ erschienen, ihre Spalten füllte, fand sich unter der Ueberschrift „Anstellungs- und Beschäftigungsgesuche“ nach einem fingirten Anstellungsgesuch Louis Philipps aus London auch die niederträchtige Annonce: „Aus Mangel an Beschäftigung will ich mich zu allem gebrauchen lassen. Papst.“ Heute ist das viel anders geworden. Man findet, daß die Kirche „noch sehr stark existire“. Die frühere Täuschung sucht mit Recht der Jenaer Geschichtsprofessor O. Lorenz zu erklären nicht aus der Beobachtung der Wirklichkeit, sondern aus der vor 50 Jahren herrschenden und auch die Geschichtsauffassung bestimmenden Hegelschen Philosophie. Danach war es ja ausgemacht, daß die Gegensätze der antiken und der mittelalterlichen Geschichte ihre Auflösung finden müßten in der Cultur der Gegenwart, als der Synthese der beiden ersteren. Aus derselben doctrinären Verwirrung, meint er, sei „der hoffnungslose Kampf“ zu erklären, „den in unserem Jahrhundert der Liberalismus gegen die katholische Kirche geführt hat“. Drastisch schildert er das Erwachen von der Täuschung:

„Der Hochmuth des Systems, welches den historischen Verlauf logisch entwickelt, hat die römische Kirche natürlich längst für ‚abgeblüht‘ und verstorben erklärt; als man nun bemerkte, daß sie noch sehr munter ist und sich wohl befindet, auch dreimal mehr Bekenner zählt als zur Zeit der Blüte, so wurde man sehr ungehalten, tobte gegen die Verkehrtheiten der Staaten und Regierungen und erhitzte sich in Angriffen, welche das gerade Gegentheil von dem ergaben, was man wünschte. Nach jedem Angriff zeigte sich das ‚System der mittelalterlichen Weltanschauung‘ stärker und mächtiger als zuvor. Nachdem die römische Kirche den Glauben, daß sie todt sei, vortrefflich benützt hatte, um in aller Stille sich auszurüsten, fand sie auf dem Kampfplatze zunächst einen Gegner, welcher sich so geberdete, als habe man ihm ein bloßes Gespenst, ein nicht mehr bestehendes Wesen gegenübergestellt, das er wohl zu belächeln, aber durchaus nicht zu verscheuchen brauchte. Denn es war ja etwas ‚Mittelalterliches‘, was ihm da in den Weg gelaufen kam. Die Einbildung der liberalen Theologie, welche natürlich eben im Begriffe war, in eine noch ‚höhere Epoche‘ hinaufzusteigen, vermochte sogar der ‚mittelalterlichen Weltanschauung‘ einen mitleidigen Blick zuzuwenden, indem sie das Gespenst für ‚seine Zeit‘ gar nicht so übel fand und geneigt war, dasselbe fast besser zu behandeln, als seinen Nachfolger in der Entwicklung, das abscheuliche Muckerthum — allein mit einemmal sah sich der Fortschritt, indem er den Sprung zur neuesten Stufe versuchte, am

Kragen gefaßt und von dem leblosen Gespenste des Mittelalters noch einmal wirklich und leibhaftig angepackt. Das Mittelalter lebte wirklich noch!"

Aber Lorenz findet, „daß diese Kirche nicht nur besteht, sondern auch sich innerlich wohler befindet als jemals zuvor". Nachdem er an mehreren Hauptpunkten nachgewiesen, daß sie in Lehren, Anschauungen und Gebräuchen unverändert dieselbe geblieben sei, fährt er, allerdings mit einiger rhetorischen Uebertreibung in der Herabsetzung der kirchlichen Vergangenheit, fort:

„Der Cölibat ist heute viel energischer zur Ausführung gekommen, als es jemals im Mittelalter gelungen ist. Die Idee des Mönchswesens ist in einer Anzahl von neuen und neuesten Orden viel reiner aufgefaßt worden, als zur Zeit des Papstes Hildebrand. Die kirchliche Disciplin ist durch das Tridentinische Concil zu einer Höhe emporgebracht, welche dem größten mittelalterlichen Idealismus nicht erreichbar geschienen hätte. Der kirchliche und religiöse Unterricht hat heute eine Verbreitung, von der das Mittelalter keine Vorstellung hatte. Der Clerus ist von einer Reinheit, welche im Mittelalter ohne weiteres jedem einzelnen Anspruch auf die Heiligsprechung gegeben hätte. Während die mittelalterliche Weltanschauung Bischöfe und Päpste [doch selbst in den ganz vereinzelten abnormen Fällen noch mehr als fraglich] kannte, welche vom Wort Gottes weniger wußten als ihre Stallknechte, wird heute in fünf Welttheilen nicht ein völlig Unwürdiger zum Priester geweiht, gibt es vielleicht auf dem weiten Erdenrund nicht so viele Simonisten und Nicolaitisten, als zur Zeit Gregors VII. und Innocenz' III. in jeder Diöcese" (Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen II, 158).

Fast zur selben Zeit mit dem Buche des geschichtskundigen Jenaer Protestanten erschien ein Werk des erfahrenen Weltumseglers Graf A. v. Hübner, eines Katholiken: „Ein Jahr meines Lebens", Leipzig 1891. Hier wie dort führt der Gang der Gedanken nur wie zufällig auf die gegenwärtige Stellung der Kirche. Was der Protestant aus der Vergleichung ferner Zeiten, schöpft der Katholik aus der Anschauung ferner Länder. Er schreibt:

„Dieser Fürst (der Papst) ist vor allem das geistliche Oberhaupt der katholischen Kirche und nennt sich den Stellvertreter Christi auf Erden. Niemals seit der Reformation ist die Bedeutung seines Magisteriums selbst in dem von Rom getrennten Theile der Christenheit in ähnlichem Maße anerkannt worden, wie unter dem großen Papste, welcher heute den Apostolischen Stuhl einnimmt. In der Schule der Erfahrung und im Lichte der großen Oeffentlichkeit unserer Tage haben die Menschen kennen gelernt, was sie früher kaum ahnten: den Einfluß, welchen das Haupt der römischen Kirche auf Millionen von Gewissen übt. . . Die große Gemeinde, welche dasselbe glaubt und hofft (wie ihr Oberhaupt, der Papst), verbreitet sich allmählich über den Erdenball und hat in den letzten Jahrzehnten an Zahl und Einfluß ungeheuer zugenommen. In dieser Beziehung berufe ich mich auf das unparteiische Zeugniß aller jener, welche die beiden Hemisphären besucht haben."

Die Philosophie des „wissenschaftlichen" Socialismus.

(Schluß.)

III.

Kritik.

Jeder Irrthum verneint sich schließlich selbst. Der „wissenschaftliche" Socialismus theilt dieses Loos. Genau derselbe Widerspruch, den er Hegel zum Vorwurfe machte, steht auch ihm auf der Stirne geschrieben:

a. Der Widerspruch zwischen Methode und System.

43. Marx und Engels lebten in einer Zeit, wo „der Dampf und die Maschinerie die industrielle Production revolutionirten"; in einer Zeit, welche kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als das nackte Interesse, die gefühllose „baare Zahlung"; in einer Zeit, welche durch eine gewissenlose Handelsfreiheit den wirthschaftlichen Kräften volle freie Bahn geschaffen, in der die „altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen aufgelöst wurden, alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige entweiht ward" [1]. — Sie lebten in einem Lande, in welchem die kapitalistische Productionsweise ihre größte Entwicklung erreicht hatte, wo sie die Politik beherrschte und in alle Verhältnisse des Lebens eingriff. Seit der Durchführung der Großindustrie, mindestens seit 1815, drehte sich in England der ganze politische Kampf um die Herrschaftsansprüche der grundbesitzenden Aristokratie und der Bourgeoisie. Aehnliches trat in Frankreich seit der Rückkehr der Bourbonen zu Tage. Die Geschichtschreiber der Restaurationszeit, von Thierry bis Guizot, Mignet und Thiers, erblicken in diesem Kampf der Klassen geradezu den Schlüssel zum Verständniß der französischen Geschichte seit dem Mittelalter. Namentlich aber trat der Kampf um ökonomische Interessen seit 1830 in den Vordergrund. Es war die Zeit, wo in England und Frankreich bereits das

[1] „Communistisches Manifest". Dritte Ausgabe. Zürich 1883. S. 6 f.

Proletariat als dritter Kämpfer um die Herrschaft anerkannt wurde. „Die Verhältnisse hatten sich so vereinfacht, daß man die Augen absichtlich verschließen mußte, um nicht im Kampf dieser drei großen Klassen und im Widerstreit ihrer Interessen die treibende Kraft der modernen Geschichte zu sehen, — wenigstens in den beiden fortgeschrittensten Ländern." [1]

Das war die Umgebung, in welcher die socialistische Geschichtsphilosophie erstand.

Hätten die Theoretiker des wissenschaftlichen Socialismus sich damit begnügt, in den ökonomischen Verhältnissen die Grundlage, die Erklärung der Ereignisse und Zustände ihrer Epoche, ihrer nächsten Umgebung zu finden, so würden sie freilich nicht ganz von dem Vorwurf einseitiger Oberflächlichkeit freigesprochen werden können, — allein die Theorie wäre in Uebereinstimmung geblieben mit der „dialektischen Denkweise". Indem sie sich aber verleiten ließen, aus den eigenthümlichen und krankhaften Verhältnissen ihrer Zeit und Umgebung eine allgemeine Geschichtsauffassung abzuleiten [2], die Bewegungsgesetze, die „Dialektik" ihrer Epoche, auf alle früheren Epochen zu übertragen, als ursprünglich treibende und bewegende Mächte aller Geschichte hinzustellen; indem sie von uns forderten, daß wir in ihren „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung der Urheber beschränkten" [3] Ideen die „wirklichen Zusammenhänge" aller bisherigen Weltgeschichte erkennen sollten: fielen sie einer noch größern Absurdität zum Opfer als der liberale Oekonomismus, der — ohne an die „dialektische Methode" sich zu binden — in den Wirthschaftsgesetzen seiner Zeit, in der freien Concurrenz, der Arbeitstheilung u. s. w. die ewigen, unwandelbaren Wirthschaftsgesetze aller zukünftigen Zeiten entdeckt zu haben vermeinte.

Nach der Lehre des wissenschaftlichen Socialismus sind die Ideen und Systeme lediglich Frucht und Abbild ihrer jeweiligen Wirthschaftsepoche. Marx verübelt es darum dem Stagiriten nicht, wenn er erklärt, der Mensch sei von Natur zum Städtebürger bestimmt. Ebenso findet Franklin Gnade mit seiner Behauptung, der Mensch sei von Natur ein Instrumentenmacher. Beide, Aristoteles und Franklin, befinden sich eben in voller Uebereinstimmung mit „der Logik ihres Zeitalters". — Wie auf philosophischem, so wird man auch auf historischem

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 55. [2] Ebendas. S. 57 f.
[3] Engels, „Dühring". S. 21 f.

Gebiete wenig „endgiltige Wahrheiten“ auftreiben können, wenn man nicht etwa „Plattheiten und Gemeinplätze der ärgsten Art“ — z. B. „daß die Menschen im allgemeinen ohne Arbeit nicht leben können; daß sie sich bisher meist eingetheilt haben in Herrschende und Beherrschte; daß Napoleon am 5. Mai 1821 gestorben ist“ [1] — für „ewige Wahrheiten“ halten will.

Wehe aber dem, der es wagen wollte, diese Lehren auf die materialistische Geschichtsauffassung anzuwenden, der die Lehrsätze des „wissenschaftlichen“ Socialismus entweder als „Plattheiten der ärgsten Art“ bezeichnen oder ihnen jeden dauernden Werth absprechen wollte! Er würde mit ähnlichen Artigkeiten überschüttet werden, wie seiner Zeit Proudhon, Rodbertus, Lassalle, Dühring, die Verfasser des Gothaer Programms, die Herren Bebel, Liebknecht und Genossen.

Das ist also jener erste auffallende Widerspruch, in welchem die Theoretiker des „wissenschaftlichen“ Socialismus sich immerfort bewegen. Einerseits gebärden sie sich als Skeptiker, die an allem zweifeln; andererseits als unfehlbare Propheten, welche endlich einmal die lautere Wahrheit entdeckt haben. — Es gibt keine „endgiltige Wahrheit“, so lautet ihr erstes Dogma. Allein gleichzeitig gilt ihnen dennoch jeder, auch noch so gemäßigte, Idealismus als endgiltig überwundener Standpunkt. Der Materialismus ist die einzig richtige Weltanschauung für alle Zukunft. — Wie der ganze Mensch, so sind auch insbesondere seine Ideen, seine Denkweise u. s. w. ihrer Lehre zufolge lediglich Ergebniß seines örtlichen und zeitlichen „Milieu“. Indessen die „dialektische Methode“ macht von diesem Gesetze eine Ausnahme. Sie wird nicht als „objectiv durch die geschichtliche Lage und subjectiv durch die Körper- und Geistesverfassung ihrer Urheber beschränkt“, sondern als die einzig richtige Denkweise in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hingestellt. — Endgiltig steht es schließlich für jene Herren fest, daß die gesammten Lebensbedingungen der Menschen in ihrer historischen Folge und ihrem gegenwärtigen Endergebniß, die gesellschaftlichen Zustände, die Rechts- und Staatsformen mit ihrem idealen Ueberbau von Philosophie, Religion, Kunst u. s. w. in letzter Instanz allein von der wechselnden ökonomischen Unterlage, durch die Veränderungen in Productionsmitteln und Productionsverhältnissen, bestimmt werden.

Der russische Publicist Anienkow hat mit wenigen Zügen ein charakteristisches Bild von der Persönlichkeit des Begründers der materialistischen

[1] Engels, „Dühring“. S. 101.

Geschichtsauffassung entworfen, ein Bild, welches Herrn Marx gerade nicht als den bescheidenen Apostel bloß „relativer“ Wahrheit erscheinen läßt. Marx „sprach nicht anders als in imperativen, keinen Widerspruch duldenden Worten, die übrigens noch durch einen mich fast schmerzlich berührenden Ton, welcher alles, was er sprach, durchdrang, verschärft wurden. Dieser Ton drückte die feste Ueberzeugung von seiner Mission aus, die Geister zu beherrschen und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Vor mir stand die Verkörperung eines demokratischen Dictators, wie sie auf Momente der Phantasie vorschweben mochte.“ [1] Dieser Mann zweifelte an allem, nur an einem nicht, — nicht an sich selbst. Er übte die rücksichtsloseste Kritik an jedem, der anders dachte als er. Eine Kritik seiner eigenen Ansichten aber gestattete er nicht. Er unternahm es, alle bisherige Philosophie, Oekonomik, Moral und Theologie umzustürzen, um einzig seine „Wissenschaft“ an deren Stelle zu setzen. Wenn Marx uns versichert, daß die Ideen bloß „historische, vergängliche, vorübergehende Producte“ [2] sind, so wird er gleichzeitig fordern, daß wir seine eigenen Ideen stets von dieser allgemeinen Regel auszunehmen haben.

44. Derselbe Widerspruch, welcher sich kundgibt in der gleichzeitigen Läugnung aller „endgiltigen Wahrheit“ auf Grund der materialistischen Dialektik und in dem Aufbau einer Weltanschauung und Geschichtstheorie, deren Obersätze „unanfechtbar“ sind, absolute Geltung beanspruchen, — dieser selbe Widerspruch zwischen „System und Methode“ offenbart sich auch, wenn wir die praktischen Ziele des „wissenschaftlichen“ Socialismus ins Auge fassen.

„Bei allen Philosophen ist gerade das ‚System‘ das Vergängliche, und zwar deshalb, weil es aus einem unvergänglichen Bedürfniß des Menschengeistes hervorgeht: dem Bedürfniß der Ueberwindung aller Widersprüche. Sind aber alle Widersprüche ein für allemal beseitigt . . ., so ist die Weltgeschichte zu Ende, und doch soll sie fortgehen, obwohl ihr nichts mehr zu thun übrig bleibt — also ein neuer unlösbarer Widerspruch.“ [3] — Engels ahnte nicht, als er diese Worte niederschrieb, daß er damit nicht nur Hegel, sondern auch sein eigenes „System“ traf. Wenn es wahr ist, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende ist, — wo hinaus will denn eigentlich der „wissenschaftliche“ Socialismus?

[1] „Neue Zeit“. Mai 1883; vgl. Dr. G. Adler, „Grundlagen der Marx’schen Kritik“. Tübingen 1887. S. 282.

[2] Marx, „Elend der Philosophie“. S. 101.

[3] Engels, „Feuerbach“. S. 9.

Ist nicht gerade die Beseitigung aller Widersprüche sein praktisches Ziel? Strebt er ja doch nach einer Gesellschaftsordnung ohne Widersprüche, nach einem Reiche ungetrübten Glückes, nie gestörten Friedens. Da gibt es keine Klassen, keinen Klassengegensatz, keinen Klassenkampf mehr. Die Träger der bisherigen Bewegung und der gesammten Cultur während der ganzen langen Dauer der Civilisation haben sich dort zur Ruhe begeben; die „Negation der Negation“ hat abgedankt. An Stelle des ewigen Werdens und Vergehens, des auf- und abwogenden Kampfes, ist die Unwandelbarkeit, die Unveränderlichkeit des Glückes und Genusses getreten. Hatte Hegel, im Widerspruche mit seiner dialektischen Methode, in der Monarchie Friedrich Wilhelms III. die endgiltige Verkörperung der absoluten Idee, den definitiven Abschluß einer „endlosen“ Entwicklung gefunden, so unterscheidet sich der „wissenschaftliche“ Socialismus von Hegels Lehre nur dadurch, daß er an Stelle der ständischen Monarchie die stand- und klassenlose communistische Gesellschaft setzt.

Wir wollen hier nicht bei dem Gedanken verweilen, daß der „wissenschaftliche“ Socialismus bisher außer Stande war, irgendwelche befriedigende Aufschlüsse über die specielle Gestaltung dieser „zukünftigen“ Gesellschaft zu geben, daß er somit seine Anhänger zu einem Sprung ins Dunkle verleiten will. Ist ja doch stets der Utopismus der Fluch jedes communistischen Socialismus, und Marx in seiner Art ebenso sehr Utopist wie St. Simon, Fourier und Robert Owen. Allein die Frage wird man uns erlauben, welcher von den beiden socialistischen Behauptungen wir eigentlich Glauben schenken dürfen, ob der einen, daß mit der Beseitigung aller Widersprüche die Weltgeschichte zu Ende sein, oder der andern, oft wiederholten, daß dann erst recht die Weltgeschichte beginnen werde. Gilt die erste Aussage als richtig, — nun wohl, dann ist die Lehre von einer endlosen Entwicklung eine Phrase. Soll aber die zweite Behauptung gelten, dann wird, der materialistischen Dialektik zufolge, auch die socialistische Gesellschaft den Keim des Todes mit auf die Welt bringen, an den Gesetzen ihrer eigenen Entwicklung zu Grunde gehen müssen, dann wird auch in jenem phantastischen Eldorado rasch eine neue Klasse oder Partei sich bilden, die, unzufrieden mit den ökonomischen Verhältnissen und deren Leitung, mit der Vertheilung der Arbeit und der Consumtionsmittel, den Umsturz des Bestehenden fordern und bewirken wird. Vielleicht liegt es im Plane der göttlichen Vorsehung, zuzulassen, daß die socialistische Gesellschaft als Uebergangsstadium der Geschichte sich einfüge. Eine socialistische Gesellschaftsordnung ist ja immerhin möglich, nicht nur in der

Vorstellung, sondern auch in der Wirklichkeit. Sie ist durchführbar, wenigstens für kurze Zeit, aber nur in der Form — einer asiatischen Despotie. Menschen, die lediglich von den materiellen Lebensbedingungen und natürlichen Trieben sich leiten lassen, bedürfen einer entsetzlich starken Hand, um in Zucht und Ordnung gehalten zu werden.

45. Bedenken allgemeiner Art, wie sie sich aus der Vergleichung von System und Methode ergaben, haben wir bisher gegen den „wissenschaftlichen" Socialismus geltend gemacht. Wir wenden nunmehr unsere Aufmerksamkeit der dialektischen Denkweise, der materialistischen Weltanschauung und socialistischen Geschichtsphilosophie im einzelnen zu. Beginnen wir mit der dialektischen Denkweise, von der man rühmt, daß sie die „wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der ideellen und phantastischen" gesetzt habe.

b. Die Phantasie im Gewande der Erfahrungsphilosophie.

„Die große Grundfrage aller, speciell neuern Philosophie ist die nach dem Verhältniß von Denken und Sein." [1] Allerdings! Glaubt aber Engels diese Grundfrage gelöst zu haben? Für ihn, geradeso wie für Marx, ist jede Philosophie, die den Materialismus verneint, ein in bloßen Idolen, subjectiven Vorstellungen ohne irgendwelche objective Realität befangener Wahn. Er kennt nur die Extreme, — eine wahnwitzige Traumphilosophie nach Art des Hegel'schen Pantheismus und eine phantastische „Wirklichkeitsphilosophie" im Sinne des Feuerbach'schen Materialismus. Daß auch z. B. die Meister der Scholastik lediglich solche Begriffe als wahr anerkannt, welche auf die sinnliche Erfahrung gegründet, die Abbilder wirklicher Dinge waren, die wirklichen und thatsächlichen Zusammenhänge u. s. w. zur Darstellung brachten, — das wird verkannt oder verschwiegen. Den Begriff als „Abbild der wirklichen Dinge" auffassen, gilt ohne weiteres als gleichbedeutend mit „materialistischer Auffassung" [2].

Der Grund dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Der „wissenschaftliche" Socialismus suchte nicht nach Erkenntniß einer objectiven Wahrheit, deren Existenz seine Dialektik läugnet. Für ihn handelte es sich auch nicht um gerechte Beurtheilung philosophischer Systeme. Sein Ziel war ein praktisches. Er bedurfte der „Gründe" für ein im voraus bestimmtes Beweisthema, für eine höchst praktische Folgerung: — den

---

[1] Engels, „Feuerbach". S. 15.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 45; „Dühring". S. 130.

Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Hierzu aber genügte es, sich der Phrasen unserer modernen atheistischen und subjectivistischen Wissenschaft zu bemächtigen, die „wirklichen Zusammenhänge" durch die Doppelbrille des Hegelianismus und Feuerbachianismus „unmittelbar" zu erforschen.

Dickens hat in seinem Roman „Harte Zeiten" das ekelhafte Gebahren der „Erfahrungsphilosophen" treffend gekennzeichnet: „Thatsachen, nur Thatsachen brauchen wir; lehren Sie diese Knaben und Mädchen nichts anderes als Thatsachen!" Gleichwohl spielt die Phantasie nirgends eine größere Rolle als bei dieser Art von Empiristen.

Einige Beispiele werden genügen, um uns die Herren Marx und Engels als „Aprioristen" im übelsten Sinne des Wortes erkennen zu lassen, als Leute, welche ihr Urtheil über Verhältnisse des alltäglichen Lebens, „ohne Benutzung der Erfahrungen, die uns die Außenwelt bietet" [1], einfachhin aus dem Kopfe fertig stellen.

46. Marx will uns die Natur der „Waare" offenbaren. Aber er untersucht die „Waare" nicht auf dem Markte, sondern hinter seiner Studirlampe — a priori —, indem er dabei mit der Logik spielt wie das Kind mit dem Balle. Trugschlüsse werden am sichersten verdeckt, indem man verschiedene Begriffe durcheinanderwürfelt. Herr Marx, als trefflicher Denker, versteht sich vorzüglich auf diese Kunst. Er weiß, daß man in den Dingen, welche den Reichthum ausmachen, zwei „Begriffe" unterscheiden kann, den Begriff der Nützlichkeit und den des Werthes. Es ist ihm wohl bekannt, daß man die Eigenschaft oder Fähigkeit einer nützlichen Sache, mit einer andern nützlichen Sache vertauscht zu werden, also die Tauschfähigkeit, die Tauschbarkeit, „Tauschwerth" nennen kann und nennt. Er weiß, daß der abstracte Begriff „Tauschbarkeit" formell den Begriff „Nützlichkeit" nicht enthält; daß der Tauschwerth im Sinne von Tauschfähigkeit die Nützlichkeit (Gebrauchswerth) bloß materiell, als stoffliche Basis, voraussetzt; daß er nichts von der Qualität der Waaren sagt, sondern nur die Möglichkeit des gegenseitigen Umtausches hervorhebt, sofern die Waaren in gewissen quantitativen Proportionen vorhanden sind; daß endlich nur Homogenes als activer Maßstab zur Messung und zum Ausdruck des Tauschwerthes dienen kann. Der Tauschwerth einer Waare wird eben nicht durch die Nützlichkeit, sondern wiederum durch einen Werth, durch das Quantum einer andern Waare, ausgedrückt: „20 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth." — Allein mit

[1] Engels, „Dühring". S. 22.

dem abstracten Begriffe der Tauschbarkeit kann Herr Marx wenig anfangen. Er ist ein Mann der Praxis und weiß, daß auf dem Markte ein „Begriff“ schlecht bezahlt wird, selbst wenn es der kostbare Begriff „Tauschwerth“ wäre. Er bedarf einer Wissenschaft, die für das „Leben“ verwendbar ist. Ohne die Lehre vom „Mehrwerth“ aber läßt sich ein socialistischer Roman über die Kapitalgenesis nicht schreiben, eine auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründete Gesellschaft nicht so leicht in ihren Grundfesten erschüttern. Es muß darum „nachgewiesen“ werden, daß der Arbeiter, der seine Arbeitskraft zu Markte trägt, zwar nach den Gesetzen des Waarenaustausches, nach dem Gesetz der Aequivalenz — der Werthengleichheit, wie es auf dem Markte gilt — im Lohne als Entgelt und ausgleichende Gegengabe deren vollen „Werth“ erhält, aber dennoch zugleich „ausgebeutet“ wird. Herr Marx, als vorzüglicher Logiker, geräth nicht leicht in Verlegenheit. Er sieht ein, wie leicht dieses Ziel zu erreichen wäre, wenn man die Eigenschaften, deren sich der abstracte Begriff „Werth“ im Sinne von Tauschfähigkeit erfreut, auf die „Werthsubstanz“, auf das, was regelmäßig im Tauschverkehre geschätzt, gemessen wird (mensura passiva), wofür der gerechte Preis die Vergütung bietet, übertragen werden könnte; wenn man auch von dem, was dem Tauschwerthe zu Grunde liegt, ebenfalls behaupten könnte, es enthalte formell kein Atom Gebrauchswerth, sondern besitze in der qualitativen Nützlichkeit der Sache lediglich sein materielles Substrat. Um diesen Salto mortale zu vollziehen, bedient sich nun Marx des bekannten, rein aprioristischen Argumentes, welches offenkundig aller Logik Hohn spricht.

Weizen, von bestimmter, gegebener Quantität, soll mit Eisen, ebenfalls von gegebener Quantität, vertauscht werden. Es entsteht die Frage, was ist es in dem Eisen, und was ist es in dem Weizen, um dessentwillen die gegebenen Quantitäten jener Waaren, Naturproducte[1] oder in-

[1] Wenn der Beweis, wie er von Marx gestellt ist, überhaupt richtig wäre, so würde seine Geltung eine ganz allgemeine sein, keineswegs sich auf die „Waaren“ im engern Sinne des Wortes beschränken, sondern ebenfalls auf Naturproducte sich ausdehnen. Auch in den Naturproducten sind die natürlichen Eigenschaften sehr verschieden; auch sie sind, bevor sie auf dem Markte erscheinen, irgendwie Gegenstand menschlicher Arbeit gewesen. Aber abgesehen von der ganz allgemein gehaltenen Beweisführung, zeigen die innerhalb derselben gewählten Beispiele, daß Marx hier thatsächlich seine Werthanalyse keineswegs auf die Waaren im engern Sinne beschränken wollte, wenn auch einzelne Ausdrücke eine solche Erklärung zulassen sollten.

dustrieller Erzeugnisse, im Tausche einander gleichgesetzt werden können? — was ist es, das diesen beiden Waaren von bestimmter Quantität ihre gegenseitige Tauschbarkeit verleiht? — was ist der materielle Grund, warum jene bestimmte Quantität Weizen als Gegengabe, Vergütung für die gegebene Quantität Eisen betrachtet werden kann? Marx schließt, daß die Gleichsetzung jener Waaren ein „Gemeinsames von gleicher Größe" in denselben voraussetze. Ganz recht so! Aber die Frage bleibt: was ist denn dieses Gemeinsame? Herrn Marx zufolge nichts anderes als die beiden Waaren gemeinsame Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein.

Daß außer der Eigenschaft, Arbeitsproduct zu sein, noch manches andere beiden Waaren gemeinsam ist, daß jene Waaren vor allem darin übereinkommen, nützliche Gegenstände zu sein, wenn auch, vermöge der Verschiedenheit der natürlichen Eigenschaften, der Grad ihrer Nützlichkeit verschieden ist, — das alles kümmert Herrn Marx sehr wenig. Auch für die einfachste und augenfälligste Thatsache des alltäglichen Lebens, daß nicht nur bei einem beliebigen, individuellen Tauschgeschäft, sondern allgemein, regelmäßig, zu allen Zeiten gerade die Nützlichkeit der Waare neben ihrer Seltenheit im Tauschverkehre für die Schätzung derselben entscheidend ist, zeigt Marx weder Sinn noch Verständniß. Er wollte beweisen, daß die „Werthsubstanz", das, was jenes „Gemeinsame von gleicher Größe" in den Tauschobjecten ausmacht, kein Atom Gebrauchswerth enthalte. Dieser Beweis mußte von ihm geführt werden à tout prix. Erst nachdem der Gebrauchswerth aus der „Werthsubstanz" entfernt, war die Passage frei für die Mehrwerth-Theorie. Die Werthanalyse hatte nur den Zweck, als Brücke zu dienen zur Construction der Lehre vom Mehrwerth [1].

---

[1] Die unklare Ausdrucksweise, welche Marx mit so vielen deutschen Philosophen theilt, hat zu mannigfachen Mißverständnissen seiner Werththeorie Anlaß geboten. So hat man z. B., unter Berufung auf frühere Aufsätze, welche Marx 1848—1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung" geschrieben (vgl. die 1881 erschienene Broschüre „Lohnarbeit und Kapital"), gemeint, Marx führe auch im „Kapital" das Gemeinsame der Tauschgleichung einfach nur auf die Productionskosten zurück. — Eine kritische Würdigung dieser Ansicht gehört nicht hierher. Nur daran möchten wir erinnern, daß der Kostenwerth, wie Marx ihn versteht, sich lediglich mit der aufgewendeten gesellschaftlich nothwendigen Arbeit identificirt, und somit keineswegs mit der von namhaften Autoren vertheidigten Productionskosten-Theorie verwechselt werden darf.

Auffallender dürfte eine Ansicht erscheinen, wie sie neuerdings in einer deutschen Zeitschrift zum Ausdruck gelangte: Marx rede in seiner Werthanalyse „nur von dem logischen Begriff des (Tausch-) Werthes". Der logische Begriff des Tauschwerthes

„Es steht somit fest" — leider nur a priori —, daß in der Waare „die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendige Arbeit" als „Werth" „geronnen" oder „krystallisirt" sitzt, wie der Kaiser im Kyffhäuser. Es steht fest, daß bei der Werthmessung nur die zur Herstellung der Waare gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit und nicht ihre Brauchbarkeit, nicht die Dringlichkeit des Bedürfnisses, nicht ihre geringere oder größere Seltenheit gemessen wird, wie doch die alltägliche Erfahrung zu lehren scheint. Es steht fest, daß der Arbeiter auf dem Markte den vollen „Werth" seiner Arbeitskraft ersetzt und vergütet erhält, sobald der Lohn nicht etwa dem, was der Arbeiter leistet, sondern nur den Productionskosten der Arbeitskraft entspricht. Das ist's, was Marx beweisen wollte: der Arbeiter wird ausgebeutet, und gerade diese Ausbeutung, diese Aneignung un-

---

aber abstrahire vom Gebrauchswerthe und lasse als das Gemeinsame in den Waarenwerthen nur die in ihnen vergegenständlichte oder geronnene menschliche Arbeit zurück. Wir möchten dazu folgendes bemerken.

Der logische Begriff des Tauschwerthes stellt die Eigenschaft einer nützlichen Sache, mit einer andern vertauscht werden zu können, dar (Liberatore, Grundsätze der Volkswirthschaft. S. 35). Jene Tauschbarkeit oder Tauschfähigkeit ist keine absolute, sondern lediglich eine relative Eigenschaft, eine gegenseitige Beziehung, ein gegenseitiges Verhältniß der Waaren zu einander. Als abstracter Begriff und formell sagt diese „Tauschbarkeit" nichts von der Nützlichkeit der Waare. Sie abstrahirt vom Gebrauchswerthe; aber sie abstrahirt auch von der Eigenschaft der Waare, Arbeitsproduct zu sein.

Bei jeder Relation unterscheidet man nun ein dreifaches: das Subject der Relation, den Zielpunkt oder Terminus der Relation, und ihr Fundament, d. h. den Grund, um dessentwillen ein Ding auf ein anderes bezogen wird. — In unserem Falle sind die Waaren Subject, beziehungsweise Terminus der Relation oder Correlation. — Will man die Tauschfähigkeit einer Waare „messen", so kann nicht die Nützlichkeit den Maßstab abgeben. Ein „Werth" kann streng genommen nur durch einen „Werth" gemessen werden. Actives Maß oder Maßstab kann eben nur Homogenes sein (Liberatore a. a. O. S. 37). Man wird demgemäß die Tauschbarkeit einer Waare allein durch die Tauschbarkeit einer andern Waare messen können. So sage ich z. B. auf die Frage: wie viel sind jene 20 Ellen Leinwand werth? — nicht, dieselben sind von diesem oder jenem Nutzen, sondern 20 Ellen Leinwand sind z. B. 1 Rock werth. — Der Kampf mit Marx bezieht sich auf das dritte Element, welches zu einer Relation gehört, das Fundament, den sachlichen Grund der Tauschfähigkeit einer Waare, das „Gemeinsame von gleicher Größe" in den tauschbaren Waaren, die „Werthsubstanz". Was ist es, warum diese oder jene Waare in einer bestimmten Quantität mit anderen Waaren von bestimmter Quantität vertauscht werden kann?

Bei der Antwort auf diese Frage wird man nicht mehr von der Nützlichkeit der Waare abstrahiren können; vielmehr lehrt die alltägliche Erfahrung im allergerechtesten Tauschverkehr, daß es gerade die Nützlichkeit ist, welche den Waaren ihren Werth verleiht, daß es vor allem die Nützlichkeit der Waare ist, welche sich

bezahlter Arbeit, erzeugt das Kapital. — Wir fühlen in der That das Bedürfniß, Herrn Marx Glück zu wünschen zum kühnen Ritt. Er hat der Welt gezeigt, wie ein Erfahrungsphilosoph sein Ziel erreichen kann, ohne die Erfahrung um Rath gefragt zu haben, ja im offenbarsten Widerspruche mit den klarsten Erfahrungsthatsachen, — rein a priori.

47. Mit den Thatsachen und der Erfahrung hat es überhaupt eine merkwürdige Bewandtniß. Thatsachen können sehr unbequem werden. Herr Marx weiß dies, und darum gibt er der Theorie den Vorzug. Was kümmert's ihn, wenn er dabei in Widerspruch geräth mit der Anschauungsweise der ganzen Welt? So hatte man nämlich bis auf Marx und Engels stets gemeint, daß eine allgemeine Geschichtsauffassung erst als Frucht eingehender und allseitiger Durchforschung der gesammten

mit der Nützlichkeit einer anderen Waare im Tauschverkehre mißt, wo „Gut“ gegen „Gut“ vertauscht wird. — Auch mit jener Frage sind wir noch im Reiche der Abstraction geblieben. Es handelt sich dabei zunächst noch nicht um eine actuelle Realisirung eines individuellen Werthes, oder gar um die Zufälligkeiten, denen der Preis unterliegt. Die Frage ist eine allgemeine, lediglich principielle, — eine Frage, bei deren Lösung man freilich auch auf die Erfahrung Rücksicht nehmen wird.

Wenn man unter Bezugnahme auf die heutige „Anarchie, Gesetzlosigkeit, Unordnung“ der wirthschaftlichen Verhältnisse vor der Erfahrungserkenntniß auch in dieser Frage warnen zu müssen geglaubt hat, so beweist dies unseres Erachtens nur die Verlegenheit, welche die Vertheidigung eines Irrthums selbst dem tüchtigsten Logiker und Oekonomen bereiten kann. — Die von uns bestrittene Ansicht verwechselt die Relation mit ihrem Fundament, von dem diese logisch verschieden ist, — die Tauschbarkeit mit dem sachlichen Grunde derselben. Sie setzt voraus, die Marx'sche Werthanalyse wolle bloß eine Analyse des logischen Werthbegriffes sein, während sie doch evident vor allem eine Analyse der reellen „Substanz der Werthe“ zu sein beansprucht, und damit allerdings auch eine ganz andere Bedeutung für den „Werth“ im Sinne des actuellen Tauschverkehrs gewinnt. Würde Marx lediglich vom „abstracten“ Werthbegriff geredet haben, so könnten manche Aeußerungen, welche er bei der Darlegung seiner Theorie gethan, unbeanstandet bleiben. Allein Marx wirft die Frage auf, woher ein Gut seinen Werth habe, und er antwortet: „Ein Gebrauchswerth oder Gut hat nur einen Werth, weil abstract menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist.“ („Kapital“. I. S. 13.) Die Arbeit ist ihm zufolge ausschließlich die „werthbildende Substanz“, so zwar, daß die Größe des Werthes einer Waare lediglich durch Arbeitsquanten gemessen werde. — Marx selbst hat auf S. 23 des „Kapital“ kurz seinen Gedankengang bei Entwicklung der Werththeorie gezeichnet: „Wir gingen in der That vom Tauschwerth (!) oder Austauschverhältniß der Waaren aus (!), um ihrem darin versteckten Werth (!) auf die Spur zu kommen.“ Um diesen „im Austauschverhältniß versteckten Werth“, um das „Gemeinsame von gleicher Größe“ in beiden Waaren, um die „Werthsubstanz“ handelt es sich also in der Marx'schen Werthanalyse, keineswegs bloß um einen abstracten „Begriff“.

Geschichte sich ergeben könne. Gleichwohl scheinen die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus anderer Meinung gewesen zu sein.

Die materialistische Geschichtsauffassung wird von ihnen als „Entdeckung" gefeiert, ähnlich wie die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Production. Erst nachdem diese Wissenschaft „entdeckt" ist, „handelt es sich darum, sie in allen ihren Einzelheiten und Zusammenhängen auszuarbeiten"[1]. Wer könnte etwas gegen dieses Verfahren einzuwenden haben? Mußte doch auch Amerika zuerst entdeckt werden, ehe es weiter durchforscht werden konnte.

Nur eine Probe davon, wie Marx mit seiner Geschichtsauffassung eher als mit der Geschichte selbst im reinen war. Die materialistische Geschichtsauffassung findet sich schon in der „Heiligen Familie" vom Jahre 1845 dargelegt. Das „Communistische Manifest", welches im Auftrage des zu London im November 1847 versammelten „Bundes der Communisten" verfaßt und wenige Wochen vor der Februarrevolution 1848 herausgegeben wurde, beginnt seinen ersten Abschnitt: „Bourgeois und Proletarier", mit dem grundlegenden Principe: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." Hieran schließt sich eine Anwendung dieses Princips auf die Geschichte: „Freier und Sklave, Patricier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatze zu einander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf; einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen."[2] Wir haben also im classischen Alterthum als kämpfende Klassen sowohl die Freien und Sklaven als auch die Patricier und Plebejer zu unterscheiden. — So lehrt die materialistische Geschichtsauffassung im Jahre 1848. — Allein im Jahre 1852 hat Herr Marx sich eines Bessern besonnen. „Im alten Rom spielte der Klassenkampf nur innerhalb einer privilegirten Minorität, zwischen den freien Reichen und den freien Armen, während die große productive Masse der Bevölkerung, die Sklaven, das bloß passive Piedestal für jene Kämpfer bildete."[3] — Indessen, das sind nur Kleinigkeiten. Weiß auch Herr Marx

[1] Engels, „Dühring". S. 12.

[2] Communist. Manifest. 3. Ausg. Hottingen-Zürich 1883. S. 5.

[3] Im Vorworte zum „Achtzehnten Brumaire", S. V. In der Bostoner Zeitschrift „Die Revolution". 2. Heft. — Neue Ausgabe in Buchform. 1869. — Vgl. Adler, „Grundlagen". S. 3, Anmerkung.

über die Klassengegensätze im classischen Alterthum wenig oder nur Widersprechendes zu berichten, so erzählt uns Herr Engels um so mehr von der Urgeschichte der Menschheit[1].

Herr Engels besitzt alle Eigenschaften eines Traumdeuters. Er weiß uns von einer „sehr frühen Zeit" zu erzählen, „wo die Menschen, noch in gänzlicher Unwissenheit über ihren Körperbau und angeregt durch Traumerscheinungen, auf die Vorstellung kamen, ihr Denken und Empfinden sei nicht eine Thätigkeit ihres Körpers, sondern einer besondern, in diesem Körper wohnenden und ihn beim Tode verlassenden Seele"[2]. Kein Wunder also, wenn Engels Lewis Morgan, Mac Lennan, Bachofen u. dgl. eine gewisse Sympathie entgegenbringt. Man verstehe uns recht! Es wäre unbillig, wenn man Engels vorwerfen wollte, er wisse keinen Unterschied zu machen zwischen beglaubigter und unbeglaubigter Geschichte. Ganz im Gegentheil! Für Herrn Engels ist es „sicher, daß wir an der Schwelle der beglaubigten (!) Geschichte die Heerden schon überall im Privateigenthum (!) einzelner Familienvorstände finden, ganz wie die Kunsterzeugnisse der Barbarei, Metallgeräth, Luxusartikel und endlich das Menschenvieh — die Sklaven"[3]. Allein Herr Engels bewegt sich dennoch mit Vorliebe und nicht ohne Gewandtheit auf dem Boden der unbeglaubigten Geschichte. Der Grund ist einleuchtend. Es lassen sich eben dort die „unzweifelhaften", „wirklichen Zusammenhänge" in der Entwicklung der Menschheit leichter „auffinden", als auf dem Boden der beglaubigten Geschichte. So weiß z. B. Herr Engels ganz genau, daß unsere Vorfahren in den tropischen oder subtropischen Wäldern auf Bäumen lebten und sich bei Früchten, Nüssen und Wurzeln wohl sein ließen, indem sie sich gleichzeitig bemühten, ihre unartikulirten Laute in eine artikulirte Sprache zu verwandeln. „Aus directen Zeugnissen" wissen wir über diesen Urzustand allerdings nichts. „Aber die Abstammung des Menschen aus dem Thierreiche einmal zugegeben (!), wird die Annahme dieses Ueberganges unumgänglich."[4] — In der That: „Wissenschaft ist Courage!" Man behaupte nur kühn, setze das voraus, wessen man bedarf, — und alles ist in Ordnung! — „Es sind gar wohlfeile Künste," sagt Zöckler, „womit man das Märlein von der Urbarbarei und Urbestialität unseres

---

[1] In „Ursprung der Familie u. s. w.". 3. Aufl. Stuttgart, Dietz, 1889. Eine 4. Aufl. wird laut Mittheilung in der „Neuen Zeit" — IX. Jahrg. n. 41. S. 460 — bald erscheinen.

[2] Engels, „Feuerbach". S. 15.

[3] Engels, „Ursprung". S. 29. [4] Ebendas. S. 7. 8.

Geschlechtes in die Region geschichtlicher Wahrheit zu erheben versucht hat." [1] Man sucht sich unter den heutigen Wilden die allerrohesten heraus, und die Zustände, die man bei ihnen findet, müssen dazu dienen, um die Blätter der Urgeschichte zu beschreiben. Morgan lebt inmitten der Irokesen, läßt sich von diesen adoptiren, studirt ihre Familienverhältnisse. Aehnliche Verwandtschaftsausdrücke wie dort finden sich auch bei gewissen indischen Stämmen. Also ist die Sache in Ordnung, der Beweis erbracht — nicht etwa, daß jene Stämme im Laufe der „Jahrtausende" degenerirt sind — beileibe nicht —, nein, daß es in der Urzeit bei den Urmenschen ebenso bestialisch zugegangen ist. „Indem Morgan auf diese Weise die Geschichte der Familie rückwärts construirt (!), kommt er, in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl seiner Collegen, auf einen Urzustand, wo unbeschränkter Geschlechtsverkehr innerhalb eines Stammes herrschte, so daß jede Frau jedem Mann, und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte." [2]

Das nun nennt man „materialistische Denkweise", deren Hauptverdienst es ist, an Stelle der „ideellen, phantastischen" die „wirklichen Zusammenhänge" in der Welt- und Menschheitsgeschichte gesetzt zu haben. — In einem Thale der Schweiz haben fast alle Leute einen Kropf. Dieselbe Erscheinung findet sich auch in anderen Ländern. Also müssen auch die Urmenschen einen Kropf gehabt haben. Das ist ungefähr der Typus einer Schlußfolgerung nach der „Logik" des „wissenschaftlichen" Socialismus und seiner Vorreiter, mögen sie nun Darwin, Lubbock, Tylor, Morgan, v. Hellwald, Lippert geheißen haben [3]. Treffend hat Virchow diese „Urgeschichte" als „gelehrte Dichtung" verurtheilt, welche der „Sagendichtung nichts nachgibt" [4]. „Es gibt einen materialistischen Dogmatismus so gut wie einen kirchlichen und idealistischen", sagt derselbe Gelehrte an einer andern Stelle [5]. „Sicher ist der materialistische der gefährlichere, weil er seine dogmatische Natur verläugnet und in dem Kleide der Wissenschaft auftritt; weil er sich als „empirisch darstellt, wo er nur speculativ ist".

---

[1] „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft". Gütersloh 1877—1879. Bd. II. S. 745.

[2] Engels, „Ursprung". S. 17.

[3] W. Schneider, „Naturvölker". Paderborn 1885. S. 413 ff.

[4] „Die Urbevölkerung Europa's". Berlin 1874. S. 4.

[5] Archiv für pathologische Studien. Bd. II. S. 9. — Bei Schneider S. 63.

c. Die socialistische Weltanschauung — Wahnsinn oder Wissenschaft?

48. Wir haben früher den Zweifel ausgesprochen, ob man den sogenannten „wissenschaftlichen" Socialismus nicht eher eine Krankheit als eine Wissenschaft nennen solle. Der Zweifel war unbegründet. Der Materialismus [1] ist der Wahnsinn im wissenschaftlichen Gewande, und dieser Wahnsinn bildet gerade den Inhalt der socialistischen Weltanschauung.

Einige kurze Andeutungen werden genügen, um jene Geistesverwirrung ins rechte Licht zu rücken.

„Die Welt hat den Grund ihres Seins in sich selbst", behauptet der Materialismus. Ihr Sein ist also ein nothwendiges, unveränderliches, weil ein im Wesen des Stoffes begründetes. Dennoch verändern sich die Eigenschaften, Vollkommenheiten der Dinge, verändert sich ihr ganzes physisches Sein tagtäglich vor unseren Augen.

„Die Materie ist ewig" —, und doch verkündet die Geologie, daß alles noch so jung ist auf dieser Erde; und doch lehrt die Physik, daß die Welt längst nicht mehr bestünde, wäre sie anfangslos. Dasselbe Gesetz von der Umwandlung der Energie, in welchem Engels eine Bestätigung seiner Entwicklungslehre sucht, zeigt, daß die gespannten Kräfte dem Zustande des Gleichgewichtes entgegenstreben. Längst schon wäre alles erstarrt, was da lebt und sich bewegt, wenn der Weltproceß ohne Anfang, ewig wäre.

„Bewegung ist die Daseinsweise der Materie", meint Herr Engels, indem er die Beweglichkeit mit der Bewegung verwechselt. Erstes Gesetz der Bewegung, so lehrt Laplace in Uebereinstimmung mit der täglichen Erfahrung, ist, daß die Körper in sich selbst den Grund zur Bewegung nicht haben, in Ruhe und Bewegung von äußeren Ursachen abhängig sind. Ohne eine Macht, die Welten bewegen, ohne eine Weisheit, die den Sternen ihre Bahnen vorzeichnen konnte, ohne Gott — keine Bewegung, keine Welt.

Leben ist „der Chemismus des Eiweißes". Diese Phrase erklärt für Herrn Engels das Leben mit seiner besondern, die allgemeinen physikalischen und chemischen Gesetze beherrschenden, leitenden, theilweise aufhebenden

---

[1] Vgl. Dr. Paul Haffner, „Der Materialismus in der Culturgeschichte". Mainz 1865. G. M. Schuler, „Der Materialismus". Berlin 1890. Joh. Wieser S. J., „Mensch und Thier". Freiburg 1875. Tilm. Pesch S. J., „Die großen Welträthsel". 2 Bde. Freiburg 1883.

„Daseinsweise". Die Wissenschaft kennt den Chemismus des Eiweißes. Aber leider reicht kein Chemismus aus, um Organismen zu bilden, zu erhalten oder zu erklären. Nach dem Zeugnisse Liebigs, eines der größten Chemiker unserer Tage, wird es der Wissenschaft nie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, kurz, einen der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus in ihrem Laboratorium darzustellen[1]. Die chemischen und physikalischen Kräfte können bleiben, und dennoch kann das Leben entflohen sein.

Was ist „Geist"? fragt der Materialist. — Wir fragen ihn mit demselben Rechte: Was ist „Materie"? — Aber eine bescheidene Frage genügt der „Wissenschaft" nicht. Sie „behauptet" auch, daß Geist und Stoff identisch seien. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte eine Uebereinstimmung zwischen der Wirksamkeit beider bestehen.

Wo aber in aller Welt findet sich im Stoffe auch nur die schwächste Analogie zu jenen Thätigkeiten, welche wir als „geistige" bezeichnen? Die Materie ist in ihrem Sein und ihrer Thätigkeit ausgedehnt und theilbar. Der Gedanke aber füllt keinen Raum aus, hat keine Theile. Er umfaßt Uebersinnliches, Allgemeines, Abwesendes, Vergangenes, Zukünftiges, während die Materie an das Sinnliche, Einzelne, Gegenwärtige gebunden ist. Das Selbstbewußtsein, wie der Mensch es hat, vermöge dessen er sich selbst, ganz, als Subject seiner Handlungen erfaßt, sein in allgemeinen Ideen sich vollziehendes Denken, die diesen Vorzügen zu Grunde liegende Abstractionsfähigkeit und reflexive Thätigkeit, die Möglichkeit, Vergleiche anzustellen zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern, Urtheile zu fällen, Schlüsse zu formen, sogar mit einer alle Epochen umspannenden Erkenntniß eine Geschichtsphilosophie — und wäre sie auch noch so schlecht — aufzubauen, sich frei zu dieser oder jener Thätigkeit zu entschließen, Uebersinnliches anzustreben, auch wenn es bloß Phantome sind u. s. w., — dies alles erhebt den menschlichen Geist weit über den Stoff. Es gehört die ganze Naivetät eines Materialisten dazu, dort noch den Stoff zu suchen, wo auch nicht eine Spur von ihm zu finden ist.

Bayle hat einmal gesagt: „Der vernünftigste Atheismus ist ein Gewebe von lächerlichen Phantasien und halsbrechenden Widersprüchen." Was soll man dann aber vom „wissenschaftlichen" Socialismus sagen, der nicht einmal den Anspruch erheben kann, den vernünftigsten Atheismus darzustellen? Gibt es einen lächerlichern Widerspruch, als einerseits

[1] Liebig. „Chemische Briefe". I. S. 252.

von dem menschlichen Genie auf dem Gebiete der Erfindungen „unendliche" Fortschritte zu erwarten, andererseits denselben menschlichen Geist dem Staube gleich zu achten, den unser Fuß berührt? Der Mensch wird zuerst zu Gott gemacht, und dieser Gott dann in den Koth hinabgezogen. Die Befriedigung der niedrigsten Triebe — das ist das praktische Ziel und Ende aller atheistischen Wissenschaft. Man läugnet Gott, damit der Mensch ein Thier sein könne. Daß an der Wahrheit dieser unserer Behauptung nicht gezweifelt werden kann, zeigt nur zu deutlich Bebels Werk: „Die Frau und der Socialismus."

Der Schöpfungsbegriff erscheint Herrn Engels „verzwickt" und „unmöglich". Eine nähere Erklärung, worin diese angebliche Unmöglichkeit bestehe, gibt er nicht. Allein da er auf philosophischem Gebiete über eigene Gedanken nicht verfügt, so werden wir nicht fehlgreifen mit der Annahme, daß Engels der atheistischen Phrase „Aus nichts wird nichts" gedacht hat. In der That, eine höchst weise Bemerkung, deren Wahrheit jedermann einleuchten muß. Schade nur, daß sie offenkundig macht, wie wenig man den Schöpfungsbegriff zu verstehen im Stande war. Der Einwand hätte Bedeutung, wenn das Nichts als die Ursache oder als der Stoff hingestellt würde, aus dem die Welt hervorgegangen. Da aber die „Schöpfung aus nichts" lediglich besagt, daß die Welt, die vorher nicht existirte, zu sein anfing, ohne daß es hierzu irgend eines Stoffes oder irgend einer andern Ursache bedurft hätte als allein des freien Willensentschlusses, der Weisheit und der Allmacht eines Gottes, so verliert die Einwendung der „Wissenschaft" jeden Sinn und jede Bedeutung. — Doch ein werthvolles Geständniß liegt darin verborgen. Wer behauptet: „Aus nichts wird nichts", der erkennt stillschweigend als unumstößliche Wahrheit an, daß alles, was ist und wird, einen hinreichenden Grund seines Seins eine genügende Ursache seiner Existenz haben muß, — mit einem Worte: der verneint den Materialismus. Woher denn die Bewegung in der von Natur trägen Materie, deren Dasein der Materialist erkennt, ohne einen Grund dafür angeben zu können? — Woher die wunderbare Stellung der Himmelskörper? — Woher diese erhabene Harmonie im Weltall, diese Zweckmäßigkeit selbst in den kleinsten Dingen, in der Einrichtung des Ohres, des Auges, der Zunge? — Aus Milliarden bewegter Atome sollte unter der Herrschaft blindwirkender Ursachen, ohne Leitung einer Intelligenz, das Universum mit all seiner Pracht, jener wunderbare Mechanismus, bei dem zahllose Kräfte gesetzmäßig, harmonisch zusammenwirken, entstanden sein? Wie würde Marx den verlachen, der

von einer rohen Steinart behaupten wollte, sie sei von selbst, vielleicht durch Zufall entstanden! Ach nein! das ist eine kostbare „Reliquie", aus der man den Culturstand einer frühern Epoche „rückwärts construiren" kann. Und diese Welt gestattet keinen Schluß auf eine höhere Intelligenz, auf eine mit Weisheit ausgestattete Macht, die sie gebaut hat? — Der hl. Paulus sagt im Römerbrief, Gott habe sich in der Welt so überaus klar offenbart, damit die, welche ihn nicht erkennen wollen, unentschuldbar seien: „εἰς τὸ εἶναι αὐτοὺς ἀναπολογήτους".

49. In der That, der Unglaube ist Wahnsinn oder Betrug, hier ein Betrug, so bitter, so verrucht, so schmachvoll, wie er seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Die Unwissenheit von armen Arbeitern wird auf das schändlichste mißbraucht, um ihnen das letzte Gut, das höchste Gut, ihren Glauben, ihre Religion, zu rauben und sie dann in den Tod zu hetzen. Das geschieht von Männern, die sich Freunde der Arbeiter nennen! — Man hüllt sich in den Mantel der hohen „Wissenschaft", verkündet laut, daß endlich der Pfaffentrug beseitigt, „die wirklichen Zusammenhänge in der Natur und Geschichte" gefunden seien; daß es keinen Unterschied gebe zwischen Mensch und Thier und Pflanze, der nicht durch Entwicklung, Anpassung überbrückt werden könnte, und man verschweigt, daß niemals eine Ueberbrückung von Art zu Art, nicht einmal innerhalb desselben Naturreiches, erwiesen worden ist. Man verschweigt, daß auch nicht der mindeste positive Anhaltspunkt gegeben ist für die Annahme einer Urzeugung. Man verschweigt, daß die verschiedenen Versuche, die gemacht wurden, um ein Protoplasma zu finden, aus welchem sich die embryonalen Urwesen im darwinistischen Sinne entwickelt hätten, als betrügerische entlarvt worden sind. Man verschweigt, daß es zwischen dem Affen und dem Menschen keine Mittelglieder gibt, daß nach dem Zeugnisse der hervorragendsten Naturforscher der sogenannte Proanthropos „für die Anthropologie überhaupt kein Gegenstand der Erörterung mehr ist. Der Anthropologe kann ihn vielleicht im Traume gesehen haben; im Wachen ist er ihm nicht nahe getreten" [1]. Fürwahr, hier ist jenes Wort am Platze, dessen sich Lassalle gegenüber Senior bediente: „Arbeitern, armen Arbeitern, darbenden Arbeitern hat man den Muth, diesen unendlichen Spott, diesen beißenden Hohn öffentlich ins Gesicht zu werfen?! Gibt es gar kein Gewissen mehr, und ist die Scham zu den Bestien entflohen?" [2]

[1] Virchow, auf dem Anthropologencongreß zu Wien 1889.

[2] Bastiat-Schulze. Berlin 1864. S. 111.

— Der Kapitalismus hat die Menschenwürde des Arbeiters verkannt, mit Füßen getreten. „Die großen Denker" des „wissenschaftlichen Socialismus" haben sie dem Arbeiter geraubt, abgeläugnet. Der Sklave war, um Engels' Wort zu gebrauchen, ein „Menschenthier". Der Arbeiter ist in seinen Augen nicht einmal ein Menschenthier, sondern schlechthin ein Thier. Und das nennt man „Wissenschaft". Das heißt „an Stelle der ideellen, phantastischen Zusammenhänge die wirklichen Zusammenhänge in Natur und Geschichte" ergründet haben.

Doch wir vergaßen, daß Herr Engels sich auf die „Thatsachen" aus der „Urzeit" noch besser versteht als die darwinistischen Träumer. Er kennt sogar genau den feierlichen Augenblick, wo das Thier zum Menschen wurde. Es war jener ewig denkwürdige Moment, als einige Affen Reibfeuer erzeugt hatten. Bevor sie rieben, waren sie noch Affen. Aber nachdem sie gerieben hatten und der Rauch aus dem entzündeten Holze emporstieg, — da begann die Geschichte der Menschheit. — Wie kommt es denn aber, daß nur jene glücklichen Exemplare auf den „blitzgescheidten Gedanken" kamen, Reibfeuer zu machen? Wie erklärt es sich, daß in den vielen tausend Jahren bis zur Stunde aus den Millionen von Affen, die seither existirt, und denen es in ihrer „waldursprünglichen" Einsamkeit weder an Holz[1], noch an Zeit gebrach, trotz des „leuchtenden" Beispiels seiner Genossen, auch nicht ein einziger den glücklichen Einfall hatte, wieder einmal Reibfeuer zu erzeugen und nach erfolgter „Standeserhöhung" das Joch der „Klassenherrschaft", welches seine früher avancirten Brüder dem Thierreiche seit Jahrtausenden auferlegt, endgiltig abzuschütteln? — Herrn Engels bringt man niemals in Verlegenheit. Hilft ihm die deutsche Sprache nicht mehr, so versucht er es mit dem Latein. Er hat ein Wort zur Hand, das er bei Rousseau gefunden und zu dem seinigen gemacht, ein kostbares, ein unbezahlbares Wort, ein Wort, das hellstes Licht verbreitet, alle Zweifel löst. Man höre und staune. Die „hypothetischen" Thiermenschen hatten vor den anderen Thieren eine Eigenschaft voraus. Diese war der Grund ihrer Entwicklung, zugleich der Grund, warum sie bis heute keine Nachfolger gefunden. Und wie nennt sich jene wunderbare Eigenschaft? — „Perfectibilität" ist ihr Name[1], nicht bloß jene „Perfectibilität" innerhalb der natürlichen Vorzüge ihrer Art und Gattung, nicht jene „Perfectibilität", welche sich auf die Ausbildung mechanischer Fertigkeiten beschränkt, nein, eine höchst seltene, eine erhabenere Perfectibilität, die aus Bestien Menschen

[1] Engels, „Dühring". S. 130.

machen konnte. Jetzt ist es „wissenschaftlich" erklärt, warum heute der ehemalige Affe die Bahnen der Himmelskörper bemißt, in das Innere der Erde dringt, um sie zu durchforschen und ihre Schätze sich anzueignen, warum er den Lauf der Geschichte enträthselt, die Kräfte der Natur sich dienstbar macht, Beziehungen anknüpft, die sich über Erdtheile erstrecken, während die anderen seines Geschlechtes, im Waldesdunkel auf Bäumen hockend, die Entbehrung jener einen kostbaren Gabe, der „Perfectibilität", betrauern. — Es lebe die „dialektische Denkweise", welche die „wirklichen" Zusammenhänge in Natur und Geschichte an Stelle der „phantastischen" gesetzt hat!

d. Irrthümer und Einseitigkeiten in der materialistischen Geschichtsauffassung.

50. Die „dialektische Denkweise" enthält einen gesunden Kern. Sie lehrt zunächst ein beständiges Werden und Vergehen, den Wechsel, die Vergänglichkeit alles Irdischen. In wunderschönen Bildern hat die Heilige Schrift denselben Gedanken zum Ausdruck gebracht mit Rücksicht auf das Leben der Menschen. Schaum, Schatten, Rauch, ein Pilgerzelt, das heute hier, morgen dort aufgeschlagen wird, — Töpferthon, den Kinderhand zerdrückt, — das ist unser Leben auf Erden. — Auch bei den Völkern folgt auf die Zeit der Blüte eine Zeit des Verfalls, der Erschlaffung, des Greisenalters.

Wahr ist es ferner, daß die Geschichte allmählich, nicht ruckweise, nicht in Sprüngen voranschreitet. Unläugbar gilt hier das Gesetz, daß jede folgende Zeit im großen und ganzen das Ergebniß der vorhergehenden sei, — daß die Keime jeder neuen Ordnung sich bereits in der alten entwickeln, — daß Extreme leicht ins Gegentheil umschlagen. Würde die materialistische Dialektik nichts anderes haben lehren wollen als dieses, — es läge kein Grund vor, sie zu bekämpfen. Aber da wird gesprochen von einer Entwicklung der Menschheit ohne bestimmenden Einfluß eines über die Materie sich erhebenden Geistes, von einer bewußtlosen, vom freien Willen Gottes und der Menschen in letzter Instanz unabhängigen, mit Naturnothwendigkeit sich vollziehenden, von einer allein und ausschließlich durch materielle Verhältnisse bedingten Entwicklung. Damit aber hört die socialistische Geschichtsphilosophie auf eine Wissenschaft zu sein, und verliert vollständigst jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit.

α. Die innere Unmöglichkeit einer „materialistischen" Geschichtsauffassung.

51. Man hat Karl Marx als einen „tüchtigen Logiker" gefeiert, als einen „eminenten Gelehrten und Denker". Alle seine Gegner, „die irgendwie urtheilsberechtigt seien", müßten dies zugeben. Wir sind nicht blind für den Scharfsinn jenes Mannes. Indessen, daß Marx gerade ein eminenter Denker, vor allem, daß er ein tüchtiger Logiker gewesen sei, möchten wir denn doch zu bestreiten uns erlauben. Ein Mann, dessen grundlegende Theorie geradezu ein Nest von Absurditäten ist, wird schwerlich als ein „tüchtiger Logiker" gelten können. Was ist aber die „materialistische Geschichtsauffassung" anders als ein wahrer Hohn auf alles gesunde Denken? Wie kann man überhaupt eine „Geschichtsauffassung" auf materialistischer Grundlage aufbauen wollen, da allein schon der Umstand, daß eine Geschichtsauffassung möglich ist, den Materialismus verneint? — Wer sich bemüht, die Thatsachen früherer Zeiten in seinem Gedächtnisse anzusammeln, wer ihren Zusammenhang, die Entwicklung des einen aus dem andern, das bestimmende Princip der historischen Bewegung erforschen will, der kann diesen seinen Bestrebungen nicht das Wörtchen „materialistisch" auf die Stirne schreiben. Keine auch noch so schwache Analogie für ein derartiges Unternehmen findet sich in der gesammten materiellen Welt. Nach Wahrheit und Wissenschaft strebt allein der Mensch, weil nur für ein geistiges Wesen geistige Güter von Werth und Bedeutung sind. Gehört aber zum Menschen mehr und Höheres als der bloße Stoff, tritt neben und über den materiellen Leib eine geistige Seele, dann wird jede Geschichtsauffassung, welche nur mit dem einen, niedrigern Factor, der materiellen Ordnung, rechnet und die materiellen Verhältnisse als allein in letzter Instanz bestimmend und ausschlaggebend hinstellt, keinen Anspruch auf Wahrheit erheben können.

Die Theoretiker des „wissenschaftlichen" Socialismus reden oft von einer planmäßigen Entwicklung, von den Naturgesetzen der Entwicklung, von „Tendenzen" der Entwicklung, die mit „eherner Nothwendigkeit" wirken und sich durchsetzen [1]. In der That, ohne Gesetz ist „Entwicklung" ein leeres Wort, ebenso thöricht, wie wenn man die mannigfachen Gestaltformationen des vom Sturme getragenen Staubes der Landstraße als Entwicklungsstadien desselben bezeichnen wollte [2]. — Eines nur haben die großen Denker dabei übersehen, — daß nämlich ohne Voraussetzung eines vernunftbegabten Geistes jeder Plan, jedes Gesetz zur inhaltlosen Phrase wird.

[1] Marx, „Kapital". I. S. 5. [2] Tilm. Pesch, „Welträthsel". II. n. 541.

Kurz, die „materialistische" Geschichtsauffassung übt die denkbar heroischste Selbstverläugnung. Sie hebt sich selbst auf, eben dadurch, daß sie sich „materialistisch" nennt.

52. Dem „wissenschaftlichen" Socialismus zufolge sind es die „künstlichen Arbeitsmittel", welche in letzter Instanz das gesellschaftliche wie das geistige Leben der Völker beherrschen und bestimmen. Allein gerade diese Behauptung enthält wiederum eine neue unlösbare Schwierigkeit für die materialistische Geschichtsphilosophie.

Der Mensch birgt als Mikrokosmos in sich die wunderbare Vereinigung aller Grundgestalten und Kräfte des sichtbaren Weltalls, der bloß stofflichen wie der belebten Natur. Er kann den Reichthum seiner vielgestaltigen Anlagen durch Fleiß und Uebung zu einer beständig fortschreitenden Vervollkommnung seiner selbst und seiner Herrschaft über die ihn umgebende Welt benützen. Er kann die Grenzen dieser Herrschaft weiter stecken, kann Erde, Fluß und Meer, Pflanzen und Thiere sich dienstbar machen. Aber er herrscht allein durch das, wodurch er sich als Souverän erhebt über diese ganze Welt. Er herrscht und entwickelt sich nur als vernünftiges, freies Wesen, — durch seinen Geist. Ohne Geist, ohne Eingreifen einer von der Vernunft geleiteten, freien Thätigkeit kann zwischen einem Natur- und einem Culturzustande überhaupt nicht unterschieden werden. Kein Thier konnte jemals seinen Naturzustand verlassen. Allein der Mensch hat eine Geschichte. — Nun sind es aber gerade und vor allem die ersten Schritte auf der Bahn der Cultur, die Erzeugung des Engels'schen Reibfeuers, der ersten Werkzeuge u. s. w., die ohne Einfluß eines vernünftigen, frei thätigen Geistes absolut unerklärbar bleiben. Der Mensch mußte hierzu frei und selbstbewußt der Natur gegenübertreten, ihre Kräfte erkennen, diese mit seinen Plänen und unter sich in Zusammenhang bringen. Er mußte das Zweckmäßige vom Unnützen scheiden, das Brauchbare frei erwählen und durch zielbewußte Thätigkeit verwirklichen. Gerade die ersten Arbeitsinstrumente setzen also schon den bestimmenden Einfluß eines freien, vernünftigen Wesens voraus und können darum nicht als das in letzter Instanz bestimmende Moment der Culturbewegung betrachtet werden. — Mit Vorliebe verweilt der „wissenschaftliche" Socialismus bei den Urzuständen der Menschheit, welche er in den rohesten Naturvölkern der Jetztzeit uns nahe gerückt und verwirklicht wähnt. Nun wohl, was lehrt uns denn das Leben jener Naturvölker? — Man betrachte nur den aus Baumrinde gefertigten Kahn des Feuerländers, die Fischreusen und Harpunen, die Bogen und Pfeile der

Buschmänner, den Bumerang des Australnegers, mit dem er Vögel erlegt; man betrachte die verschiedenartigen Figuren, welche er auf Känguruhfelle oder in Baumrinde ritzt, die mannigfachen Schnitzereien, mit denen er seine Geräthe verziert, die Verschiedenheit der Wohnungen in Bezug auf Material und Bau, das vor dem Eingange der Hütte brennende Feuer, die Grabstätten der Todten, — wer hier nicht das Wirken eines mit Vernunft begabten, frei thätigen, seiner eigenen Wahl und Bestimmung überlassenen Wesens erkennt, der muß darauf verzichten, daß man ihn ernsthaft nimmt.

Wie sehr wir übrigens den Einfluß des Geistes auf die gesammte culturelle Entwicklung der Menschheit betonen, so sind wir doch weit entfernt, die Einwirkung anderer Momente, namentlich des wirthschaftlichen Lebens, bestreiten zu wollen.

β. Einfluß der materiellen Verhältnisse auf die äußere Machtstellung und auf das innere politische und sociale Leben der Völker.

53. Die ökonomischen Verhältnisse, das materielle Erwerbs- und Verkehrswesen bilden in der That nicht bloß einen der vorzüglichsten Gegenstände individueller und socialer Bestrebungen, sie haben auch zu jeder Zeit auf die Gestaltung des Gesammtlebens der Völker einen hervorragenden Einfluß gehabt. Wurde ein Volk von der Höhe wirthschaftlicher Cultur herabgedrängt, so verlor es jedesmal seine Bedeutung, sein Ansehen nach außen. Portugal, Spanien, Holland, England haben nacheinander unter den Culturvölkern Europa's und sogar über Europa hinaus eine dominirende Stellung eingenommen, wie sie nacheinander zur Höhe materieller Cultur sich emporgeschwungen.

In ähnlicher Weise, wie die äußere Machtstellung der Nation, wird auch die innere Blüte des Volks- und Staatslebens bedingt durch die ökonomischen Verhältnisse. Wer wollte läugnen, daß in Griechenland und Rom gerade die wirthschaftliche Verfassung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt auf die gesammte politische, geistige und sittliche Cultur jener Zeit? — Ohne einen gewissen materiellen Wohlstand ist überhaupt ein wahrhaft civilisirter Staat undenkbar. Es verhält sich hier mit den Völkern ähnlich, wie mit den einzelnen Menschen. Der ganze Mensch befindet sich in steter Abhängigkeit von den materiellen Lebensbedingungen. Prius est vivere, quam philosophari. Den höheren, geistigen Interessen insbesondere kann man erst sich widmen, wenn die leibliche Existenz nicht unmittelbar in Frage gestellt ist. So vermag auch ein Volk nur in der Voraussetzung einer genügenden Menge materieller

Mittel seinen wesentlichen socialen und politischen Aufgaben nach innen und außen zu genügen. Schon Aristoteles behauptet darum, daß ein Volk aus Bettlern nicht bestehen könne.

Ebenso bedeutsam für Leben und Entwicklung jeder Nation ist die Sicherheit und Ordnung der materiellen Lebensbedingungen. Mitten in der Fülle materiellen Reichthums wird ein Staat zu Grunde gehen müssen, der sich die Productionsverhältnisse über den Kopf wachsen läßt. Die Anarchie in der Production führt allmählich zur Anarchie im gesammten Volks- und Staatsleben. Wenn die breiten Massen der Bevölkerung ohne eigene Schuld dauernd dem Elend überantwortet werden, wenn eine einzelne Klasse sich der Productionsmittel bemächtigt, ihre materielle Machtstellung zur Unterdrückung und Ausbeutung der anderen Klassen mißbraucht, so liegt es auf der Hand, daß hieraus unhaltbare, verderbliche Zustände erwachsen müssen. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge lösen sich, schroffe Gegensätze im wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben entstehen. Da weder übergroßer Reichthum noch bitteres Elend der Sittlichkeit förderlich sind, wächst die Sittenlosigkeit in erschreckendem Maße. Die bis ins innerste Mark verdorbene Gesellschaft wird endlich sich naturgemäß nach einer theoretischen Rechtfertigung ihrer Verderbniß umsehen. So entstehen die wahnsinnigsten religiösen und philosophischen Systeme. Der Materialismus und der Pantheismus finden Glauben. Die abenteuerlichsten Lehren werden als „Wissenschaft" verkündigt. — Allein diese „Wissenschaft" dient nur als Maske für weitergehende Pläne. Der Durchbruch des revolutionären Gedankens vor allem ist es, welchen Marx in der deutschen pantheistischen und materialistischen Philosophie feiert. In dieser Philosophie haben, Marx zufolge, die Deutschen ihre Nachgeschichte bereits in Gedanken erlebt. „Die deutsche Philosophie ist die ideale Verlängerung der deutschen Geschichte." Mit anderen Worten: in denselben Lehren, mit welchen die Reichen ihre Laster decken, werden die Unterdrückten eine Rechtfertigung ihrer Umsturzpläne finden.

54. Ungesunde wirthschaftliche Zustände haben jederzeit im Laufe der Geschichte auf das gesammte sociale, politische, geistige, religiöse und sittliche Leben eines Volkes ihre düsteren Schatten geworfen. Ist der Leib nicht gesund, dann phantasirt die Seele. So war es zur Zeit der französischen Revolution. Die socialen, wirthschaftlichen und intellectuellen Zustände boten den trostlosesten Anblick. Alles drängte zum gewaltsamen Umsturz. Die Forderungen und Bedürfnisse der sinnlich-materiellen Existenz waren für die große Mehrzahl des Volkes in Frage gestellt. Man „nahm

den Armen das Brod, um den Reichen Karossen daraus zu machen". Stärker aber als die Achtung vor dem Bestehenden, historisch Gewordenen, ist im Menschen der Trieb der Selbsterhaltung. Wo es sich um Erhaltung des Lebens handelt, wird Gewalt mit Gewalt, Unrecht mit Unrecht beantwortet. Die Macht der Leidenschaft treibt über die Grenzen des Erlaubten hinaus, und die atheistische „Wissenschaft" spendet ihren Segen dazu. Die Veranlassung zur Revolution, zur Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse war zum großen Theil durch die ökonomischen Verhältnisse und, im Anschlusse hieran, durch den geistigen und sittlichen Verfall gegeben. Der Grund aber, weshalb die allgemeine Unzufriedenheit sich zunächst gegen die politische Ordnung richtete, lag in der Ueberzeugung, daß der Staat in der alten Form und Gestalt seinem wesentlichen Zweck nicht mehr genügte, daß er zu schwach war, um das materielle Wohl der Gesammtheit vor den Künsten und der Habsucht einzelner Personen oder Stände wirksam zu schützen.

Kurz, wir läugnen nicht, daß die ökonomischen Verhältnisse die unentbehrliche Basis des gesammten Volks- und Staatslebens nach außen und innen, eine unerläßliche Bedingung und Voraussetzung der Existenz und culturellen Entwicklung der Gesellschaft sind. Ebenso wenig bestreiten wir, daß die ökonomischen Verhältnisse einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des politischen, socialen, geistigen und sittlichen Lebens eines Volkes ausüben können und im Laufe der Geschichte thatsächlich geübt haben, mehr vielleicht, als die bisherige Geschichtschreibung vermuthen ließ. Was wir bekämpfen, sind nur jene einseitigen Uebertreibungen, welche die socialistische Geschichtsphilosophie sich erlaubt, als wäre die Oekonomie das einzige bestimmende Moment in der Geschichte.

γ. Andere Factoren der historischen Bewegung.

55. Die ökonomischen Verhältnisse bilden das Fleisch und Blut der Völker. Allein die Völker bestehen nicht nur aus Fleisch und Blut. Wer die Entwicklung der gesellschaftlichen und staatlichen, ja auch nur der wirthschaftlichen Zustände, die Eigenthumsordnung einer Nation verstehen will, wird sich mit der Erforschung der künstlichen Arbeitsmittel nicht begnügen dürfen. Alle Seiten und Gebiete des Lebens hängen zusammen und stehen in Wechselwirkung zu einander. Bald ist es der eine, bald der andere Factor, der den ersten Anstoß zu neuen Entwicklungsformen gibt. Richtig erfaßt stellt die Geschichte sich dar als ein Gemisch von natürlicher Plastik und freithätiger Entfaltung. Sie steht unter dem Einfluß materieller Verhältnisse, aber mehr noch geistiger, sittlicher, religiöser Motive.

Vor allem war es die **Religion**, welche Cultur und Civilisation am mächtigsten gefördert, den ganzen Gang der Geschichte beherrscht hat. Wäre der Einfluß der Religion auf das politische und ökonomische Leben, auf die Gestaltung der Familie u. s. w. nicht sehr groß, fürwahr, Marx und Engels hätten nicht so begierig alle die Absurditäten des Materialismus hinabgewürgt, nur, um eine Weltanschauung zu gewinnen, die ihre Umsturzpläne begünstigt.

56. Neben der Religion ist die **gesellschaftliche Organisation** ein hervorragender Factor, eine tiefgreifende Ursache, wie der geistigen, so auch der materiellen Entwicklung. Ohne die besondere Macht, welche in der Gesellschaft als solcher liegt, besäßen wir überhaupt keine materielle Cultur. Die sociale Verbindung vieler erweitert den Kreis der Bedürfnisse, schafft erst die Möglichkeit einer umfangreichern Production, regt an zur Erfindung neuer Werkzeuge, künstlicher Productionsinstrumente, und gestattet deren allseitige Ausnützung. Die großen Erfindungen der letzten Jahrhunderte wären unmöglich geblieben ohne eine lange Reihe früherer Erfindungen, die ihrerseits wiederum nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft ihren Einfluß auf die Fortbildung der Productionsverhältnisse erlangen konnten. Der Socialismus beruft sich zum Beweise des bestimmenden Einflusses der Oekonomie hinsichtlich des politischen und socialen Lebens der Völker auch auf die Urgeschichte der Menschheit. Wir glauben gerne, daß bei einem Volke, welches sich im Zustande der Barbarei befindet, das Materielle in den Vordergrund tritt, geradeso wie beim Kinde die Entwicklung des Körpers das ganze natürliche Streben und Verlangen erschöpft. Allein nicht einmal für die ersten Anfänge war die Oekonomie das einzige, welches der gesellschaftlichen Form Dasein und Form gegeben hat. Alle Elemente, die den Menschen zu einem socialen Wesen machen, die Sprache, das Bedürfniß der gegenseitigen Ergänzung, des Schutzes u. s. w., ferner die besonderen **Charaktereigenschaften** der verschiedenen Stämme und Völker haben auf die politische und sociale Gestaltung des nationalen Lebens jederzeit einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Bei gleichen ökonomischen Verhältnissen entstehen die verschiedensten gesellschaftlichen und staatlichen Verfassungsformen. Ja, innerhalb eines und desselben Volkes wechselt zuweilen die Verfassung, ohne daß in den ökonomischen Verhältnissen eine wesentliche Veränderung eingetreten wäre.

Es ist also ein Irrthum, wenn man die socialen und politischen Formen einzig von den Productionsmitteln und Productionsverhältnissen abhängig wähnen wollte.

57. Außer der Religion oder gesellschaftlichen Organisation mit ihren Besonderheiten sind es zumeist bloße Facta, rein historische Thatsachen, die, in ihrem Entstehen und ihrem Verlaufe gänzlich oder zum großen Theile unabhängig von ökonomischen Ursachen, dennoch ihrerseits den gewaltigsten Einfluß auf das politische und wirthschaftliche Leben der Völker ausgeübt haben. Wir wollen hier absehen von den Entdeckungen und Erfindungen, die, in sich freie Thaten des Genies und des Muthes, tiefe Furchen im wirthschaftlichen Leben gezogen haben, ohne selbst „ökonomische" Thatsachen zu sein. Aber wie bedeutsam sind nicht siegreiche oder unglückliche Kriege immerdar gewesen? Was wäre aus Rom geworden ohne seinen Sieg über Carthago? — Unwahr ist es, wenn der Socialismus behauptet, daß alle oder auch nur die meisten Kriege, ähnlich wie die Handelskriege der letzten Jahrhunderte, aus ökonomischen Gründen sich erklären lassen. Ebenso oft, wenn nicht häufiger, sind es politische, dynastische, religiöse Interessen gewesen, um die mit den Waffen gestritten wurde. Erfolgreiche Kriege, die aus bloßer Eroberungssucht geführt wurden, bildeten vielfach die Quelle materiellen Reichthums einzelner Völkerschaften. Jene ungeheure Kapitalconcentration, welche das spätere Rom charakterisirt, die vollständige Beseitigung des kleinen Bauernstandes und des freien Handwerkes durch den Großbetrieb der Oikenherren schloß sich erst an die durch rein politische Thatsachen geschaffene Lage an, war nur in zweiter Linie Wirkung der anarchischen Productionsverhältnisse. Das Kapital mußte zuerst gewonnen werden, ehe es sich concentriren konnte. Nur infolge der Eroberungskriege, vermittelst der Weltherrschaft konnte der römische Großhandel seine Ausdehnung und Macht gewinnen, schwoll der Reichthum der herrschenden Familien an.

Wer vermöchte ferner die tiefgreifende Einwirkung z. B. der Kreuzzüge auf die gesammte nachfolgende ökonomische Entwicklung Europa's zu bestreiten? Sie erschlossen neue, ergiebige Gebiete für den Handel, eröffneten eine Bewegung, welche in der Entdeckung Amerika's, in der Auffindung der Seewege nur ihre natürliche Fortsetzung fand. — Ein Krieg wiederum war es, der die wirthschaftliche Blüte Deutschlands vernichtete, der unser Vaterland von jener Höhe materiellen Wohlstandes herabzog, auf welche es nicht etwa durch den naturnothwendigen Entwicklungsgang, sondern gerade durch die freie Beherrschung dieser Entwicklung, durch eine im wesentlichen frei gewollte, unter der Herrschaft religiöser und sittlicher Ideen gestaltete Organisation der Productionsverhältnisse sich emporgeschwungen hatte. Wir meinen den Dreißigjährigen Krieg.

Allein nicht bloß durch die großen Actionen der äußern Politik, sondern gerade durch die innere Staatsleitung, durch die Wirksamkeit einzelner Männer u. dgl. wird oft Blüte und Verfall der Wirthschaft eines Volkes wesentlich mitbedingt. Geradezu entscheidend wirkte z. B. für die industrielle Entwicklung Frankreichs ein Colbert. — Der Vertrag, den Lord Methuen zwischen England und Portugal schloß, zerstörte die portugiesische Industrie. — Spaniens Handel mit den eigenen Kolonien erlahmte, nachdem es im Utrechter Frieden durch den Assiento-Vertrag England das Recht zuerkannt, immerfort ein Schiff mit englischen Waaren in die spanischen Kolonien zu senden. — Doch wozu viele Beispiele? Man greife nur irgendwo eine bestimmte einzelne Phase der geschichtlichen Entwicklung heraus und vergleiche sie mit den Lehrsätzen der materialistischen Geschichtsauffassung. Die Theorie hat etwas Bestechendes, solange man sie in ihrer allgemeinen Ausdrucksweise vor Augen hat. Sie verflüchtigt sich, wird sofort als einseitige Uebertreibung erkannt, sobald man ihr die wirklichen Thatsachen der Geschichte entgegenhält.

58. Wie wenig die socialistische Geschichtsphilosophie geeignet ist, das richtige Verständniß der historischen Entwicklung zu vermitteln, erhellt insbesondere, wenn man die Lehre vom Klassengegensatz und den Klassenkämpfen im Lichte der geschichtlichen Thatsachen betrachtet. Der Theorie zufolge bilden die Klassenkämpfe den Träger der geschichtlichen Bewegung, die Form, in welcher sich insbesondere der Uebergang zu einer neuen Wirthschaftsepoche vollzieht. Aber war es denn eine früher ökonomisch und politisch unterdrückte, nunmehr obsiegende Klasse, welche die Feudalordnung begründete? Nicht einmal die Erfindung eines neuen künstlichen Werkzeuges, das die alte Ordnung revolutionirt hätte, für dessen Verwerthung die früheren Productionsverhältnisse zu enge geworden wären, bildet die Scheide zwischen der antiken und der mittelalterlichen Epoche. Rom brach unter den Fluten barbarischer Völkerwogen zusammen. Sein Untergang wurde vorbereitet durch die Anarchie der wirthschaftlichen Verhältnisse, aber ebenso sehr durch die Herrschaft der babylonischen Göttin, durch das Völker verschlingende Ungeheuer der Wollust. — Eine neue Ordnung der Dinge erhob sich dann auf den Trümmern Roms, gebildet durch eine Vermischung römischer und germanischer Elemente. Das Feudalwesen, welches für lange den ökonomischen Verhältnissen Gestalt und Form gegeben, erklärt sich durchaus nicht allein aus den Productionsmitteln damaliger Zeit. Das Land des besiegten Feindes galt rechtlich als erobertes Land. Es gehört dem König, der nach germanischer Auffassung über

„Land und Leute" gebietet. Die Verwaltung und Bewirthschaftung weit ausgedehnter Gebiete allein durch den König war thatsächlich unmöglich. Allein diese Unmöglichkeit hätte in verschiedener Weise gehoben werden können. Daß sie gerade in der Form des Lehenswesens ihre Lösung fand, daß jenes eroberte Land zugleich öffentliche Domäne und privates Nutzeigenthum ward, das erklärt sich lediglich aus der Mischung römischer und germanischer Einrichtungen und Ideen, aus der Verbindung der römischen Kolonisation mit der deutschen Vorstellung von einer organischen Einheit und hierarchischen Gliederung der Gesellschaft im Staate.

Die Einwirkung des Christenthums war es, welche zu einer vollständigen Umgestaltung der antiken Social- und Wirthschaftszustände drängte. Indem die Kirche für den einzelnen, wie für die Gesammtheit an Stelle einer ausschließlich sinnlich-egoistischen Richtung höhere Lebenszwecke neben und über die materiellen Interessen setzte, mußte das Heidenthum auch auf ökonomischem Gebiete endgiltig überwunden werden. Der Grundsatz allein, daß die materielle Ordnung nicht allein zu bestimmen habe, führte folgerichtig zu einer socialen Organisation der Productionsverhältnisse. Aber auch das Ziel, der Inhalt dieser Organisation war mit dem Christenthum im Princip gegeben. Der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Menschen auf Grundlage und nach Maßgabe der natürlichen und übernatürlichen Bestimmung und Ausstattung, die Forderung gegenseitiger Liebe und Brüderlichkeit, die Milderung des absoluten Eigenthumsbegriffes, die Achtung vor der Arbeit, als vorzüglichster Quelle des Wohlstandes, führten nothwendig zu einer Wirthschaftsordnung, in welcher die Interessen aller Stände miteinander versöhnt, Recht und Ehre der Arbeit gewahrt, das wahre materielle Gemeinwohl durch eine gesunde Vertheilung des Einkommens wirksam geschützt, die Ausbildung schroffer Klassengegensätze unmöglich gemacht war. Deutschland war im 13., 14. und 15. Jahrhundert das wohlhabendste und zugleich bürgerlich freieste Land. Durchgängig herrschte Selbstverwaltung und Selbstregierung. Jedes Land, jede Stadt, jeder Berufsstand erfreute sich seines eigenen Rechtes. Jeder konnte von seinesgleichen gerichtet werden. Die geringen Steuerabgaben wurden nur mit Zustimmung der Reichs- und Landesstände auferlegt. — Jedermann besaß ferner sein gutes Auskommen.

Die Unsicherheit der materiellen Existenzbedingungen für einen großen Theil der Bevölkerung, welche die gegenwärtige sociale Noth ausmacht, war unbekannt. Auch der geringste Taglöhner hatte seine Mitnutzung an Wald und Weide. Der Hörige verfügte als Eigenthümer über Gebäude und Saaten, das todte und lebende Inventar, nahm theil

an der Allmende. Die Abgaben an den Gutsherrn waren unbedeutend. Der Hof galt als untheilbar und bildete eine Heimstätte für die ganze Familie. Gegen Verpfändung und Verkauf schützte das Einspruchsrecht des nächsten Erben, und nur die fahrende Habe haftete für etwaige Schulden. So wurden dem Wucher einerseits und der Schleuderwirthschaft andererseits feste Grenzen gezogen. — In ähnlicher Weise sicherte die Zunftorganisation dem Handwerkerstande eine selbständige wirthschaftliche Existenz, Wohlstand, Ehre, Ansehen und politischen Einfluß. Im 15. Jahrhundert hatten die Zünfte fast in allen Städten politisch die Oberhand. Die Vorstellung, daß das Handwerk ein Amt sei, wie sie innerhalb des hofrechtlichen Verbandes des Frohnhofes bestanden hatte, wurde auch in der spätern Zeit beibehalten, als die städtische Obrigkeit jenes Amt zum gemeinsamen Wohle der Bürgerschaft verlieh. Der ausschließliche Gewerbebetrieb war den Zunftgliedern gesichert. Die Entstehung eines übermäßigen Kapitals wurde theils durch die canonische Zinsgesetzgebung, theils durch Verhinderung einer willkürlichen Vergrößerung des Geschäftsbetriebes unmöglich gemacht. Auch auf den Lohnsatz, auf das geistige und leibliche Wohl der Gesellen und Lehrlinge erstreckte sich die Fürsorge der Zunftbehörde. Das Gesellenthum blieb die Vorstufe des Meisterstandes. — Kurz, auf der ganzen Linie wirthschaftlichen Strebens war die Arbeit der Weg zum Besitze.

Die ökonomischen Verhältnisse sind also keineswegs das *einzige* bestimmende Moment der geschichtlichen Entwicklung. Sie selbst vielmehr stehen zum Theil unter dem Einfluß anderer, höherer Factoren. Ebenso ist es irrig, daß mit *jeder* auf Privateigenthum an den Productionsmitteln gegründeten Gesellschaftsordnung naturnothwendig politische und ökonomische Knechtung, Klassengegensatz und Klassenkampf verbunden sei.

Die Geistesverwirrung, welche sich im „wissenschaftlichen“ Socialismus kundgibt, erreicht ihren Höhepunkt in der Lehre von der allseitigen und unbedingten Abhängigkeit der geistigen, sittlichen und religiösen Anschauungen von den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen.

6. Die ideologische Ordnung ist kein bloßes Abbild der wirthschaftlichen Zustände eines Volkes.

59. *Inhalt und Umfang* unserer Erkenntniß ändern sich. — Bei den Wissenschaften, welche vorzüglich mit der Beschreibung wechselnder thatsächlicher Verhältnisse sich befassen, liegt das auf der Hand. Aber auch für die Wissenschaften, die über die Beschreibung hinaus nach den Gründen dessen, was ist und wird, forschen, gilt ein Gleiches. Neue Wahrheiten werden gewonnen, alte Irrthümer aufgedeckt. Ebenso ändert

sich die Gewißheit unseres Erkennens. Was vordem Vermuthung, Hypothese war, kann durch Auffindung neuer Gründe zu einer sichern geistigen Errungenschaft werden. Allein die fortschreitende Entwicklung der Wissenschaften, der Wechsel unserer Erkenntniß von der Wahrheit ist noch lange kein Wechsel der Wahrheit selbst, wie ihn die materialistische Geschichtsphilosophie lehrt. Wäre es richtig, daß die Wahrheit in sich absolut veränderlich, mit Nothwendigkeit allen Veränderungen in den äußeren Productionsverhältnissen folgte, dann müßten wir an allem zweifeln, dann wäre jede Gewißheit des Erkennens unmöglich, — dann gäbe es keinen den verschiedenen oder gar allen ökonomischen Entwicklungsstufen gemeinsamen Wahrheitsschatz. Dennoch sieht sich sogar Engels genöthigt, für alle Gebiete menschlichen Wissens eine ganze Reihe „endgiltiger" Wahrheiten thatsächlich anzuerkennen, obwohl er im Princip die „ewigen Wahrheiten" läugnet. Woher diese Wahrheiten trotz der behaupteten absoluten Veränderlichkeit der ganzen ideologischen Ordnung ihre unveränderliche Festigkeit, mitten unter den Veränderungen der ökonomischen Unterlage, bewahren, dafür vermag der „wissenschaftliche" Socialismus nicht einmal den Schein einer vernünftigen Erklärung zu bieten. Eine höchst naive Aeußerung findet sich darüber im Communistischen Manifest: „Die Ausbeutung des einen Theiles der Gesellschaft durch den andern ist eine allen vergangenen Jahrhunderten gemeinsame Thatsache. Kein Wunder daher, daß das gesellschaftliche Bewußtsein aller Jahrhunderte, aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zum Trotz, in gewissen gemeinsamen Formen sich bewegt, Formen, Bewußtseinsformen, die nur mit dem völligen Verschwinden des Klassengegensatzes sich gänzlich auflösen. Die communistische Revolution ist das radikalste Brechen mit den überlieferten Eigenthumsverhältnissen; kein Wunder, daß in ihrem Entwicklungsgange am radikalsten mit den überlieferten Ideen gebrochen wird."[1] — Diese gemeinsamen „Bewußtseinsformen" werden also in Zukunft verschwinden. Es wird in der communistischen Gesellschaft z. B. nicht mehr verwerflich sein, zu lügen, das gegebene Versprechen zu brechen, seinen Freunden treulos zu sein, Weib und Kind in Noth und Entbehrung sitzen zu lassen. Zwei mal zwei wird fünf und die drei Winkel eines Dreiecks vielleicht gleich zwei und ein halb Rechten sein. Das Princip des Widerspruchs hat da seine Geltung verloren; man kann zu gleicher Zeit auf dem Kopfe und auf den Beinen stehen.

---

[1] Communist. Manifest. S. 17.

Gebratene Tauben werden jedem von selbst in den Mund fliegen, da die Cassation aller „Bewußtseinsformen“, einschließlich des Princips vom ausreichenden Grunde, die Abdankung aller Köche zur Folge haben wird.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn der „wissenschaftliche“ Socialismus „radikal mit den überlieferten Ideen zu brechen“ vorgibt und zugleich doch nur mit den aus der „Bourgeoisie-Epoche“ überlieferten Ideen seine Theorien aufbaut. Was ist denn der Materialismus, die materialistische Dialektik anderes als „Bourgeois-Philosophie“, dem antiken Heidenthum entlehnt, zu Nutz und Frommen des liberalen Geldprotzenthums von neuem aufgewärmt? Wäre die materialistische Geschichtsauffassung richtig, entspräche wirklich jeder einzelnen wirthschaftlichen Entwicklungsstufe eine besondere Weltanschauung, dann könnte jedenfalls der materialistische Atheismus nicht die Weltanschauung der Zukunft sein, da er ja nothwendigerweise mit der liberalen Bourgeoisie, die ihn erzeugt, zusammenbrechen müßte.

60. Was von der Philosophie, von der Wahrheit und Erkenntniß, das gilt auch von der Sittlichkeit. — Die sittlichen Anschauungen und Verhältnisse sind zweifelsohne einer Entwicklung fähig. Die Moralität wird eben theilweise bedingt durch den Fortschritt der intellectuellen Erkenntniß. Die sittlichen Begriffe können sich klären oder verdunkeln. Es werden auch einigermaßen die ökonomischen Verhältnisse auf die Anschauungen, auf den sittlichen Zustand eines Volkes einwirken, wie sie andererseits wiederum selbst abhängig sind von der sittlichen Blüte oder dem sittlichen Verfall der Nation. Allein die Sittenlehre ist mehr als ein bloßes Abbild der wirthschaftlichen Ordnung. Ihrer Natur nach erhebt sie sich über alle Verhältnisse des Lebens, billigt keineswegs alles, was ist und geschieht, sondern stellt ihre Forderungen hinsichtlich dessen, was sein und geschehen soll. — Zu allen Zeiten, an allen Orten ferner ist die Sittenlehre in ihren Hauptsätzen dieselbe geblieben. Sogar Marx und Engels erkennen die Jahrtausende alte Sittenlehre stillschweigend an, appelliren an sie überall da, wo sie über „Ausbeutung“, Unterdrückung der industriellen Arbeiter Klage erheben. — Wäre die Lehre von der absoluten Veränderlichkeit der sittlichen Ideen richtig, dann würde der Bestand der menschlichen Gesellschaft jeden Augenblick in Frage gestellt werden können. Es gäbe überhaupt keine Sittlichkeit. Recht und Sittlichkeit würden jeder dauerhaften Grundlage entbehren. Man könnte unter Berufung auf angeblich „sittliche Anschauungen“ einer zukünftigen Zeit immerfort den Umsturz predigen. Es gäbe keine objective, durch die Autorität eines Gottes geschützte Norm unseres Verhaltens, kein Sittengesetz,

keine sittliche Freiheit, keine Pflicht, keine Verantwortlichkeit. Der Mensch wäre nur das „unschuldige Ergebniß seiner Umgebung", wie bereits Proudhon lehrte, seines jedesmaligen Milieu, — das Gewissen nichts anderes als ein vergängliches Product vergänglicher äußerer Verhältnisse. Was heute Laster ist, könnte morgen Tugend sein. Jene „officielle und nicht officielle Prostitution", welche dem Communistischen Manifest zufolge mit Nothwendigkeit „aus den heutigen Productionsverhältnissen hervorgeht" [1], wäre heutzutage „sittlich" unanfechtbar, geradeso wie die allgemeine Prostitution der „freien Liebe" in der communistischen Gesellschaft als Tugend gelten könnte.

61. Derselbe Fehlschluß, dessen sich der „wissenschaftliche" Socialismus immerfort bedient: aus der Entwicklungsfähigkeit auf die absolute Veränderlichkeit, aus dem Einfluß ökonomischer Verhältnisse auf das intellectuelle und moralische Leben zu schließen, und zwar so, daß dessen gänzliche, allseitige Abhängigkeit allein von der Oekonomie abgeleitet wird, — derselbe Fehlschluß findet sich wieder in der socialistischen Auffassung vom Recht.

Das Recht führt kein isolirtes, auf sich beschränktes Dasein. Es steht im innigsten Zusammenhang mit dem Leben und entwickelt sich fort, entsprechend den Culturstufen, welche eine Nation nach und nach ersteigt. Selbstverständlich wird es stets nur solche Verhältnisse normiren können, die mit der gerade vorliegenden Stufe nationaler Entwicklung gegeben sind. Wenn z. B. das römische Recht ein ausgebildetes Obligationenrecht, das deutsche Recht dagegen ein vollständigeres und eigenartig gestaltetes Sachenrecht besitzt, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß Rom, von einer städtischen Entwicklung ausgehend, früh schon zum Handel und zur Geldwirthschaft gelangte, während in Deutschland für lange Zeit Ackerbau und Naturalwirthschaft im Vordergrunde blieben. Allein das Recht empfängt nicht seinen ganzen Inhalt, seine höchsten Principien von den ökonomischen Verhältnissen. Es ist nicht bloß Wirkung, sondern auch ein bestimmender Factor der nationalen Cultur, zugleich Symptom und Ursache der verschiedenen Culturzustände. Eben darum, weil das Recht mehr unter dem Einflusse der geistigen und sittlichen Anschauung eines Volkes steht, wie unter der Einwirkung seiner ökonomischen Verhältnisse, wird es zu einer der wichtigsten Ursachen in der culturellen Entwicklung. Oder wer in aller Welt wollte sich denn davon überzeugen lassen, daß die Gegensätze, welche in der Behandlung der väterlichen Gewalt, des ehelichen Güterrechtes, der Familienerbfolge, der Zinsnahme, der Arbeit und der Freiheit das römische und das deutsche Recht

[1] Communist. Manifest. S. 16.

unterscheiden, lediglich aus ökonomischen Ursachen sich herleiten? Wer wollte andererseits bestreiten, daß gerade diese Verschiedenheiten, welche in letzter Instanz auf wesentlich verschiedene principielle Anschauungen sich zurückführen, nicht einen geradezu entscheidenden Einfluß auf das wirthschaftliche Leben beider Völker geübt haben? — Jedem, der nicht mit verbundenen Augen die Geschichte erforscht, wird die Wechselwirkung zwischen Geistigem und Materiellem im Leben der Völker nicht entgehen können. Nur im Zusammenhange mit der gesammten ökonomischen, geistigen und religiösen Entwicklung der Nation kann das Recht verstanden werden, wie andererseits die Geschichte eines Volkes ohne Berücksichtigung seiner Rechtsanschauungen und Rechtsverhältnisse gar keine oder nur eine halbe Erklärung findet.

62. Zur höchsten Komik erhebt sich die materialistische Geschichtsauffassung, wo sie die Religion aus ökonomischen Ursachen „erklärt". Kühne Behauptungen, phantastische Schilderungen müssen hier jeden Versuch einer Beweisführung vollständig vertreten. Der Monotheismus gilt ihr als nothwendiger Ausfluß der patriarchalischen Verfassung, obwohl alle Völker die patriarchalische Entwicklung durchlaufen, aber nicht alle den Jehovaglauben besessen haben. — Die christliche Religion ferner soll aus dem Bedürfnisse des römischen Weltreiches nach einer Weltreligion entstanden sein. Wir wollen davon absehen, daß diese Erklärung zunächst nicht von ökonomischen „Gründen", sondern lediglich von einem politischen „Grunde" ausgeht. Aber jedenfalls scheint jenes angebliche „Bedürfniß" doch etwas gar sonderbarer Art gewesen zu sein, ein Bedürfniß, ein Verlangen, das seine Liebkosungen auf der Arena spendet, Millionen von Christen erwürgen läßt. Ferner soll das Christenthum auf dem Nicänum sich dem Staate angepaßt haben. Inwiefern dies geschehen, darüber schweigt Herr Engels wohlweislich. Und ist es nicht höchst merkwürdig, daß das Christenthum, aus dem dringenden Bedürfniß nach einer Weltreligion entstanden, erst dann zur Staatsreligion erkoren ward, als Roms Weltherrschaft bereits gebrochen war, — daß diese Weltreligion fortdauerte, ja ihre ganze Kraft auf den Trümmern des römischen Weltreiches erst recht entfaltete, als die Wirthschaftsordnung Roms unter dem bestimmenden und leitenden Einflusse des Christenthums bereits durch eine neue, völlig veränderte Wirthschaftsordnung ersetzt war? — Doch Engels unterscheidet, wie es scheint, zwischen Christenthum und katholischer Kirche. Das Christenthum ist ihm römische Weltreligion, die katholische Kirche aber gehört der „feudalen Periode" an. Aus der Hierarchie des Feudalismus entwickelte sich die Hierarchie der Kirche. — So fordert es ja der „wissenschaftliche" Socialismus. — Es kümmert dabei Herrn Engels sehr wenig, daß die

kirchliche Hierarchie historisch nachweisbar schon vor der feudalen Hierarchie bestanden, daß die katholische Kirche heute noch mächtig und jugendfrisch dasteht, obwohl die feudale Epoche längst dahin ist, und bereits auch die folgende kapitalistische Aera ihrem Ende entgegengeht. Das Christenthum, die katholische Kirche müssen nun einmal als Producte einer bestimmten ökonomischen Entwicklungsstufe gelten, mit dieser entstanden und vergangen sein.

Wir glauben gerne, daß gerade die katholische Kirche dem „wissenschaftlichen" Socialismus höchst unbequem ist. Schon das bloße Vorhandensein eines geistigen Universalreiches, welches alle Völker umspannt, rohe Naturvölker wie die civilisirtesten Nationen, das unverkennbar einen gewaltigen Einfluß nicht nur auf die sittliche und intellectuelle, sondern auch auf die politische und ökonomische Entwicklung der Menschheit ausgeübt hat, und zwar unter den verschiedenartigsten materiellen Bedingungen, unter dem mannigfachsten Wechsel der Productionsverhältnisse, — schon das bloße Dasein der katholischen Kirche ist eine thatsächliche, unläugbare, mit Händen greifbare und höchst beredte Widerlegung des Materialismus und der materialistischen Geschichtsauffassung. Darum ziehen Marx und Engels es vor, sie für die heutige Zeit einfachhin zu ignoriren. Fort mit dieser Kirche, die es als einen ihrer obersten Grundsätze, als eine sittliche Forderung an die Menschheit wirksam verkündigt hat, daß der Mensch, daß die Völker sich nicht allein durch natürliche Triebe und materielle Verhältnisse bestimmen und leiten lassen dürfen! Eine solche Kirche paßt nicht in die aufgeklärte Zeit des Liberalismus und Socialismus. Sie gehört ausschließlich der feudalen Epoche an.

Es war die Theorie des „wissenschaftlichen" Socialismus, welche wir hier einer kritischen Würdigung unterziehen wollten. Indessen, wenn Marx und Engels zunächst auch nur als Theoretiker auftreten, so haben sie doch gerade bei ihren Theorien ein höchst praktisches Ziel im Auge: den Umsturz der bestehenden Verhältnisse. Die Theorie soll lediglich zeigen, wie die heutige Gesellschaft durch ihren „naturnothwendigen" Zusammenbruch der Revolution die Wege bereitet. Aus der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die heutigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse schöpft die socialistische Agitation zum großen Theil ihre Kraft. Dieser Gegenstand ist so wichtig, daß wir ihn einer besondern Behandlung vorbehalten müssen.

Heinrich Pesch S. J.

Damiani's Zwist mit Hildebrand.

(Schluß.)

Das Schisma war mit dem Einzug des Papstes in Rom zwar noch nicht beendet; Damiani insbesondere sah sich sogar in seinen schriftstellerischen Arbeiten durch Cadalus, wie durch „einen scheußlichen Drachen", gestört; aber die Hauptgefahr schien vorüber. Alexander II. als alter Freund und in dankbarer Anerkennung der Verdienste Damiani's gewährte diesem jetzt, was er so heiß ersehnte. Er gestattete ihm, sich von den Sorgen der weltlichen Verwaltung seines Bisthums frei zu machen, so daß er ruhig in Fonte-Avellana der Beschauung pflegen könne, und nahm ihm den Grafenbann von Ostia (den Comitat) völlig ab.

„O welch willkommene, welch freudige Nachricht war das," schrieb Damiani [1], „welch süße Kunde für mein Ohr, als vor kurzem die Nachricht mich traf, daß Ihr den Comitat von Ostia mir entzogen und einem andern verliehen hättet! Einer aus Rom hat, wie mit einem Vorwurf gegen Euch und voll Theilnahme und Fürsorge für mich, mir mitgetheilt, was geschehen war. Aber indem er glaubte, Euch anzuklagen, hat er, ohne es zu wissen, Euch meinen Dank gewonnen. Anfangs zwar nahm ich den Schein an, als ob ich von der Sache betroffen wäre; aber bald brachen trotzdem die Zeichen der Freude hervor, und ich vermochte es nicht, auch nur äußerlich mich betrübt zu zeigen. Nun flehe ich aber noch mehr die göttliche Barmherzigkeit an, daß Du nicht lange säumest, sondern möglichst bald auch über den Episkopat verfügest und den unfruchtbaren Pflug des sandigen Uferlandes (Ostia) mir aus den Händen nehmest."

Es scheint fast, als ob Alexander auch in dieser Beziehung ihm Hoffnung gemacht hätte; wenigstens spricht Damiani im Eingange seines Briefes davon, daß der Papst hinsichtlich der Niederlegung seines bischöflichen Amtes ihm völlig zugestimmt habe. Doch einstweilen verblieb er jedenfalls noch in seiner Würde als Cardinalbischof, und der Papst hatte ihm ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ihm öfter zu schreiben. Aber auch jetzt noch klagte der Heilige wegen Ueberbürdung mit Angelegenheiten, da man von allen Seiten nach Fonte-Avellana zusammenströmte, um in den verschiedensten Anliegen seinen Rath zu erbitten. Indes machte er Ge-

[1] Ep. I, 15.

brauch von des Papstes Befehl, um dessen Aufmerksamkeit auf manche Schäden und Gefahren des öffentlichen Lebens hinzulenken. Bald nach Abfassung dieses Briefes fand die Synode vom 20. April 1063 statt, an welcher auch Damiani theilnahm. Sie ging mit Strafbestimmungen gegen Simonie und Nicolaitismus vor und sprach die Excommunication über Cadalus aus.

Auf dieser Synode war auch Abt Hugo von Clugny erschienen, um gegen die unberechtigten Anforderungen des Bischofs von Macon, der über das exempte Kloster Hoheitsrechte beanspruchte, sich Schutz zu verschaffen. Eine Untersuchung der Frage an Ort und Stelle schien das Zweckentsprechendste; aber kaum einer schien geneigt, die mühsame und undankbare Legation zu übernehmen. Da erbot sich Damiani freiwillig dazu, trotz der Beschwerden seines Alters, vielleicht getrieben durch seine alte Liebe und Verehrung für das um die Kirche so hochverdiente Kloster. In seine Hände beschloß der Papst jetzt die ganze Angelegenheit zu legen.

Die neue Last drückte schwer auf Damiani's Schultern; „ganz zerschlagen und ausgetrocknet“ kehrte er von der Synode zurück, mit dem Vorsatz, solange er lebe, nie wieder an einer römischen Synode theilzunehmen, wenn nicht unausweichliche Nothwendigkeit ihn zwinge[1]. Sein Geist ist noch erdrückt von der Masse der Synodalarbeiten, hart wie ein Kieselstein. Aber da der Papst ihm befohlen, zu schreiben, kommt er dem Wunsche nach und macht ihn freimüthig auf mehrere Schäden der kirchlichen Verwaltung aufmerksam. Im Mai brach er dann nach Clugny auf. Ein Brief des Papstes an die Bischöfe Galliens geht ihm voraus[2]. Der Papst schreibt: „Da Wir, mit allzu vielen Sorgen für die Gesammtheit der Kirchen beschäftigt, nicht selbst zu Euch reisen können, haben Wir Sorge getragen, einen Mann an Euch abzusenden, der nach Uns die höchste Stellung in der Römischen Kirche einnimmt, Peter Damiani, den Bischof von Ostia, Unser Auge und die feste Säule des Apostolischen Stuhles. Ihm haben Wir an Unserer Stelle alle Vollmacht übertragen, und alles, was er in Euern Sprengeln mit Hilfe Gottes festsetzen wird, das soll feste Geltung haben, als wenn es aus Unserer eigenen Erwägung und Entscheidung hervorgegangen wäre. Deshalb ermahnen Wir Eure ehrwürdige Heiligkeit mit der Liebe des Bruders, und überdies befehlen Wir es mit apostolischer Machtvollkommenheit, daß Ihr einen so ausgezeichneten und hervorragenden Mann wie Unsere eigene Person mit ge-

[1] Ep. I, 12. [2] Jaffé 4516.

bührender Ehrfurcht aufnehmet und seinen Entscheidungen und Anordnungen aus Ehrfurcht für den heiligen Apostelfürsten Petrus demüthig gehorchet." So viel galt Damiani an der Curie, deren Seele Hildebrand war.

Die Legation verlief glücklich und segenbringend für das berühmte Kloster, für die umliegenden Sprengel und für Damiani selbst. Man hatte ihm in Aussicht gestellt, die ganze Reise werde höchstens drei Monate in Anspruch nehmen. Allein erst am 27. October kam er nach Fonte-Avellana zurück, allerdings nachdem er sich in Turin, Fructuaria und vielleicht noch an anderen Orten einigen Aufenthalt gegönnt hatte. Er scheint neugestärkt und erfrischt zurückgekommen zu sein; denn gerade in den nächsten Monaten lebte er einer fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit. Aber schon waren neue Störungen im Gange. Die Excommunication der römischen Ostersynode hatte Cadalus wieder neu aufgestachelt, abermals hatte er zu den Waffen gegriffen, rückte nach Rom vor und bemächtigte sich der Engelsburg. Ein großer Theil des Römervolkes hing ihm an, während es sich kaum nachweisen läßt, daß von Gottfried von Tuscien und den Normannen etwas zum Schutze des rechtmäßigen Papstes geschah. Damiani hörte in Frankreich von diesen Vorgängen, welche die Entfernung noch schrecklicher erscheinen ließ. Voll Bestürzung und Eifer für die gute Sache wandte er sich alsbald, ohne erst mit den Leitern der Curie sich zu verständigen, an Erzbischof Anno von Köln, damit dieser, der einst auf dem Reichstag von Augsburg die Entscheidung zu Gunsten Alexanders II. herbeigeführt hatte, auch jetzt wieder ein Eingreifen des deutschen Hofes veranlassen sollte: die beiden Gewalten müssen sich gegenseitig stützen. Gerade dadurch stärkt das Königthum sich selbst, daß es das Priesterthum beschützt. Ueberdies handelt es sich um Anno's eigenes Werk; er soll demselben jetzt die Krone aufsetzen. Der Bau, den er selbst aufgeführt, ist im Wanken; er soll ihn stützen, daß er nicht zu Grunde geht. Anno möge alles aufbieten, daß möglichst bald ein allgemeines Concil zusammentrete, damit der Irrung ein Ende gemacht werde.

Dieser Brief scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Anno einige Monate später für Pfingsten 1064 wirklich eine Synode nach Mantua ausschrieb.

Die Annalen von Altaich berichten allerdings, daß Legaten von Rom gekommen seien; Lambert von Hersfeld führt die Veranlassung auf die Romani principes zurück. Allein es scheint doch, daß Damiani's Brief allein den Anstoß gegeben habe. Er hatte denselben auf der Reise geschrieben; als er aber nach Fonte-Avellana zurückkehrte, war eine volle

Wendung der Dinge eingetreten. Dem Cadalus war in Rom das Geld ausgegangen und damit auch die Treue der Römer. Mächtige Herren der Stadt, die für seine Sache Auslagen gemacht, d. h. Geld vertheilt hatten, verlangten Ersatz, und Cencius, der Sohn des kürzlich verstorbenen Stadtpräfecten Stephanus, ein Hauptanhänger des Gegenpapstes, nahm ihn jetzt gefangen. „Er sitzt wohlverwahrt in einem Thurm und seufzt," schrieb freudig erregt über diese Wendung Alexander II. an Gervasius von Reims[1]. „Mit der Barmherzigkeit Gottes hoffen wir," fuhr der so lange hart bedrängte Papst fort, „daß er nicht eher wieder loskommt, als bis er durch gründliche Besserung alles wieder gutgemacht hat, was er in seiner Verkehrtheit gegen den hl. Petrus gefrevelt hat." Wohl gelang es Cadalus trotzdem, gegen ein Lösegeld sich frei zu machen und aus Rom zu entkommen; aber die Sache Alexanders stand wieder fest.

Da kam, sehr ungelegen in dieser Siegesfreude, die Einladung zum Concil in Mantua, wo die aufs neue strittig gemachte Frage der Papstwahl endgiltig entschieden werden sollte, und dies, nachdem der rechtmäßige Papst längst anerkannt war und erst auf der Ostersynode 1063 die moralische Macht seines Ansehens so glänzend erprobt hatte. Die Schuld, diese Ungelegenheit bereitet zu haben, fiel auf Damiani's Uebereifer zurück; die Folgen der Synode erschienen unabsehbar; unter allen Umständen drohten sie das Papstthum in eine falsche Stellung zum deutschen Königthum zu bringen. Wie es zu geschehen pflegt, drangen übertriebene und falsche Gerüchte über den Inhalt jenes Briefes zu den Ohren des Papstes, und dieser, wie auch Hildebrand sprachen Damiani ihr Mißfallen darüber aus. Damiani antwortet, indem er ihnen den Brief zuschickt und aufs heiligste betheuert, daß er auch nicht ein einziges Wort mehr oder anders geschrieben habe, als in diesem Brief stehe. Er ist überzeugt, daß der Brief, wie er liege, dem Papst nicht Anlaß zur Unzufriedenheit geben könne. Es könnte scheinen, wenn es auch gar nicht klar zu Tage liegt, daß ihm bei dieser Gelegenheit Hildebrand einmal etwas kräftig zugesetzt und ihm ungeschminkt seine Meinung gesagt habe. Damiani wehrt sich, aber nur so, wie man es unter Freunden thut, mehr im Scherz oder doch in scherzhafter Wendung. Nichts im Briefe zeigt ein entfremdetes Gemüth oder ernste Verstimmung. „Dem Vater und dem Sohne, dem Papst und dem Archidiakon, Petrus, Sünder und Mönch," lautet schon in familiärem Tone die Anrede. „Den Brief, wegen dessen Ihr

[1] Jaffé 4527.

mich bezichtigt habt, sende ich Euch, damit Ihr ihn sehet und Euch klar überzeuget, was ich durch denselben gegen Euch verbrochen habe . . . Wenn ich für diesen Brief umgebracht werden soll, so halte ich gern den Nacken dar; stoßt nur das Schwert hinein. Im übrigen flehe ich meinen heiligen Satan demüthig an, daß er nicht gar so sehr gegen mich wüthe, und daß sein aller Ehren werther Herrscherstolz doch nicht so stark zum Schlag gegen mich aushole, sondern sich's endlich genug sein lasse und ruhe. Denn schon versagen die wunden Schultern, und der Rücken, durch so viele Schläge und Striemen angeschwollen, will es nicht mehr aushalten . . . Wohlan denn, es ist endlich Zeit, daß ich einmal — aber ich will an mich halten; ich lege den Finger auf die Lippen und bitte um Barmherzigkeit, wie spät sie auch kommt."

Die Art, wie Hildebrand zu tadeln pflegte, wo die Sache es erheischte, liegt uns in den Briefen, die er als Papst geschrieben hat, zur Beurtheilung vor [1]; etwas Hartes, Heftiges, Herrisches findet sich nirgends. Verletzender Ausdrücke hat er sich ganz gewiß nicht bedient gegen den ehrwürdigen und hochverdienten Cardinalbischof von Ostia, einen seiner nächsten Freunde und Gesinnungsgenossen. Wohl aber war Damiani's Verehrung und Liebe für diesen wunderbaren Mann eine so außergewöhnliche, daß er jede, auch leise Mißbilligung, die von ihm ausging, noch weit schwerer empfand, als dies seine Feinfühligkeit an sich schon mit sich brachte. Es ist daher mehr Dichtung als Wahrheit, wenn Giesebrecht schreibt [2]: „Vor allem war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt auf das Concil gedrungen hatte", oder wenn Roth meint [3]: „Das stürmische Benehmen Hildebrands scheint ihn (Damiani) sehr verletzt zu haben", oder gar Neukirch es als einen Schritt bezeichnet, der Damiani „den schwersten Tadel und die entschiedenste Feindschaft Hildebrands" zugezogen habe. Ja es ist fraglich, ob überhaupt diese Beschwerde Damiani's sich auf einen Tadel bezieht, den er von Hildebrand erfahren hatte, und nicht vielmehr auf dessen Auseinandersetzungen über Damiani's Verpflichtung, noch ferner an den Geschäften der Curie sich zu betheiligen. Letzteres scheint der weitere Inhalt des Briefes sehr wahrscheinlich zu machen. Denn dieser läßt alsbald deutlicher erkennen, was Damiani darunter versteht, wenn er von „Verfolgung" und „harter

---

[1] Z. B. Reg. I, 16; I, 30; I, 62 (an Hugo von Clugny); I, 77 (an Beatrix und Mathilde von Toscana); I, 72.

[2] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. III, 106.

[3] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 54.

Behandlung" spricht. Hätte es sich um wirkliche Vorwürfe und Tadel gehandelt, so hätte Damiani ganz sicher im einzelnen erwiedert. Auch der Hinweis auf frühere derartige Vorgänge, die Bemerkung, daß die Kräfte versagen, die Schultern nicht mehr tragen können, deutet darauf hin.

Weit entfernt, Damiani in Ungnade von sich zu weisen, hatte im Gegentheil Alexander II. in der herzlichsten Weise (paterni favoris affabilitate) ihn eingeladen, nach Rom zu kommen und ihn von da zum Concil nach Mantua zu begleiten. Auch Hildebrand hatte ihm darüber geschrieben und, wie es scheint, ihn sehr nachdrücklich auf seine Pflichten gegen die Kirche und die Verantwortung aufmerksam gemacht, im Falle er sich diesen Pflichten entziehen würde. Es war eine solche Mahnung durchaus nicht überflüssig, nachdem erst im Jahre zuvor Damiani erklärt hatte, nie wieder zu einer Bischofsversammlung gehen zu wollen, und so beharrlich darauf bestand, den öffentlichen Geschäften sich zu entziehen.

Damiani erwiederte, diese zweifache Reise sei für ihn in Anbetracht der Gebrechlichkeit seines Alters sehr hart und schwierig; den Besuch in Rom, durch den ein größerer Nutzen doch nicht gestiftet werde, habe er bereits ganz aufgegeben; die Reise nach Mantua dagegen scheine ihm zum Nutzen der Sache des Papstes zu sein. Er konnte sich bei der Antwort nicht versagen, die Art, wie Alexander, und die, wie Hildebrand ihn zum Erscheinen auf der Synode bewegen wollten, schelmisch miteinander zu vergleichen. Alexander hat „mit väterlicher Güte geschmeichelt", Hildebrand „mit feindlichem Schimpfen furchtbar gedroht". Dies gibt ihm Anlaß zur Erzählung von der Wette, welche einst die Sonne mit dem Sturmwind eingegangen habe, einem Wanderer den Mantel zu entreißen. Nach seiner Art weiß er dann noch biblische und naturgeschichtliche Reminiscenzen spielend damit zu verknüpfen. Darauf fährt er fort:

„Aber da ich alles, was von Euch kam, zurückgegeben habe, warum leide ich noch Verfolgung?" Diese „Verfolgung", wie auch das „Wüthen" Hildebrands bestand darin, daß man ihn wieder in die Geschäfte der Curie hineinzwingen wollte. Deshalb nannte er ja auch Stephan IX., der ihn zum Cardinalat gezwungen hatte, seinen „Verfolger" [1]. Er bringt dann zum Vergleich aus der Naturgeschichte des Plinius die Fabel vom Biber, der, von Jägern verfolgt, sich selbst dessen beraube, um dessentwillen man ihn jagt, und der dann den Jägern seine Verstümmelung zeige, um von ihnen verschont zu werden. „Soll also ein Mensch härter behandelt werden,

[1] Op. XIX. praef.

als ein unvernünftiges Thier? Doch, um nicht die Grenzen eines Briefes zu überschreiten, sehe ich, um mich hierüber mit Euch auseinanderzusetzen, Eurer Ankunft in unseren Gegenden (auf der Durchreise nach Mantua) entgegen."

Das Concil von Mantua kam; es verlief glänzend für die Sache des Papstes, der seiner Würde nichts vergab, während Cadalus erst durch sein Fernbleiben, dann durch einen mißglückten Ueberfall seiner Sache selbst den Todesstoß gab. Damiani war nicht zum Concil gekommen. Roth weiß zu berichten, „Verstimmung über Hildebrand habe ihn wohl ferngehalten". Dies ist schon deshalb unzutreffend, weil Hildebrand gar nicht nach Mantua gereist war; es scheint, daß aus politischen Gründen Anno dessen Gegenwart nicht wünschte. Vielleicht aber hatte gerade deshalb Hildebrand so nachdrücklich auf Damiani's Betheiligung gedrungen.

Doch Damiani hatte die Liebe zur Einsamkeit und die Scheu vor solchen geräuschvollen Versammlungen zurückgehalten. Er benützte die Zeit, eine literarische Arbeit für Alexander II. fertigzustellen, um sie ihm auf der Rückreise überreichen zu lassen. Er wußte, daß Alexander an seinen Schriften Freude habe und daran Interesse nehme. Erzählt er doch selbst bei Gelegenheit: „Eure Heiligkeit, ehrwürdiger Vater, hat mir anempfohlen, niemals Briefe an Euch zu schicken, die von gleichgiltigem, unbedeutendem oder nichtssagendem Inhalte wären, wie die, welche man zu verbrennen pflegt, sobald man sie überflogen hat. Vielmehr soll ich Dir stets solches schreiben, was verdiene, zur Erbauung der Lesenden aufgehoben und unter den Schriften von Wichtigkeit aufbewahrt zu werden. Dem Vater alles Lichtes muß man dafür Dank sagen, der das Heiligthum Deines Herzens mit diesem Feuer seiner Liebe entzündet hat, daß Du im Studium der alten Väter noch immer Deine Freude findest, und überdies darauf bedacht bist, solche zum Schreiben aufzumuntern, welche Dir dazu geeigenschaftet erscheinen." [1]

Während Damiani jetzt noch an der Arbeit war, in einer längern Abhandlung die Frage zu erörtern [2], die Alexander selbst angelegentlich an ihn gestellt hatte: warum denn im Durchschnitt die Regierungszeit der Römischen Päpste eine so auffallend kurze sei, traf ihn die willkommene Botschaft, sofort aufzubrechen und zum Papst zu kommen, der, von Mantua zurückkehrend, bereits in der Nähe weilte. Damiani vergleicht sich mit

---

[1] Vita S. Rod., praef., Migne CXLIV, 1009.
[2] Opusc. XXIII.

Jakob, dem „einfachen Bewohner der Zelte", der mit Geschenken Esau entgegeneilte, ihn zu beschwichtigen. Er sucht auch sein Fernbleiben von der Synode durch verschiedene biblische Vergleiche zu entschuldigen.

Daß er mit den Häuptern der Curie auch jetzt in gutem Einvernehmen stand, zeigt am besten sein Bittgesuch für Bischof Harderich von Orleans, das in die nun folgende Zeit fällt (1064). Damiani lag schwer krank danieder, als der Bischof ihn aufsuchte, um ihn, dessen Einfluß beim Papste bekannt war, um Fürsprache anzugehen. Der Heilige kam dem Wunsche nach:

„Ich flehe daher unterthänig die Gnade Eurer Heiligkeit an, und bitte auch demüthig die brüderliche Liebe meines bösen Freundes (hostilis amici mei), des Herrn Archidiakon, und der übrigen aus Eurer ehrwürdigen Umgebung, daß Ihr aus Liebe zu mir diesem Bruder zu Hilfe kommen wollet, der meine Hilfe anfleht, und, soweit es nicht mißfällig ist vor Gott, die Strenge Eurer Gerechtigkeit gegen ihn mildert.

„Damit Ihr aber auch wisset, wie es um mich steht, so sind es ungefähr 70 Tage, seitdem ich nur mit großer Mühe liegen oder sitzen und noch weniger stehen kann. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Ekel empfinde gegen Wein und ihn nicht ertragen kann, und auch gegen alle Arten von Kräutersäften und Syrupen einen Abscheu habe. — Aber ich will nicht fortfahren, dies weiter zu beschreiben; denn während ich von der brüderlichen Liebe meiner übrigen Amtsgenossen ein herzliches Mitleid erhoffe, zweifle ich nicht, daß es dem ersten meiner Freunde (summo amicorum meorum), dem Herrn Archidiakon, nur ein Lachen abringen wird."

Die ganze Fastenzeit 1065 verbrachte Damiani in Rom. Er gedenkt später des eifrigen Verkehrs, den er in dieser Zeit mit Desiderius von Monte Cassino, seinem und Hildebrands gutem Freunde, gepflogen. Hier wohnte er auch am 6. Mai der Synode[1] an, bei welcher außer den Cardinälen 43 Bischöfe mitunterschrieben. Wie es scheint, befand er sich auch am 11. Juni noch in Rom, da dann auf seine Bitten Alexander II. dem Clerus von Velletri besondere Vorrechte verlieh[2]. Alles deutet auf das beste Einvernehmen hin. Um so auffallender ist es, daß viele Historiker den Brief Damiani's an Heinrich IV., der gewöhnlich in diese Zeit verlegt wird[3], als einen Act der Eigenmächtigkeit und Sonderpolitik

[1] Jaffé 4565. [2] Jaffé 4569.

[3] Die Gründe für diese Datirung beschränken sich darauf, daß man aus den Angaben der Annales Altahenses den Brief allenfalls erklären könnte, und auf

Damiani's im Gegensatz zur Curie hinstellen und denselben mit späteren Mißhelligkeiten in Verbindung bringen wollen. Wenn es wahr ist, daß um diese Zeit die in den Annalen von Altaich geschilderten Umtriebe des Cadalus der Kirche wieder mehr Gefahr bereiteten, und daß jetzt gerade Damiani an Heinrich schrieb, um ihn zum Einschreiten aufzufordern, so geschah dies sicher im besten Interesse für die Kirche und nicht ohne Vorwissen des Papstes. Eine so fabelhafte Kindesunschuld in politischen Dingen sollte man doch dem vielerfahrenen Manne nicht zutrauen, daß er aus Einfalt der päpstlichen Politik zum zweitenmal den Weg durchkreuzt habe.

War bisher von den beiden Freunden stets Alexander derjenige gewesen, der mit Damiani am gütigsten verfuhr und auf seine Eigenheiten am meisten Rücksicht nahm, so sollte doch der Augenblick kommen, wo der Einsiedler von Fonte-Avellana sich nicht beim Papst über Hildebrand, sondern bei Hildebrand über den Papst beklagte. Es zeigt dies, wie wenig ernst die früheren Klagen zu nehmen waren. Damiani hatte wieder einmal ein kleines Werk verfaßt, das den Papst interessirte. Da Alexander aber wußte, wie zäh Damiani an seinen literarischen Schätzen hing, verlangte er nicht, daß dieser es ihm schenke, sondern beauftragte in Damiani's Gegenwart den Abt von San Salvatore, eine Abschrift davon zu fertigen. Gutwillig stellte der Autor das Manuscript zur Verfügung; aber nachdem er weggegangen war, nahm es der Papst in aller Stille an sich, um es seiner eigenen Bibliothek einzuverleiben. Es war eine kleine Vergewaltigung, die aber bei so nahe befreundeten Männern mehr die Natur eines Scherzes und, in Anbetracht der Stellung des Bücherräubers, die einer Auszeichnung und einer Schmeichelei hatte[1]. Allein daß man ihn so

---

die Stelle: cur armaris, si non proeliaris; cur accingeris . . .?, aus der man schließt, der Brief müsse kurz nach der feierlichen Schwertumgürtung Heinrichs IV. (29. März 1065) geschrieben sein. Allein diese Stelle, wie die vorhergehende: rex enim praecingitur gladio, erklären sich zur Genüge und weit natürlicher daraus, daß Damiani in der ganzen Stelle eine Paraphrase geben will zu Rom. 13, 4: non enim sine causa (rex) gladium portat. Dem Inhalt nach scheint der Brief in die Zeit zwischen dem Reichstag von Basel und dem von Augsburg zu passen, in eine Zeit, in welcher Anno von Köln zu den einflußreichen Persönlichkeiten zählte, ohne jedoch Herr der Lage zu sein. Der Brief mag mit zum günstigen Ausgang des Augsburger Reichstages beigetragen haben. So scheint auch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 293) zu urtheilen.

[1] Diese Auffassung, die beim Studium der Werke Damiani's, unabhängig von jeder fremden Ansicht, sich aufgedrängt hatte, fand unerwartet eine Bestätigung durch Werner (Gerbert von Aurillac. S. 294). Auch Werner sieht in der Handlungsweise

hintergangen habe, konnte Damiani doch nicht stillschweigend hinunterwürgen; in seinem Briefe spiegelt sich eine wahrhaft komische Entrüstung, die jedoch den Grundton freundschaftlicher Gutmüthigkeit durchaus nicht verloren hat. Er schreibt[1]: „Den unüberwindlichen Beschirmern der Römischen Kirche, Hildebrand, seinem Herrn, und seinem süßesten Bruder (Cardinal) Stephan: Petrus, Sünder und Mönch, gehorsamen Dienst".

„Dem allmächtigen Gott und Euch, die Ihr seine Glieder seid, klage ich mein Leid über unsern Herrn, den Heiligen Vater, der mein Herz mit nachhaltigem Schmerze betrübt und die Seele eines gebrochenen Greises zur Bitterkeit reizt. Mein Buch hat er mir weggenommen, das ich der Armuth meines beschränkten Geistes[2] mühsam abgewonnen hatte und wie ein einziges Kind mit süßer Mutterliebe umfangen hielt." Nun erzählt er den Hergang. Das Schlimmste ist noch: Da er beim Papst sich beschwert und ihm Vorwürfe macht, nimmt es dieser nur in scherzender Weise auf und antwortet nur mit Scherzen. Aus seinem Namen weist er ihm nach, daß er ihm das Buch überlassen müsse: Da mi Ani! („Anius" war Priester und König auf Delos, der großmüthige Gastfreund des Anchises und des Aeneas — also ganz ein Scherz, wie man sie in Damiani's Kreisen liebte)[3]. Dieser Scherz aber erzürnt den beraubten Autor noch vollends: „Das also ist die Unbescholtenheit des priesterlichen Geistes, das die Ehrlichkeit eines Papstes! Und wenn man ihm deshalb Vorwürfe macht, dann lacht er und salbt mir voll der Güte gleichsam das Haupt mit dem Oele scherzender Artigkeit: aus dem Priester macht er sich zum Spaßmacher; während er durch die That mich

---

des Papstes „einen in die Form des Scherzes gekleideten Ausdruck höchster Werthschätzung". Damiani habe denselben „halb widerwillig hingenommen" und durch die schmeichelhaften Deutungen, die er an den Namen des Papstes knüpfte, „nach seiner Weise erwiedert".

[1] Ep. II, 6.

[2] Librum quem de paupertatula inopis ingenioli cum magno labore decerpseram übersetzen Roth (a. a. O. S. 57) und andere so, daß es sich um ein unbekanntes Werkchen De paupertatula inopis ingenioli handle, das Damiani „mit vieler Mühe zusammengetragen habe". Dieser Auffassung scheint nicht beizupflichten zu sein. Man achte auf den später folgenden Satz: pauperculum ejusdem styli auctorem. Damiani will andeuten, ihm habe die Schrift große Mühe gekostet, und deshalb sei sie ihm besonders theuer; für den Papst aber habe sie wenig Werth, da sie die Frucht eines so armen Geistes sei. Im übrigen ist es der passende Ausdruck der Bescheidenheit.

[3] Vgl. Virgil, Aen. III, 85, wo Aeneas den Anius anfleht: Da propriam, Thymbraee, domum, da moenia fessis. . . . Da, pater, augurium.

schädigt, will er es mit Worten versüßen; die Hand versetzt mir Backenstreiche, und der Mund will mich ins Lachen bringen."

Bibel und Geschichte müssen jetzt beweisen, daß dies die allerschlimmste Art von Scherzen sei. Von den Possenreißern des Tiberius erzählt die Geschichte, daß sie sich mit dem Namen des Kaisers solche Wortspiele erlaubt haben. „Auch ich," so fährt Damiani fort, „wenn ich auch nicht (wie jene Possenreißer) tanzen kann, so kann ich doch schreiben, und am Ende werde ich vielleicht auch einmal schreiben, wie es nicht dem Priester, sondern dem Possenreißer ansteht. Denn auch ich könnte den Namen meines Herrn mit dem Salz des Witzes bewerfen, wenn nicht die Erhabenheit seiner Würde es mir verwehrte." Nun beginnt er das Wort „Alexander" aus hebräischen Sprachwurzeln nach seiner Bedeutung zu erklären, aber in einer Weise, die nur eine fortlaufende Lobrede auf die Person und den Pontificat Alexanders II. ist. Gerade das Neue und Scherzhafte der Wendung benimmt seinen Ausführungen das Unangenehme, das solche Lobreden sonst leicht an sich tragen. Es ist übrigens klar, daß der Brief für die Augen Alexanders bestimmt war. Man hat diesen Brief dargestellt als den Aufschrei eines tiefverletzten Herzens und der ganzen Sache einen hochtragischen Hintergrund gegeben. Der Papst „hatte vielleicht unliebsame Anspielungen in dem Schriftchen gefunden und wollte wohl auch die Empfindlichkeit Damiani's reizen" [1]. In der That hat der Brief weit mehr das Gepräge einer literarischen Spielerei, wie sie in jenem hochgebildeten Freundeskreise nun einmal beliebt waren, wo gerade die tonangebenden Männer auf die Erzeugnisse von Damiani's Muse so großen Werth legten.

„Aber wenn unser Herr das Obige liest," fährt daher Damiani fort, „so wird er wahrscheinlich, wie es seine Gewohnheit ist, sofort sagen: ‚Wie bös sprichst du? Wie habe ich das verdient? Was habe ich dir Uebles zugefügt?' — So haben es die Söhne Dans auch gemacht, nachdem sie Michan alles geraubt hatten, was er besaß . . . Aber da der Weise sagt: ‚Musik in der Trauer ist wie eine Erzählung, die nicht zur Sache paßt', so will auch ich, obgleich ein Spaßmacher, nicht scherzen, da ich gezwungen bin, zu trauern. Es kann den nicht ergötzen, die Leier zu rühren, den der Verlust seines lieben Büchleins in Betrübniß hält.

„Er soll also das Buch herausgeben, wenn er will, daß der Schreiber des Buches ihm angehöre. Er möge nicht wegen eines kurzen Schriftchens

---

[1] Studien und Mittheilungen, 1886. II, 57.

von wenigen Seiten den armen Verfasser selbst für sich verloren gehen lassen. Ist das der Lohn für so viel Mühe, für so manche bestandene Todesgefahr, da ich mit dem Propheten [1] das Klagelied anstimmen könnte: ‚Um deinetwillen sterben wir den ganzen Tag; wie Lämmer sind wir, die zum Tode geführt werden?'"

Ein längeres Spiel mit Bibeltexten, immer fromm und anmuthig, bringt Damiani endlich auf die Lage des Papstes in Rom zurück. Den Römern ist es nicht um den Papst, sondern um dessen Geld zu thun, und da Alexander II. kein Geld hat, sind die Römer ihm feindlich. Das führt nun aber zur Nutzanwendung, mit welcher der Brief abschließt: „Es sollte daher unser Herrscher, da er nichts hat, um aus dem Seinigen uns zu geben, wenigstens uns das nicht entreißen, was uns gehört. Es ist die Lehre des Apostels: ‚Nicht die Kinder sollen Reichthümer sammeln für die Eltern, sondern die Eltern für die Kinder.' Doch da wir uns anmaßen, gegen einen solchen Vater die Stimme zu erheben, so bitten wir von Euch, Geliebteste, eine Buße für unsere vorlaute Zunge, weil wir durch eine solche Bezichtigung die gebührenden Schranken überschritten haben. Denn wo Streit ist zwischen Diener und Herrn, muß dem noch Vergütung geleistet werden, der gefehlt hat, und der erhält die Buße, der geprügelt worden ist."

Herrscht in diesem ganzen Briefe noch der neckende Ton eines unschuldigen Zankes, einer Neckerei im Freundeskreise, so kam bald ein Anlaß für Damiani, ernste Klage zu erheben, und zwar abermals gegen den Papst selbst. Schon unter Stephan IX., wie es scheint, war Damiani in ein näheres Verhältniß zur Diöcese von Gubbio getreten, in welcher sein Kloster lag. Man faßt dieses nur unklar nachweisbare Verhältniß als eine Art von Beaufsichtigungsrecht auf, so daß zur Zeit der Sedisvacanz Damiani die Verwaltung geführt und vielleicht auch auf die Bischofswahl Einfluß ausgeübt habe. Wenigstens folgten sich zu dieser Zeit mehrere Mönche aus Fonte-Avellana auf diesem Bischofssitz. Nun traf der Papst eine Verfügung, die, wie es scheint, dieser Diöcese zum Nachtheil gereichte, und Damiani empfand dies nicht nur aus christlichem Mitgefühl, wie er bei anderen Kirchen, z. B. Ancona oder Ravenna, that, sondern er nahm es als eine ihm persönlich zugefügte Rücksichtslosigkeit und Verletzung auf. In dem Briefe, in welchem er darüber Beschwerde führt, fehlen die sonst unvermeidlichen spielenden Wendungen; keine biblische oder classische Re-

---

[1] Ps. 43, 22.

miniscenz drängt sich ein. Alles geht darauf hin, den Papst zu schleunigster Abhilfe zu bewegen. Der Vergleich dieser ernsten Vorwürfe mit den spielenden Anklagen früherer Zeit gegen Hildebrand ist geeignet, jene in das richtige Licht zu setzen. Er schreibt:

„Daß die Kirche von Gubbio, die mir vor langer Zeit schon von Euern Vorgängern anvertraut worden ist, jetzt leider ganz in Verwirrung, trostlos daliegt, wie ein Feld, das mit Füßen zerstampft ist, das schreibe ich der Schuld meiner Sünden zu und nicht — das sei ferne von mir — einem Fehler Eurer Heiligkeit. Die Menge meiner Sünden erheischt es, daß derjenige sogar mit eigener Hand meiner Brust die Wunde schlage, für den ich mich kraftvoll erhob, um gegen die ganze Welt den Kampf aufzunehmen, und mich als unermüdlichen und unüberwindlichen Streiter den Schwertern und Pfeilen des ganzen Menschengeschlechtes entgegengeworfen habe. Diesen Lohn also hast Du mir dafür gegeben, ehrwürdiger Vater, daß ich so oft auf den heiligen Versammlungen der Bischöfe als Sachwalter für Dich aufgetreten, daß ich in den Sorgen und Geschäften Deiner Legationen so oft selbst in den Versammlungen von Laien und Weltleuten gleich einem Anwalt vor Gericht für Dich gesprochen habe. Das ist der Sold, der mir gezahlt wird dafür, daß ich auf Deine Feinde mit aller Gewalt losfuhr und sie durch zermalmende Reden und Schriften niedergeschmettert, Dich aber durch zahlreiche Schriften erhoben und Dein Andenken und Dein hohes Lob, soweit ich es vermochte, selbst der Nachwelt überliefert habe! Möget Ihr also prüfen, was ich gethan und was ich geduldet habe, damit nicht ich, durch gerechte Beschwerde gedrängt, das verlauten lasse, worüber ich bisher geschwiegen, was ich aber kaum länger mehr unterdrücken kann. Bis jetzt hat niemand zu Rom etwas von der Sache weder durch Wort oder Schrift von mir erfahren, noch ist durch mich anderen etwas davon bekannt geworden, was den Ruf Eurer Heiligkeit schädigen würde. Der, welcher Unrecht gethan hat, möge also Buße thun, damit nicht der, welcher Unrecht gelitten, dazu getrieben werde, berechtigte Beschwerde zu erheben. Mildes Oel möge die Herbe des beißenden Essigs mildern und auf die durch grausame Schläge blutunterlaufenen Striemen der Balsam der Wohlthaten mild und erquickend Linderung träufeln. Sonst wird es für den, welcher so viele Schläge aushalten muß, zuletzt unvermeidlich, daß auch er — aber ich halte die kühne Zunge zurück, ich unterdrücke die Freiheit der Sprache, ich lege den Finger auf die Lippen und, nachdem ich Leid erduldet habe, bitte ich dafür jetzt um Mitleid.“

Daran schließt Damiani die Fürbitte für den excommunicirten Bischof von Ravenna, welche zeigt, daß es von einem wirklichen Bruch zwischen ihm und Alexander noch sehr weit entfernt war. Ohne Zweifel handelte es sich um eine Sache, die Damiani sehr am Herzen lag; aber ebenso unzweifelhaft verräth sich dieser auch hier wieder als der Rhetoriker par excellence, welcher die Farben bis zur Uebertreibung stark aufzutragen pflegt, ohne bei dem Ueberströmen seiner Gefühle der Uebertreibung sich bewußt zu sein. Er schließt: „Wir wollen aber die Augen Eurer Heiligkeit nicht mit längerem Schreiben belästigen, sondern vertrauen alles, was zu sagen ist, der Erfahrung des Ueberbringers dieser Zeilen an. Ihm möge die Huld Eurer Heiligkeit geneigtes Gehör schenken, als wäre ich es selbst in eigener Person, und möge die beiden Bitten gewähren, die ich hier nur kurz angedeutet habe, damit ich es nicht zu bereuen habe, daß ich Boten und Troß in so weite Entfernung entsandte, und daß mein Herz, das in Bezug auf Euch nicht nur sich abzukühlen, sondern geradezu zu erkalten begonnen hat, wieder zu der Innigkeit der alten Liebe sich erwärme."

So unbekannt, wie die ganze Angelegenheit selbst, ist auch der Austrag, den sie fand. Indes steht vielleicht das Schreiben Alexanders[1] an Clerus und Volk von Gubbio damit in Verbindung, durch welches der Papst erklärt, daß er die zu Ehren des hl. Lucas geweihte Kirche seines „theuersten Bruders und Mitbischofs Petrus Damiani" unter den besondern Schutz des hl. Petrus und des Papstes stelle. Hildebrand wurde in der ganzen Angelegenheit nicht genannt, und Damiani legte sogar einigen Nachdruck darauf, daß die Wunde von Alexander persönlich ihm zugefügt werde.

Wenn es wirklich der Auftrag des Papstes war[2], der Damiani im Anfang des Jahres 1067 nach Florenz führte, um in den Streitigkeiten der Mönche mit dem Bischof zu vermitteln, so zeigt dies, daß er nach wie vor im Vertrauen des Papstes feststand, und daß ein gutes Einvernehmen hergestellt war. Jedenfalls drang er in Florenz vor allem darauf, daß die erhobenen Beschwerden dem Römischen Stuhle vorgelegt und von diesem entschieden werden sollten: „Die jährliche Synode steht bevor; der Apostolische Stuhl ist für alle zugänglich, die sich an ihn wenden wollen. Bei

[1] Jaffé 4697. Wie bei so vielen anderen Schreiben, die hier in Betracht kommen, läßt sich das Datum nicht genau bestimmen. Das Schreiben fällt zwischen 1061 und 1072.

[2] Damiani deutet dies in keiner Weise an, sein Lebensbeschreiber weiß nichts davon, sein eigenes Auftreten scheint gar nicht dafür zu sprechen. Auch die Annalen Bertholds melden nichts davon.

der Römischen Kirche möge also sich einfinden, wer da glaubt, eine gerechte Klage gegen den Bischof zu haben."

Wie weit Damiani's persönliche Beziehungen zu den Leitern der Curie durch diesen langwierigen und heftigen Streit berührt wurden, ist unbekannt. Es steht fest, daß er, wie die meisten Bischöfe und, nach der Angabe Bertholds, auch Gottfried von Tuscien, dem Florentiner Bischof günstig war und am Benehmen der Mönche manches zu tadeln fand. Der Lebensbeschreiber des hl. Johannes Gualbert dagegen erzählt [1]: „Der Archidiakon Hildebrand wurde in allem der Gönner und Vertheidiger der Mönche." Der Papst schwankte, wollte weder den Bischof absetzen, noch den Mönchen die verlangte Feuerprobe gestatten. Die Verwirrung stieg; auch des Papstes persönliche Anwesenheit in Florenz vermochte den Frieden nicht herzustellen. Das Gottesgericht entschied endlich zu Gunsten der Mönche, und der Bischof von Florenz wurde auf der Synode 1068 als Simonist seiner Würde beraubt.

Während dieser Wirren, wahrscheinlich bereits zur Ostersynode 1067, jedenfalls aber im Mai dieses Jahres, war Damiani wieder für einige Zeit in Rom. Mit Unrecht hat man aus einem Briefe, den er vor der Abreise dahin an die Kaiserin Agnes schrieb, eine Mißbilligung der damaligen päpstlichen Politik und somit einen neuen Gegensatz zu Hildebrand herauslesen wollen [2]. Dagegen scheint es, daß die schmerzlichen Erfah-

---

[1] Acta SS. Jul. III, 357.

[2] Ep. VII, 8. In seinem gewöhnlichen hyperrhetorischen Schwung beschreibt Damiani seinen und Italiens Schmerz über die Abwesenheit der Kaiserin Agnes, die bis Anfang 1067 in Rom geweilt und durch ihr Beispiel ungemein erbaut hatte. Der Brief gleicht mehr einer elegischen Dichtung: „Weh mir, daß ich feige und stumpf zu Eurer Abreise die Zustimmung gegeben! Warum habe ich nicht selbst, als Ihr abreisen wolltet, mit Gewalt mich entgegengestellt, die Zügel Eurer Pferde ergriffen und, soweit es sich ziemte, selbst Hand angelegt, Euren Lauf zu hemmen! In Eurer Abwesenheit trauert Rom, weint die Kirche des hl. Petrus, wehklagt durch den Mund so vieler heiligen Männer und Frauen ganz Italien. Wie das goldene Tagesgestirn schienst Du die Finsterniß derer zu erleuchten, die sonst nur das Irdische suchten, und indem Du auf Gott hinwiesest, übergossest Du diejenigen, die Dir folgten, mit dem Lichtglanze Deines leuchtenden Beispieles. Und, um nicht mehr zu sagen, ich selbst scheue mich davor, die Mauern Roms wiederzusehen, solange ich seufzen muß, daß Du so ferne davon weilest. . . ." Aus diesen Worten schließt ein neuerer Schriftsteller: „Damiani hat hier im Auge, daß die Kaiserin für den Heereszug gegen die Normannen als eine kirchliche Sache im Interesse Hildebrands am deutschen Hofe weilte. Nach Rom zu gehen graut ihm, da damals wohl die Cardinäle sich dem Heere Gottfrieds angeschlossen und Damiani dies jedenfalls nicht billigte." — In Damiani's Worten ist so etwas gewiß nicht ausgesprochen.

rungen im Florentiner Streit ihn seine Bitten um Amtsenthebung erneuern ließen. Diesmal drang er durch; bereits im Sommer 1067 hatte er in der Person Gerolds, eines Mönches aus Clugny, einen Nachfolger als Bischof von Ostia. In diese Zeit mag das Epigramm auf Hildebrand fallen, in welchem er sich rühmt, gegen ihn, „der alles vermag, vor dem viele zittern", seinen Willen durchgesetzt zu haben.

Doch das war weit entfernt, seine freundlichen Beziehungen zur Curie zu lösen. Nicht nur behielt er seinen Titel bei, sondern er griff auch persönlich ein, wo das Wohl der Kirche es zu erheischen schien. Als er 1068 vernahm, daß Gottfried von Tuscien mit Cadalus eine Zusammenkunft gehabt habe und mit diesem in Verbindung stehe, suchte er ihn durch ein ernstes Schreiben davon abzuschrecken. Für ein Mönchskloster in Florenz erwirkte er persönlich vom Papste Bestätigung[1] aller Rechte und Besitzungen. Als 1069 Heinrich IV. seinen Entschluß ausgesprochen hatte, sich von seiner jungen Gemahlin zu trennen, und Erzbischof Siegfried von Mainz um Lösung der Ehe beim Papste einkam, war es noch einmal der greise Peter Damiani, den Alexander und Hildebrand für Lösung dieser schwierigen Angelegenheit zum Legaten ausersahen. Sein Auftreten vor den versammelten Fürsten zu Frankfurt a. M. wirkte überwältigend. Selbst Heinrich IV. beugte sich und nahm seine Gattin jetzt zu sich. Der kurze Aufenthalt Damiani's in Deutschland hatte aber genügt, ihn die Greuel erkennen zu lassen, die während der Zeit der Regentschaft und in den unreifen Jugendjahren Heinrichs IV. sich im kirchlichen Leben ausgewachsen hatten. Es ist kaum vermessen, seinem Einfluß die Vorgänge der Ostersynode von 1070 zuzuschreiben, von welcher die deutschen Bischöfe Anno von Köln, Siegfried von Mainz und Hermann von Bamberg so erschüttert und innerlich umgewandelt in die Heimat zurückkehrten.

Das bewegte Leben des großen Einsiedlers sollte schließen mit einem letzten Act des Vertrauens, das die höchsten Leiter der Kirche, der Papst und sein Archidiakon, auf ihn setzten. Bischof Heinrich von Ravenna war anfangs 1072 ohne Versöhnung mit der Kirche gestorben. Die Fürbitte, welche Damiani zur Zeit seiner eigenen Mißhelligkeit mit dem Papste für Bischof Heinrich eingelegt hatte, war wirkungslos geblieben, wohl infolge des Trotzes, den der Ravennate dem Heiligen Stuhl entgegenzustellen sich vermaß. Denn der Bischof hatte, unbekümmert um alle päpstlichen Censuren, seine Amtsthätigkeit fortgesetzt, und es war ihm gelungen, seine

[1] Jaffé 4678.

ganze Diöcese mit sich fortzureißen, so daß Ravenna jetzt seit Jahren schon eine ausgesprochen schismatische Stellung einnahm. Der Papst, der Damiani's Vorliebe für Ravenna, seine Vaterstadt, wohl kannte, legte es in dessen Hände, die Aussöhnung der Stadt mit dem Heiligen Stuhl zuwege zu bringen. „Als endlich der Gottlose durch den Tod entfernt war," berichtet Damiani's Schüler und Lebensbeschreiber Johannes von Lodi [1], „beschloß der Papst, voll christlichen Erbarmens über die verhängnißvolle Mitschuld, in die ein so zahlreiches Volk gerathen war, unsern großen Vater dahin abzusenden, der, ausgerüstet mit der Autorität des Apostolischen Stuhles, das Volk aussöhnen und lossprechen sollte. Denn er hielt keinen andern für würdiger und geeigneter zu diesem Werke, sowohl weil jener hervorragendes Ansehen genoß und durch die Gnade der Taufe ein Kind der Kirche von Ravenna, als weil durch seine Bitten der Papst schon oft zu diesem Gnadenact aufgefordert worden war."

Auch diese Legation nahm einen glücklichen Verlauf. Wie ein Vater und Wohlthäter wurde der Heilige vom Volke begrüßt; die Aussöhnung wurde gefeiert. Nachdem alles erledigt war, brach Damiani nach Rom auf; aber unterwegs in einem Kloster bei Faenza erkrankte er. Es war das Fieber, das er in Rom so gefürchtet hatte. Acht Tage später, am Feste Petri Stuhlfeier, 22. Februar 1072, schied er, groß und heilig, aus diesem Leben. Fast um dieselbe Zeit starb Cadalus, der Gegenpapst; Alexander II. folgte ein Jahr später. Am 22. April 1073 bestieg Hildebrand als Gregor VII. den Stuhl des hl. Petrus, um nun, ganz im Geiste Damiani's, die Erneuerung und Reinigung der Kirche anzustreben.

Es ist nicht nothwendig, um Damiani's sittlichen Werth zu heben, den Hildebrands herabzusetzen, noch um Hildebrands geistige Bedeutung richtig zu zeichnen, die Damiani's zu verkleinern. In Liebe und Achtung waren beide verbunden während der besten Zeit ihrer Schaffenskraft; beide haben gemeinsam gedacht und gestrebt. Die kleinen Schatten, deren Andenken zufällig durch Damiani's Briefe der Nachwelt bekannt geworden sind, können nur dazu dienen, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit beider in ihrem Geistesleben erkennen zu lassen; aber sie sind weit entfernt, eine Feindschaft, eine Kluft zwischen beiden zu bezeugen. Eine solche hat keinen Augenblick bestanden [2]. Sie bringen vielmehr in ihrem Leben

[1] Vita Petr. Dam. c. XXI.

[2] „Daß es in dem Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern nicht an vorübergehenden Verstimmungen fehlte, lassen Damiani's Briefe unzweideutig erkennen; ebenso unzweifelhaft leuchtet aber aus Damiani's Beschwerden gegen Hilde-

das schöne Bild in Erinnerung, das Damiani selbst einmal dem „besten seiner Freunde“ so farbenreich geschildert hat[1], von den zwei Säulen am Eingang des salomonischen Tempels[2]: Beide auf mächtigem Sockel, beide mit reichgeziertem Kapitäl, kraftvoll auf zum Himmel ragend, beide sich stets unzertrennlich nahe, belastet mit der gleichen Bürde, betraut mit der gleichen hehren Aufgabe für den Tempel des Allerhöchsten, und doch jede mit ihrer eigenen Schönheit, ihrem eigenen Namen, ihrer besondern Himmelsrichtung. So standen in einer der schwierigsten, aber auch großartigsten Epochen des Papstthums Hildebrand und Damiani neben dem Throne des Statthalters Christi auf Erden, zwei Männer, von denen mit Recht jeder den andern die „unerschütterliche Säule des Apostolischen Stuhles“ genannt hat[3].

Otto Pfülf S. J.

Woher stammt der Name „Amerika“?

(Schluß.)

Gerade die Behauptung, daß es Zufall gewesen sein soll, welcher dem neuen Continent den Namen gab, ja eine Reihe von Zufälligkeiten, deren Zusammentreffen den Eindruck des Abenteuerlichen und Unwahrscheinlichen hervorzurufen geeignet ist, wollte manche Geister nicht befriedigen. Sah doch auch Humboldt, wo er in seinem Kosmos[4] versichert, daß seine früher in dieser Frage ausgesprochene „Ueberzeugung“ „unerschüttert“ geblieben sei, zu der Bemerkung sich genöthigt, daß „das un-

---

brand die hohe Verehrung hervor, welche er gegen die Person desselben hegte. Die Kundgebung dieser seiner Denkart über Hildebrand ist um so höher zu veranschlagen, da die ungeschminkte Offenheit und heilige Wahrheitsliebe Damiani's den Versicherungen seiner höchsten moralischen Achtung gegen seinen Freund den Stempel der reinsten und lautersten Wahrhaftigkeit aufdrückt.“ Werner, Gerbert von Aurillac. S. 292

[1] Opusc. XXXII. c. 9. [2] II. Paralip. 3, 15.

[3] Damiani so über Hildebrand Ep. II, 9; Hildebrand so über Damiani im Briefe Alexanders II. bei Damiani's Legation nach Clugny. Jaffé 4516.

[4] II, 495.

ermeßliche Feld der ‚unbekannten‘ Ursachen oder der ‚möglichen‘ moralischen Verwicklungen nicht zum Gebiete der positiven Geschichte gehöre“, mit anderen Worten, daß trotz der höchsten historischen Wahrscheinlichkeit seiner auf wiederholtes und eingehendes Quellenstudium gegründeten Ansicht, dennoch auch andere Möglichkeiten nicht ausgeschlossen seien. Durch lokalpatriotische Tendenzen, wenn nicht selbst durch nationale Antipathien, wurde dieser Zweifel rege erhalten und stets aufs neue angefacht. „Angesichts der authentischen Documente“, schreibt noch in neuester Zeit ein im Auslande angesehener Fachmann[1], „scheint der Zweifel hinsichtlich des von alters her dem Continent beigelegten Namens nicht mehr erlaubt. Und doch existirt eine ganze Literatur, deren Autoren den Beweis zu erbringen versuchen für den rein lokalen Ursprung des Namens, welcher jetzt thatsächlich die Länder bezeichnet, deren Ostküste vom Atlantischen Ocean bespült wird. Die Deutschen nehmen ihn für sich in Anspruch wie etwas, was zu ihrer Sprache gehört; man wird sich nicht wundern dürfen, daß die Amerikaner ihrerseits mit Freuden die Forschungen begrüßen, welche den Ursprung desselben in ihrem eigenen Lande finden wollen.“

Der erste, wie es scheint, der mit einer bestimmt ausgesprochenen Hypothese der hergebrachten Meinung vom Ursprung des Namens Amerika entgegentrat, war der Engländer John Luccock, der die in zehnjährigem Aufenthalte (1808—1818) in Brasilien gesammelten Eindrücke 1820 in London veröffentlichte[2]. Er ist der Meinung, daß die Benennung der Neuen Welt mit dem Namen Amerika keinerlei Beziehung habe zu dem Vornamen Vespucci's, sondern ihren Ursprung herleite von dem amerikanischen Worte maricá.

Dieses Wort ist eine Corruption von maracá, das ein musikalisches Instrument (zugleich Cultgegenstand) bezeichnet, dessen sich die Eingeborenen Amerika's, besonders die Pagés oder Priester bedienten, und das sie beständig bei sich trugen. Dieses Instrument mußte daher leicht die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich ziehen. Es konnte nicht fehlen, daß sie bald dieses Wort nennen und häufig wiederholen hörten und es dann entsprechend ihrem Gehör in der ihnen eigenen Inflexion nachsprachen.

[1] J. Élisé Reclus, Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. XV, 3.

[2] Notes on Rio de Janeiro and the southern parts of Brazil taken during a residence of ten years in that country; vgl. Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, in Verbindung mit einem andern Gelehrten herausgegeben von F. J. Bertuch (Weimar 1815—1832), XXIX. Bd.; J. Luccock, Bemerkungen über Rio de Janeiro und Brasilien . . ., übersetzt von C. Fl. Leidenfrost, 1821.

„America", schreibt Luccock[1], „war in früheren Zeiten der Hauptort dieser Gegenden und wahrscheinlich die Residenz einiger eingeborener Häuptlinge. Der Name wird von maricá abgeleitet, was in der Tupisprache einen concaven oder hohlen Gegenstand bezeichnet. Obgleich ein Wort von allgemeiner Bedeutung, wird es doch vorzüglich zur Benennung der hohlen Schale des Flaschenkürbis oder auch der Frucht der Passionsblume maracujá angewendet, in denen die Samenkörner sich rasselnd vernehmen lassen. Diese Gegenstände bewahrte das Volk auf und verehrte sie als seine Penaten oder als ein heiliges Depositum der Götter. Sobald sie anfingen, mit den Europäern, die an ihren Küsten gelandet waren, in Verkehr zu treten, zogen die neuen Gegenstände, mit denen sie jetzt bekannt wurden, die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf sich, und sie sahen sich gezwungen, für dieselben Namen zu finden. So mochten sie auf ein Faß oder ein Schiff mit Deck oder auch andere hohle Gegenstände den Namen maricá oder mericá übertragen. Die Europäer ihrerseits sahen sich auch in der Lage, dem neu entdeckten Lande einen Namen zu geben. Sollten sie zu diesem Zwecke nicht ein Wort gewählt haben, das sie so oft wiederholen hörten? Und ist es nicht wahrscheinlich, daß die verschiedenen Namen, mit welchen die Neue Welt bezeichnet wurde, durch den mehr natürlichen Namen, gleichsam infolge eines allgemeinen Consenses, allmählich absorbirt wurden?"

Wiewohl man für diesen Erklärungsversuch die Parallele mit dem Namen Paria geltend machen könnte, so liegt es doch auf der Hand, daß er als jedes historischen Hintergrundes entbehrend in der Luft schwebt und als verunglückt betrachtet werden muß. Entschieden unglücklicher noch ist eine andere Muthmaßung, welche Constancio[2] in seiner Geschichte Brasiliens dieser Erklärung entgegenstellt. Er erinnert daran, daß gerade in der Zeit, welche als das „Zeitalter der Entdeckungen" gekennzeichnet wird, bei den Gelehrten und über die Gelehrtenkreise hinaus die Manie herrschte, die Eigennamen ins Griechische zu übersetzen. „Es ist also nicht zu verwundern," fährt er fort, „daß man dem neuen Continent einen Namen gegeben, der sich aus griechischen Wurzeln zusammensetzte. Ich glaube, daß der Name von μείρω (ich theile, dividire) und γαῖα (Erde) und α augmentativum gebildet wurde: ἀμειρογαῖα, d. h. sehr entlegenes Land oder terra ultramar, oder von μυρίος (sehr groß, sehr ausgedehnt oder sehr entfernt)."

[1] A. a. O. Kap. 10. [2] Historia do Brazil. Paris 1839. 2 tom.

Eine dritte Ansicht, die des Franzosen Jules Marcou[1], die gleich der Luccocks an dem überseeischen Ursprung des Namens Amerika festzuhalten sucht, zeichnet sich vor diesen beiden vortheilhaft aus. Sie ist nicht nur von ihrem Urheber, einem in New York lebenden Franzosen, mit Eifer verfochten, sondern mehrfach auch mit Beifall aufgenommen worden. E. Reclus nannte noch neuerdings Marcou's Darlegung das „premier mémoire important sur cette question“[2].

„Americа oder Amerrica oder Americ“, führt er aus, „ist ein Ortsname in Nicaragua, welcher das Hochland oder die Gebirgskette zwischen Juigalpa und Libertad in der Provinz von Chontales bezeichnet, die sich auf der einen Seite im Gebiete der Carcas-Indianer und auf der andern in dem der Ramas-Indianer ausbreitet. Die Flüsse Mico, Artigua, Carca, welche den Fluß Blewfields bilden, der große Fluß Matagalpa und die kleineren Rama und Indio, die sich direct in den Atlantischen Ocean ergießen, ebenso wie die Flüsse Comoapa, Mayales, Acoyapa, Ajocupa, Oyale und Terpenaguatapa, welche in den Nicaragua-See münden, haben alle ihre Quellen auf den Bergen der America[3].

„Die Endung ique oder ic findet sich häufig in Ortsnamen der indianischen Sprachen Centralamerika's. Diese Endung scheint soviel sagen zu wollen wie: groß, hoch, hervorragend, und wird immer von hohen Gebirgszügen oder von gebirgigen Ländern gebraucht, die hoch, aber nicht

---

[1] Bulletin de la Société de Géographie. VI sér. t. IX. 1875 (Jules Marcou, Sur l'origine du nom d'Amérique); J. Marcou, Origin of the name America, reprinted from the Atlantic Monthly for March 1875; Bulletin de la Société de Géographie. 1888. p. 480 et 630. Die persönlichen Verhältnisse des Verfassers brachten es mit sich, daß er auf die Darlegungen Marcou's in der Revista trimensal do Instituto historico, geographico e ethnographico do Brazil (tom. XXXIX) sich angewiesen sah. Der Göttinger Professor Dr. J. E. Wappäus urtheilt im allgemeinen von dieser seit 1839 zu Rio de Janeiro erscheinenden Zeitschrift, daß ihre „Abhandlungen und Mittheilungen nicht allein sehr wichtige Quellen für das Studium der Geographie und Geschichte von Brasilien darbieten, sondern auch ein so reges und erfolgreiches wissenschaftliches Streben bezeugen, daß diesem Institute nicht allein die erste Stelle unter allen gelehrten Gesellschaften in ganz Südamerika zuerkannt, sondern auch eine würdige Stelle neben den gleichartigen Instituten Europa's eingeräumt werden muß, wenngleich unter den gediegenen Arbeiten sich auch noch manche finden, die sich von der dem Brasilianer nur zu geläufigen Phrase noch nicht freizuhalten verstanden haben“. Stein-Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik. I, 4. S. 1528 (7. Aufl. 1871).

[2] Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1890. vol. XV, 3.

[3] Vgl. die verschiedenen officiellen Documente der Regierung von Nicaragua und The naturalist in Nicaragua, by Thomas Belt. 8 vol. London 1873.

vulkanisch sind; z. B. Rique und Aglasinique in Darien (Columbia); Tucorique und Amerique in Nicaragua, Amatique, Manabique, Chaparistique, Lepaterique, Llotique und Ajuterique in Honduras, Atenquique in Mexico. . . . Man könnte leicht die Liste der Ortsnamen oder auch anderer indianischer Namen, die auf ique oder ic endigen (wie Cacique oder ‚großer Häuptling‘), noch vermehren.

„Gegenwärtig weiß man dank zahlreichen gelehrten Studien, die in den letzten 25 Jahren über den Ursprung der Ortsnamen gemacht wurden, daß nichts so fest begründet ist als die Benennungen von Oertlichkeiten. Selbst die absolutesten Eroberungen, wenn sie die eingeborene Rasse nicht gänzlich ausrotteten, können die Ortsbezeichnungen nicht vollständig verwischen.“ [1]

Ueberdies könnte zu Gunsten der Ansicht Marcou's der Canon angerufen werden, den man nicht ohne Berechtigung ganz allgemein aufgestellt hat [2]: „Liegt uns ein Sprachdenkmal, insbesondere ein Ortsname vor, dessen Herkunft wir nicht kennen, dessen Form aber zusammentrifft mit der anderer von bekannter Herkunft, so können wir aus der bekannten Form den Volksstamm und die Zeit entnehmen, welcher das Sprachdenkmal, der Ortsname, angehört. Oder umgekehrt, kennen wir Stamm und Zeit, so können wir auch auf die Sprachform schließen. So weist, ganz allgemein gefaßt, die Form, in welcher uns die Ortsnamen gegeben sind, zunächst auf Volksstamm, Zeit und Sprachcharakter hin.“

Hier drängt sich von selbst die Frage auf, ob der Name America oder Amerique, der einen Theil des von Columbus auf seiner vierten Reise entdeckten Festlandes bezeichnet, von dem großen Seefahrer gekannt war und so von ihm und seinen Reisegefährten wiederholt werden konnte. Gewißheit darüber gibt es nicht, solange das Wort in seinem allerdings sehr knappen Reisebericht sich nicht findet.

Columbus erzählt in seiner „Lettera rarissima“, in der er kurz seine vierte Reise von 1502—1503 beschreibt, daß er nach Umschiffung des Vorgebirges Gracias a Dios an der Mosquitoküste an den Fluß Desastre gelangte, welcher kein anderer als der Fluß Matagalpa ist, und daß er einige Tage später in einem Dorfe oder Districte, genannt Cariaï, Halt machte und behufs Ausbesserung seiner Schiffe einige Tage verweilte. Dort sprachen die Eingeborenen viel von Goldminen, deren

---

[1] Instit. Hist. XXXIX, 199.

[2] K. Bohnenberger, Die Ortsnamen im Dienste der Geschichte. (Beilage zur Allg. Ztg. 1888. S. 4177.)

Entdeckung ja einer der Zwecke seiner Forschungen war. Sie führten ihn in ein Nachbardorf Carambarú, wo die Bewohner goldene Spiegel am Halse trugen. Diese wiederum gaben ihm einen Ort Veragua an und andere Orte, wo es viele Goldminen gäbe. Der letztgenannte Ort befand sich 25 Meilen weiter und ist genau bestimmt; er befindet sich in der großen Bucht von Chiriqui an der Küste von Costa Rica, wo in den letzten Jahren Gräber von Eingeborenen gefunden wurden, die Gold enthielten. Dies stimmt mit der Erzählung Columbus' überein, daß die Großen des Landes die Gewohnheit hätten, sich mit allem Gold, das sie besäßen, begraben zu lassen. Da also Carambarú 25 Meilen von Veragua entfernt ist, so kann auch jenes bestimmt werden, und wir kommen etwas nördlich vom Flusse Greytown. Etwas weiter nach Norden mußte Cariaï liegen, d. h. in der Nähe der Mündung des Blewfields, wo sich viele kleine Inseln befinden, ein Umstand, den Columbus ebenfalls in seinem Berichte anmerkt. Heute ist dieses Land von Carcas-Indianern bewohnt, und einer der Zuflüsse des Blewfields hat den Namen Carca. Diese Indianer sollen jetzt noch in den Goldminen von S. Domingos und Libertad am Flusse Mico, einem Nebenflusse des Blewfields, arbeiten. Carambarú mußte sehr nahe am Flusse Rama und im Lande der Ramas-Indianer liegen. Die letzteren besonders sollen aller Civilisation unzugänglich sein und in demselben Zustand der Wildheit sich befinden, in dem sie Columbus im Jahre 1502 antraf.

„Hier nun,“ fährt Marcou fort[1], „zwischen diesen Carcas- und Ramas-Indianern, liegt die Oertlichkeit, genannt ‚Americ‘ oder ‚Amerique‘ (America), die eine Gebirgskette, und zwar die höchste des Landes ist (beiläufig 3000′) und die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See bildet.“ Diese Berge mit ihren nackten, einzelstehenden Felsspitzen, mit den senkrecht abfallenden weißen Felswänden ziehen sich von N.N.W. nach S.S.O. und stoßen an den Atlantischen Ocean.

Wenn man sich also erinnert, daß die Ortsnamen mit außerordentlicher Zähigkeit sich erhalten, daß die Benennung der Cordillere von „Amerique“ oder „Americ“[2] allem Anscheine nach eine indianische ist, deren Endung ic oder ique unter den Ortsnamen dieser Gegend und

[1] Instit. Hist. XXXIX, 202.

[2] Allerdings wurde von dem Amerikanisten-Congreß zu Paris 1890 eine Erklärung des Präsidenten von Nicaragua mitgetheilt, wonach das in Frage stehende Gebirge den Namen „Amerrisque“ führe.

von Centralamerika überhaupt häufig vorkommt; wenn man bedenkt, daß wegen der fortwährenden Isolirung der dortigen Indianer der Name sich erhalten mußte und daß heute noch diese Berge den Namen Americ tragen, so gewinnt Marcou's Erklärung wirklich etwas Bestechendes. Dazu kommt, daß diese Berge Goldminen enthalten; gerade dieses macht es wahrscheinlich, daß der Name Amerique oder Americ auf die wiederholten Fragen der Europäer, die so eifrig nach Gold suchten, oft von den Indianern genannt wurde. Daraus, daß Columbus in seiner „Lettera rarissima“ diesen Namen nicht erwähnt, folgt nicht nothwendig, daß er ihn nicht gekannt habe. Er selbst sagt darin, daß ihm viele Namen von goldreichen Orten angegeben wurden, die er aber nicht nenne, was klar zeigt, daß er nicht alles sagte, was er wußte. Wenn Columbus sich nicht veranlaßt sah, dem neuentdeckten Land einen Namen zu geben, davon muß der Grund in seiner Meinung gefunden werden, daß dieses Land nur der östliche Theil des asiatischen Indien sei, daß er also gar keine eigentliche Veranlassung habe, demjenigen einen Namen zu geben, was schon einen solchen besaß. Außerdem darf man nicht vergessen, daß dieser Brief von dem ohnehin wortkargen Manne in einer sehr niedergebeugten, von bitteren Erfahrungen getrübten Stimmung geschrieben wurde.

„Es sprechen viele Gründe dafür,“ so fährt Marcou in seinen Vermuthungen fort, „daß dieser Name Amerique in Gegenwart Columbus' und seiner Reisegefährten von den Indianern öfter genannt wurde, und daß dieser Name wie ein unerforschtes Eldorado ihrem Geiste sich einprägte. . . . Nach Europa zurückgekehrt, mochten Columbus und besonders seine Matrosen erzählen und sich rühmen, daß sie sehr reiche Goldminen entdeckt, indem sie sagten, daß diese an (in) America gelegen seien, woraus dann für ‚America‘, wo die reichen Goldminen existiren sollten, eine Art von Popularität sich ergab. . . . Es war ganz natürlich, daß dieser Name America, als Synonymon für das Hauptgoldland, sich in den Häfen von Westindien und darauf auch von Europa verbreitete und allmählich auch in das Innere des europäischen Continentes drang.“

Auf diese Weise hätte dann auch Waldseemüller den Namen kennen gelernt und, da er nur die Reiseberichte des Vespucci kannte, mit der Findigkeit des weisen Philologen den Namen des Landes mit dem Vornamen des vermeintlichen Entdeckers in Verbindung gebracht, fast jenem vergleichbar, der den Piräus für einen Menschen hielt. Freilich mußten dafür die für Vespucci gebräuchlichen Vornamen Amerigo, Albericus, Morigo eine etwas eigenthümliche Wandlung durchmachen.

Wäre in Spanien, Portugal oder Indien ein solcher Irrthum aufgekommen, so wäre er leicht bemerkt und verbessert worden; allein in Lothringen und Deutschland konnte er sich unbeachtet festsetzen. Als dann in jenen Ländern die durch Waldseemüller eingeführte Benennung endlich bekannt wurde, war es zu spät. „Man hörte das Wort Amerika aussprechen, nicht als den Namen eines Mannes, sondern eines Landes, eines unbestimmten Theiles der Neuen Welt. Man nahm ihn ohne Schwierigkeit an, und ohne auf den Fehler des Buchhändlers von St. Dié zu merken, dessen Werkchen man wahrscheinlich gar nicht kannte.“

Marcou weist darauf hin, daß sonst nur gekrönte Häupter das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit ihren Vornamen neue Länder zu beehren. Er betont namentlich auch, daß bei richtiger Ableitung von Vespucci's Vornamen das neue Land Alberigia oder Albericia hätte heißen müssen. „Gerade dieser so peinlich zusammengeschmiedete Name“, fährt er fort, „ist unerklärlich, wenn man nicht annimmt, daß Hylacomylus schon vorher den Namen Americ oder Amerique gehört hatte.“ — Ohne etwas zu ahnen „von dem gefährlichen Ruhme, den man ihm in St. Dié bereitete“, nach dem Ausdruck Humboldts, glaubte Vespucci selbst bis zu seinem letzten Augenblick, daß die Neue Welt die Küste von Asien sei, und er starb, wie er gelebt hatte, als „piloto mayor de las Indias“.

Aber wenn das Bergland der Provinz Chontales am Nicaragua (Americ) wirklich unter diesem Namen schon seit Columbus bekannt gewesen wäre, wie kam es, daß man nicht schon viel früher den Namen Amerika auf diesen Ursprung zurückführte, was doch so nahe lag? Marcou scheint diesem Einwurf vorbeugen zu wollen, wenn er hervorhebt: „Obgleich Nicaragua schon 1522 von Gil Conzales d'Avila erobert worden, so blieb es doch theilweise unbekannt, besonders die Gegend, die sich zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Nicaragua-See ausbreitet, wo die Berge von America liegen. Diese Unkenntniß ging so weit, daß selbst die Californische Auswanderung über den Isthmus von Nicaragua an der auf dieser Seite liegenden Gebirgskette vorbeigezogen zu sein scheint, ohne sie zu kennen oder auch nur zu berühren. Man kann sogar sagen, daß die Gegend des Festlandes zwischen dem Caraibischen Meere und der Wasserscheide der Flüsse, die in den Nicaragua-See münden, noch in gegenwärtiger Stunde gänzlich unbekannt ist. Die Carcas- und die Ramas-Indianer, besonders die letzteren, geben nicht zu, daß jemand sich ihnen nähere und das Land erforsche; sie schlagen selbst jene Indianer zurück,

welche zur Gewinnung von Kautschuk eindringen. Doch seit zehn Jahren fahren diese in der Erforschung jener Theile des Landes, die bis heute gänzlich verschlossen waren, unerschrocken fort.

„Die Erklärung des Namens, welche ich soeben vorgelegt habe," so schließt Marcou seine Darlegung, „erfreut sich sehr großer Vortheile. Erstens entzieht sie nichts dem Ruhme Christoph Columbus'. Der Name des von ihm entdeckten Continentes war ein einheimischer Name, der von einer kleinen Oertlichkeit auf die ganze Neue Welt ausgedehnt wurde, dank dem Fehler eines Buchhändlers einer kleinen in den Vogesen verlorenen Stadt. Die Beschuldigungen des Plagiats, die gegen Albericus Vespucci erhoben wurden, werden hinfällig, und es gibt keinen Grund mehr, ihn zu tadeln, daß er seinen Taufnamen einem ganzen Welttheil beigelegt habe, oder wenigstens es ruhig habe geschehen lassen, als sein Vorname diesem beigelegt wurde; dies gilt um so mehr, als sein Name nie Americo, sondern Alberigo oder Amerigo war[1].

„Der Name Amerika, obgleich einheimisch, verursacht keine Verwechslung zwischen dem Theil und dem Ganzen, weil der Ort, welcher unter diesem Namen existirt, sehr klein ist, sehr unbedeutend und zu verborgen, um Veranlassung zu falschen oder doppelsinnigen Interpretationen zu geben.

„Endlich ist dieser Name sehr gut gewählt, weil er sich vom Centrum nach den Endpunkten des Continentes ausdehnt, indem er dem Norden und Süden die Hand reicht, die Antillen und den Stillen Ocean beherrscht und in der Mitte jenes ungeheuern Gebirgskammes, des ausgedehntesten, den es auf unserem Planeten gibt, sich vom Feuerland bis an die Ufer des Mackenzie-Flusses erstreckt und den Rückgrat der westlichen Hemisphäre bildet. Auch ist er sehr gut gewählt, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der große Admiral diesen Namen auf seiner vierten Reise aussprechen hörte, ja daß der berühmte Entdecker der Neuen Welt der erste Europäer war, welcher den Namen Amerique oder Americ hörte und aussprach.

[1] Wie in manchen anderen Stücken, so dürfte auch hier Marcou sich im Irrthum befinden. Schon die viel gebräuchliche Abkürzung des Namens in Morigo widerlegt ihn theilweise. Govi hat längst nachgewiesen, daß nach florentinischem Sprachgebrauche Alberigo und Amerigo sich decken (Emmerich, Aimerich). Man besitzt Originalschriftstücke von ihm, welche ihn schon 1490 und 1500 als Amerigo abwechselnd mit Alberigo bezeichnen. Daß die latinisirte Form, welche schon die Uebersetzung seiner Briefe ins Lateinische mit sich brachte, dann naturgemäß Americus hieß, bedarf keiner Erklärung. Vgl. Jahrbuch der Naturwissenschaft. 1890/91. S. 414.

Freilich haben wir dafür weder Gewißheit noch irgend einen materiellen Beweis. Wenn dieser Name einem einzelnen Landestheil im Norden oder Süden des Continentes angehörte, wäre es wenig wahrscheinlich, daß man ihn so leicht adoptirt hätte; aber er faßte sozusagen die Neue Welt in der Mitte des Leibes, allgemein, ohne andere Bezeichnung als die einer an Goldminen reichen Gegend; und man gebrauchte ihn und nahm ihn an, ohne an etwas zu denken, was mit dem Piloten Alberico Vespucci in Beziehung gestanden hätte. Es war erst lange Zeit nachher, als die Erörterungen gelehrter Geographen sich erhoben hatten, daß der grobe Fehler des Hylacomylus sich als eine Wahrheit aufdrang. Mit einem Wort: der Name ‚Amerika‘ ist amerikanisch.“

In diesem letzten Satze stimmt mit Marcou auch ein Gelehrter überein, der den dargelegten Erklärungsversuch bereits wieder durch einen neuen überboten hat. Es ist der Präsident des wissenschaftlichen Vereins in São Paulo, Dr. João Almeida. In einem eigenen Schriftchen führt er aus, daß der Name Amerika zum ursprünglichen Namen Vespucci's in keiner Beziehung stehe. Er vermuthet vielmehr, daß dieser erst von der neu entdeckten Gegend sich den Namen Americo beigelegt habe, ähnlich wie etwa Scipio Africanus von Afrika. Vermuthlich sei er von Hojeda, in dessen Begleitung er sich befand, als Kosmograph für diese Gegend verwendet worden. Im übrigen bemüht sich Almeida, ihn als Betrüger und Fälscher erscheinen zu lassen, und beruft sich namentlich auf das völlige Schweigen, das die portugiesischen Geschichtschreiber[1] hinsichtlich Vespucci's Fahrten von 1501 und 1503 beobachten.

Almeida's Erklärungsversuch knüpft dann daran an, daß auf den ältesten Karten der neu entdeckten Länder fast nur der südliche Theil des Continentes als Amerika bezeichnet, Brasilien mit Amerika nahezu identificirt werde. Das Bestreben, hierfür einen befriedigenden Grund zu finden, nachdem die Ableitung der fraglichen Benennung vom Vornamen Vespucci's abgelehnt ist, führt den Forscher zu folgenden Erörterungen.

Unter dem Namen Ibiapaba beginnt im Norden Brasiliens eine große Cordillere, genannt „Serra geral“. Diese zieht sich durch das ganze Land ununterbrochen nach Süden bis zum linken Ufer des La Plata, wo sie das Kap Santa Maria bildet, nachdem sie verschiedene Verzweigungen

[1] Genannt werden insbesondere: João de Barros, Ant. Galvam, Damião de Goes, Jeronymo Osorio, Pedro de Magalliaes, Gandavo, Gabr. Soarez.

ausgesandt, darunter die Wasserscheide für die Flußgebiete der zwei größten Flüsse, des Amazonas und des La Plata. „Dieses ist, sage ich, die große Cordillere, welche den amerikanischen (Tupi) Namen A'-eym-yé-ro-qua, oder contrahirt: A'-ym-yé-ro-qua trägt.“ Wörtlich übersetzt, bedeutet dieses Wort: „Das, was vorangeht, indem es andere hinter sich läßt, nach und nach und ohne Unterbrechung.“ „Ohne Zweifel“, meint Almeida, „hörten Hojeda und Vespucci diesen Namen von den Eingeborenen und glaubten, er gelte von dem ganzen Continent. Daher findet sich der Name America in den genannten Karten als der des brasilischen Territoriums, sicher weil er schon bekannt war und feststand aus den genannten Reiseberichten.“ Der berühmte Antonio Vieira S. J. († 1697) gibt eine Beschreibung der Cordillere, die er jedoch nur theilweise kannte, in seiner „Relação da missão da serra de Ibiapaba“. Es findet sich in derselben besonders eine Stelle, die diese neue Ableitung des Wortes Amerika zu begünstigen scheint. „Ibiapaba, was in der Sprache der Eingeborenen ‚senkrecht geschnittene Erde‘ sagen will, ist nicht nur eine Cordillere, sondern ein System von Cordilleren, die sich an den Gestaden des Camuci erheben und mehr Wogen des hochgehenden stürmischen Meeres als Bergen gleichen und, gleichsam wie aufgethürmt die einen über die anderen, sich einander folgen.“

Brasilien wäre also ursprünglich „America“ oder das Land, wo die „Aymiéroqua“ sich ausdehnt. Erst später wäre dann (zuerst durch Abraham Ortel) der Name Amerika auch dem nördlichen Continent beigelegt worden, und in letzterer Zeit mit solchem Erfolg, daß, „wenn man heute Amerika sagt, man, wenn nicht ausschließlich, so doch zuerst an die Vereinigten Staaten denkt“[1]. Es scheint fast, als hätte man der Prophezeiung oder Drohung de Maistre's zuvorkommen wollen, der den Vereinigten Staaten den baldigen Untergang voraussagte, da sie keinen Eigennamen hätten und ihr Name nur eine politische Bezeichnung sei.

Almeida kennt wohl die Meinung, deren Verfechter Marcou ist, und glaubt sogar in derselben eine Bestätigung der seinigen zu finden, daß Amerika sich von der Cordillere Aymiéroqua ableite; denn diese treffe in ihrer westlichen Verzweigung mit der Andeskette zusammen und setze sich bis zum Nicaragua-See fort. Auch fänden viele Ortsnamen von Nicaragua in der Tupi-Sprache ihre Erklärung, z. B. Nicaragua, „sehr gefährlicher See“, und selbst der von Panama, der im Tupi = Pãu-na-ma,

[1] Brownson, Die Amerikanische Republik.

„Hinderniß zwischen zweien“, ist, was allerdings sehr gut den Isthmus bezeichnet, anspielend auf das Hinderniß der Vereinigung beider Oceane.

Schon dieser Versuch Almeida's, eine Vereinigung beider Meinungen herbeizuführen, ist kühn. Ueberdies bringt er keinen einzigen Beweis dafür, daß die große Cordillere von Brasilien, wenigstens einstens, so geheißen habe, wie er annimmt. Es gilt als Grundsatz bei den Geographen, daß Ortsbezeichnungen, und besonders eine solche wie die von ihm vorausgesetzte, mit traditioneller Zähigkeit sich erhalten. Wenn man früher dieses Skelett von Brasilien so geheißen, seit wann kam diese Benennung eines das ganze Land beherrschenden Gebirgssystems außer Brauch? Warum findet sich bei den Schriftstellern wenigstens des 16. Jahrhunderts, die über Brasilien geschrieben haben, keine Spur von diesem Worte?

Unter all den aufgestellten Hypothesen ist es somit nur die von Marcou verfochtene, die einer Beachtung werth erscheint. Allein auch bei dieser muß alles, was an Scharfsinn und Beredsamkeit zur Vertheidigung aufgeboten wird, wirkungslos abprallen an der undurchdringlichen Kette von Zeugnissen und Documenten, welche den Namen des neuen Continentes an das Städtchen St. Dié in Lothringen und durch die Vermittlung unseres Landsmannes M. Waldseemüller an die Person des spanischen Reichspiloten Amerigo Vespucci festschmiedet. In ähnlichem Sinne urtheilt auch der gelehrte Franzose L. Gallois in seinem mehrerwähnten neuesten Werke[1]: „Ich habe in diesem Kapitel (über die elsässisch-lothringische Geographenschule der Renaissancezeit) der neuerdings durch H. J. Marcou aufgestellten Theorie über den Ursprung des Namens Amerika keine Erwähnung gethan. Im Widerspruch stehend mit den exacten Thatsachen, die in den vorhergehenden Blättern dargelegt wurden, kann sie nicht bestehen vor einer ernsten Kritik.“

[1] Les Géographes Allemands 69, 2.

P. T.

Der elektrische Strom im Bunde mit Dampf und Gas auf der Ausstellung zu Frankfurt.

Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß auf jeden Besucher der elektrischen Ausstellung in Frankfurt das schöne und einträchtige Zusammenwirken der Dampf- und Gaskraftmaschinen mit den stromerzeugenden Dynamomaschinen einen ebenso befriedigenden Eindruck gemacht habe wie auf uns. Ueberaus zahlreich und mannigfaltig waren zunächst die Einrichtungen, welche die den Steinkohlen entlockte Betriebskraft in der Form des mechanischen Antriebes zu liefern hatten, sodann noch wechselvoller an Gestalt und größer an Zahl waren die Maschinen, welche die mechanische Energie in elektrische Ströme verwandelten, damit sie, hundert- und tausendfach verzweigt, nicht bloß auf dem weit ausgespannten Plane des Ausstellungsgrundes, sondern auch noch weit darüber hinaus die verschiedenartigsten Wirkungen vollbrächten. Jeden Tag war da von morgens 10 bis 11 Uhr nachts in der großen Maschinenhalle ein reges Hin- und Hergehen, Drehen und Kreisen in mancherlei Tact und Tempo, und dennoch verlief alles in größter Harmonie, mit auffallend wenig Geräusch, ohne jede Störung, alles sicher und genau abgemessen wie das Räderwerk und die Zeiger einer Uhr.

Es bekundete dieses einen bedeutenden Fortschritt ebenso bezüglich der Dampf- und Gasmotoren, wie betreffs der Dynamomaschinen. Denn eine so hohe Uebereinstimmung, solche Gleichmäßigkeit, solche Genauigkeit und Sicherheit im Betriebe von so vielgliedrigen, aus gar fremdartigen Bestandtheilen zusammengefügten Maschinenanlagen war noch vor wenig Jahren unausführbar. Die Elektrotechnik ist es, welche nicht bloß ihre elektrischen Apparate mit staunenswerther Raschheit vervollkommnete, sondern auch, auf die gesammte Maschinentechnik zurückwirkend, diese zur Erzielung viel vollkommenerer Leistungen anspornte. Diesen zweifachen Fortschritt nach den verschiedensten Seiten hin klar und deutlich hervortreten zu lassen und allen zum Bewußtsein zu bringen, war eines der Hauptverdienste der elektrischen Ausstellung. Die große Zahl der im Betriebe befindlichen Maschinen, ihre meisterhafte Vertheilung und Anordnung in der Maschinenhalle und in dem parallel dazu laufenden, aber ganz abgetrennten Kesselhause, die leichte Möglichkeit, jedes Einzelne zu besehen, wie den Zu-

sammenhang des Ganzen zu überschauen, trug hierzu ganz wesentlich bei und verdient alles Lob und volle Anerkennung.

Wir wollen versuchen, eine kurze Uebersicht über die Dampf- und Gasmotoren und dann über die Dynamomaschinen zu geben. Hieran soll sich eine Erörterung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeugung zu den Dampf- und Gaskraftmaschinen schließen.

Wohl nie und nirgendwo konnte man bisher eine so mannigfache und reichhaltige Sammlung von Dampfmaschinen-Anlagen auf einem Orte beisammen antreffen, wie die Frankfurter Ausstellung sie vorführte. Sie enthielt das Neueste und Beste ihrer Art. Einschließlich der großen Locomobilen belief sich die Zahl der wirklich arbeitenden Maschinen auf 47, ihre gesammte Leistungsfähigkeit auf 3757 P. S. (Pferdestärken). 26 der bestrenommirten Firmen hatten sie zum Wettstreit geliefert. Den Dampf bezogen die Maschinen aus 26 verschieden gebauten Kesseln, welche eine gesammte Heizfläche von 2595 qm darboten und von 19 Firmen ausgestellt waren. Wir begegnen nur solchen Typen, welche für den Betrieb elektrischer Centralstationen, die im elektrischen Strome gleichzeitig Licht und mechanische Kraft zu liefern haben, am besten sich eignen. Gerade dieser Betrieb stellt aber an die Dampfmaschinen die höchsten Anforderungen.

Die Dynamomaschinen verlangen, um gut und fehlerfrei zu wirken, einen so gleichmäßigen und sichern Antrieb, wie ihn keiner der früher gebräuchlichen Motoren zu liefern im Stande war. Zumal bei der elektrischen Beleuchtung, wofür ja die Dynamos anfangs fast ausschließlich verwendet wurden, machte sich dieser Uebelstand recht unangenehm bemerkbar. Der ungleichmäßige Gang der antreibenden Maschinen veranlaßte Schwankungen im elektrischen Strom und diese fortwährende Helligkeitsunterschiede im Lichte der elektrischen Lampen. Nun ist aber das menschliche Auge sehr empfindlich gegen kleine Helligkeitsänderungen, und der Sehnerv wird durch dieselben, wenn sie häufig und rasch hintereinander folgen, in unangenehmer Weise erregt. So kam es denn, daß, wie in einer frühern Periode der Technik die Vervollkommnung der mechanischen Baumwollenspinnerei auf eine Verbesserung der Motoren hinsichtlich ihres gleichmäßigen Ganges und ihrer Leistungsfähigkeit hindrängte, so in unserer Zeit — neben den erhöhten Anforderungen von seiten des Schiffbaues — die rastlos und schnell voranstrebende Elektrotechnik wieder ein Gleiches bewirkte. Dieser Einfluß beschränkte sich übrigens nicht auf die Dampfmaschinen und ihre Kessel, er erfaßte mehr oder minder die gesammte Maschinentechnik, vorab alle Arten von Kraftmaschinen, die Gas-

motoren, die Turbinen, die Druckluftmotoren. Aeltere bewährte Systeme haben sich den neuen Bedürfnissen angepaßt, ganz neue sind entstanden, so die großen, langsam laufenden Verticalmaschinen, welche für die elektrischen Centralen innerhalb der Großstädte wegen der Ersparniß des theuren Raumes besonders wichtig sind. Ueberall, im Kesselhause wie in der Maschinenhalle, tritt der Erfolg dieses Strebens nach größter Oekonomie bei massenhafterer Dampferzeugung, nach erhöhter Betriebssicherheit bei gesteigerter Dampfspannung, nach ruhigerem, möglichst unverändertem Gang und Vermeidung jedweder Störung durch unvorhergesehene Zufälligkeiten vermittelst leichter, meist automatischer Regulirung, unter verschiedenster Gestalt, aber allerwärts deutlich zu Tage.

Was zunächst die Heizanlagen betrifft, so erregen die raffinirten Methoden, die bezwecken, den Heizwerth der Brennmaterialien so gut als möglich auszunützen, sowie die Belästigung durch Rauch und Ruß vollkommen zu heben, unsere Bewunderung, so z. B. Cario's und Tenbrinks rauchfreie Feuerung, die rauchverzehrende Feuerung im Kuhn'schen Flammenrohrkessel, ferner die automatische Regulirung der Feuerung, wie z. B. bei den Paucksch'schen und Gaggenau'schen Kesseln, welche einer Ueberhitzung des Dampfkessels oder der schädlichen Wirkung des Luftzuges beim Oeffnen der Feuerthüre vorbeugen.

Weit mannigfaltiger und durchgreifender zeigen sich Verbesserungen am Dampfkessel. Sie beweisen, welch einen wichtigen Theil der Kessel in einer Dampfmaschinen-Anlage bildet. Einfache Kesselformen, wie die einfachen Walzenkessel, welche den Forderungen eines angestrengten, sichern und ökonomischen elektrischen Betriebes nicht gewachsen waren, finden wir keine. Alle die 21 ausgestellten festen Kessel lassen sich, wenn wir den kleinen Weinbrenner'schen Kessel ausnehmen, den beiden Hauptgruppen der Rauchröhrenkessel oder Wasserröhrenkessel unterordnen. Die ersteren vertreten den Typus der Großwasserraumkessel, bei welchen $^1/_4$ bis $^1/_6$ cbm Wasserinhalt auf jeden Quadratmeter Heizfläche kommt, die letzteren denjenigen der Kleinwasserraumkessel, bei welchen in den neueren Modellen nur $^1/_{20}$ bis $^1/_{30}$ cbm Wasser für je 1 qm gerechnet wird. Beide Typen suchen schon seit Jahren in edlem Wettstreit sich gegenseitig aus dem Felde zu schlagen. Hier auf der Ausstellung stehen und liegen sie friedlich beisammen, hübsch und sauber nebeneinander in Reih und Glied eingemauert, zu gemeinsamer, gewaltiger Arbeit verbunden. Die Rauchröhren- oder Flammenröhrenkessel verdanken ihren Namen dem Umstande, daß längs ihrer Achse eine oder zwei ziemlich weite Röhren für den Durchgang der Flammen-

gase sich hinziehen, in deren vordersten Theilen die Feuerroste angebracht sind. Sie besitzen also Innenfeuerung. Die Wasser- oder Siederohrkessel dagegen haben alle Außenfeuerung. Denn bei ihnen liegt das Wesentliche darin, daß die Erhitzung und Verdampfung des Wassers der Hauptsache nach in zahlreichen, geraden, feuerumspülten, engen Röhren vor sich geht. Diese stehen meist mit einem größern Dampfsammler, dem Oberkessel, entweder unmittelbar oder mittels Wasserkammern in Verbindung.

Nur fünf Kessel gehören zu den Rauchröhrenkesseln. Wegen ihrer größern Länge — die drei combinirten Kolossalkessel von Pauckſch hatten eine solche von 10 m — sind sie zusammen im Mittelraum des Kesselhauses untergebracht. Alle übrigen, also weitaus die Mehrzahl, waren Wasserröhrenkessel, und so konnte leicht der Besucher der Ausstellung zum Glauben verleitet werden, es verdienten letztere, wenigstens für den elektrischen Betrieb im großen, den Vorzug. In Wirklichkeit wurde jedoch der Streit zwischen Klein- und Großwasserraumkessel bei dieser Gelegenheit nicht zum Nachtheil der letzteren der Entscheidung näher gebracht. Denn beide verrichteten in der vervollkommneten Ausgestaltung, wie sie vorlagen, ihre Aufgabe ausgezeichnet. Beide Kesselsysteme haben ihre besonderen Vortheile. Während die Rauchröhrenkessel von einfacherer und dauerhafterer Bauart sind und die Brennmaterialien sehr leicht auszunützen gestatten, liefern die Wasserröhrenkessel bei geringer Raumeinnahme eine sehr vergrößerte Heiz- und Dampfbildungsfläche. Nur ihrem Ueberwiegen vor den ersteren ist es zu danken, wenn auf einer verhältnißmäßig kleinen Grundfläche von 1400 qm 2595 qm wasserbedeckter Kesselheizfläche zusammengedrängt werden konnten. Indes die drei oben erwähnten Riesenkessel von Pauckſch zusammen eine Heizfläche von 240 qm hatten, betrug diejenige der beiden viel kürzeren Wasserröhrenkessel von Simonis und Lanz 500 qm. Dank den besonderen Einrichtungen, welche die Aussteller der einen wie der anderen Systeme an ihren meist patentirten Modellen anbrachten, gelang es, allen den Bedingungen zu genügen, welche der Elektrotechniker an einen Dampfkessel stellt. Diese sind aber ausreichend rasche Dampfbildung, Lieferung trockenen Dampfes, d. h. Befreiung des Dampfes von mitgerissenen flüssigen Wasserpartikeln, fortwährende lebhafte Circulation des Heizwassers, kräftige Bekämpfung des Kesselsteins, Schonung der Heizflächen, Vorbeugung gegen Kesselexplosionsgefahr, Verminderung der Verbrauchsmaterialien. Gerade die verschiedenen sinnreichen Wege, welche eingeschlagen wurden zur Erzielung dieser Forderungen, verliehen den einzelnen Kesseln ihre so abweichende Ausgestaltung und ge-

reichten der ganzen Kesselsammlung zur besondern Zierde und Auszeichnung. Leider gestattet uns der Raum nicht, auf nähere Einzelheiten einzugehen. Nur ein Curiosum in dieser Beziehung möge Erwähnung finden. Um dem Publikum die volle Gefahrlosigkeit ihrer „Sectionalsicherheitskessel“ in augenfälliger Weise darzuthun, ließ die Firma Simonis und Lanz ihr Auskunftsbureau unmittelbar über den zwei im Betriebe befindlichen Dampfkesseln einrichten.

Kommen wir nun zu den eigentlichen Dampfmaschinen. Um dieselben für den elektrischen Betrieb geeignet zu machen, arbeitete man zuerst darauf hin, die Umdrehungsgeschwindigkeit ihrer Achse mit derjenigen des Ankers der Dynamomaschinen mehr in Uebereinstimmung zu bringen. Es waren nämlich die ersten Dynamomaschinen meist schnelllaufende. Da mit der Schnelligkeit der Drehung des Ankers im magnetischen Felde vor den Elektromagneten die wirksame elektromotorische Kraft und damit die Stärke des erzeugten elektrischen Stromes sich steigert, so suchte man durch große Drehgeschwindigkeit eine hohe Leistungsfähigkeit der Dynamomaschinen zu erzielen. Für derartigen Schnelllauf waren die Dampfmaschinen nicht eingerichtet, und so kam es zu einem Compromiß zwischen beiden. Während die Maschinentechniker auf der einen Seite anfingen, die Dampfmaschinen an schnelleren Lauf zu gewöhnen, ersannen auf der andern die Elektrotechniker Mittel und Wege, die Umdrehungsgeschwindigkeit in den Dynamos so weit als möglich herabzudrücken, ohne deren elektricitätserzeugende Wirkung zu beeinträchtigen. Hierzu sahen sich die letzteren auch aus dem Grunde veranlaßt, weil eine große Umdrehungsgeschwindigkeit der maschinellen Entwicklung der Dynamomaschinen sehr hinderlich im Wege stand. Sie gingen deshalb dazu über, die Zahl der Magnetpole und damit die einzelnen magnetischen Felder zu vervielfältigen; sie ließen die Größe und den Umfang der elektrischen Maschinen wachsen, dafür aber die Rotationsgeschwindigkeit abnehmen. Da der vielspulige Anker jetzt bei einer Umdrehung 10—60 magnetische Felder durcheilte statt 1—4, so konnte er auch 10- oder 15mal langsamer sich drehen, ohne an Stromstärke zu verlieren.

Da auf diese Weise Dampf- und Dynamomaschinenbauer sich entgegenarbeiteten, war die vollkommenste Anpassung beider Maschinen aneinander wenigstens von dieser Seite her nicht mehr gehemmt. Wie weit dieses Einverständniß heute schon erreicht worden ist, das bezeugte die Frankfurter Ausstellung durch den Umstand, daß mit wenigen Ausnahmen alle Dynamos unmittelbar mit den Dampfmaschinen verkuppelt, d. h. daß die drehenden Anker oder die drehenden sternartig angeordneten Feldmagnete

der Dynamos auf die Achse des Schwungrades der Dampfmaschinen aufgesetzt waren. Damit werden aber noch eine Reihe anderer Vortheile gewonnen. Es werden die Kraftverluste vermieden, welche bei einer Bewegungsübertragung durch Treibriemen immer auftreten, es wird ganz bedeutend an Raum gewonnen und der Bau vereinfacht. Welch ein unruhiges, Herz beklemmendes Durcheinander würde entstanden sein, welch eine Raumbeengung, welche Hemmung der Aus- und Uebersicht, sowie des Verkehrs, wenn die 40 thätigen Dampfmaschinen ihre Bewegung mittels schlotternder, schwirrender breiter Bänder auf die Dynamos hätten übertragen müssen! Nur wegen des Fortfalls der letzteren wurde es möglich, alles auf kleinem Raume zusammenzudrängen, ohne die freie Bewegung der Besucher zu hindern und ohne ihnen den Ein- und Ueberblick zu verkümmern; nur so war es möglich, dieses stattliche Heer arbeitender Maschinen zu einem gefälligen Ganzen zusammenzuordnen, das auf den Beschauer einen einheitlichen und behaglichen Eindruck machte. Nachdem heute außer langsam laufenden Dampfmaschinen auch schnell laufende in großer Auswahl geliefert (die Firmen Pokorny und Wittekind, Swiderski, Möller u. a. hatten solche ausgestellt) und andererseits neben schnell laufenden Dynamos ebenfalls langsam drehende gebaut werden (die großen Siemens'schen Dynamos machten bloß 100, zwei Helios-Maschinen nur 85 Touren in 1 Minute), dürften in Zukunft kaum noch Dynamos von mehr als 50 P. S. eingerichtet werden, welche des Vortheils einer solchen unmittelbaren Verkuppelung entbehrten.

Viel wichtiger als die gegenseitige Anpassung in der Tourenzahl war die Erzielung eines völlig gleichmäßigen und gesicherten Antriebes zur Drehung der Dynamos. Auch dieses ist mit überraschendem Erfolge erreicht worden. Die Maschinen der Ausstellung lassen eine Reihe der verschiedenartigsten Verbesserungen erkennen, welche den Dampf zwingen, seinen wirksamen Ueberdruck nicht allein gleichmäßig, sondern auch so vollständig als möglich in übertragene Bewegung umzusetzen. Alle lassen deshalb den Dampf mit Expansion arbeiten; statt eines Cylinders kommen mehrere Cylinder zur Verwendung, welche meist durch das Compoundreceiver-System miteinander verbunden sind; Präcisionssteuerungen regeln das Zutreten und die Vertheilung des Dampfes im richtigen Moment und im richtigen Maß. Solide und exacte Ausführung der einzelnen Theile, Ausgleichung der bewegten Massen zur Verhütung unäquilibrirter Drucke auf Achse und Fundament, gedrängter Bau des ganzen Mechanismus schließen Erschütterung und Schwanken soviel als möglich aus.

Endlich gestatten mannigfaltige, zum Theil selbstthätige, zum Theil mit der Hand zu stellende Regulirvorrichtungen, den Gang der Maschine den jedesmaligen Umständen fein anzuschmiegen oder auch ganz zu hemmen.

Die größten Maschinen waren die 600pferdige, liegende Compoundmaschine von Pauckſch, welche 125 Umdrehungen in der Minute machte und mit der großen Wechselstrommaschine der Firma Helios verkuppelt war, die stehende, dreicylindrige, 500pferdige Compoundmaschine von Kuhn, die mit 100 Touren in der Minute die Gleichstrommaschine von Siemens und Halske bewegte, und die stehende, zweicylindrige, 450pferdige Compoundmaschine der Maschinenfabrik Buckau, welche der Siemens'schen Wechselstromdynamo den Antrieb gab. Die nächstgrößten waren Compoundmaschinen mit 250 und 200 P. S., dann folgen mehrere 100pferdige. Die übrigen waren Modelle, deren Leistung zwischen 60 und 3 P. S. schwankte.

Gasmotoren waren 24 im Betrieb. Sie stammten zwar aus den Werkstätten 11 verschiedener Firmen, waren abweichend construirt und wurden zum Theil (12) mit Leuchtgas, zum Theil (4) mit Generatorgas (ein überall leicht zu erzeugendes Gemisch von Kohlenoxyd, Wasserstoff mit etwas Kohlensäure und Stickstoff), zum Theil (6) mit Petroleum, zum Theil (2) mit Benzin gespeist; sie entsprachen aber alle in so befriedigender Weise den ihnen zugemutheten Anforderungen, daß es uns scheinen will, sie haben während der Ausstellung den Beweis ihrer Ueberlegenheit über die Dampfmaschinen für alle jene Fälle erbracht, wo es sich um den Antrieb von Dynamos unter 50 P. S. handelt. Keiner der im Betriebe befindlichen Gasmotoren zeigte eine höhere Leistung als 30 P. S., obgleich man sie auch für Leistungen bis zu 100 P. S. baut. Welch hohen Ansprüchen der Gasmotor zu genügen vermag, davon zeugte in verblüffender Weise der 30pferdige Gasmotor der „Maschinengesellschaft München", welcher die Thomson-Houston'sche Gleichstromdynamo antrieb. Denn wohl wenige Maschinen werden sich, so wie es hier geschah, dazu verstehen, einer Dynamo das Vorgespann zu geben, die bei einer Leistung von 22 000 Voltampère 1100 Touren in der Minute zu machen hatte.

Die Ueberlegenheit der Gasmotoren über die Dampfmotoren in Fällen, wo es sich um mäßige Leistungen handelt, hat ihren Grund weniger darin, weil sie etwa einen regelmäßigern und sicherern Antrieb bewirken. Dieselbe ist vielmehr in der durchaus verschiedenen Art ihrer Kraftentfaltung begründet. Während in den Dampfmaschinen nur die langsam durch Wärmezufuhr zu weckende Spannkraft des Wassers verwerthet wird, ist in den Gasmotoren der Explosionsdruck eines rasch hintereinander ent-

zündeten Gemisches brennbarer Gase mit Luft das Treibende. Letztere bedürfen daher keiner langen Vorbereitung zum Betriebe, sie stehen jeden Augenblick dazu fertig da; sie verlangen keine Dampfkessel, keine wohl besorgten Heizanlagen. Ein kleines brennendes Flämmchen oder ein sehr einfacher elektrischer Zünder genügt, um die Verpuffung einzuleiten und dabei in einem Moment eine verhältnißmäßig große Druckkraft frei zu machen. Ein Gasmotor beansprucht sehr wenig Raum und braucht keine sehr feste Fundamentirung; er kann daher fast überall aufgestellt werden. Kesselexplosionen sind natürlich ausgeschlossen; die kleinen absichtlich hervorgerufenen Explosionen aber bieten keinerlei Gefahr. Es unterliegt daher auch der Gasmotor nicht wie die Dampfmaschine einer polizeilichen Aufsicht. Der Gasmotor arbeitet zudem sehr ökonomisch. Die im Gase, sei dieses Leuchtgas oder ein anderes gas- oder dampfförmiges Brennmaterial, disponible Spannkraft wird besser ausgenützt als in den besten Dampfmaschinen die Spannkraft der zur Dampferzeugung verbrauchten Kohlen. Das brennbare Gas eignet sich überhaupt seiner Natur nach viel besser zum Kraftantrieb als zur Beleuchtung. Denn seine hohe, beim Verbrennen freiwerdende Spannkraft wird dabei nur zum geringen Theil in Licht verwandelt. Dieser Umstand erklärt auch die paradoxe Erscheinung, daß eine geringe Menge von Leuchtgas, welches beim Betrieb eines Gasmotors verbraucht wird, um eine Dynamo zu treiben, durch die auf letztere übertragene Energie ein elektrisches Licht erzeugt, das 100- und 1000mal größere Lichtstärke besitzt, als die Flamme, welche dasselbe Gas durch unmittelbare Verbrennung geliefert hätte. Die Gasmenge endlich, welche ein Gasmotor verzehrt, verursacht nur geringe Kosten. Nach den genauen Ermittelungen in der Körting'schen Gasmotorenfabrik verlangte bei einer verhältnißmäßig kleinen Motorenanlage je 1 P. S. einen Gasaufwand für 1,6—2 Pfg. Das verbrauchte Gas war Generatorgas.

Die stoßweise Entfesselung der Druckkraft verursachte anfangs auch einen stoßweisen Antrieb und eine unangenehme Erschütterung der Maschine. Diese Unart wurde dem Gasmotor jedoch in kurzer Zeit abgewöhnt. Erst 1860 wurde er vom Franzosen Lenoir erfunden, 1864 erhielt er von Otto und Langen der Hauptsache nach seine heutige Einrichtung, die ihn praktisch verwendbar machte. Seither hat er in einer Frist von 25 Jahren sich zu einer Vervollkommnung emporgeschwungen, welche ihn, maschinell betrachtet, den besten Dampfmaschinen wenigstens ebenbürtig erscheinen läßt. Dank der geistreichen Combination der Maschinenbestandtheile und unter Zuhilfenahme der an der Dampfmaschine

gemachten Erfahrungen hat er eine Gleichmäßigkeit und Sicherheit des Ganges angenommen, wie man sie bei Dampfmaschinen nicht besser findet. Dabei gestattet er leichter als diese hohe Tourenzahlen und einfache Bauart. Hille's Gas- und Benzinmotoren gehören zu den einfachsten Motoren der Gegenwart.

Die elektrischen Stromerzeuger, die Dynamos, bildeten in der Maschinenhalle selbstverständlich den Hauptgegenstand und Hauptanziehungspunkt der elektrischen Ausstellung. Wenn sie in Bezug auf räumliche Ausdehnung auffällig gegen die Motorenanlagen zurücktraten, so konnte dieses nur dem Uneingeweihten unpassend erscheinen; in den Augen des Technikers diente dieser Umstand sofort zu ihrer Empfehlung. Durch verhältnißmäßig geringe Raumbeanspruchung übertreffen in der That die elektrischen Maschinen alle anderen, im Verhältniß zu ihrem Gewichte haben sie — mechanisch gemessen — eine größere Leistungsfähigkeit, als alle übrigen, wiewohl sie fast nur aus Eisen und Kupfer bestehen. Der Raum, den die Dynamos einnahmen, war allerdings geringer, als derjenige, den die Dampf- und Gasmotoren verlangten; doch stand auf jenem eine größere Zahl von Dynamomaschinen, als auf diesem Dampf- und Gasmotoren. Nur ein Theil der in der Halle ausgestellten Dynamos befand sich im Betrieb; allein schon dieser Bruchtheil ergab eine Leistung von etwa 3940 P. S., also nur wenig geringer als 3980 P. S., was die Leistung der sie antreibenden Motoren ausmachte.

Wenn wir uns anschicken, diese stromerzeugenden Dynamos Revue passiren zu lassen, so kommt es uns für dieses Mal nur darauf an, einen allgemeinen Gesammtüberblick über dieselben zu verschaffen und sie nur insoweit zu besprechen, als dieses zur Feststellung ihrer Beziehung zu den Dampf- und Gasmotoren erforderlich ist.

Keine der früheren elektrischen Ausstellungen konnte auch nur annähernd eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Dynamos vor Augen führen, wie es die zu Frankfurt gethan. Zählen wir nur allein die Stromerzeugungsdynamos und sehen wir ganz ab von den ebenfalls zahlreich vorhandenen Elektromotoren, die sich nicht wesentlich von den stromgebenden oder Primär-Dynamos unterscheiden, so kommen wir auf die stattliche Zahl von 150, von denen gegen 120 in der großen Maschinenhalle ihre Aufstellung gefunden. Man sollte es kaum für möglich halten, daß nur zwei Jahre seit der letzten elektrischen Ausstellung zu Paris verflossen sind, wenn man auf den Reichthum der Formen und das Wechselvolle der Constructionen blickt. Jede Firma hat ihren eigenen Baustil

gewählt und denselben nach den verschiedensten Richtungen hin durchgebildet und ausgegliedert. Diese hohe Verschiedenheit in der Bauart, Dimensionirung und Zusammenordnung der Bestandtheile verräth eine bisher ungeahnte Geschmeidigkeit in der Anpassung des Dynamoprincips an die verschiedensten Verhältnisse. Während auf den vorausgegangenen Ausstellungen, auch noch auf der Pariser, die Gleichstrommaschinen das ganze Feld beherrschten, halten sich hier zum erstenmal Gleich- und Wechselstrommaschinen das Gleichgewicht. Damit wird klar die endliche friedliche Beilegung des langen Streites zwischen beiden Maschinenarten zum Ausdruck gebracht. Die meisten Firmen bauen heute beide Arten, und in den einzelnen in der Halle eingerichteten elektrischen Centralen standen beide nebeneinander im Betrieb, weil man in der letzten Zeit zur Erkenntniß kam, daß jedes System seine besonderen Vorzüge habe und für die eine Art von Verwendungen des elektrischen Stromes entschieden die Wechselstrommaschinen sich besser eignen, für andere Arten die Gleichstromdynamos. Bei mehreren Maschinen saßen Gleich- und Wechselstromdynamos auf einer und derselben Achse. Dieser Auf- und Umschwung ist wesentlich dem Umstande zu danken, daß es in der letzten Zeit gelang, auf Grund experimenteller und mathematischer Studien von den Gebrüdern Hopkinson, Kapp, Fröhlich, Clausius u. a. eine zuverlässige brauchbare Theorie der Dynamomaschine aufzustellen. Sie machte dem planlosen Probiren ein Ende und bot als sicherer Führer dem Erbauer der Maschine die Hand zur Vorausberechnung der nöthigen Materialien und Dimensionen, sowie zur Vorausbestimmung der vortheilhaftesten Anordnung der Theile. Damit wurde mit einem Schlage der Bau der Dynamos in neue Bahnen gelenkt, er begann — und mit ihm die ganze Elektrotechnik — eine wahre Blütezeit seiner Entwicklung und förderte, wie die zu Frankfurt ausgestellten Maschinen bekunden, Früchte in großer Menge und von guter Beschaffenheit.

Die Dynamos sind viel ökonomischer geworden, ihr Materialverbrauch, und damit ihr Preis, ist auf ein Dritttheil gesunken, ihre Größe hat man verzehnfachen gelernt, ihre Leistung von 100 auf 1000 und mehr Pferdestärken zu heben vermocht, ihren Wirkungsgrad bis 96 %, also wohl bis zur Grenze des Möglichen, hinaufgetrieben. Infolge von alledem hat sich aber auch die Elektricitätslieferung außerordentlich billiger gestellt. Die Zeit liegt gar nicht weit ab, in der man Edisons Tausendlichter-Dynamo mit 100 P. S. wie ein Wunder anstaunte, heute erregen 500-pferdige Maschinen nicht das geringste Befremden mehr. Man weiß solche Kolosse ebenso sicher in regelrechten Gang zu bringen, wie die Zwerge

von Handdynamos. Zu Frankfurt waren die größten die 600pferdige Wechselstrommaschine der Actiengesellschaft Helios und die beiden 500-pferdigen Dynamos von Siemens und Halske, die eine für Gleichstrom, die andere für Wechselstrom. Die nächstgrößten sind 200pferdig. Die übrigen steigen durch alle Zwischenstufen der Leistungsfähigkeit hinab bis zu solchen von Bruchtheilen einer Pferdestärke. Wenn nicht noch größere Maschinen zur Ausstellung kamen, so haben wir die Schuld davon wohl nur den Schwierigkeiten beizumessen, welche mit dem Transport und der provisorischen Einrichtung so riesiger Stromerzeuger nothwendig verknüpft sind. Erforderte doch schon der ringförmige Anker der Siemens'schen Wechselstrommaschine, der 4,6 m im Durchmesser hatte, ganz besondere Vorkehrungen zur Ueberführung von Berlin nach Frankfurt, so daß dadurch deren Aufstellung sehr verzögert wurde. In Wirklichkeit sind mehrere Dynamos im Betrieb, welche größer und leistungsfähiger sind als die Helios-Maschine. Die Wilson Aluminium Company hat sich eine Dynamo für eine Leistung von 770000 Voltampère, also über 1000 P. S., herstellen lassen. Dieselbe wiegt nur 272 Centner. Ferranti hat für London eine Wechselstrommaschine gebaut, die eine Energie von 4500 P. S. liefern soll. Ihr Spulenring hat einen Durchmesser von 13,7 m.

Des nähern den bunten Wechsel in der Ausgestaltung und Gliederung der Gleich- und Wechselstrommaschinen, all der zwei- und mehrpoligen, der Innen- und Außenpoldynamos, der Haupt-, Nebenschluß- und Compound-Maschinen zu schildern, würde uns viel zu weit führen. Wir bemerken nur: die Mannigfaltigkeit würde noch um vieles gewonnen haben, wäre die Ausstellung im wahren Sinne des Wortes eine internationale gewesen. Nur die deutschen und österreichischen Producte waren vollzählig vertreten, die ausländischen dagegen äußerst spärlich und sehr lückenhaft. Die paar fremdländischen Dynamos der beiden Firmen Woodhouse und Rawson, Thomson und Houston bewiesen durch ihren ganz auffällig abweichenden Charakter von der deutschen Waare, welch wechselvolleres Ausstellungsbild erzielt worden wäre, wenn Engländer, Amerikaner und Franzosen regern Antheil an derselben genommen hätten. Welch eine Abwechslung wäre nicht schon durch die eine neue Wechselstromdynamo des Amerikaners Tesla mit 384 Polen, mit 3000 Umdrehungen in der Minute und 20000 Stromwechseln in der Sekunde unter die aufgestellten Wechselstrommaschinen gekommen, die es nicht über 60 Pole und nicht über 200 Stromwechsel brachten!

Der Schwerpunkt des zu Frankfurt zur Wahrnehmung gebrachten Fortschrittes im Dynamobau liegt jedoch nicht in der glücklichen Weiter-

bildung und erfolgreichen Vervollkommnung dieser beiden längst bekannten Systeme der Gleich- und Wechselstrommaschinen. Es tauchte dort zum erstenmal ein ganz neues System öffentlich auf, das der Drehstrommaschinen. Sie bildeten den hellsten Glanzpunkt in der großen Parade der Dynamos. Während im Gleichstrom die Elektricität immer im gleichen Sinne und mit unmerklichem Auf- und Niederschwanken der Stromstärke aus der Drahtwicklung des Dynamoankers herausfließt, lösen sich im Wechselstrom fortwährend Strom und Gegenstrom ab, ändert der Strom nicht allein in gleichen Intervallen seine Richtung, sondern seine Intensität hebt sich dabei erst von Null zu einem positiven Maximum, sinkt dann durch den Nullpunkt zu einem negativen Minimum hinab, um wieder auf Null zu steigen und dieselbe Aenderung von neuem zu durchlaufen. Es folgen sich also im Wechselstrom volle Stromwellen. Gleich- und Wechselstrom verlangen nur ein Strombett. Im Drehstrom stürzt auch die Elektricität in Wellen aus der Maschine; es vollzieht sich aber das Hinauswogen in drei verschiedenen Strombetten von drei verschiedenen, um 120° voneinander abstehenden Stellen des Ankerringes aus. Diese drei Wellenzüge sind, und das ist wesentlich, asynchron, d. h. wenn der Wellenzug in der ersten Bahn mit dem positiven Maximum anhebt, so beginnt der zweite mit einer Wellenphase, die um $^1/_3$ Wellenlänge von der Phase des ersten Zuges abliegt, der Wellenzug in der dritten Bahn mit einer Wellenphase, die um $^2/_3$ Wellenlängen hinter derjenigen des ersten Wellenzuges sich befindet. Es ist also der Drehstrom eine ganz eigenthümliche Verbindung von drei gleichzeitig erzeugten Wechselströmen; man hat ihn deshalb auch mehrphasigen Wechselstrom genannt. Der Name Drehstrom wurde ihm gegeben, weil seine drei Zweigströme, in eine andere ähnliche Maschine geleitet, in dieser das magnetische Feld fortwährend um eine Axe drehen. Der Drehstrom hat nicht bloß die werthvolle Eigenschaft, mit größter Leichtigkeit zum Gleichstrom sich machen zu lassen, sondern bietet auch ganz besondere Vortheile für Verwendung des elektrischen Stromes zur Kraftübertragung. Außerdem sind die Drehstrommaschinen einfacher in ihrem Bau als die Gleich- und Wechselstromdynamos. Fünf Firmen hatten verschiedene Modelle von Drehstromdynamos ausgestellt, die sofort wieder eine Vorstellung gaben von der hohen Plasticität der Drehstrommaschine für Annahme wechselnder Gestalten. Da wir gedenken, später die Wirkungsweise der Dynamos überhaupt und der Drehstrommaschinen im besondern eingehender zu behandeln, so mögen diese kurzen Andeutungen für diesmal genügen.

Wenden wir uns jetzt zur Besprechung der Beziehungen der elektrischen Stromerzeuger zu den Dampf- und Gasmotoren.

Die bisherigen Mittheilungen haben schon gezeigt, daß die Dynamos als Maschinen den Dampf- und Gasmotoren weit überlegen sind. Denn bei geringerem Materialverbrauch, bei beschränkterer Raumeinnahme, bei einfacherer Bauart zeigen sie eine nahezu ideale Leistungsfähigkeit, indem sie 96 % von der auf sie übertragenen mechanischen Energie in Form von elektrischer zur Verfügung stellen. Aehnlich der Biegsamkeit des weichen Kupferdrahtes, welcher ihr Lebenselement bildet, bekunden die Dynamos eine Ausgestaltungs- und Entwicklungsfähigkeit, die wir bei Dampf- und Gasmotoren vergebens suchen. In ihrem Haupt- und Kernpunkte haben diese eine Starrheit bewiesen, gleich dem Stahl, dessen sie sich zur Bewegungsübertragung bedienen. Dieser Punkt, der ihr Wesen ausmacht, hat sich noch nicht weiter entwickelt. Auch heute noch läßt man gerade so wie damals den Ueberdruck des Dampfes dadurch bewegend wirken, daß man den Dampf abwechselnd auf die eine oder die andere Seite des Kolbens im Dampfcylinder treten läßt. Alle späteren Verbesserungen betreffen Nebensächliches und zielen nur darauf ab, daß dieses einförmige Hin- und Hergehen des Kolbens genauer regulirt und ökonomischer ausgeführt werde. Wohl hat man sich viele Mühe gegeben und auch wirklich schon Maschinen gebaut, um durch den Dampfdruck unmittelbar Drehbewegung hervorzubringen, bis heute jedoch ohne sichern Erfolg. Wie ganz anders nimmt sich dagegen die Formenfülle aus, unter der die Verwirklichung des einfachen Dynamoprincipes, die Drehung von Kupferdrahtspiralen im magnetischen Felde der Elektromagneten, uns heute entgegentritt! Und doch sind kaum 20 Jahre verflossen, seitdem Werner von Siemens dieses Princip in die Elektrotechnik eingeführt hat. — Dampf- und Gasmotoren besitzen nur die eine Wirkungsweise des mechanischen Antriebes, und dieses wieder nur in Bezug auf nahe Gegenstände. Die Dynamomaschinen aber liefern Energie, die je nach Belieben als Elektricität, als mechanische Triebkraft, Wärme, Licht, chemische Umwandlungskraft gebraucht werden kann, und zwar nicht allein in unmittelbarer Nähe, sondern in jeder beliebigen Entfernung. — Während die Dampfmaschine, in kleinem Maßstabe ausgeführt, nicht sonderlich leistungsfähig ist, versagt der Gasmotor, wenn er groß angelegt wird. Die Dynamos fügen sich in jede Größe.

Der Leser lasse sich durch das Gesagte nicht verleiten, den Werth der Dampf- und Gasmotoren zu unterschätzen. Denn die Dynamos bieten uns nur deshalb so vielen Nutzen, weil wir sie mit Dampf oder Gas

in Bewegung setzen können. Die Elektricität sprudelt nicht wie Wasser aus der Erde, sie wird uns auch nicht wie die Wasserkraft durch von selbst erfolgende Naturprocesse umsonst in den Schoß geworfen. Denn den Blitz können wir wohl einfangen, aber ihn noch nicht vor unsere Maschinen spannen, und selbst, wenn wir dieses vermöchten, so würde dieses unzuverlässige Vorgespann der Technik wenig nützen. Elektrische Ströme können wir uns allein durch anhaltende Verwandlung irgend einer Energieform in Elektricität verschaffen. Es gibt nun allerdings mehrere solcher constanten Elektricitätsquellen, keine derselben hat sich aber für den elektrischen Betrieb im großen als vortheilhaft bewährt, außer der Umformung mechanischer Energie in elektrische vermittelst des dynamoelektrischen Processes. Zur Entnahme der hierzu erforderlichen mechanischen Energie sehen wir uns nun, so wie die Dinge heute noch liegen, in den meisten Fällen auf die Dampf- und Gasmotoren angewiesen. Einen klaren Beweis hierfür gab die Frankfurter Ausstellung selbst. Mit der einen Ausnahme der Lauffener Kraftübertragung wurden alle übrigen elektrischen Leistungen durch Dampf und Gas eingeleitet. Von den zu Anfang 1891 gezählten 48 440 feststehenden Dampfmaschinen mit 1 718 281 P. S. und von den 13 424 Locomobilen mit 128 130 P. S. im Königreich Preußen dienten 983 Maschinen mit 49 489 P. S. der Darstellung des elektrischen Stromes. In Amerika betrug allein schon im Staate Massachusetts die Zahl der für elektrischen Betrieb thätigen Dampfmaschinen im Jahre 1890 248 mit 30 199 P. S. gegen 199 Maschinen mit 19 307 P. S. im Jahre vorher. Wiewohl bei der Verwandlung der mechanischen Energie in elektrische immer mehrere Procent verloren gehen, so ist diese Verwandlung doch wegen der allgemeineren, leichteren und bequemeren Verwendbarkeit, wegen der Möglichkeit ihrer Fortleitung in die Ferne auch an Stellen, wohin Dampf- und Gasmotoren nicht gebracht werden können, noch immer eine sehr vortheilhafte. Insofern freilich, als der Dampfmotor und der Gasmotor selbst ihrer Natur nach nur mit großer Energievergeudung arbeiten, ist der Betrieb der Dynamos mit Dampf und Gas natürlich auch unökonomisch. Wenn es hoch kommt, liefern die besten Dampfmaschinen nur 8 % des Heizwerthes der Kohlen und die Gasmotoren 11 % des Verbrennungswerthes des Leuchtgases als mechanische Arbeit wieder.

Sehr groß war ohne Zweifel die Betriebskraft von 3700 P. S., welche in jeder Sekunde von den Dampfmaschinen zu Frankfurt an die Dynamos abgeliefert wurden, 10mal größer aber auch diejenige, welche die Kohlen beim Verbrennen unter den Dampfkesseln zur Verfügung stellten; volle $^9/_{10}$,

also 33300 P. S. gingen jede Sekunde durch den Schornstein und die Auspufferröhren nutzlos verloren. Bedenkt man nun, welch kolossale Haufen von Kohlen Tag für Tag von den gefräßigen Rachen der Feuerherde verschlungen wurden, welch enormen Verlust an nutzbarer Energie veranlaßten dann allein schon die wenigen Dampfmaschinen in den fünf Monaten ihres Betriebes während der Ausstellung! Dieser Umstand macht es auch begreiflich, weshalb die Techniker so eifrig danach trachten, Mittel und Wege zu ersinnen, um die Wärme unmittelbar ohne Dazwischenkunft des Dampfes in Elektricität zu verwandeln. Edison hat bereits 1887 derartige „pyromagnetische“ Motoren gebaut; schon vor ihm haben Berliner, Thomson und Houston, auf dasselbe Princip elektrische Stromerreger und Motoren zu gründen versucht. Doch leider blieben diese Versuche bis heute ohne praktischen Erfolg. Auch die längst bekannten Thermosäulen, welche Anwendungen des gleichen Principes sind, liefern noch nicht das gewünschte Ergebniß und passen nicht für die elektrische Großtechnik. Trotz alledem dürfte es nicht allzu lange dauern, bis die Bemühungen nach dieser Richtung ans Ziel gelangen. Damit wäre man dann auch dem Hauptideal der Elektrotechnik, die Sonnenstrahlen unmittelbar in Elektricität zu verwandeln, sehr nahe gerückt. Sobald man aber diese Verwandlung zu bewirken vermag, braucht man sich um das bedenkliche Zusammenschmelzen der Kohlenvorräthe der Erde und um ein Versiegen der Petroleumquellen Asiens und Amerika's nicht weiter zu bekümmern. In dem aufspeicherbaren Energievorrath der Sonnenstrahlen ist dann auf unabsehbare Zeiten für Wärme, Licht und Bewegung in ausreichendem Maße gesorgt. Dieses ist jedoch nichts als eine schöne Hoffnung. Schaden kann es daher nicht, wenn man darauf Bedacht nimmt, unsere Kohlenvorräthe dadurch zu sparen, daß man die Wasserkräfte mehr als bisher vermittelst der Elektricität zur Deckung unseres Kraft-, Licht- und Wärmebedarfs heranzieht. Daß der Bund der Elektricität mit Wasser heute sich viel ökonomischer gestaltet als derjenige mit Dampf und Gas, ist eines der Hauptergebnisse der Ausstellung zu Frankfurt. Wir werden über diesen Bund demnächst handeln.

L. Dressel S. J.

Lady Georgiana Fullerton.

Die ausgezeichnete Frau, deren Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, zählt einerseits zu jenen begabten Schriftstellerinnen, welchen es gelang, selbst neben Dickens, Bulwer und Thackeray sich die vollste Aufmerksamkeit und Anerkennung der britischen Lesewelt zu erwerben, andererseits zu jenen hochbegnadigten Persönlichkeiten, welche eine auffallende Führung der Vorsehung dazu berief, nach dreihundertjähriger Trennung und Verfolgung eine neue Blüte des katholischen Lebens in England zu erwecken. Der literaturgeschichtliche wie der kirchengeschichtliche Gesichtspunkt würde deshalb Stoff zu einer ausführlichen Darstellung bieten. Wir müssen uns indes begnügen, nach beiden Seiten hin einige Hauptmomente hervorzuheben und unsere Leser dadurch anzuregen, in den Schriften[1], wie in der Lebensbeschreibung[2] Lady Fullertons sich selbst eine eingehendere Kenntniß ihrer Leistungen und Verdienste zu verschaffen.

1.

Als Enkelin des Marquis von Stafford von väterlicher Seite, des Herzogs von Devonshire von mütterlicher Seite war Georgiana Charlotte Leveson Gower mit den höchsten Adelsgeschlechtern Großbritanniens, den Herzogen von Norfolk, Beaufort, Sutherland, Westminster, Argyle und Leinster, den

[1] Alle ihre bedeutenderen Werke (21 Bände) sind in die Collection of British Authors, Tauchnitz Edition (Leipzig), aufgenommen; ebenso sind sie ins Deutsche übersetzt, und mehrere sind zu 3 bis 4 Auflagen gelangt:

Ellen Middleton (übersetzt von Schuster), Frankf. a. M., Oehler, 1849. Dass., Köln, Bachem, 1869; 2. Aufl. 1877. — Grantley Manor (H. Brinckmann), Köln u. Neuß, Schwann, 4 Aufl. 1849. 1857. 1866. 1882. — Lady Bird (H. Brinckmann), das. 4 Aufl. 1854. 1859. 1872. 1883. — Franziska Romana (G. Schündelen), Köln, Bachem, 1853; 3. Aufl. 1870. — Laurentia (F. X. Hahn), Regensb., Manz, 1862; 3. Aufl. 1873. Dass., Wien, Mechitaristen, 1862. — Rosa Leblanc, Freiburg, Herder, 1861. Dass. (E. Braun), Regensb., Manz, 1865. — Ein stürmisches Leben, Münster, Russel, 1868; 2. Aufl. 1876. — Marienrose oder der Brand von London, Kinderschauspiel, Mainz, Kirchheim, 1868. — Unglaublich und doch wahr (Olga v. Leonrod), Köln, Bachem, 4 Aufl. 1865. 1867. 1872. 1886. — Die Helferinnen der armen Seelen, Münster, Aschendorff, 1870. — Luise de Carvajal, Köln, Bachem, 1874. — Mrs. Geralds Nichte, Münster, Russel, 1871; 2. Aufl 1880. — Constanze Sherwood, Mainz, Kirchheim, 1875. — Die Tochter des Notars (Paula Ried), Köln, Bachem, 1878, 2. Aufl. 1887. — Ein Wille, ein Weg (Josephine Flach), Köln, Bachem, 1882;

[2] Lady Georgiana Fullerton, sa Vie et ses Oeuvres. Par Mme Augustus Craven, née La Ferronays, Paris 1887. — Life of L. G. F., from the French of Mrs. Augustus Craven. By Henry James Coleridge S. J., London, Bentley & Son, 1888.

Earls von Carlisle, Harrowby und Ellesmere, ganz nahe verwandt. Ihr Vater Lord Granville Leveson Gower wurde 1815 Viscount Granville, 1833 Earl Granville und Baron Leveson, ihre Mutter war Lady Harriet Cavendish. Als zweites Töchterchen wurde sie am 23. September 1812 auf dem Landsitz Tixall Hall geboren, den die Familie vorübergehend gemiethet hatte, der aber einer alten katholischen Familie gehörte. Als kleines Kind schon kam sie nach Paris, lebte mit ihrer ältern Schwester (der spätern Lady Rivers) einige Zeit in Neuchatel, während die Eltern in Italien reisten, und wurde dann nach Tixall Hall und London zurückgebracht. Zum Gesandten im Haag ernannt, nahm der Vater 1824 die ganze Familie mit in die niederländische Residenz. Im folgenden Jahre erhielt er den Gesandtschaftsposten in Paris und zog mit Frau und Kindern hinüber in diese Weltstadt. Die Kinder erhielten eine fromme und sehr sorgfältige Erziehung im stillen, häuslichen Kreis, doch wurden sie auch dann und wann in die große Gesellschaft mitgenommen und thaten manchen Blick in den glänzenden Schimmer der hohen großstädtischen Welt. Bei dem jährlichen Kinderball, der in Carlton House Palace gegeben wurde, wiegte einmal König Georg IV. selbst die Kleine auf den Knieen, als diese ihm rund erklärte, sie könne jetzt nicht bei ihm bleiben, sonst verliere sie einen Tanz. Das erste Theaterstück, dem sie beiwohnte, war „Die Belagerung von Londonderry". Ihr jüngerer Bruder, der spätere Minister Lord Granville, damals fünf Jahre alt, war auch dabei. Als für die Belagerten Brod herbeigebracht wurde und der Chor noch immer zu singen fortfuhr, rief der praktische Kleine laut ins Publikum hinein: „Warum singen sie denn weiter und essen ihr Brod nicht?" Die Erinnerung an eine holländische Kirmeß, an die große Orgel in Haarlem und an den „Freischütz", die erste Oper, welche sie in Amsterdam hörte, war der Lady in späten Lebensjahren noch geläufig. In Paris kam sie mit ihren Geschwisterchen an den Hof, und die kleinen Engländerinnen gefielen der Herzogin von Angoulême so gut, daß sie zur Mutter sagte: „Vos filles sont si gentilles, on les prendrait pour de petites Françaises." Die Herzogin von Berry ließ sie mit ihren Kindern spielen, mit Mademoiselle, der spätern Herzogin von Parma, die damals fünf Jahre zählte, und mit dem vierjährigen Herzog von Bordeaux. Dieser war recht artig und fühlte sich sehr geschmeichelt, unter den Augen der kleinen Dämchen mit seinen Liliputkanonen eine Festung zu stürmen. Nicht so artig betrug sich der Prinz von Joinville, der von seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, den Auftrag erhielt, den Besucherinnen einen Teller voll Pflaumen anzubieten. Er warf ihnen die Pflaumen vor die Füße und rannte zum Zimmer hinaus, während die Herzogin ihm nachrief: „Joinville! Joinville! Das werd' ich deinem Lehrer sagen!" Bei einem Kinderball im Palais Royal führte der Herzog von Orleans, bald danach König Louis Philipp, die kleine Georgine zum Buffet und fragte sie, was sie wünsche. Sie sah auf einen Teller mit Compot hin und sagte laut: „des pommes"; er verstand sie nicht, ließ ihr Kartoffeln kommen und sagte zu der Mutter, die eben hinzutrat: „Je suis désolé, Madame, vos filles ne veulent manger que des pommes de terre." Bei einem spätern Ball, als sie etwa 14 bis 15 Jahre alt war, wurde sie von dem ungefähr gleich-

alterigen Grafen von Montalembert zu einem Tanze eingeladen, den man Grand Père nannte und der viel Anstrengung heischte. Sie war etwas erkältet und wollte ablehnen: „Nein, nein!“ erwiederte er, „sonst finde ich keine Tänzerin mehr!“ „Der erste Eindruck,“ erzählte sie, „den ich von meinem lieben, frommen Freund in späteren Jahren erhielt, war, daß ich ihn für einen recht selbstsüchtigen Knaben hielt.“

Solche Bälle, Feste und Besuche waren indes nicht gerade häufig. Gewöhnlich führten die beiden Mädchen ein ziemlich einförmiges Leben unter Aufsicht ihrer Gouvernante Eda, wie das ziemlich ernste und strenge Fräulein Eward genannt wurde. Georgiana war ein sehr lebhaftes, lernbegieriges Kind. Die liebsten Stunden waren ihr, wenn die Mutter selbst mit ihr Poesie las: Shakespeare's historische Stücke, Thomsons Jahreszeiten, ausgewählte Gedichte von Cowper und Walter Scott. Auch den Katechismus und die Kirchengebete lernte sie eifrig, welche ebenfalls die Mutter selbst jeweilen Sonntags abhörte. Englisch und Französisch wurden gleichzeitig gelernt; in Paris trat früh das Italienische hinzu, in welchem die Kinder von einer Gräfin Galvani unterrichtet wurden. Sie lasen mit ihr die melodischen Stücke Metastasio's, welche sie mit allerlei romantischen Ideen erfüllten, und mit 14 Jahren wußte Georgiana ganze Stücke des „Befreiten Jerusalem“ auswendig. Während in Bezug auf englische Literatur große Strenge herrschte, durfte Georgiana den ganzen Racine und Molière lesen. Nach französischen und italienischen Vorbildern richteten sich dann die ersten poetischen Versuche der künftigen Dichterin. Sie war 17 Jahre alt, als die Gouvernante, unter deren Obhut sie fast diese ganze Zeit hindurch gestanden, entlassen wurde. Die beiden Schwestern traten jetzt als junge Damen in die Welt ein. Kleinere und größere Reisen wechselten mit idyllischem Aufenthalt auf dem Lande, Besuche auf den Schlössern der hohen verwandten und befreundeten Adelsgeschlechter mit Gesellschaften und Vergnügungen in London. Chatsworth, das Landschloß ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, mit seiner herrlichen Landschaft, den prächtigen Wäldern, den ungeheuren Gärten, dem lieblichen Bach, der sich den Zweimeilenweg entlang wand, und dem Haus und der Galerie mit ihren Gemälden, Zeichnungen und Statuen — erschien ihr wie ein Paradies. Der Onkel, ein herzensguter und fröhlicher Mann, war es, der ihren ersten großen Kummer beseitigte.

Denn fast gleichzeitig mit ihrer ältern Schwester traf sie mit 20 Jahren schon ihre Wahl. Der Auserkorene, Mr. Fullerton, war der Erbe ansehnlicher Besitzthümer in Gloucestershire und in Antrim (Irland), hatte eine vorzügliche Erziehung genossen in Eton, wo er in seinem Curs nächst Gladstone als der beste Schüler galt, und war dann bei den Garde-Grenadieren eingetreten. Allein augenblicklich lebte sein Vater noch und konnte, da er für mehrere andere Kinder zu sorgen hatte, seinen Aeltesten vorläufig nicht so ausstatten, wie Lord Granville es für den Bräutigam seiner Tochter erwartete und verlangte. Es setzte schwere Tage bangen Harrens und Herzeleides ab, bis sich der wohlwollende Herzog von Devonshire ins Mittel legte und dem Brautpaar eine entsprechende Aussteuer sicherte. So konnte Lady Georgiana am 13. Juli

1833 in Paris ihre Hochzeit feiern. Im folgenden Sommer war sie, erst 21 Jahre alt, die Mutter eines hoffnungsvollen Knaben. Mr. Fullerton trat aus seinem Regiment und übernahm den Posten eines Attaché bei der französischen Gesandtschaft, welche abermals Lord Granville übertragen worden war. So lebte das junge Ehepaar die ersten Jahre bei den Eltern in Paris. Fullerton verband die Festigkeit und Arbeitsamkeit eines tüchtigen Mannes mit der harmlosen Fröhlichkeit eines Kindes. Die junge Frau fühlte sich ganz überglücklich.

2.

In freundlichem Stillleben strichen so die Jahre dahin. Als Lord Granville im Herbst 1841 unter dem neuen Ministerium Peel von seinem Gesandtschaftsposten abtrat, zog Mr. Fullerton mit seiner Frau zuerst nach Cannes, dann nach Nizza. Im Jahre 1842 folgte eine Reise durch Deutschland, dann ein längerer Aufenthalt in Italien, das beide schon einmal (1835) gemeinsam besucht hatten. Auf der ersten italienischen Wanderfahrt hatten die großartigen Erinnerungen dieses Landes, katholische Kunst, katholischer Gottesdienst und katholisches Volksleben Georgiana mächtig angezogen, auf der zweiten klangen diese Eindrücke nur noch gedämpft nach. Anders war es bei ihrem Gatten; was ihn bei der ersten Reise so anmuthend berührte, das studirte er bei der zweiten ernster und gründlicher, ohne seine fortschreitende innere Umwandlung nach außen kundzugeben. Selbst seine Gattin weihte er nicht in dieselbe ein. Während sie das weltliche Rom studirte und aus Rücksicht auf ihre Eltern kaum eine Kirche zu besuchen wagte, was sie in Paris oft und gern gethan, weilte er Stunden lang an Stätten der Andacht, verkehrte mit Katholiken, besonders mit dem Vicomte de Bussière, der Zeuge der merkwürdigen Bekehrung Alphons Ratisbonne's gewesen, und ließ sich von ihm in seinen religiösen Untersuchungen leiten. Am 23. April 1843 trat er in den Schoß der katholischen Kirche zurück, zwei Jahre bevor die Conversion Dr. Newmans eine so tiefe Bewegung in England hervorrief. Erst jetzt verständigte er seine Gattin von dem bereits gethanen Schritt und rief sie dadurch aus den schönen Träumen ihres Gefühlslebens in den tiefen Ernst der Wirklichkeit zurück, welche nunmehr auch an sie die Frage eines praktischen Entscheids richtete.

Sie war unterdessen Schriftstellerin geworden. Nicht Eitelkeit, nicht Ruhmbegierde, auch nicht die bloße Neigung des vorhandenen Talentes hatte sie dazu gemacht. Diese zeigte sich allerdings darin, daß sie, von der Poesie mächtig angezogen, früh in gebundener und ungebundener Rede zu schreiben begann. Sie war kaum 15 Jahre alt, als ihre Gouvernante sie an dem I. Gesang eines großen Gedichtes überraschte, das eine mittelalterliche Liebesgeschichte mit Rittern und Troubadouren zum Gegenstand hatte. Ganz entsetzt rief die Gouvernante aus: „Je n'aurais jamais cru qu'une de mes élèves écrirait un roman avant d'avoir quinze ans!" Aber erst der Wunsch, mehr Mittel zu wohlthätigen Zwecken zu erlangen, als ihr Vermögen bot, trieb sie (1841) dazu an, einen ihrer poetischen Versuche in den Druck zu geben. Es war die Uebersetzung eines balladenartigen Gedichtes des Gascogners Jasmin,

das später auch an Longfellow einen nicht weniger gewandten Uebersetzer fand: „Das blinde Mädchen von Castell Cuillé“. Das Gedicht, an sich schön und ergreifend, ein echtes Stück Volkspoesie, zugleich eine merkwürdige Probe neuer südfranzösischer Dialektdichtung, übersetzt von der Tochter eines französischen Gesandten, war eine anziehende Novität und fand sofort Aufnahme in der eben gegründeten Zeitschrift „Bentley's Miscellany“. Der Verleger gab 12 Guineen (252 Mark) Honorar. Als aber die Verfasserin alsbald ein neues Gedicht einsandte, bedeutete er ihr, daß Prosa besser zöge als Verse und daß sie deshalb ihr offenbar vorhandenes Talent vortheilhafter nach jener Richtung entwickeln könnte. Mochte sie das auch verdrießen, so folgte sie doch dem buchhändlerischen Rathe. Auf jenem Briefe Bentley's in ihrem Nachlaß fanden sich, von ihrer Hand geschrieben, die Worte: „Heute begann ich Ellen Middleton.“ [1]

Zwei Jahre arbeitete Lady Fullerton an diesem ihrem Erstlingsroman; dann unterbreitete sie das Manuscript zwei der bedeutendsten Männer Englands, dem berühmten Parlamentsredner Lord Brougham und dem Secretär des Geheimen Rathes Mr. Charles Greville, einem Enkel des Herzogs von Portland. Beide waren Freunde ihres Vaters und nahmen an ihrer Arbeit das größte Interesse; der zweite war zudem Hausfreund der Familie und kannte sie von ihren Kinderjahren an. Beide studirten die Erzählung mit der größten Genauigkeit und schrieben ganze Briefe voll Bemerkungen darüber. Lord Brougham hätte die Verfasserin beinahe in Verwirrung gebracht; denn wenn er auch die vorhandenen Fehler für „Sonnenflecken“ erklärte und im Verlauf des Romans derselben immer weniger vorfand, wußte er doch über die „Armseligkeiten des Ausdrucks“ (miseries of diction) erschrecklich viel zu sagen. Er griff auch die Verwicklung selbst an, indem er nicht begreifen konnte, „wie ein Mann gleich Henry“, so voll Ehrgefühl und Furcht vor Schande, daß er die Nichtbezahlung einer Ehrenschuld nicht ertragen konnte, fähig sein sollte, 3500 Pfd. St. zu stehlen, sicher, dafür entehrt und gehängt zu werden. Auch den Charakter Eduard Middletons stellte er in Frage und knüpfte daran die Lehre: „Seien Sie überzeugt, daß das Rührendste stets das Einfachste ist. Ich habe nie eine Wirkung auf ein Auditorium ausgeübt, außer durch die einfachsten Gedanken und die einfachste Ausdrucksweise.“ Besonders anstößig war es Lord Brougham, daß Lady Fullerton in ihrem Roman dem Priester die Macht der Sündenvergebung beilegte und die wirkliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssacrament annahm. Das erstere nannte er höchst unhöflich rank Popery — ranzige Päpstlerei; das andere bezeichnete er geradezu als Heidenthum.

Mr. Charles Greville waltete seines Censoramtes nicht weniger ernst, aber milder und rücksichtsvoller. Ihm schenkte die Verfasserin deshalb ihr volles Vertrauen und übergab ihm auch die Bemerkungen Lord Broughams zur Begutachtung. Er war mit diesem einverstanden, daß das Einfache durchweg am rührendsten sei, fügte aber bei, daß glühende Beschreibungen am rechten Ort ebenso tief ergreifen, und daß unter Umständen die erhabenste Sprache ohne jede Uebertreibung angewandt werden kann. Den Stil des Romans fand

[1] Ellen Middleton. A Tale. London 1844, 3 vols.

er durchaus einfach genug. Auf Verbesserung und Glättung des Ausdrucks verwandte er aber die gewissenhafteste Sorgfalt und las zu diesem Zwecke Dichter und Prosaiker nach. Er gab das Manuscript zur Einsicht an eine sehr fein gebildete und auf dem Gebiete des Romans äußerst belesene Dame Adelaide Sartoris (geb. Kemble), welche erklärte, seit Jahren nichts so Treffliches gelesen zu haben; nur tadelte sie einzelne Wendungen und Ausdrücke, fand da und dort einen Gedanken etwas gezwungen, die Sprache aufgedunsen und einzelne schöne Stellen dadurch verdorben, daß sie zu weit ausgesponnen wurden. Greville schloß sich diesem Urtheil an; gegen die theologischen Bedenken Lord Broughams aber nahm er den Roman aufs entschiedenste in Schutz: „Ich weiß nicht recht, was er unter Heidenthum versteht", so schrieb er an Lady Fullerton. „Was seine Sticheleien über die Lehre der priesterlichen Lossprechung und diejenige der wirklichen Gegenwart betrifft, so ist mir letztere immer als eine rein thatsächliche Frage erschienen — ob nämlich in Bezug auf einige Schriftstellen die katholische oder die protestantische Erklärung die richtige ist ... Diejenigen, welche an dieses Geheimniß glauben, glauben auf eine göttliche Autorität hin in Widerspruch und Gegensatz zum klaren Zeugniß ihrer Sinne. Das ist eine Probe des Glaubens; wären die Accidenzen sinnenfällig verändert, so wäre gar keine Prüfung des Glaubens vorhanden. Angenommen, Jesus Christus hätte diese Lehre in so klaren Ausdrücken vorgetragen, daß man gar nicht darüber zweifeln oder daran herumdeuteln könnte, er hätte sie in den ausdrücklichen Worten der (Römischen) Kirche auseinandergesetzt, gut, dann würde die ganze christliche Welt sie angenommen und als eine selbstverständliche Sache geglaubt haben, wie sie alle früheren Wunder und alle Geheimnisse (Dreifaltigkeit, Unbefleckte Empfängniß, Menschwerdung u. s. w.) glaubte, welche beide Kirchen anerkennen.

„Was dann die Absolution betrifft — wer setzt denn voraus, daß irgend ‚ein bloßer Mensch für sich die Gewalt hat, anderer Menschen Seelen zu retten'? Niemand kann Sünden nachlassen oder Seelen retten, außer der Allmächtige. Aber der Priester ist seinem Dienste geweiht und erhält unter gewissen Ceremonien eine göttliche Vollmacht, und Gott ‚hat ihm Macht und Auftrag gegeben, seinem wahrhaft reuigen Volke Nachlaß und Vergebung ihrer Sünden anzukünden und auszusprechen'. Das scheint mir das Amt des Priesters zu sein, seine Pflicht und seine Macht. Und das ist die Lehre der Kirche von England, deren Mitglied, meine ich, Brougham doch sein will."

So behielt der Roman seine tief religiöse, nahezu katholische Färbung. Bei der Correctur jedoch sah Greville Bogen für Bogen nach und leistete der Verfasserin durch seinen Rath die besten Dienste. Als das Buch im Frühjahr 1844 erschien, machte es nicht nur ein ungeheures Aufsehen, sondern gewann der Verfasserin in allen Kreisen Freunde und Verehrer.

„Ellen Middleton ist sicherlich sehr schön!" So schrieb die Positivistin Miß Harriet Martineau, selbst eine der gewandtesten Schriftstellerinnen Englands, an den Verleger Moxon. „Ich möchte etwas über die Verfasserin wissen, obwohl das Buch schon vieles offenbart. Wenn sie, wie ich aus einigen Zügen gegen den Schluß hin abnahm, im Stande ist, uns Charaktere und

Ereignisse von sittlicher Frische und Liebenswürdigkeit zu geben, so ist sie ein Genie hohen Ranges; denn über ihre Gewalt, die Leidenschaft zu schildern, kann nach diesem Buch nie mehr ein Zweifel walten. Es ist überdies reich. Man wird nicht nur von einem Strom der Leidenschaft dahingerissen, sondern praktische Leute (die selbst Schriftsteller sind) werden mitten im Drang der fortschreitenden Handlung durch die verschwenderische Menge von Schönheiten überrascht, welche neben dem Weg hingestreut sind. Das ist ein Grund, weshalb ich mich freue, das Buch zu haben. Ich kann einzelne Theile wieder lesen."

Ein noch viel höheres Lob spendete dem Roman der noch lebende Staatsmann W. E. Gladstone, damals Präsident des Handelsamtes und Mitglied des Cabinets. Er sagte in der „English Review":

„Ueber das eminent vorzügliche und eminent weibliche Werk, das uns vorliegt, können wir behaupten, daß es von allen religiösen Romanen, die wir je gesehen, mit dem schärfsten religiösen Zweck am wenigsten directen religiösen Unterricht verbindet; es macht am wenigsten Kraftanstrengung und hat die größte Kraft; es ist am wenigsten lehrhaft, am meisten lehrreich. Es führt in der That eine erschütternde Moral durch; und lebten wir in einem Zeitalter empfindlicher und zarter Gewissen, an Selbsterforschung gewöhnt und ernstlich darauf bedacht, die inneren Herzenskammern des Menschenherzens zu reinigen, welche zur Wohnstätte des Erlösers bestimmt sind, so wäre zu fürchten, es möchte hier und dort allzu tiefe und scharfe Wunden hervorbringen. Aber unsere Schriftstellerin hat es mit einem starren und abgehärteten Gemüthszustande des Publikums zu thun, und sie darf es wohl wagen, es etwas zu erregen und aufzurütteln. ... Sie hat das angegriffen, was nach unserer Ueberzeugung die Haupttäuschung unserer Zeit und unseres Landes ist, und sie hat uns in Form einer Parabel und durch ein schreckendes Beispiel gezeigt, daß alle, welche den Verfall des sittlichen Lebens in sich selbst vermeiden wollen, die Keime der Sünde durch die schmerzlichen Acte und Zugaben der Reue ertödten müssen, und daß, wenn wir dies versäumen, indem wir damit tändeln, wir sie zu Riesen aufziehen zu unserem eigenen Verderben und Untergang."

Nach einer trefflichen Analyse des Romans faßt Gladstone dann die Vorzüge desselben folgendermaßen zusammen:

„Kurz, es ist ein Buch, das man zu richtiger Würdigung in all seinen Einzelheiten kennen muß, in seiner Beredsamkeit und seinem Pathos, in der Zartheit und Fülle, mit der es die Leidenschaft schildert, in der stets gewaltigen und, wie wir glauben, im allgemeinen richtigen Behandlung menschlichen Thuns und Strebens, nicht auf Analyse gegründet, sondern auf jener unmittelbaren, richtigen Intuition, die in Bezug auf Charakter ganz vorzüglich und fast ausschließlich dem weiblichen Geiste zu eignen scheint; in der Gesundheit der moralischen Grundsätze, die es tragen, in der Originalität der Idee und des Zweckes, der es von Anfang bis zu Ende beherrscht. Es ist vielleicht unnöthig, noch ein Wort des Lobes hinzuzufügen über die Treue in der Schilderung des socialen Lebens und seiner verschiedenen, wir möchten fast sagen, bunten Bewegungen. Und doch war auch das ein natürliches Erforderniß zur

Erreichung der Gesammtwirkung. Ein seltenes Vergnügen aber ist es, die Meisterschaft aller schriftstellerischen Gaben so glücklich vereint zu finden mit einer klaren und vollen Erfassung jenes unsterblichen Glaubens in seiner katholischen Integrität, mit welchem das Menschengeschlecht schließlich steht oder fällt."

Lady Fullerton hat es später selbst gestanden, daß diese Zeit ihres ersten Erfolges die glänzendste ihres Lebens war. Ueberall erscholl ihr Lob, überall ward von ihr geredet. Man drängte sich herbei, um Näheres über sie zu erfahren und ihre Bekanntschaft zu machen. Ihre Eltern und Freunde waren stolz auf sie. Auf dem Landgute ihres Onkels, des Herzogs von Devonshire, war sie die Heldin des Tages. In prächtigen Equipagen strömte da der höchste Adel herbei, und die hohen Damen und Herren überhäuften die junge Schriftstellerin mit den feinsten und gewähltesten Schmeicheleien, während sie selbst ihrer geistigen Superiorität sich bewußt ward.

3.

Wie wenig sie sich von diesem Triumphe berauschen ließ, zeigt ihr Plan, um diese Zeit ein Leben der hl. Elisabeth von Thüringen zu schreiben. Schon als Kind von 10 Jahren hatte sie zufällig Chateaubriands „Geist des Christenthums" kennen gelernt und daraus eine gewisse Hochachtung für die katholische Kirche geschöpft. In Paris brachte die Gouvernante ihre beiden Pfleglinge öfter in den katholischen Gottesdienst, der sie mehr ansprach, als der eigene. Georgiana setzte großen Werth auf die Absolution, die im anglicanischen Gottesdienste gegeben wurde, weil sie glaubte, dadurch Verzeihung ihrer Fehler und Unarten zu erhalten. „Father Clement", eine im protestantischen Sinne verfaßte Tendenz-Erzählung, welche von allem Katholischen abschrecken sollte, erweckte nicht nur ihr Interesse für die alte Mutterkirche, sondern veranlaßte sie sogar, sich hinzuknieen und die allerseligste Jungfrau anzurufen. Tiefer wirkte auf sie nach ihrer Verheiratung die erste italienische Reise, welche der Zeit nach mit den Anfängen der sogen. Oxforder Bewegung zusammenfiel. In Turin erhielt sie von der ihr bekannten Gräfin Bombelles (deren Sohn später Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich war) die „Anleitung zu einem frommen Leben" von Franz von Sales, deren Lesung sie von beängstigenden Zweifeln befreite. Durch die Heirat ihres ältesten Bruders Lord Leveson mit der verwittweten Lady Acton, einer geb. v. Dalberg, trat 1840 ein katholisches Mitglied in den nächsten Familienkreis und trug nicht wenig dazu bei, Lady Fullerton mit katholischen Anschauungen näher bekannt zu machen. In Paris besuchte sie fleißig den katholischen Gottesdienst und wohnte u. a. im August der Consecration des neuen Erzbischofs bei. Weit mehr als die äußere Pracht des Cultus zog sie aber der innere Geist des Katholicismus an, und nach der Conversion ihres Mannes mußten alle jene früheren Eindrücke in gesteigertem Maße auf sie wirken. Der gemüthliche Herzog von Devonshire meinte, es verstehe sich von selbst, daß Mann und Frau derselben Religion angehören müßten, und religiöse Bedenken standen einer Conversion eigentlich nicht mehr im Wege.

Allein die Eltern, besonders der Vater Lord Granville, hielten noch zähe am Protestantismus fest. In die Ehe seines Sohnes mit Lady Acton willigte der Lord erst, als bestimmt war, daß die Töchter der Religion der Mutter, die Söhne aber der Religion des Vaters folgen sollten. Lady Granville suchte durch protestantische Lectüre ihre Tochter von ihren Neigungen zum Katholicismus abzubringen. Diese hing mit Zärtlichkeit an ihren Eltern, und je mehr der Vater kränkelte, desto weniger wagte sie, einem Entscheid näher zu treten, der ihn voraussichtlich tief betrüben würde. Ein schwerer Kampf zwischen kindlicher Liebe und religiösem Pflichtgefühl war jetzt unvermeidlich. Um ihrer Mutter nicht wehe zu thun, gab sie den Plan auf, das Leben der hl. Elisabeth zu schreiben, und begann einen neuen Roman.

Inzwischen besuchte sie fleißig die Kapelle in Margaret Street, welche in der Geschichte des Puseyismus eine so wichtige Rolle spielte. Hier traf sie mit vielen jener hervorragenden Männer und Frauen zusammen, die sich, infolge der Oxforder Bewegung, schon damals auf dem Wege zur katholischen Kirche befanden. Zu ihnen zählten die späteren Cardinäle Newman und Manning, Robert Wilberforce, der ausgezeichnete Jurist James Hope-Scott, der spätere Oratorianer Friedr. W. Faber, die Herzoginnen von Norfolk und Buccleuch, die Marquisen von Lothian und Londonderry. Für die meisten vergingen noch mehrere Jahre innern Ringens, bis ihnen die volle Wahrheit leuchtete; aber die Bewegung selbst zog immer weitere und tiefere Kreise, besonders nachdem Dr. Newman im October 1845 muthig den großen Schritt wagte und in den Schoß der alten Kirche zurücktrat.

Lady Fullerton stand mit ihm nicht in näherer Beziehung; aber es ist unzweifelhaft, daß das Ereigniß, das in ganz England das größte Aufsehen machte, einen tiefen Eindruck auf sie nicht verfehlen konnte. Die Gründe des Uebertrittes wurden öffentlich besprochen, bekämpft, vertheidigt und riefen die lebhafteste Controverse wach. Im Januar 1846 starb Lord Granville, und damit fiel die drückendste und peinlichste jener Pietätsrücksichten hinweg, welche Lady Georgiana bis dahin zurückgehalten hatten. Sie begann nun, sich von P. Brownbill S. J. genau über die Glaubensverschiedenheiten unterrichten zu lassen, und sah Zweifel um Zweifel vor ihren Augen schwinden. Wohl erfolgten noch einige Kämpfe und Schwankungen. Einmal kam sie sogar zu P. Brownbill, um ihm geradeheraus aufzukündigen: „Ich komme, Ihnen zu sagen, Pater, daß ich meine Absicht geändert habe. Ich denke nicht mehr wie gestern, und ganz sicher ist es nicht die katholische Kirche, der ich mich anschließen will.“ — „Und welcher Kirche wollen Sie sich dann anschließen?“ erwiederte der Angeredete in der größten Seelenruhe. Die Lady wußte keine Antwort. Das Dunkel, das ihre Seele umwölkt hatte, zerstreute sich augenblicklich. Kein Zweifel beunruhigte sie von da ab mehr. Zwei Tage später, am Passionssonntag (29. März) 1846, trat sie in den Schoß der katholischen Kirche zurück, die erste unter jenen ausgezeichneten Frauen, durch welche bald die höchsten Adelsgeschlechter in freundlichere Beziehung zum Katholicismus gelangen sollten. Ihrem Herzensjubel hat sie in dem folgenden Gedicht Ausdruck gegeben:

O Mutterkirche! Heimat meiner Seele!
In Dir fand ich das lang ersehnte Glück.
In Deinem sichern Mutterarm geborgen
Schau' ich auf meine Pilgerfahrt zurück.
In meinen Kindertagen ragtest dämmernd
Du schon vor mir wie eine Traumgestalt
Und gabst dem sorglos leichten, jungen Herzen
Im Sturm des Lebens Licht und festen Halt.
Wie Engelsgruß aus meinen Erdenträumen
Rief mild und lieblich mich dein lichter Schein,
Und Woge drang um Woge zum Gestade
Und schritt voran, und grub sich tiefer ein.
Kein Feind vermochte Deine Strahlenzüge
Durch Trugeskunst dem Blicke zu entzieh'n,
Und heller stets, ob auch entstellt, verleumdet,
Mir Deiner Schönheit Ruhmesglanz erschien.
Nach Deiner Liebe seufzte meine Seele,
Doch bebte sie vor Deines Glaubens Macht;
Ich sehnte mich, zu pflücken Deine Blüten,
Doch sie zu pflanzen war ich nicht bedacht.
„Ach, wär' Dein Glaube wahr!" so rief ich sehnend,
Eh' ich noch seine Lebenskraft empfand,
Und betete beinah', ihn falsch zu finden,
Wenn bebend ich vor der Entscheidung stand.
Heiß war der Kampf, ein langes, banges Ringen,
Doch reich und herrlich war der Siegeslohn;
Nicht eine Prüfungsstunde war vergeblich,
Kein Herzeleid ging ungekrönt davon,
Und jeder Ring der langen, langen Kette,
Die meine Seele näher Dir gebracht,
Er ist ein Denkmal Deiner Huld und Gnade,
Die über mich so mütterlich gewacht.

Auf die Anzeige ihrer Conversion erwiederte ihr Dr. John H. Newman (15. April): „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Nachricht, welche Sie mir anvertraut haben und welche mir die größte Freude verursacht hat. Sie hat mich auch mit Dank erfüllt; denn ich versichere Sie, daß ich Ihres Namens stetsfort in meinen Gebeten eingedenk gewesen bin und Nachrichten über Sie mit großem Interesse gelauscht habe. Ich will, nach Ihrem Wunsch, damit auch fortfahren; und indem ich das thue, kann und darf ich nicht zweifeln, daß der Friede und das Vertrauen, die andere bei diesem wichtigen Schritt empfunden haben, Ihnen ebenso wie jenen gewährt sein wird."

So war es auch. Zweifel, Unsicherheit, banges Schwanken — alles war nun überwunden. Für Mr. Fullerton war die Conversion eines der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; die protestantischen Familienmitglieder fanden sich rasch in die vollendete Thatsache und kein Schatten umdüsterte infolge derselben die bisherigen freundlichen Beziehungen.

4.

Im Sommer 1847 wurde der Roman vollendet, den Lady Fullerton während ihres langen innern Kampfes entworfen und theilweise ausgearbeitet hatte. Stoff, Ausführung und Stimmung desselben spiegelten unwillkürlich, wenn auch in freier, poetischer und verklärter Weise, die inneren Leiden, welche jener Kampf mit sich brachte. Die Verwicklung erwächst theilweise aus der Unduldsamkeit, mit welcher das damalige protestantische England noch immer die Katholiken von sich stieß, dann aber aus einem tiefeinschneidenden Kampf zwischen Glaubenstreue und Familienliebe, irdischem Weltglück und uneigennütziger Gattentreue. Edmund Neville, der Erbe eines hohen Lords, rechtmäßig mit der Katholikin Ginevra Leslie vermählt, sieht sich genöthigt, seine Ehe geheim zu halten, weil das Testament seines Vaters ihn enterbt, wenn er einer Katholikin die Hand reicht. Das führt für die beiden Gatten unsägliche Verwirrung, das bitterste Herzeleid und den schmerzlichsten Kampf herbei; aber in diesem Leidensleben läutert sich der Charakter Ginevra's zu demjenigen einer christlichen Heldin und Dulderin.

Der Roman, nach seinem anfänglichen Schauplatz, einem Landsitz, „Grantley Manor" [1] genannt, gehört zu dem Vollendetsten, was Lady Fullerton geschrieben. Alle Regungen und Schwankungen, Unruhen und Stürme jenes leidensvollen Gemüthslebens sind, ohne weinerliche Empfindsamkeit, so wahr und ernst, mit solcher Zartheit und Feinheit geschildert, daß der Leser, von tiefer Theilnahme und Rührung erfaßt', sie selbst mitzuleben glaubt. Landschaftsschilderung, Charakteristik, Dialog, alles ist mit bewunderswerther Kunst in das zarte Seelengemälde gezogen. Durch die düsteren Wolken des Kampfes und Leidens schimmern aber beständig, mildernd und verklärend, die Strahlen der tiefsten religiösen Anschauung durch und ziehen das Herz in jene Regionen des Glaubens, in welchen allein das Geheimniß des Kreuzes seine Lösung findet. Ginevra ist eine Gestalt, welche in ihrer moralischen Schönheit und Liebenswürdigkeit selbst den frivolen Weltling über die Theorien des Naturalismus stutzig machen dürfte. Was ihren Zauber ausmacht, das läßt sich ebensowenig in materialistische Formeln bringen, wie der Zauber, den ein Engelsantlitz von Fra Fiesole ausübt. Aber dieser Zauber ist da, und er ist eine seelische Wirklichkeit. Es ist die Schönheit des religiösen Ideals, das mit wunderbarer Macht aus den Wirrnissen der alltäglichen Gesellschaft und des gewöhnlichen Weltlebens hervorleuchtet. Ebensowenig wie in „Ellen Middleton" ergeht sich Lady Fullerton hier in Predigten oder moralisirenden Betrachtungen; die religiösen Motive und Ideen sind der Handlung, den handelnden Personen und der Darstellung selbst eingehaucht und wirken darum mit der ganzen Gewalt des ungesucht Natürlichen und Schönen. Mancher Zug ihres eigenen Wesens dürfte in dem Charakterbild angedeutet sein, das sie von der Heldin dieses Romans, Ginevra Leslie, entwirft:

„Voll des unbezähmbaren Feuers, welches der Genius entzündet und die Leidenschaft nährt, hatte sie das Leben mit seinen Geheimnissen und Wirklich-

[1] Grantley Manor. A Tale. London 1847, 3 vols.

keiten gleichsam im Sturm erobert und schon mit 13 Jahren aufgehört, wie ein Kind zu denken, zu reden oder zu fühlen. Die kräftigen religiösen Grundsätze, welche mit ihr wuchsen und ihr ganzes Wesen formten, kämpften mit dieser Natur und beugten ihr Ungestüm. Ihre Phantasie, ihre Talente, ihre Begeisterung waren auf ein Ziel vereint, durch den Einfluß einer Religion, welche, ascetisch in ihrer Sittenordnung, unnachgiebig in ihren sittlichen Forderungen, doch jedes Menschenwesen nach seinem eigenen innersten Bedürfnisse behandelt und alle Strebungen der Seele zugleich erhebt und läutert. In den prachtvollen Tempeln ihres Heimatlandes (Italien) hatte sie allen Reichthum der Erde, kostbaren Marmor und funkelnde Edelsteine, das Gold der Berge und die Perlen der See in verschwenderischer Fülle hingestreut gesehen an die Altäre des Allmächtigen, und sie hatte gelernt, daß die Juwelen des Menschenherzens und des Menschengeistes, seine kostbaren Perlen, seine tiefen Gedankenschätze, seine unberechenbar werthvollen Edelsteine ebenso auf die Altäre Gottes niedergelegt werden sollen, nicht, um wie die Ganzopfer der Vorzeit zerstört, sondern um durch das Licht des Heiligthums geheiligt und veredelt zu werden. Jede Eingebung, welche ihre Seele über die Erde erhob, richtete sich auf den Himmel; jeder Ausbruch von Begeisterung ward durch ein Opfer geheiligt; das Bewußtsein höherer Fähigkeit war ihr ein Antrieb zu neuem Ringen, und die Offenbarungen ihres eigenen Genius ebenso viele ernste Weckrufe, denen sie mit himmelangerichtetem Blick und gebeugten Kniees zu entsprechen suchte. Als der Tag der Prüfung kam, rettete dieser selbe Einfluß sie vor Verzweiflung."

Dem jugendlich poetischen Idealismus, der sich in diesen glühenden Worten ausspricht, geht aber ein Realismus zur Seite, der theilnehmend in die tiefsten Abgründe menschlichen Elendes hinabsteigt und Armuth und Schmerz nicht weniger wahr und ernst erfaßt, als den wahren Werth und die Bedeutung des Genies und der höchsten geistigen Vorzüge.

„Die Tugenden der Armen!" ruft sie an einer schönen Stelle im Beginn des Romans aus, — „Ihre endlosen Prüfungen! — Ihre geduldige Arbeit! — Ihre erhabenen, weil ungekannten und unbelohnten Opfer! Die Geschichte erwähnt sie nicht. Die Menge klatscht ihnen keinen Beifall. Die Urheber solcher Thaten wandern einsam ihren mühevollen Weg durchs Leben und steigen hinab ins Grab, unbekannt, unbeachtet, wenn auch vielleicht nicht unbeweint von solchen, die wie sie im Verborgenen geduldet; aber eine Krone liegt für sie bereit, da, wo mancher erste der letzte und mancher letzte der erste sein wird. Arme Geschöpfe, die vielleicht unter quälendem Kopfweh oder von langsamem Fieber aufgezehrt, den ganzen Tag gearbeitet haben und nachts noch hinausschleichen, um einen Nebenmenschen zu pflegen, welcher noch elender als sie ist, und um ihm seinen Theil von dem eigenen kärglichen Mahl zu bringen. Mütter, die sich den ganzen lieben Tag abarbeiten und nachts noch kränkliche und launische Kinder pflegen. Männer, die von folterndem Schwindsuchtshusten geplagt, mit der Todesmüdigkeit der Krankheit in den Gliedern noch voranwirken und ringen und kämpfen und sich abquälen, bis das Leben zusammenbricht. Eltern, deren Kinder um Brod schreien und sie haben ihnen

keines zu geben. Wesen, die von jeder Seite versucht, durch den Hunger in die Schuld hineingetrieben, ins Verbrechen gelockt werden — und dennoch Widerstand leisten, nicht tödten, nicht stehlen, keinen Sündenlohn annehmen, nicht fluchen und lästern, und die, wenn sie der Begierlichkeit Widerstand leisten, fürwahr zu jenen gehören, ‚deren die Welt nicht würdig ist‘. Und wir, die wir uns nichts versagen, wir, die Sklaven des Luxus und der Bequemlichkeit, wir, die wir kaum ein Zahnweh oder eine schlaflose Nacht geduldig ertragen, wir gehen unter diese Armen, und wenn sie das sind, was einen höhern Grad von Tugend erheischt, als wir je erwogen haben, dann nicken wir ihnen allenfalls etwas Beifall zu oder lassen ein frostiges Wort der Zustimmung fallen. Sie haben ihre Pflicht gethan, und hätten sie sie nicht gethan, hätten sie sich in einen jener tausend Fallstricke verwickelt, welche die Armuth bietet, hätte die bleiche Mutter für ihr hungerndes Kind einen Bissen Brod aufgerafft, hätte das grausam versuchte und hungernde Mädchen für einen Tag das ihr anvertraute Hemd verpfändet, dann hätte die unnachsichtliche Gerechtigkeit sie überrascht und die Gnade ihrem Wehschrei das Ohr verschlossen. Und hätten sie die Landesgesetze nicht übertreten, sondern nur aus Verzweiflung für eine Weile den Kampf aufgegeben und sich mit stieren Augen und gekreuzten Armen in ihre erbärmlichen Stübchen hingesetzt, und ihre Zuflucht zu einer zeitweiligen Sinnenbetäubung durch Branntwein oder einer tödtlichen Betäubung durch Opium genommen, dann würden wir (die wir oft in unser eigenes Haus Leute aufnehmen, deren ganzes Leben nur eine Kette von Trägheit und selbstsüchtiger Ausschweifung ist) in der ganzen Strenge unserer Selbstgerechtigkeit uns von ihnen abwenden; und auf die unglücklichen Wesen, die, vielleicht nach Jahren verborgenen Kampfes, nicht der Leidenschaft, nicht der Eitelkeit, sondern dem Hunger endlich erliegen, mit Verzweiflung in der Brust und jammervollem Wehe im Gehirn, — auf diese werfen wir einen Blick, den wir nie und nimmer auf wirkliche Schuld und Verkommenheit zu werfen wagen, wenn sie uns im Gedränge unserer Salons, in allem Pomp und Ceremoniell schuldbeladenen Reichthums begegnet."

Der Roman fand in katholischen wie protestantischen Kreisen begeisterte Aufnahme. Henry Greville, ein Bruder des früher erwähnten Charles Greville, schrieb der Verfasserin: „Vor allem ist der Roman so rein, so durch und durch christlich in all seinen Anschauungen, daß er seinen Lesern mehr Gutes thun wird, als viele Bücher, die zum Zwecke geistlicher Erbauung und nicht zu dem der Unterhaltung in die Hand genommen werden. Dann ist er vorzüglich geschrieben. Die Charaktere sind gut entwickelt. Die Geschichte ist anziehend und die Verwicklung bis in ihr letztes Stadium sehr geschickt. Kurz, das Werk ist fast ohne Fehler und wird Ihren Ruf ungemein steigern. Ich weiß allerdings, daß Sie sich um diesen nicht kümmern, außer insofern er beitragen kann, bei einer künftigen Gelegenheit noch mehr Gutes zu wirken."

Dieses Urtheil fand in öffentlichen Besprechungen, wie privaten Zuschriften seine Bestätigung, und an Ermuthigung jeder Art fehlte es der Verfasserin nicht. Die unruhigen Zeiten der nächsten Jahre indes, Reisen und mancherlei andere Störungen ließen sie nicht so bald wieder zu ruhigem Schaffen kommen.

Das nächste Werk „Lady Bird“ (Marienkäfer)[1], abermals ein Gesellschaftsroman, erschien erst 1852. Eine glückliche und edle Liebe wird hier durch den schnödesten Vertrauensbruch und Unterschlagung eines Briefes durchkreuzt; aber der Frevel rächt sich bitter an seinem Urheber. Mit der Braut, die ihn nicht liebt, einst seine Jugendgespielin, zieht Moritz Redwood nach Amerika und trifft auf demselben Schiff mit jenem Hadrien d'Arberg zusammen, dem er sie schnöde entfremdet. Dieser, mittlerweile Priester geworden, begleitet als Missionspriester eine Schaar armer, irischer Auswanderer in die Neue Welt. Moritz erkrankt unterwegs, und das unerwartete Zusammentreffen gibt dem schwer Getäuschten und Beleidigten d'Arberg die Gelegenheit, in der schönsten Weise an seinem Beleidiger Rache zu nehmen, d. h. ihm edelmüthig im Tode beizustehen und an der verlassenen Gertrud Barmherzigkeit zu üben. Das Auswandererschiff mit seinen leidensvollen irischen Insassen ist nicht minder treu und anschaulich gezeichnet, als das behagliche Vergnügungsleben auf englischen Landsitzen; den Glanzpunkt des Romans bilden aber auch hier unzweifelhaft wieder die verschiedenen Frauencharaktere, besonders die Titelheldin, welche aus einem verwöhnten und verhätschelten Kind unter schweren Prüfungen zur ernsten christlichen Frau heranreift. Auch der lockere Künstler Moritz und der ernste, geistvolle Gelehrte Hadrien sind trefflich charakterisirt, wenn auch nicht in jener derben Weise, wie sie der moderne Realismus liebt.

5.

Da Lady Fullerton die Familie Louis Philipps persönlich kannte und durch ihren langen Aufenthalt in Paris eine halbe Pariserin war, folgte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Verlauf der Revolution von 1848, besuchte die nach England geflüchtete Königsfamilie und nahm an ihrem herben Loos, das besonders die Königin mit bewunderungswürdiger Ergebung trug, den innigsten Antheil. Im allgemeinen aber huldigte sie sonst den etwas liberalen Ueberlieferungen ihrer Familie. Als ihr Bruder Friedrich sie deshalb eines häufigen Wechsels ihrer politischen Ansichten anklagte, erwiederte sie ihm[2]:

„Vor allem will ich zugeben, daß ich auf dem Gebiete der Politik in gewissem Sinne keine festen Grundsätze hege — d. h. keine bestimmte Anhänglichkeit an besondere Regierungsformen, unabhängig von den tausend wechselnden Umständen der Zeit, des Ortes und des Charakters. Ich glaube, daß in einem Zeitalter oder bei einem bestimmten Volk dieselben Gesetze, welche unter gewissen socialen Bedingungen heilsam sein könnten, unter anderen gefährlich oder unheilbringend werden. Ich halte nichts für unabänderlich in der Welt als die Wahrheiten der Religion und die Gesetze Gottes.... Alle menschlichen Institutionen sind fehlbar, und ich sehe in keiner die Vollkommenheit. Ich nehme darum bereitwillig an, daß sie nach den verschiedenen Bedürfnissen und nach den Umwandlungen im Leben der Menschheit verändert und umgestaltet werden dürfen.

[1] Lady Bird. A Tale. London 1852, 3 vols.

[2] Brief aus Florenz, 17. Februar 1853.

„Ich halte die Freiheit für einen großen Segen, aber nicht für den ersten und wichtigsten. Freie Untersuchung und Selbstregierung sind treffliche Dinge, wenn die erste zur Wahrheit führt und die letztere Friede und Ordnung hervorbringt. Aber wenn sie unmittelbar entgegengesetzte Wirkungen haben, wenn sie zu Unordnung, Gottlosigkeit, leiblicher und geistiger Noth führen, hören sie in meinen Augen auf, gut zu sein. Ich betrachte sie nicht als absolute Segnungen in sich, sondern nur als Mittel zu einem Zwecke (und zwar im allgemeinen als die besten Mittel zu diesem Zwecke), zur sittlichen Vervollkommnung und zum Wohle der Menschheit. . . . Mit Rücksicht auf das königliche Recht von Gottes Gnaden erinnere ich mich nicht, daß ich seit meinen Mädchenjahren es je als etwas aufgestellt habe, woran ich glaubte; was ich immer sagte, ist, daß es das einzige Princip sei, auf das sich logisch die Gesinnung der Unterthanentreue stützen könne, unabhängig von irgendwelchen individuellen Verdiensten des Souveräns, oder von der Hochachtung, welche man den ersten Staatsbeamten des Landes schuldet. Ich habe gar keine Lust, dem König von Sardinien als einem legitimen Abkömmling der Stuarts zu huldigen, aber deshalb hege ich nicht weniger Loyalität gegen Königin Victoria, als ich, wenn ich amerikanische Bürgerin wäre, gegen den Präsidenten Filmore hegen würde.

„Was nun zunächst die Radikalen in England betrifft, so sympathisire ich mit ihnen, erstlich weil meine Sympathien überhaupt der Demokratie angehören, wenn sie sich nicht, wie im Ausland, mit dem Bösen verbindet und zu seinem Werkzeug wird. Ich liebe die Ausdehnung der politischen Rechte. Ich habe eine Abneigung gegen Monopole und Klassenvorrechte, und die Ansichten der Radikalen über religiöse Freiheit und Gleichheit würden nach meiner Meinung sehr die Interessen der Religion begünstigen, die ich für die wahre halte und die mir vor allem am meisten am Herzen liegt. Siehst Du, mein lieber Freddy, das ist der Fels, an dem unsere Wege sich theilen, das, was es uns unmöglich macht, die Dinge im selben Lichte zu sehen. Ich halte die Erkenntniß der religiösen Wahrheit, die religiöse Erziehung der Kinder, die geistliche Unterweisung der arbeitenden Klassen für die erste und wichtigste aller Fragen und aller Segnungen, bürgerliche Freiheit, zeitliches Wohlergehen und Wohlbehagen als sehr untergeordnete Punkte, sehr wünschenswerth in sich, aber nicht in Vergleich mit den Interessen zu stellen, welche die Seelen betreffen.

„Im Ausland hat sich die radikale Partei fast ausnahmslos mit der Sache des Unglaubens und der Gottlosigkeit identificirt."

So sehr sie deshalb auch den Franzosen und Italienern freiere politische Einrichtungen gönnen möchte, wendet sie sich doch mit Abscheu von dem Treiben der dortigen Revolutionsmänner ab, für welche der Aushängeschild der Freiheit nur Anarchie und Socialismus, Meuchelmord und jegliche Schurkerei bedeutet.

„Es ist sehr leicht, über Freiheit zu schwätzen," sagt sie in einem andern Briefe an ihren Bruder, „aber äußerst schwer, sie zu definiren. In England besitzen wir sie zweifellos, und wir können für diesen Segen nicht dankbar genug sein; aber wie oft existirt sie nur dem Namen nach, nicht in der That! Die Tyrannei einer Majorität über eine Minorität ist, alles in allem, ebenso

drückend, wenn nicht drückender als diejenige eines despotischen Selbstherrschers. Die radikalen Kantone der Schweiz haben ihre Gegenpartei viel grausamer unterdrückt und mißhandelt, als mancher absolute Herrscher seine Unterthanen, und wenn die vor den Drohungen des Socialismus zitternden Bewohner Frankreichs jetzt frei aufathmen können, müssen sie nicht Louis Napoleon für die ‚Freiheit' danken, die er ihnen zurückgegeben hat?"

Diese politischen Anschauungen eingehender zu erörtern, ist nicht unsere Absicht; sie enthalten unzweifelhaft manches Anfechtbare; aber zur Charakteristik der Schriftstellerin sind sie ein durchaus wesentlicher Zug und müssen um so mehr hervorgehoben werden, als Lady Fullerton in Deutschland schon als eine „Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe" hingestellt worden ist.

6.

Wie die meisten vornehmen Engländer, hatten die Fullertons außer einer Wohnung in London noch einen Sitz auf dem Lande, den sie oft wechselten. Wochenlang weilten sie als Gäste auf den Schlössern oder Landsitzen ihrer Verwandten und Freunde. Kaum ein Jahr verging ohne größere oder kleinere Reisen; oft wurde der Winter oder ein noch größerer Theil des Jahres in Südfrankreich oder Italien zugebracht. So verweilten sie im Herbst 1851 längere Zeit in Paris und Pau, besuchten Blois, Toulouse, Montpellier, Marseille und reisten dann nach Rom, wo sie bis in den nächsten Sommer blieben. Diesmal lebte sich Lady Fullerton ebenso in das katholische Rom hinein, wie sie vordem mit Begeisterung Altrom und das Rom der Renaissance studirt hatte. Sie nahm aber auch an dem gesellschaftlichen Leben der hohen Welt fröhlich theil und befreundete sich namentlich mit der Fürstin Borghese, einer geb. de la Rochefoucauld. Nach ihrer Rückkehr hielt sie sich einige Zeit in London auf, wo sie sich nicht mehr begnügte, für gute Werke Almosen zu geben, sondern selbst in die Armenschulen ging, Katechismusunterricht ertheilte und an den Spielen der armen Kinder sich betheiligte, um mit ihnen und ihrer Familie in persönlichen Verkehr zu kommen. Für den nächsten Winter ging sie mit ihrem Manne abermals nach Rom, wo sich diesmal eine große Zahl vornehmer Engländer zusammenfand. Schon um diese Zeit war ihr Sohn, Walter Granville, welcher Officier werden wollte, wiederholt ernstlich erkrankt; doch erholte er sich immer wieder unter dem mildern Himmel Italiens. Als der Krimkrieg ausbrach, dachte er ernstlich daran, seinem Regiment zu folgen; aber ehe es dazu kam, raffte ihn, auf einem Besuch bei seinem Onkel Lord Rivers in Rushmore, ein plötzlicher Tod dahin, gerade am Tage, bevor er sein 21. Lebensjahr begann. Die Mutter sollte ihn nicht mehr sehen. Lady Rivers telegraphirte die erschütternde Nachricht an Dr. Manning, welcher so schonend als möglich Lady Fullerton darauf vorbereitete. Es war der schwerste Schlag, der sie je getroffen. Alle Hoffnungen der Familie waren mit diesem einzigen Kinde geknickt. Alle Fäden, welche Lady Fullerton an die Welt fesselten, waren mit diesem gewaltigen Verluste zerrissen.

Bei ihrem nächsten Aufenthalt in Rom (Winter 1856 auf 1857) zog sie sich von den Salons zurück und ließ sich in den dritten Orden des hl. Fran-

ziskus aufnehmen. Sie nahm es damit sehr ernst. Geistliche Tagebücher von dieser Zeit an, theils in französischer und englischer, theils in spanischer Sprache geführt, entwickeln in rührendster Weise, ohne jede Ueberspanntheit oder Ueberschwänglichkeit, schlicht, einfach und kindlich, ihren festen Entschluß, sich ganz Gott, der Vervollkommnung ihrer Seele und dem Wohle des Nächsten zu widmen. Diesen schönen Entschluß setzte sie mit männlicher Standhaftigkeit und Folgerichtigkeit ins Werk. Ohne aus der Welt herauszutreten, übte sie das fromme und entsagende Leben einer Klosterfrau und verwandte den schönsten Theil ihrer Zeit im Dienste der Armen.

Nach London zurückgekehrt, setzte sie sich alsbald mit den Geistlichen der Nachbarschaft (an der Bayerischen Kapelle in Warwick Street) in Verbindung, ließ sich von ihnen Namen und Wohnung der bedürftigsten Katholiken geben und begann dieselben nun regelmäßig zu besuchen. In dürftiger, schwarzer Kleidung (so daß sie oft selbst für eine Wäscherin oder Bettelfrau angesehen wurde) erschien sie, mit einem Tragkorb am Arm, in den elendesten Wohnungen und theilte da selbst ihre Almosen aus. Nur dadurch, daß sie sich später genöthigt sah, mitunter andere Damen an ihrer Stelle zu schicken, erfuhr man, wie es dabei zuging. Als eine solche Stellvertreterin bei einer armen bettlägerigen Kranken sich damit begnügte, ihr Geld zu geben und ihr Essen aus dem Korbe ans Bett zu stellen, und dann nach ein paar freundlichen Worten wieder gehen wollte, seufzte die Kranke unwillkürlich: „Und Sie gehen sobald wieder fort, Madame?" — „Ist Ihnen das denn sonderbar?" fragte diese. — „Ach," erwiederte die Kranke, „die andere Dame hat mir wenigstens Feuer angemacht!" — Dieser Wunsch wurde erfüllt; als die Stellvertreterin aber nun weiter wissen wollte, was die andere Dame sonst noch gethan, da stellte sich heraus, daß sie jedesmal das Zimmer kehrte, alles abstäubte und in Ordnung stellte, der Kranken das Bett machte, sie wusch und anzog und sie nicht verließ, bis sie ihr alle Dienste einer treuen und aufmerksamen Magd in der liebevollsten Weise erwiesen hatte. Das that die „andere Dame", einst eine Zierde der höchsten Salons, als Kind von Königen und Prinzessinnen gehätschelt, die gefeierte Romanschriftstellerin, die Schwester des Ministers, der die auswärtigen Angelegenheiten des britischen Weltreiches zu verwalten hatte.

Lady Fullerton sah indes bald ein, daß solche Werke der Barmherzigkeit wie ein Tropfen Wasser in dem Meere von Elend versiegen müßten, das eine Weltstadt wie London beherbergt. Sie vereinigte sich deshalb mit Lady Fitzgerald und Miß Stanley, der Schwester des bekannten Dechanten von Westminster, um die Schwestern vom hl. Vincenz von Paul nach London zu ziehen, und brachte schon im Jahre 1859 die nöthigen Mittel zusammen, um eine erste vorläufige Niederlassung derselben, eine sogen. „Crèche", d. h. ein Heim für verwahrloste Kinder, zu gründen. Mit diesen Schwestern ging sie selbst in die elendesten Winkelreviere Londons, um solche armen, von allen verlassenen Kleinen aufzusuchen, half selbst sie reinigen und kleiden, sie unterrichten und für sie sorgen. Freundlich wie eine Mutter spielte sie mit ihnen und nahm sie wohl zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen, um ihnen einmal frische Land-

luft zu verschaffen. Die Zahl der Ordensfrauen mehrte sich bald, und es konnten andere ähnliche Anstalten gegründet werden.

Ein anderes Werk, dem Lady Fullerton ihre Sorge zuwandte, war um diese Zeit von einer armen Haubenstickerin, Elisabeth Twiddy, gestiftet worden. Ihr protestantischer Vater hatte die katholische Mutter elend im Stiche gelassen, und nun war es die treue Tochter, welche dieselbe in den letzten Lebensjahren mit ihrer Händearbeit ernährte. Als die Mutter starb, verwandte Elisabeth ihren Verdienst darauf, arme Waisenkinder zu erziehen, welche in Gefahr waren, ihrem Glauben entzogen zu werden, und gründete für solche ein kleines Heim, das später, unter Leitung einer eigenen Genossenschaft, zu einer größern Anstalt heranwuchs. Als sie 1859 starb, schrieb Lady Fullerton ihr Leben[1]. Es gab übrigens kaum ein charitatives Unternehmen, an dem sie nicht betheiligt war. Für Arme und Kranke, Gefängnisse und Hospitäler, Rettungshäuser für gefallene Mädchen, Waisenhäuser, Zufluchtshäuser für alte und gebrechliche Leute war sie unermüdlich thätig, allerdings nicht allein, sondern im Verein mit ihren Freundinnen: Lady Lothian, Lady Londonderry, den Herzoginnen von Buccleuch und Norfolk, Lady Newburgh, Lady Denbigh, Lady Herbert of Lea und vielen anderen nicht minder hochherzigen Frauen. Im Jahre 1867 brachte sie auch ihren Lieblingsgedanken zur Verwirklichung, eine eigene neue Congregation: „Die armen Dienstmägde der Mutter des menschgewordenen Wortes", zu stiften, bestimmt für arme Mädchen, welche zwar den Beruf zum Ordensstand, nicht aber die nöthige Aussteuer hätten, um in einer andern Congregation einzutreten, und theils durch Handarbeit, theils durch Almosen so viel zusammenbringen sollten, um das Institut aufrecht zu erhalten und dann möglichst viele Mitglieder für die verschiedensten Zwecke der Barmherzigkeit zu verwenden. Diese Congregation hatte den größten Erfolg, verbreitete sich nach Irland, erhielt ein Mutterhaus in Rom und verwaltete bald zahlreiche Schulen, Waisenhäuser und Hospitäler.

7.

Mehr als einmal tauchte in der unermüdlichen Wohlthäterin der Armen der Gedanke auf, die schriftstellerische Thätigkeit aufzugeben, um sich ganz ausschließlich Werken der Barmherzigkeit zu widmen. Allein, wie gerade der Wunsch, sich mehr Mittel zu solchen zu verschaffen, sie einst zum Schreiben veranlaßt hatte, so hielt er sie auch jetzt daran fest. Sie rechnete auf etwa 200 bis 300 Pfd. St. (4000 bis 6000 Mark) Honorar jährlich, und damit ließ sich schon manchen Armen helfen. Andererseits betrachtete sie aber auch ihr schriftstellerisches Talent als eine ihr von Gott verliehene Gabe, um im Sinne christlicher Bildung und Liebe auf die verschiedensten Kreise einzuwirken und an Stelle schlechter und gleichgiltiger Unterhaltungslectüre eine solche zu bieten, welche die Seelen anderer auf sanfte Weise Gott näher bringen könnte.

[1] Apostleship in humble Life: a Sketch of the life of Elisabeth Twiddy, London 1860.

Getragen von diesen schönsten Beweggründen, die einen Schriftsteller leiten können, irdische Noth zu mildern und geistige Bildung zu heben, hat Lady Fullerton in ihren übrigen Lebensjahren eine überaus lebhafte literarische Thätigkeit entwickelt, ohne dabei ihre Pflichten als Gattin und Hausfrau, oder ihre stete Sorge für die Armen Christi, ihre Lieblinge, zu vernachlässigen. Sie legte die Feder nur nieder, um Werke des Wohlthuns zu vollbringen, und ruhte von diesen nur aus, um in angestrengter Arbeit sich neues Almosen für ihre Armen zu verdienen.

Ein großer Theil ihrer Werke gehört dem eigentlichen Gebiete der Erbauungsliteratur an. So schrieb sie das Leben der hl. Franziska von Rom, der sel. Lucia von Narni, der Anna von Montmorency, der edlen spanischen Bekennerin Luise de Carvajal, der Mutter Maria von der Vorsehung, der Barmherzigen Schwester Katharina Labouré, der frommen Elisabeth Twiddy, der Lady Elisabeth Falkland [1]. Sie übersetzte das Leben des hl. Johannes Berchmans, der Schwester Natalie Narischkin, der Mutter Duchesne, der ehrw. Magdalena Barat, der Marchesa Falletti [2]. Manche dieser Leben sind von größerem Umfang, und schon die große Zahl setzt eine überaus langwierige, fleißige Arbeit voraus. Ein großes und nachahmenswerthes Beispiel lag darin, daß eine Schriftstellerin, deren feinen Stil und zarten Geschmack die ersten Staatsmänner und Schriftsteller Englands bewunderten, es nicht unter ihrer Würde hielt, ihr Talent der religiösen Erbauung zu widmen und ihre Zeitgenossen darauf hinzuweisen, daß sich aus dem Leben heiliger und frommer Menschen mehr Gewinn ziehen läßt, als aus dem bunten Flitter bloßer Unterhaltungsliteratur. Einzelne dieser Bücher, wie das Leben der Luise von Carvajal, sind von wunderbarer Schönheit und haben auch bei Nichtkatholiken die freundlichste Beachtung gefunden.

Weniger günstig wurden in England ihre Gedichte [3] aufgenommen, obwohl manche derselben, wie „Der Goldgräber", „Der alte Hochländer" und namentlich einzelne ihrer Gelegenheitsgedichte, einen tief poetischen Sinn bekunden. Doch mag auch der Ausländer fühlen, daß sie sich in der gebundenen Rede nicht mit jener Freiheit, Fülle und hinreißenden Anmuth bewegt, die ihren Prosastil auszeichnet. Ihre kleinen Dramen „Germaine Cousin, die Schäferin

[1] The Life of St. Francis of Rome etc., London 1855. — The Life of Louisa de Carvajal, London 1873. — The Life of Mère Marie de la Providence, London 1875. — The Miraculous Medal. Life and Virtues of Catherine Labouré, Sister of Charity, London 1880. — The Life of Elisabeth Lady Falkland 1585—1630, London 1883. — A Child of the Sacred Heart, London.

[2] The Life, Virtues and Miracles of Blessed J. Berchmans etc., London 1866. — Natalie Narischkin, Sister of Charity, London 1877. — The Life of Mère Duchesne by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1879. — The Life of the Vener. Madelaine Barat by the Abbé J. Baunard, Roehampton 1880. — The Life of the Marchesa G. Falletti di Baroto, from the Italian of Silvio Pellico, London 1866.

[3] The Old Highlander etc., London 1849. — The Gold-Digger and other Verses, London 1872.

von Pibrac" und „Das Feuer von London"[1] sind allerliebst ausgeführt, das erste ein schönes Seitenstück zu Cardinal Wisemans „Verborgenem Edelstein", das zweite ein artiges Lustspiel; sie reichen indes nicht aus, ihr eine besondere Stelle in der dramatischen Literatur zu sichern. Dagegen bewährte sich ihre volle Meisterschaft auf dem Gebiete des Romans.

Die mehrjährige Pause, welche sie nach Vollendung ihrer ersten drei Gesellschaftsromane eintreten ließ (1852 bis 1858), könnte die Vermuthung erwecken, als hätte auch sie sich zeitweilig jener strengeren Ansicht genähert, welche um des vielen und argen Mißbrauchs willen am liebsten auf alle und jede Romane verzichten möchte. Nachdem indes Cardinal Wiseman in seiner „Fabiola" (1854), Dr. Newman in seinen Romanen „Callista" und „Verlust und Gewinn" die Form des modernen Epos so glücklich im schönsten christlichen Sinne verwerthet hatten, konnte wohl eine solche Abneigung in ihrem künstlerischen Geiste kaum Wurzel fassen. Eher ist anzunehmen, daß ihre äußeren Lebensschicksale ihr weniger Muße ließen, und daß sie durch ausgebreitete Studien und Lectüre sich zu neuem Schaffen erst vorbereiten wollte.

Im Jahre 1858 beginnt die Periode ihrer historischen Romane mit der französisch geschriebenen Erzählung „Die Gräfin von Bonneval, Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV." Auf Grund weniger und dürftiger Briefe hat sie darin nicht nur den Charakter der Titelheldin mit bewundernswerther Kunst weiter ausgesponnen, sondern daran auch ein lebensvolles Bild jener Zeit geknüpft, wie es nur wenigen französischen Schriftstellern gelungen ist. Im Jahre 1861 folgte nebst der ebenfalls französisch geschriebenen Erzählung „Rose Leblanc" der Missionsroman „Laurentia, eine Geschichte aus Japan", welcher, an der Hand der ältesten Berichte der Jesuiten über dieses Land, das erste Aufblühen der dortigen Mission und der sie durchkreuzenden Verfolgungen schildert. Das von ihr liebevoll ausgeführte Culturbild hat geschichtlichen Werth, während die schönsten Züge christlichen Heldenmuths mit jener vollendeten Feinheit (refinement) gezeichnet sind, welche Henry Morley als den hervorragenden Charakterzug in den Schriften der Lady hervorhebt.

Diesem Muster eines Missionsromans folgten im Laufe der sechziger Jahre noch drei historische Romane. Der erste derselben, „Unglaublich und doch wahr", knüpft an das seltsame Gerücht, daß Charlotte von Braunschweig, vermählt mit dem Sohne Peters des Großen, durch Flucht dem auch ihr drohenden Todesloose entgangen sei. Lady Fullerton läßt sie einen Franzosen, Herrn d'Auban, in zweiter Ehe heiraten, mit dem sie vor den Verfolgungen der russischen Regierung eine Zufluchtsstätte in Louisiana sucht und findet. Eine Empörung der Indianer treibt sie nach Frankreich zurück, wo neue Fährlichkeiten ihrer harren und die einstige Großfürstin noch einmal zwingen, nach Amerika zu fliehen. Die phantastische Verwicklung umfaßt deshalb zugleich das Frankreich Ludwigs XV., Rußland unter Peter I. und das Kolonistenleben in

[1] Germaine Cousin, the Shepherdess of Pibrac. A Drama. London 1872. — The Fire of London, or Which is Which? A play in three acts and in verses, London, Burns and Oates 1882.

Amerika, in ebenso fesselnder wie gelungener Schilderung [1]. „Constanze Sherwood" entwirft ein ergreifendes Zeitgemälde aus den Katholikenverfolgungen unter Elisabeth; „Ein stürmisches Leben" greift dagegen ins Mittelalter zurück und beschreibt auf Grundlage eingehender Studien und mit feinem Kunstgefühl die wirren Lebensschicksale der leidenschaftlichen Margaretha von Anjou [2].

In „Mrs. Gerald's Nichte" (1869) kehrte die scharfblickende Kennerin des englischen Gesellschaftslebens in die neuere Zeit zurück [3], während ihr letzter Roman „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg" (1881) [4] an den Lebensschicksalen eines vornehmen französischen Mädchens ein durch und durch wahres, tieferschütterndes Gemälde der großen Revolution entwickelt. Niemand, der diese spannende Erzählung, so frisch, so lebensvoll, so reich an Handlung und Pathos, mit „Ellen Middleton" vergleicht, würde wohl von sich aus auf den Gedanken kommen, daß zwischen den beiden Werken ein Zeitraum von 37 Jahren liegt. Es athmet darin dieselbe Schaffenskraft, dieselbe reiche Phantasie, dieselbe Schönheit des Gedankens und der Sprache.

Die gesammte Novellistik Lady Fullertons umfaßt einen weiten Kreis der vielseitigsten Kenntnisse und Studien, bekundet ein tiefes Durchdringen des Menschenherzens und besonders des weiblichen Gefühlslebens und setzt die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Leben der höhern englischen Gesellschaft voraus. Auch die anderen Lebenskreise ihrer Heimat bis hinab in die tiefsten Schichten der Armuth und des Elendes hat sie durch ihr charitatives Leben unzweifelhaft sehr genau kennen gelernt; aber sie besaß den Volkshumor und den packenden realistischen Blick nicht, mit welchem z. B. Dickens diese bunte Musterkarte der seltsamsten Figuren nachzugestalten wußte. Ein um so tieferes Verständniß legt sie dagegen für das geistige, seelische Leben in seinen feinsten Unterschieden und Regungen an den Tag. Worin sie aber unbedingt alle neueren Romanschriftsteller Englands überragt, das ist die jungfräuliche Reinheit, die tiefreligiöse Idealität, welche sowohl ihre Charakterbilder als die Ausführung der Handlung beherrscht, der Geist des Glaubens, der ihr ganzes Sinnen und Denken und deshalb auch ihre Werke mit einem Dufte himmlischer Schönheit durchhaucht.

Die irdische Minne in ihrem Keimen, Blühen und Vergehen, in ihren Träumen und wechselvollen Stimmungen, das Herzeleid, mit welchem sie meist so unzertrennlich verknüpft ist, die Kämpfe, Prüfungen und Stürme, welche

---

[1] La Comtesse de Bonneval, histoire du temps de Louis XIV, Paris 1857. — Rose Leblanc, Paris 1861. — Laurentia. A Tale of Japan. London 1861. — Too Strange not to be true. A Tale. London 1864.

[2] Constance Sherwood. An Autobiography of the 16th Century. London 1865. — A Stormy Life. A Novel. London 1867.

[3] Mrs. Gerald's Niece. A Novel. London 1869, 3 vols. — Daran reihten sich sieben kleinere Erzählungen: Seven Stories, London 1873, und die Uebersetzungen: The Notary's Daughter (M. J. d'Aulney), The House of Penarvan (J. Sandeau), London 1878, und Eliane. A Novel (Aug. Craven). London 1882.

[4] A Will and a Way. A Novel. London 1881, 3 vols.

sie so vielfältig durchkreuzen, das Gewirre von Leidenschaft und Schuld, zu dem sie sich so leicht entfaltet, das herbe Schicksal, das so oft sie schuldlos trifft, das alles ist ihr kein bloßes Phantasiespielzeug oder Unterhaltungsräthsel, um die Gefühle ihrer Leser aufzuregen, zu spannen und zu verwirren, sondern ein ernstes, bedeutsames Stück des Menschenlebens selbst, an dem man die Irrungen des Herzens, die Gefahren der Seele, die Führungen der Gnade, die Räthsel des Lebens und ihre Lösung mit großem eigenen Gewinn betrachten kann. Bei allem Ernst der Auffassung findet sich deshalb in ihren Romanen nie ein Hauch jenes übersättigten Pessimismus, der in schrillen Dissonanzen den größten Theil der heutigen Romanliteratur durchklingt. In den Pfuhl des Häßlichen steigt sie nicht hinab, sie begnügt sich, zart und unverfänglich die Keime der Leidenschaft zu zeichnen, die dorthin führen. Nicht grollend und zürnend blickt sie aber in dieses Gewirre der Leidenschaft und der menschlichen Verirrungen hinein, sondern mit sanfter Theilnahme und innigem Mitgefühl, voll Hoffen und Sehnen, die Verirrten aus ihrem Leid zu dem einzigen Quell allen wahren Glückes, zu Gott, zurückzuführen. Ueber eine Welt voll Schuld und Leid ragt in ihren Erzählungen stets der unerschütterliche Glaube an jene heilige, versöhnende Macht empor, die beides überwunden. Man kann darum ihre fesselnden Seelengemälde kaum lesen, ohne sich geläutert und gehoben zu fühlen.

Seit 1880 kränkelnd, lebte Lady Fullerton die letzten Jahre meist zurückgezogen zu Ayrfield (Bournemouth) in Südengland. Auch hier stiftete sie ein kleines Armen- und Krankenhaus. Im Kreise der armen Kinder, die hier um eine liebliche Krippe versammelt waren, feierte sie ihr letztes Weihnachtsfest. Am 19. Januar 1885 entschlummerte sie sanft und friedlich im Herrn. „Um was ich jetzt bete," schrieb sie in ihrem letzten Briefe, „ist, anzufangen, Gott mit einer Liebe zu lieben, die jegliche andere Liebe aufzehrt und das Herz mit Sehnsucht nach dem Tode erfüllt."

Bis in ihre letzte Lebenszeit hinein fuhr sie indes nicht nur unermüdlich fort, sich an den verschiedensten Werken der Nächstenliebe zu betheiligen, sondern bewahrte auch ihr freundliches Interesse für die Literatur. Mit den Dichtern Sir Henry Taylor und Aubrey de Vere stand sie persönlich in freundschaftlichem Verkehr, und wenn ihr auch die Dichter ihrer Jugendzeit besser zusagten als Tennyson, so fand sie doch auch in dessen Werken manches, was sie wahrhaft erfreute.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Xenia Bernardina. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis octavos natales saeculares pia mente celebrantes ediderunt antistites et conventus provinciae Austriaco-Hungaricae. 8°. Vindobonae 1891. In commissis apud Alfredum Hölder.

Vol. I—II. Sancti Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, ad tertiam editionem Mabillonianam cum codicibus Austriacis, Bohemicis, Styriacis collatam, excusi. XXXV et 1040 pp.

Vol. III—IV. Die Handschriften-Verzeichnisse der Cistercienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Stams in Tyrol. 561 und 511 SS.

Vol. V. Beiträge zur Geschichte der Cistercienserstifte Reun in Steiermark, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld in Nieder-, Wilhering und Schlierbach in Ober-Oesterreich, Ossegg und Hohenfurt in Böhmen, Mogila bei Krakau, Szczyrzic in Galizien, Stams in Tyrol und der Cistercienserinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der königl. sächsischen Lausitz. VIII und 428 SS.

Das seinem Ende zuneigende Jahr 1891 hat der katholischen Welt das achthundertjährige irdische Natale eines der gefeiertsten ihrer Heiligen heraufgeführt, das des Doctor mellifluus, an dessen vom Honigseim der Salbung überfließenden Lippen mit den Völkern des zwölften Jahrhunderts die Kinder aller Zeiten und Zungen hingen und hangen. Konnte der Gedächtnißtag in der gesammten Kirche nicht unbeachtet vorübergehen, so war er doch vor allem ein Dank- und Freudenfest für die geistliche Familie, welche in dem Abte von Citeaux ihren Stifter erblickt, jenen großen Zweig, der in der Vollblüte der mittelalterlichen Zeit der alten Wurzel des abendländischen Mönchthums entsprang und nach dem Mutterhause des Ordens in Cisterz genannt zu werden pflegt. Während aber vielfach die Feier auf Chor und Kloster be-

schränkt blieb, beschlossen die Stifter der ehrwürdigsten der bestehenden Provinzen des Ordens, der österreichischen, die Festfeier durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen; wir sagen der ehrwürdigsten, da keine andere sich rühmen kann, drei Klöster zu besitzen, die, zu Lebzeiten des Heiligen gegründet, ununterbrochen bis an die Wende dieses Jahrhunderts bestehen und blühen, wie solches bei den Stiftern Reun, Heiligenkreuz und Zwettl (Clara-vallis Austriae) der Fall ist. Denn während überall die Wogen religiöser und politischer Umwälzungen die Stätten geistiger und geistlicher Cultur verschlangen, während man das Clairvaux Bernhards selbst seinen Söhnen entriß, um es mit Sträflingen, als den Früchten einer neuen Cultur, zu bevölkern, war es einzig den österreichischen Stiftern vergönnt, unter dem gerechten und milden Scepter eines edeln Fürstenhauses die Stürme der entfesselten Revolution zu überdauern.

Das Denkmal, welches die Klöster Oesterreichs ihrem Stifter setzten, sollte ein literarisches sein, würdig der Feier, deren Andenken es zu verewigen bestimmt war. So wurde denn auf dem zu Anfang des Jahres 1880 in Wien abgehaltenen Provinzialkapitel beschlossen, dasselbe aus folgenden Theilen zusammenzusetzen, deren jeder ein Werk für sich bildet, die aber durch den gemeinsamen Titel Xenia Bernardina zu einem Ganzen verbunden wurden.

1. Aus den Werken Bernhards sollten seine Fest- und Heiligen-Predigten sowie die Predigten vermischten Inhaltes in einer neuen Ausgabe veröffentlicht werden, weil dieselben zu Zwecken der Erbauung sowohl als des Predigtamtes von höchstem Nutzen erschienen, in den Bibliotheken aber weder in häufigen, noch in handlichen Ausgaben vorhanden waren. Diesem Zwecke sind die beiden ersten Bände der Xenia Bernardina gerecht geworden. Sie enthalten unter dem Titel: S. Bernardi primi abbatis Claraevallensis Sermones de tempore, de sanctis, de diversis, die Reden der dritten Mabillon'schen Edition in schönem und correctem Abdrucke und unter Anfügung der Varianten, welche die Handschriften der österreichischen Stifter boten. Letzterer Umstand macht diese Neuauflage auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet werthvoll. Besorgt ist dieselbe von Dr. Benedikt Gsell, Archivar des Stiftes Heiligenkreuz, und Dr. Leopold Janauschek, dessen Name durch seine Origines Cistercienses in weiten Kreisen bekannt ist.

2. Die zwei folgenden Bände der Xenia enthalten die kurze Beschreibung der in den österreichischen Cistercienserstiftern vorhandenen Handschriften, und zwar der erste Band die von Reun, Heiligenkreuz-Neukloster, Zwettl, Lilienfeld, der zweite die von Wilhering, Schlierbach, Ossegg, Hohenfurt und Stams. Diese Festgabe wird jedenfalls in der Gelehrten-Republik als die werthvollste und nutzbringendste begrüßt werden. Die Beschreibung der einzelnen Handschriften ist knapp, doch zureichend, sowie mit guten Indices begleitet. Die Handschriftenbestände der österreichischen Cistercienserstifter sind auffallenderweise, wenn man Hohenfurt ausnimmt, weniger groß als die anderer hervorragender Stifter. Wir finden Reun mit 210, Heiligenkreuz mit 550, Neu-

kloster mit 17, Zwettl mit 420, Lilienfeld mit 229, Wilhering mit 224, Ossegg mit 103, Stams mit 61, Schlierbach mit 117 vertreten, während Hohenfurt 204 Membran- und 1006 Papier-Codices aufzuweisen hat. Die verheerende Gewalt der Elemente, die Barbarei des Buchbinder- und des Kriegshandwerkes erklären zumeist die Decimirung der alten Büchereien. Wenn z. B. von den böhmischen Stiftern Ossegg arm, Hohenfurt so reich an Handschriften ist, so liegt der Grund darin, daß letzteres das einzige Stift Böhmens war, das von den Räuberbanden der Hussiten nicht niedergebrannt ward. Der gesammte Bestand der Cistercienserstifter an handschriftlichem Material stellt dennoch ein nicht zu verachtendes Kapital dar, und die Männer, welche sich der trockenen Arbeit des Katalogisirens und Beschreibens der Codices unterzogen, haben der Gelehrtenwelt das schönste Festgeschenk geboten, das sie zu bieten vermochten.

3. Der fünfte Band der Xenia bringt „Beiträge zur Geschichte" der österreichischen Cistercienserstifter sowohl (außer den unter 2 aufgeführten noch des Stiftes Szczyrzic in Galizien und Mogila bei Krakau) als auch der beiden Cistercienserinnen-Abteien Marienthal und Marienstern in der sächsischen Lausitz. Das Stift Mehrerau bei Bregenz gehört, um dies nebenbei zu bemerken, obgleich auf österreichischem Boden gelegen, doch nicht der österreichischen Congregation oder Provinz an. Die Kapitel, in welche diese Beiträge sich gliedern, sind 1) Literaturverzeichniß zur Stiftsgeschichte, handschriftliche Quellen sowohl als gedruckte umfassend; 2) Reihenfolge der Aebte (beziehungsweise Aebtissinnen) mit kurzer, chronikartiger Angabe der wichtigsten Ereignisse ihrer Regierung; 3) Verzeichniß berühmter oder, sei es wissenschaftlich, sei es künstlerisch thätiger Stiftsmitglieder. Dieser Band ist, gleich den Handschriften-Verzeichnissen, das Werk verschiedener Mitarbeiter und bietet neben dem ordensgeschichtlichen vor allem lokalhistorisches Interesse.

4. Zu diesen drei auf dem erwähnten Provinzialkapitel von 1880 beschlossenen Theilen wurde noch ein vierter, Bibliographia Bernardina, hinzugefügt, der alles, was von und über Bernhard bis zum Jahre 1890 geschrieben, ersteres unter Aufführung aller Editionen, zusammenfassen sollte. Dies ebenso verdienstliche als mühevolle Unternehmen wurde in Dr. Janauscheks bewährte Hände gelegt; leider ist indes der unermüdliche Gelehrte durch seine seit längerem angegriffene Gesundheit verhindert worden, diesen Theil in der in Aussicht gestellten Frist zu vollenden; doch wird das Erscheinen dieses vierten Werkes und damit der Abschluß der Xenia Bernardina als demnächst bevorstehend gemeldet.

Allein schon aus dieser gedrängten Wiedergabe des reichen Inhalts der fünf bisher erschienenen Bände der Xenia dürfte dem Leser hinreichend klar geworden sein, daß das literarische Monument, welches das Jubeljahr Bernhards verewigen soll, in der That ein Monument ist, das manches Denkmal aus Stein und Erz zu überdauern bestimmt sein dürfte.

G. M. Dreves S. J.

Geschichte des canonischen Eherechts bis zum Verfall der Glossenliteratur. Von **Jos. Freisen**, Doctor der Rechte und der Theologie. XX u. 918 S. gr. 8°. Tübingen, Fues, 1888. Preis *M.* 20.

Das gelehrte, sehr fleißig gearbeitete Werk unternimmt es, in sechs Abschnitten das kirchliche Eherecht in seiner geschichtlichen Entwicklung zu zeichnen. Nach ein paar Seiten einleitender Bemerkungen kommen zunächst Begriff und Wesen der Ehe, dann die Form der Eheschließung, im dritten Abschnitt die Ehehindernisse, im vierten die Ehescheidung, im fünften die Wirkungen der Ehe, im sechsten endlich Ehegesetzgebung und Dispensationsrecht zur Sprache. Das Werk zeugt von großer Beherrschung des ausgedehnten Stoffes, dabei aber auch von Selbständigkeit in der Auffassung und von Verstandesschärfe in der Behandlung. Daneben ist freilich als Schattenseite eine gewisse Voreingenommenheit hie und da nicht zu verkennen.

Daß die Zeit der Scholastik manchmal die Geschichte zu sehr vernachlässigt hat, war gewiß ein Fehler; allein das sogen. „Denken mit einer Voraussetzung", wodurch der Verfasser die Zeit der Scholastik charakterisirt (19. 89) und sie zu unserer Zeit als einer wissenschaftlich höhern in Gegensatz stellt, ist doch nur dann ein Fehler, wenn man von grundlosen Voraussetzungen ausgeht und so weiter denkt. Das mag hie und da von Gelehrten der alten Zeit geschehen sein, wie es auch heute noch wohl geschieht. Im Wesen der Scholastik lag nur, daß sie die als Glaubenslehre feststehenden oder doch durch das kirchliche Lehramt hinlänglich verbürgten Sätze als von vorneherein unantastbar hinnahm und auf dieser Voraussetzung weiter baute. Das ist aber die katholisch nothwendige und vor Irrthum möglichst schützende Behandlungsweise der Wissenschaft. Die ohne diese „Voraussetzung" betriebene Forschung setzt sich immer großer Gefahr des Irrthums aus — auch die an die Geschichte herantretende Forschung: die oft spärlich fließenden geschichtlichen Quellen, welche meist nur ein Stück und darum nicht immer ungetrübte Wahrheit bringen können, werden nur zu leicht überschätzt gegenüber der Lehre der Kirche, welche als gottgefestigte Säule der Wahrheit sie ungetrübt zu lehren im Stande ist. Die vom Dogma losgelöste Behandlung der Geschichte, zumal der Kirchengeschichte, ist darum eine unrichtige Art der Behandlung, welche der üblen Folgen nicht entbehrt: sie führt nicht selten zu verkehrten Auffassungen, verwirrt den nicht allseitig theologisch durchgebildeten Leser und schwächt seinen kirchlichen Sinn. Die theologischen Fächer: Kirchengeschichte, Dogmatik, Exegese u. s. w. gehören alle zur Theologie; sie sollen nicht miteinander vermengt, aber auch nicht voneinander losgerissen werden. Wir fürchten, das vorliegende Werk hat in dieser Beziehung nicht allen Anstoß vermieden.

Diese Bemerkung soll jedoch keineswegs gegen die Persönlichkeit des Verfassers gerichtet sein. Nein, wer sich bedächtig und aufmerksam durch die Ausführungen desselben hindurcharbeitet und durch einige zu scharfe kritische Bemerkungen sein Urtheil nach keiner Seite hin trüben läßt, der wird bei allem sachlichen Beanstanden mehrerer Sätze des Verfassers dessen kirchliche Gesinnung nicht in Zweifel ziehen können. Wir wenigstens haben den Eindruck empfangen,

daß auch durch die gewagten und unannehmbaren Meinungen des Werkes und durch einige weniger kirchlich klingende Ausdrücke hindurch dennoch eine nichts weniger als unkirchliche Tendenz sich bekundet.

Wenn die §§ 75 und 76 zuweilen den Schein erwecken, als liege nicht schon von Anfang an in der Idee der päpstlichen Autorität, wie sie von Christus gewollt und dem Petrus übertragen ist, die Vollgewalt, allgemein bindende Gesetze in kirchlichen Ehesachen zu erlassen, sondern als sei diese das Ergebniß der geschichtlichen Rechtsentwicklung, so wird doch S. 883 u. 885 die Sache selbst und der Standpunkt des Verfassers richtiggestellt. „Das Princip, daß alles Recht (kirchliche Recht) von einem Centrum, nämlich der römischen Kirche, ausgehe," so heißt es dort ausdrücklich, „entsprach der alten, stets gehegten kirchlichen Anschauung", und: „Seit den ältesten Zeiten hat die Kirche sich die Competenz beigelegt, in Ehesachen Bestimmungen zu treffen; eine ausdrückliche Reception des weltlichen Rechtes findet sich kirchlicherseits nirgends, auch nicht in alter Zeit." Ueberhaupt sind die Erörterungen auch bei den einzelnen Ehehindernissen gerade nach der Seite hin interessant und lehrreich, daß geschichtlich nachgewiesen wird, wie diese Hindernisse kraft des eigenen Rechtes, nicht des staatlichen, von der Kirche aufgestellt und festgehalten wurden.

Auch die Ausführungen über den Concubinat (§ 5—9) sind, wenn auch nicht überall unanfechtbar, doch nach ihrem Gesammtinhalt geeignet, manche Schwierigkeiten kirchlicher Bestimmungen aus früherer Zeit zu beseitigen, weil sattsam dargethan ist, daß jene Bezeichnung vielfach eine nicht ebenbürtige und nicht mit allen bürgerlichen Rechtsfolgen ausgestattete, vor dem Gewissen aber durchaus giltige Ehe ausgedrückt hat.

Die mehrfach mitgetheilten Stellen von Autoren, welche den Satz aussprechen, der Papst sei an die Canones der Concilien und seiner eigenen Vorgänger gebunden, wirken jedenfalls verwirrend. Daß einige Autoren bezüglich der obersten Vollgewalt des Papstes unrichtig gedacht haben, ist bekannt. Allein jener Satz, der nicht so selten vorkommt, kann wenigstens in irgend einem richtigen Sinn erklärt werden. Dieser Sinn wird in der vom Verfasser selbst S. 902 angezogenen Stelle nahegelegt, nämlich: insoweit die früheren Canones Glaubenssachen, nicht bloß Disciplinärvorschriften betreffen; auch an letztere ist der Papst insofern gebunden, als er vor Gott unerlaubt handeln würde, wenn er grundlos von bestehenden, sich als nützlich erwiesenen Gesetzen abweichen wollte. Diese Grenzen hätten als die richtigen und maßgebenden hervorgehoben werden sollen.

S. 905 billigt der Verfasser den Satz, „daß man gewisse natürliche Rechtsprincipien nicht läugnen kann, daß aber gleichwohl diese Rechtsprincipien nicht ohne weiteres den Charakter von Rechtssätzen haben, und somit der Begriff des jus naturale ebenso haltlos als überflüssig erscheint". Nach unserer vollsten Ueberzeugung beruht diese Darlegung auf Verkennung des jus naturale. Wenn es nicht wahre Rechtssätze des jus naturale gibt, dann ist das ganze positive Recht ohne Grundlage und ohne Halt, und ein im Gewissen verpflichtender positiver Rechtssatz ist eine Unmöglichkeit geworden.

Auch die beliebte Scheidung von Recht und Moral als getrennter Gebiete beruht auf einer Verkennung des wahren Rechtsbegriffes.

Einschneidender jedoch als die soeben berührten Punkte ist ein anderer, der von mehreren Seiten beanstandet wurde. Durch das ganze Buch hindurch tritt uns die Ansicht entgegen, als ob von alters her die Kirche den eigentlichen Eheabschluß nie in die bloße beiderseitige Zustimmung der sich ehelichenden Personen gesetzt habe; trotz der heutzutage in der kirchlichen Wissenschaft herrschenden entgegengesetzten Ansicht müsse das auch heute noch festgehalten werden. Wir halten den Satz für unrichtig und unverträglich nicht zwar mit einem erklärten Dogma der Kirche, aber doch mit anderen autoritativ erlassenen Aeußerungen der kirchlichen Organe. Wir vernehmen nun mit Sicherheit, daß der Verfasser selbst diese Meinung nicht mehr zu vertreten gewillt ist und zu einer Umarbeitung des Buches sich entschlossen hat. Damit würde dann freilich die diesbezügliche Polemik gegenstandslos. Allein da die Meinung einmal in dem Werke ausgesprochen wurde, so können wir nicht umhin, wenigstens einige Worte darüber zu sagen.

Der Verfasser vermeinte gerade durch die von ihm aufgestellte Ansicht kirchliche Lehre und kirchliche Praxis in vollste Harmonie zu bringen, nämlich einerseits die dogmatische Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe und andererseits die Trennung der noch nicht vollzogenen Ehe durch Ordensprofeß und die auch aus anderen Gründen vielfach gehandhabte päpstliche Dispens in einer solchen noch nicht vollzogenen Ehe. Er glaubte diese scheinbare Disharmonie am gründlichsten dadurch beseitigen zu können, daß in allen jenen Fällen noch nicht eine eigentliche Ehe, sondern nur erst eine Verlobung angenommen werde, eine Verlobung zwar, deren Lösung der Willkür der Verlobten entzogen, der kirchlichen Gewalt aber unterstellt sei. Damit gibt dann der Verfasser dem Papste der Sache nach eine weit ausgedehntere Vollmacht zur Lösung derartiger Verhältnisse, als die allgemeine Lehre der Theologen ihm zuschreibt. Nach dieser kann der Papst ein sogenanntes matrimonium ratum tantum nur aus wichtigen Gründen giltigerweise lösen; nach dem Verfasser könnte er dies nach Belieben. Die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung des kirchlichen Eherechtes soll zu diesem Schluß berechtigen. Daß die Meinung etwas Bestechendes hat und nicht ohne alle Vertreter aus der Vorzeit ist, geben wir zu; Wahrheit können wir ihr trotzdem nicht zuerkennen. Manche Aussprüche der Vorzeit, welche der Verfasser als Beweismomente vorbringt, bilden keinen eigentlichen Beweis, weil eine andere Deutung der Aussprüche nicht ausgeschlossen ist; andere hingegen liegen vor, welche mit der betreffenden Deutung unvereinbar sind. Ohne auf die diesbezüglichen Aussprüche der Kirchenväter einzugehen, kann und muß jedenfalls gesagt werden, daß der Ausspruch Eugens IV. in der Instructio ad Armenos mit der vom Verfasser verfochtenen Ansicht sich nicht vereinigen läßt. Das regulariter Eugens im Sinne von „hauptsächlich" zu verstehen, so daß immer noch ein anderes Moment hinzutreten muß, ist unannehmbar; zudem stellt Eugen nur die Weisen, wie der consensus ausgedrückt werden könne oder müsse, einander entgegen, entweder durch Worte oder ausnahmsweise durch Zeichen; außer diesem consensus

kennt er gar kein anderes Moment, durch welches die Ehe als eigentliche Ehe zum Abschluß komme. — Auch in der vielumstrittenen Frage über die Ehe der seligsten Jungfrau mit dem hl. Joseph, welche in vorliegender Materie große Bedeutung hat, dürfte der Verfasser nicht überall den Sinn der heiligen Väter richtig erfaßt haben. Daß der hl. Augustin in diesem Punkte wegen vorgefaßter Meinung zu einer „künstlichen" Erklärung gekommen sei, will uns nicht einleuchten. Jedenfalls liegt bezüglich eines Textes ein Mißverständniß vor. Der Verfasser läßt den Heiligen sagen: „Maria und Joseph glaubten beide, sie seien wirklich die Eltern Christi, und dieser Glaube machte sie zu wirklichen Eltern." In der That aber sagt der Heilige: „Beide verdienten, Eltern Christi genannt zu werden, nicht bloß jene seine Mutter, sondern auch er (Joseph) sein Vater, wie er ja auch der Gemahl seiner (Christi) Mutter war, nämlich beides (d. h. Gemahl Mariä und Vater Christi) nicht dem Fleische, sondern dem Geiste nach (utrumque mente, non carne)." Putativvater Christi nennt ihn ja auch der hl. Lucas, oder, was dasselbe ist, Christus den Putativsohn Josephs, nicht weil Joseph glaubte, er sei Christi Vater, sondern weil die Menschen Jesus für den Sohn Josephs hielten. Daß aber auch nach jüdischen Begriffen ein Verhältniß, wie es in Wirklichkeit zwischen Joseph und Maria statthatte, als Ehe galt, möchte trotz des Verfassers aus seinen Erörterungen (§ 92) hervorgehen. Daß nach der sogenannten zweiten Verlobung oder gar nach der Heimführung das Verhältniß noch als bloßes Verlöbniß, nicht als Ehe gegolten habe, wird doch durch den Umstand allein sehr fraglich, weil das Vergehen eines Dritten mit einer in solcher Weise angetrauten Person als Ehebruch bestraft wurde.

Wir wiederholen schließlich, daß wir über den Ausstellungen, die wir gemacht haben, das manche Gute, welches das Buch aufweist, durchaus nicht verkennen, und daß wir der Gesinnung des Verfassers, seinem ausgedehnten Wissen und seiner nicht gewöhnlichen Befähigung alle Anerkennung zollen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

L'Oeuvre des Apôtres, par l'abbé **É. Le Camus**, vicaire général honoraire de Chambéry. Fondation de l'Église chrétienne. Période d'affranchissement. XLVIII et 368 p. 8⁰. Paris, Letouzey et Ané, 1891. Preis *Fr.* 6.

Vorliegendes Buch ist der erste Band eines Werkes über die Anfänge des Christenthums (Les Origines du Christianisme). Zwei andere sollen noch folgen, die uns die période de la conquête und die période d'affermissement darstellen werden, wie der erste Band die période d'affranchissement behandelt. Die Ereignisse dieses ersten Zeitraumes sind in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte niedergelegt. Die Befreiung der Kirche vom Judaismus vollzieht sich in Antiochien, und das äußere Kennzeichen des völligen Bruches mit dem Judenthum erscheint in dem Namen Christen, Christiani, der den Gläubigen in Antiochien beigelegt wird. Mit der Erwägung dieser Thatsache schließt dieser Band, und damit auch die période d'affranchissement. Es drängt sich hier gleich die Frage auf, ob diese Befreiung nicht klarer und

vollgiltiger und ganz principiell im Apostelconcil ausgesprochen und festgesetzt wurde. Man könnte daher sehr geneigt sein, die période d'affranchissement mit diesem so wichtigen Ereignisse zu schließen, um so mehr, da der hochw. Herr Verfasser diesen Zeitraum selbst so beschreibt: L'Église s'est fait jour en secouant cette dure terre du judaïsme mal cultivée par les pharisiens. Nun hat aber die engherzige judaistische Richtung ihre endgiltige und durchschlagende Verurtheilung im sogenannten Apostelconcil (Apg. 15).

Die in den 12 ersten Kapiteln der Apostelgeschichte erzählten und angedeuteten Ereignisse und Gegenstände führt der Herr Verfasser seinen Lesern in einer recht ansprechenden, abgerundeten und sorgfältig gefeilten Darstellung vor. Mit hingebender Liebe hat er sich in den Stoff vertieft und weiß ihm durch aufmerksame Erwägung und Ausdeutung des heiligen Textes eine gestalten- und farbenreiche Ausführung zu geben und mannigfache Gesichtspunkte abzugewinnen. Der zeitgeschichtliche Hintergrund, welchen er den Berichten des hl. Lucas beigefügt hat, dient in vortrefflicher Weise dazu, die christlichen Thatsachen und Bestrebungen um so schärfer in ihrer Eigenthümlichkeit, Schönheit und Erhabenheit hervortreten zu lassen. Gegebenen Ortes sind auch geographische und archäologische Angaben und Bemerkungen reichlich eingestreut, und der Herr Verfasser gibt den Lesern von den bei seinem Aufenthalt in Syrien und Palästina gemachten Beobachtungen und Erfahrungen und manchmal auch von seinen Gefühlen und Stimmungen in liebenswürdiger und geistreicher Weise Mittheilung. Nicht minder legt er es darauf an, die handelnden Personen anschaulich vorzuführen, ihre Ansichten, Bestrebungen, Gemüthsbewegungen zu errathen, auch durch Schilderung der Naturumgebung die Scenen zu beleben. Freilich wird da nicht alles nach jedermanns Geschmack ausgefallen sein. Einige Erzählungen sind doch zu langathmig ausgesponnen; auch der Erfindungsgabe wird manchmal zu viel Raum gestattet. So wird die erste Ankunft des hl. Paulus in Jerusalem nach seiner Bekehrung so geschildert: En passant près du champ où Etienne avait été lapidé (ist das sicher?), il donna sans doute un pieux souvenir à celui dont il avait voulu la mort. On se le représente regardant tour à tour la place d'où, assis, il avait encouragé le fanatisme des meurtriers, et celle où était tombé le noble martyr. Il entendit, plus émouvante que jamais, l'héroïque prière de la victime en faveur de ses bourreaux. C'est à elle peut-être qu'il devait sa transformation religieuse. Avec effusion, il baisa la terre où criait encore le sang du juste. Une parole de paix et de pardon en sortit. Quand il se releva, brisé de regrets et de saintes émotions, il dut, en mettant la main sur son coeur, dire à Dieu: „Je l'ai tué, mais je sens là de quoi le faire revivre!“ Da läuft doch viel Phantasie mit unter; ähnliche Ausstellungen aber wären noch ein paarmal zu machen, z. B. S. 263, 264, 270 u. a.

In der Einleitung wird die Echtheit der Apostelgeschichte und deren Abfassung durch den hl. Lucas behandelt; die gegentheiligen Ansichten werden durch äußere und innere Gründe widerlegt. Daß Lucas einen bestimmten Plan bei der Abfassung verfolgte, findet der Verfasser nicht; nach ihm hat es

den Anschein, daß Lucas die Nachrichten, die ihm mündlich oder schriftlich zukamen, und die Begebenheiten, deren Zeuge er selbst war, einfach zusammenstellte. Da geben wir doch der Darstellung bei Kaulen, Cornely entschieden den Vorzug. Gut wird hervorgehoben, daß nach Ausweis der Apostelgeschichte und des ersten Briefes an die Korinther die Sprachengabe nicht so aufgefaßt werden könne, als wäre sie zum Predigen verliehen worden. Wenn aber S. 21 die Stelle 1 Kor. 14, 22 so erklärt wird, als sollte das Zungenreden, die Glossolalie, den Ungläubigen die Macht des Heiligen Geistes bezeugen und beweisen, so ist ganz übersehen, daß gerade an der betreffenden Stelle der Apostel diese Erklärung entschieden abweist: Si ergo conveniat universa Ecclesia in unum et omnes linguis loquantur, intrent autem idiotae aut infideles: nonne dicent quod insanitis? Was das heiße: in signum sunt infidelibus, ist zudem klar aus der Stelle Js. 28, 11, die der hl. Paulus ebenda anführt. Daß das Aramäische allen Juden, auch den Hellenisten, verständlich war, ist doch zu viel behauptet (S. 18). Im Leben Jesu nahm der Herr Verfasser als Todesjahr Christi das Jahr 30 (783 der Stadt Rom) an; jetzt aber entscheidet er sich (S. 49) für 33. Eine genaue Erwägung der Art und Weise, wie Christus über seine zweite Ankunft zu den Aposteln spricht, dürfte wohl die auf S. 57 erhobenen Bedenken lösen; die Apostel predigen, was und wie sie es vom Herrn gehört haben. Ist es so gewiß, daß Onkelos ein Schüler Gamaliels war? (S. 90.) Wenn Stephanus Apg. 7, 30. 38 von einem Engel spricht, so kann das kaum einfachhin auf die rabbinische Schule von Alexandrien zurückgeführt, noch auch der Engel geradezu als der Logos gefaßt werden (S. 121); sonst kommt man in einen unlöslichen Zwiespalt mit den deutlichen Stellen des hl. Paulus Gal. 3, 19 und Hebr. 2, 2. Ferner ist zu beanstanden, daß Simon Magus, von dem die Apostelgeschichte spricht, derselbe sein soll, wie der von Josephus genannte Jude Simon von Cypern (S. 152). Gut wird S. 158 in der Anmerkung erwähnt, daß die Recognitionen und clementinischen Homilien mit phantastischen Einzelheiten angefüllt sind; aber warum werden dann doch solche Züge in das von Simon Magus entworfene Bild, das dem Wortlaute nach als geschichtlich treu dem Leser geboten wird, ohne weiteres aufgenommen? Die erste Reise des hl. Paulus nach Jerusalem seit seiner Bekehrung ist Apg. 9, 26 (nicht Apg. 11, 31; S. 174) verzeichnet. Warum aber die Apg. 11, 30 angegebene Reise im Galaterbrief nicht erwähnt sei, dafür ist der durchschlagende Grund, weil Paulus mit dem am Schlusse des ersten Kapitels erreichten Zeitpunkt seinen Satz, die Lehre Christi nicht von den Aposteln empfangen zu haben, vollständig bewiesen hat. Daher war gar keine Veranlassung mehr da, im Galaterbriefe von jener Reise zu sprechen. Das als Ergänzung oder Berichtigung zu S. 345. Ob wohl die Darstellung S. 176 sich ganz deckt mit der in Christi Worten liegenden Andeutung: Durum est tibi contra stimulum calcitrare? Und S. 180 heißt es im Gegensatz zu S. 176: Que lui servirait de résister plus longtemps à la grâce et de s'épuiser douloureusement dans une lutte inégale et sacrilège? Da der hl. Paulus so entschieden betont, er habe seine Lehre nicht von Menschen, sondern von

Jesus Christus selbst erhalten, ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß er die Aufzeichnungen, die sich die Christen von Damascus aus der Predigt des Evangeliums gemacht hätten, mit sich nach Arabien genommen habe. Am wenigsten kann dafür die Stelle über die Einsetzung der heiligen Eucharistie angeführt werden, da er hier ausdrücklich erklärt: Ego enim accepi a Domino quod et tradidi vobis etc. (1 Kor. 11, 23.) Es wäre doch sonderbar, wenn die Apostel nach der Herabkunft des Heiligen Geistes noch der Meinung gewesen wären: Le salut n'était que pour les fils d'Abraham et les circoncis (S. 202). Ebenso scheint es wenig angemessen, von Jacobus dem Apostel zu sagen: Son esprit rigoriste et son attachement au judaïsme le disposaient peu à l'evangélisation extérieure (S. 298). Petrus läßt Apg. 10, 47. 48 diejenigen taufen, über die bereits der Heilige Geist gekommen war; in diesem Falle, meint der Herr Verfasser, le baptême n'avait d'ailleurs à produire ni l'ablution du péché ni la grâce; il pouvait être tout au plus le symbole de la transformation qu'allait subir au dehors la vie de Corneille et de tous les siens. Aber die Sacramente des Neuen Bundes theilen die heiligmachende Gnade mit; ist der Täufling schon durch vollkommene Reue im Stande der Gnade, so bewirkt die Taufe eben einen neuen und höhern Grad der Gnade; ein bloßes Symbol ist sie niemals.

Die Ausstattung ist gut. Beigegeben ist ein farbiger Plan vom heutigen Jerusalem und von Damascus.

Joseph Knabenbauer S. J.

Tobias. Oratorium in sieben Abtheilungen nach den Worten der Heiligen Schrift für Soli und gemischten Chor mit Begleitung des Orchesters. Text und Musik von **St. Aeustoots.** Op. 12. Kevelaer (Rheinpreußen). Selbstverlag des Componisten. Preis: Klavierauszug *M.* 8; Gesangstimmen à 60 *Pf.*

Die Geschichte des Tobias ist eine der lieblichsten Erzählungen der Heiligen Schrift und, von einem echt poetischen Duft umwoben, bietet sie Stoff und Charakter für musikalische Bearbeitung, wie wenige andere. Das hier angezeigte Oratorium, welches im Klavierauszuge uns vorliegt, hat sich diese Aufgabe gestellt und sie auch mit Geschick und Erfolg gelöst.

Den Inhalt der biblischen Erzählung zerlegte der Dichter in sieben Abtheilungen, die nicht gerade dramatische Scenen genannt werden können, aber doch mehr oder minder an solche streifen. Der Text selbst schließt sich genau und oft wörtlich an den biblischen an, was dem Ganzen allerdings ein eigenthümliches religiöses Gepräge gibt, aber vom ästhetischen Standpunkte aus uns nicht gerade überall recht gefallen will, da der heilige Ursprung mit rhythmischem Fluß und Schönheit der Sprache nicht dasselbe ist, die beiden letzteren Momente jedoch für gute, allseitig ansprechende musikalische Einkleidung nicht fehlen dürfen, wenn das Wort sich dem Tone gegenüber geschmeidig und homogen erweisen soll. Der Componist hat in seinem Werke alle dem Oratorium eigenen Kunstformen angebracht; nur wäre dabei zu wünschen, daß die eine und andere derselben in breiterer und weiterer Aus-

führung zur Anwendung hätte kommen mögen. Dies gilt besonders von der Arie und dem Chore.

Um ins einzelne zu gehen, müssen wir zuerst der gut und durchsichtig gearbeiteten Ouverture gedenken. Die erste Abtheilung bringt die Erblindung des Tobias. Es möchte vielleicht angemessener sein, wenn der erste Chor nicht vor die beiden Recitative, sondern zwischen dieselben gesetzt würde (Nr. 1—3). Recht stimmungsvoll wirken Arie und Chor (4 u. 5): „Gott unserer Väter, du Herr der Heere, blick auf dein Volk, das du erwählt" — ein rührender Klageruf des auserwählten Volkes, das seine Zionsharfen an dem Weidengebüsch der Flüsse Babylons aufgehängt. Es folgt nun die biblische Erzählung von Tobias' Erblindung in passender musikalischer Recitation, woran sich ein Ergebung in sein Geschick aussprechendes Gebet reiht, dessen zweite Strophe ein Unisono-Chor aufnimmt.

Die zweite Abtheilung, „Abreise des jungen Tobias", beginnt mit einem „marschmäßig" bewegten Chor über die Worte des 91. Psalmes: „König ist der Herr!" Der Chor (8) geht in einen andern, im dreitheiligen Rhythmus sich bewegenden Chor über, dessen Text dem gleichen Psalme entnommen ist. In beiden Chören will uns die wiederholt sich findende Octavenführung der Tenor- und Baßstimme nicht recht gefallen. Ein Baßrecitativ mit folgender Arie (9 u. 10), wie der kurze, im Gesange wie in der Begleitung wohl gelungene Solosatz überschrieben ist, nehmen ihren Text aus dem 4. Kapitel des Buches Tobias. Der blinde Vater sendet seinen Sohn in die Fremde und tröstet ihn: „Fürchte dich nicht, mein Sohn; wir führen zwar ein armes Leben, doch werden wir viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten." Diesen Gedanken nimmt (11) ein im schlichten Tone des Kirchenliedes gehaltener Chor auf, dem die erste Erscheinung des Engels folgt, welche den Gegenstand der zweiten Hälfte dieser Abtheilung bildet (12—16). Das Zwiegespräch zwischen dem Engel (Tenor) und dem greisen Tobias (Baß) ist musikalisch sehr gut gegeben, insbesondere die Rede des Engels: „Ich will ihn dahin führen." Referent ist gewiß nicht für die Reminiscenzenjägerei, wie sie bisweilen musikalischen Kritikern eigen ist, aber die Stelle (S. 21 des Klavierauszuges): „Ich bin Azarias . . ." mahnt doch fast gar zu getreulich an den Schwanenritter und sein Motiv. Ein Terzett für Männerstimmen (15): „Vom Himmel sende mir hernieder, Herr, einen deiner Engelschaar", dessen Melodie sodann mit gleicher Bitte der ganze Chor aufnimmt (16), bringt die zweite Abtheilung zum Abschluß.

„Rettung vom Fische" ist der dritte Theil überschrieben, der mit einer breit gehaltenen instrumentalen Einleitung und einem im Stile eines Kirchenliedes gehaltenen Chore: „Auf dich, Herr, will ich ewig hoffen", beginnt. Mit dieser Form thut der Componist fast des Guten zu viel; doch ist nicht zu verkennen, daß dadurch das ganze Werk eine gewisse Weihe erhält. Ein Baßrecitativ (18) berichtet die Thatsache nach Tobias Kap. 6. Bei dem Rufe: „Herr, er fällt mich an!" greift in charakteristischer Wendung der Tenor ein, worauf ein kurzer, aber sehr schöner Chor den Eindruck des Geschehenen in den Worten: „In Nöthen schrei' ich auf zu dir, Allmächtiger! Du starker

Gott, umgürte dich und helfe mir, Jehova! Du Gott Zebaoth", zum tiefern Erfassen zu bringen sucht. Ein Tenorrecitativ gibt in melodiöser Stimmführung den Rath des Engels, wie es mit dem Fische zu halten sei, worauf ein ebenfalls sehr anmuthiger Chor (21) die Bekräftigung ertheilt. „Wer Gott und seinen Engeln trauet, gehorsam thut, was er befiehlt, der hat auf festen Grund gebauet und nicht umsonst dem Herrn gedient." Die eher derb klingende zweite Strophe möchte sich aber dem zarten musikalischen Gewebe minder gut anschmiegen.

Der vierte Theil, etwas prosaisch mit „Heirat" betitelt, bot dem Componisten mehr und mehr Gelegenheit, sein Erfinden und Gestalten geltend zu machen, was er auch nicht versäumte. Ein rasch bewegtes Vorspiel, aus dem das erste Motiv der Ouverture herausklingt, leitet zu einem Chore (22) ein, dessen Text dem 127. Psalme entlehnt ist. „Dein Weib wird blühen in des Hauses Räumen, dem Weinstock ähnlich, reich an edler Frucht." Das folgende Recitativ (23) enthält die Aufforderung des Engels an Tobias, um Sara zu freien, und dessen Antwort, worauf die neue Belehrung des Engels folgt; alles nach den Worten der Schrift. Die Musik ist stimmungsvoll gehalten und besonders bei den Worten des jungen Tobias: „und so würde ich, da ich das einzige Kind meiner Eltern bin, sie in ihrem Alter vor Traurigkeit unter die Erde bringen", in ihrer Einfachheit rührend. Ein Gebet des Tobias, welches der Chor begleitet, reiht sich (24) an das Recitativ. Auch dieses ist musikalisch gut erfunden und ganz an seiner Stelle. Wiederum folgt ein Recitativ (25). Tobias freit bei Raguel um Sara. Eine prächtige Baßarie gibt des Vaters Antwort. Er segnet den Bund: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch und gebe euch zusammen und erfülle an euch seinen Segen." Der Chor nimmt den Segensspruch auf und führt ihn weiter, während ein zweistimmiger Solosatz (Raguel und Tobias) sich über ihn hinzieht. Das Ganze ist wohl gelungen und, im guten Sinne des Wortes, effectvoll.

Der fünfte Theil bringt die im 8. Kapitel des Buches Tobias erzählte „Teufelsbeschwörung". Der ganze Stoff ist in 6 Nummern textlich und musikalisch mit gutem Griff gruppirt. Ein sich rasch steigerndes Vorspiel eröffnet die Scene. Nun folgt ein Chor mit Soli über Worte des 90. Psalmes. Der Chor recitirt die ihm zufallenden Verse auf dem siebenten Psalmton in einfachem harmonischen Satze. Zwischen seinen Versen sind kleine Soloquartettsätze eingefügt. Alles macht Stimmung. Ein wiederum recht zutreffend aufgebautes großes Tenorrecitativ mit einer vollen orchestralen Begleitung, die ohne Uebertreibung die einzelnen Phrasen lebhaft charakterisirt, führt die Beschwörung und ihren Erfolg selbst ein. Ganz vorzüglich musikalisch wiedergegeben sind die Worte Tobias' an Sara: „Denn wir sind Kinder der Heiligen" u. s. w. — Ein Duett für Sopran und Tenor (Sara und Tobias) enthält das Dankgebet der Geretteten (28). Das nächste Recitativ (29), zuerst für Baß und dann für Tenor, zählt zu den besten Nummern des ganzen Werkes, so wenig umfangreich es ist. Denn der Componist hat seinen Text (Tob. 9, 13 ff.) zu einem kleinen musikalischen Stimmungsbilde gestaltet,

das sich durch Verständlichkeit auszeichnet. Daß nun ein Chor folgen muß, verlangt die Situation selbst. Der Componist wählte dazu die Worte des 112. Psalmes. Der Aufbau des Chores geschieht ebenso beim Einleitungschore zur Scene der Teufelsbeschwörung. Es treten zwischen drei kurze Chorsätze je ein Duo für Männerstimmen und ein vierstimmiger Solosatz. Für die Melodie des Chores ist aber jetzt der fünfte Psalmenton gewählt. Die Wahl wäre gut, wenn sich der Componist begnügt hätte, den vorletzten Tonfall nicht, wie es allerdings streng genommen richtig ist, in die kleine, sondern in die große Terz zu führen. So hätte sich das ganze Tongebilde, ohne sein kirchliches Colorit einzubüßen, ohne Sträuben in das Ganze gefügt. Jetzt aber treten diese drei Sätze herbfremd ans Ohr heran, das, wie verdutzt, sich erst etliche Jahrhunderte zurückschrauben lassen muß, um diesen Tonfall in jener Umgebung schön zu finden. Die Verwendung des strengen Kirchentones in ganz moderner Musik ist ein Anachronismus, der wirklich störend eingreift. Uebrigens ist nach einer so aufregenden Scene der Chor an sich zu kurz gerathen, um ein richtiges Gleichgewicht herzustellen.

Die „Heimkehr" behandelt der sechste Theil. Ein pompöses Vorspiel, ein lebhaft gehaltener Chorsatz über Verse aus dem 67. Psalm und dann der Abschiedssegen des alten Raguel (Tob. 10, 11) bilden die erste Gruppe (31—32) dieses Theiles, in der gerade jener Segensspruch, in den auch der Chor begleitend eingreift, als besonders gelungen bezeichnet werden muß. Die Ankunft des Tobias ist auch recitativisch behandelt, und zwar eröffnet die Erzählung eine kurze, fließende Tenorpartie (33), die bei den Worten: „Und sie lief und sagte es ihrem Manne und sprach: Sieh! es kommt dein Sohn", einen recht plastischen Ausdruck annimmt, welcher das Moment der Ueberraschung mit einfachen Mitteln gut zeichnet. Zwischen das nächste Recitativ (34) schiebt sich ein Instrumentalsatz, „Pastorale" überschrieben, ein, welcher ziemlich einfach sich präsentirt, aber in geschickter Instrumentation immerhin ganz zur Stelle passen mag. Auf ihn führt der Tenor die Erzählung weiter. Ein folgender breiter Satz für Baß ist dem alten Tobias, der seinen Sohn wieder umfängt, wirklich, wie man zu sagen pflegt, auf den Leib geschrieben und ist, wenn nicht geradezu die beste Partie des Ganzen, doch jedenfalls weitaus eine der besten in Erfindung und Durchführung. Schon gleich die rasche Folge des F moll auf das G dur ist hier sehr gut gewählt. Das Cello eröffnet in breitem Striche die sich rasch entwickelnde musikalische Darstellung, welche bei den Worten: „Beide fingen vor Freude zu weinen an", durch einen überraschenden, aber nicht vergewaltigenden Wechsel der Tonart zu guter, charakteristischer Tonmalerei sich gestaltet. Nicht minder wohl gelungen ist das nun folgende Dankgebet des blinden Greises, wonach ein kleiner Chor (35) die an Schönheiten reiche Partie fast zu knapp abschließt. Es ist das ein Fehler in der Proportion, welcher wenigstens für feineres ästhetisches Fühlen störend wirkt, indem er den Eindruck zurückläßt, als habe sich hier ein anderes Maß geltend gemacht als das der kunstschönen Vollendung. Im vorliegenden und in ähnlichen Fällen unseres Oratoriums ist dieser Mangel an Ebenmaß wohl deshalb noch fühlbarer, weil diese Chorsätze sozusagen den höhern geistigen

Eindruck verkörpern sollen, welcher aus dem eben geschilderten Vorgange gleichsam resultirt, aus der Chormasse heraus zum Ausdruck kommt und darum schon in einer gewissen Breite zur Erscheinung treten muß.

„Engelsglorie" nennt sich der letzte Theil. Der Erzengel Raphael gibt sich seinen Schützlingen zu erkennen. Ein Chorlied, dessen Text sich an Verse des 33. Psalmes anlehnt und dessen Haltung wiederum an das Kirchenlied mahnt, eröffnet die Handlung und macht entsprechende Stimmung. Nachdem ein Recitativ (37) berichtet hat, wie Vater und Sohn den Engel zu entlohnen beschließen, wird die Scene vorgeführt, wie dieser sich zu erkennen gibt. Die rasche Aufeinanderfolge zweier entfernt liegender Tonarten — von D nach Es — kennzeichnet die Worte des Engels als die Rede aus einer andern Welt. Sie fließen dann in ruhiger und melodischer Führung dahin, erst wie getragen von breiten Accorden des Orchesters, dann umwoben von dessen sich reicher und belebter gestaltenden Gebilden, schließlich auch vom Chore, gleichsam meditirend, nachgesprochen, wobei auch der ganze Tonsatz nach und nach in die Tonart der Oberterz übergeführt wird, in welcher nun die eigentliche Enthüllung des Geheimnisses beginnt. Dabei windet sich das Orchester in langsam sich verschiebenden Accorden unter der einfachen, gut declamirenden Cantilene hin, um durch Cis dur ins Fis moll zu gerathen, wo dann, nach kurzer allgemeiner Pause, die Clarinetten das A aufgreifen, das der Sänger aufnimmt, um im festen Schritte in die kleine Oberterz, welcher das Orchester in lebhafter Erregung seinen F dur-Dreiklang entgegenbringt, sein „Denn ich bin der Engel Raphael" ertönen zu lassen. Seine Worte: „einer von den Sieben, die vor dem Herrn steh'n", nimmt das Orchester mit dem schon oben genannten, dem Lohengrin-Motive nachgebildeten Tongebilde jubelnd auf. Die gar zu große Aehnlichkeit der Nachbildung schwächt ohne Zweifel den Eindruck dieser dem Componisten besonders geglückten Partie. Der Zug der Originalität gibt eben jedem Kunstwerke erst den vollen künstlerischen Werth, weil sie es ist, welche ihm den Stempel des Ursprungs aus echt künstlerischem Genius aufdrückt. Daher darf dieser Zug ohne Beeinträchtigung der ästhetischen Wirkung des Kunstwerkes nicht verkümmert werden. Der Componist des „Tobias" hätte darum seinem Werke nicht geschadet, sondern nur genützt, wenn dieser charakterisirende Zug entfallen wäre. Es taucht dabei gar zu unwillkürlich das Bild des Gralritters auf mit seinem: „Mein Vater Parzival trägt seine Krone, sein Ritter ich — bin Lohengrin genannt". Uebrigens hat das Lohengrin-Motiv in seiner Form einen Vorzug, den Herr Aenstoots übersehen zu haben scheint. Dort ist die erste Note eine Viertelsnote, deren Dauer noch sogar in die ihr folgende, eigentlich charakterisirende Figur herübergezogen ist, wodurch die seelischen Eindrücke des Staunens und Verwunderns, welche zum Ausdrucke kommen sollen, meisterhaft gezeichnet sind, während an der besprochenen Stelle des „Tobias" das charakteristische Tonbild in vier gleichgemessenen Noten sich darstellt.

Jedoch wollen wir dem Werke des Herrn Aenstoots sein wiederholt sich bekundendes Anklingen an die Art und Weise R. Wagners und auch an jene Mendelssohns durchaus nicht zum Nachtheile auslegen. Umgekehrt sehen

wir darin den Grund der Erscheinung, daß es sich mehr als einmal über ähnliche Versuche und Erzeugnisse aus der Gegenwart erhebt und an Macht des Ausdruckes, an Formvollendung und Wirkungsfähigkeit bedeutend gewinnt.

Doch — wir dürfen über diesen Reflexionen den Abschluß des Werkes selbst nicht vergessen. Der Schlußchor, mit Solostellen zwischen den einzelnen Wiederholungen seines Hauptgedankens, baut sich feierlich auf und bildet einen würdigen, zum Ganzen passenden Ausgang. Die Textworte sind dem im 13. Kapitel des Buches Tobias angeführten Lobgesange des greisen, wunderbar geheilten, beglückten und belohnten Mannes entnommen.

Nachdem wir das Werk im einzelnen besprochen, möchten wir noch eine Eigenschaft desselben hervorheben, welche vielleicht dem Leser selbst schon aufgefallen ist, nämlich die stetige Steigerung in demselben. Man fühlt aus dem Ganzen heraus, daß der Componist an seiner Arbeit mehr und mehr warm geworden ist, mehr und mehr sich selbst erschlossen hat. Auf Rechnung dieses sich steigernden Schaffensdranges mag auch der hin und wieder schroffe Uebergang von einer Nummer zur andern zu schreiben sein. Derselbe hat zwar, wie wir oben bemerkt haben, an richtiger Stelle seine eigenthümliche, künstlerische Wirkungsfähigkeit und also auch seine Berechtigung. Allein zu oft darf eine solche Schroffheit schon an und für sich nicht auftreten, und noch viel weniger da, wo der Ideengang eher eine Verbindung und Verschmelzung als Lösung und Sonderung fordert, wie z. B. wenn S. 58 auf den Preisgesang des greisen Tobias: „Ich lobe dich, o Herr, Gott Israels", der in Es schließt, der Chor unvermittelt in F einsetzt: „Gottes Loblied laßt erschallen." Hier decken sich die Ideen des Textes, während das musikalische Ausdrucksmittel der Tonart sie unerbittlich und hart auseinanderzerrt. Dasselbe gilt von dem Uebergange von Nr. 24 zu 25 auf Seite 36, wo sogar das Wort: „Also kehrten sie bei Raguel ein", die frühere Erzählung einfach fortsetzt, somit anbindet und nicht scheidet.

In der Form des musikalischen Satzes mißfielen uns die zu oft wiederkehrenden Octavenparallelen der beiden Unterstimmen. Es liegt darin gewissermaßen eine Art künstlerischer Nonchalance, welche mit der nöthigen technischen Vollendung des Kunstwerkes schwer sich reimen läßt. An der einen oder andern Stelle, wo der Chor zu Solostimmen tritt, wird diese Stimmführung übrigens noch störender wirken, wie z. B. S. 39 Tact 23, wo der Baß der Solostimmen mit dem Sopran des Chores in Octaven aufsteigt. Auch einige Unebenheiten in der sonst trefflichen Textdeclamation wären besser vermieden.

Was die Instrumentation des Werkes betrifft, so erlaubt der Klavierauszug kein hinreichend motivirtes Urtheil. Die einzelnen Notizen desselben lassen jedoch für die so bezeichneten, im ganzen wichtigeren Stellen errathen, daß sie angemessen, reich an Wechsel und wirkungsfähig sein muß.

So stellt sich das Oratorium des hochwürdigen Herrn Aenstoots in seinem Gesammtwerthe und seinem Totaleindrucke als gelungen und einer warmen Empfehlung zur Aufführung werth und würdig dar. Es ist eine gute und, wie der Stoff es erheischt, echt religiöse Musik, die ihren Eindruck bei entsprechender Aufführung nicht verfehlen wird. Wir denken dabei besonders an

kleinere Städte, in denen gesundes, reges musikalisches Leben herrscht, die aber schon quantitativ die Kräfte zur Aufführung der Werke unserer Großmeister im Genre des Oratoriums nicht haben können, ein Werk aber, wie den „Tobias", recht gut zu bezwingen vermögen. Die Chöre sind nicht schwer und durchweg dankbare Musik; sie können auch von kleineren, nur etwas geschulten Kirchenchören und Gesangvereinen gut gegeben werden. Die Solopartien sind außerordentlich sanglich und können auch ohne höhere Schulung bei gutem Stimmmaterial, reiner Intonation, natürlicher Declamation und verständlicher Aussprache sehr gut zum Vortrag kommen. Ein Sänger, der nur ein bischen Verständniß und Sachkunde hat, wird z. B. die besonders gelungenen Partien des Raguel bald richtig geben können.

Ob das Orchester größere Schwierigkeiten bieten wird, wissen wir nicht. Nach dem Klavierauszuge werden dieselben nicht gar zu groß sein, und die Mühe dafür wird sich ohne Zweifel lohnen. Herr Chordirector Aenstoots würde der Verbreitung seines Werkes gewiß Vorschub leisten, wenn er dazu eine reiche, volle vierhändige Pianoforte-Begleitung aus seiner Orchesterpartitur herstellen wollte. Für die choralartigen Chorpartien könnte zur Abwechslung eine Harmoniumbegleitung eintreten, und schließlich würde die Vereinigung beider die Wirkungsfähigkeit noch bedeutend steigern, ohne die Ausführung zu erschweren.

Um einer nicht ganz zu verschmähenden Liebhaberei, die eben gerade besonders in der Mode ist, Rechnung zu tragen, sei noch bemerkt, daß sich zwischen die einzelnen Abtheilungen und bezw. Nummern des Oratoriums passend sehr schöne Darstellungen in lebenden Bildern einschalten lassen. Wie wir vernehmen, ist dieses auch bereits bei den Aufführungen in Kevelaer unter der kunstgeübten Leitung des Herrn Malers Stummel thatsächlich geschehen.

Theodor Schmid S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Melchioris Cani, episcopi Canariensium ex ordine Praedicatorum, Opera. Volumina tria. LI, 320, 272, 485 p. 8°. Romae, Forzani et Soc., 1890. (Freiburg, Herder.) Preis *Fr.* 6.

Melchior Canus (gest. 1560), der berühmte Theologe aus dem Predigerorden, von Natalis Alexander das bedeutendste Genie seines Ordens nach dem hl. Thomas genannt, hat bekanntlich durch das classische Werk De locis theologicis seinen schriftstellerischen Ruf begründet. Auch heute noch kann die Schrift mit großem Nutzen gelesen werden. Darum begrüßen wir die neue, vorzüglich ausgestattete Aus-

gabe in drei handlichen Octavbänden mit Freuden. Wenn freilich der neue Herausgeber, der hochw. Herr Titus M. Cucchi, Theologieprofessor in Sinigaglia, die Hoffnung hegt, die Schrift werde jetzt auch als Schulbuch für Theologiestudirende ihre Verwerthung finden, so ist doch zu bedenken, daß die Anlage des Werkes von vorneherein nicht auf den Schulgebrauch berechnet war, ganz abgesehen von manchen Anforderungen der Gegenwart, denen in dem Buche nicht Rechnung getragen wird. Der neue Herausgeber hat sich nämlich darauf beschränkt, die vom Dominikaner Hyacinth Serry besorgte Ausgabe abdrucken zu lassen. Auf das Hauptwerk folgen daher auch im dritten Bande die zwei kleineren Schriften Relectio de Sacramentis in genere und Relectio de Poenitentia. Daß Canus einige nicht zu billigende Sonderansichten vertritt, weiß jeder Theologe.

1. **Kurzgefaßtes Handbuch der katholischen Religion** von W. Wilmers S. J. Dritte, durchgesehene Auflage. IV u. 588 S. gr. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 3.20.

2. **Geschichte der Religion** als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche, im Anschluß an das „Lehrbuch der Religion", von W. Wilmers, Priester der Gesellschaft Jesu. Erster Band. Sechste, neu bearbeitete, vermehrte Auflage. XVI u. 452 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1891. Preis *M.* 4.50.

1. Dem Laien, dessen Beruf eine etwas umfassendere Kenntniß der katholischen Lehre erfordert, ein Handbuch zu bieten, in welchem dieselbe kurz und gründlich, doch, wie der Verfasser sich ausdrückt, „ohne theologische Gelehrsamkeit" behandelt wird, ist das Ziel, welches von Anfang an diesem Werke vorgesteckt war. Es geschieht dies mit der dem Verfasser eigenen Klarheit, Faßlichkeit und allseitigen Gediegenheit. Während sein um das Sechsfache umfangreicheres „Lehrbuch der Religion" in einer Reihe von Auflagen und in vielen Tausenden weit über Deutschland hinaus verbreitet ist, hat auch dieses kürzere, mehr für den Gebrauch des Laien bestimmte „Handbuch" bereits die dritte Auflage aufzuweisen und ist nun auch in New-York in englischer Uebersetzung erschienen. Man darf dem vorzüglichen Werke auch fernerhin eine stets weitere Verbreitung wünschen. Wie viele Vorurtheile, Zweifel und Versündigungen wider den Glauben würden von selbst schwinden, wenn die Laienwelt sich dazu verstände, die Kenntniß des katholischen Glaubens aus einem solchen Werke zu schöpfen!

2. Eine seltene Geistesfrische in ehrwürdigem Alter verräth es, daß zwei bedeutende Werke desselben Verfassers, beide reich vermehrt und zum Theil stark umgearbeitet, fast zur gleichen Zeit die Presse verlassen konnten. Noch mehr verräth sich diese erstaunlich rüstige Schaffenskraft in dem Studium und der Sorgfalt, welche auf die vorliegende geschichtliche Darstellung der Offenbarung verwendet sind. Als sechste Auflage eines bewährten Hilfsbuches für den Religions- und Geschichtsunterricht und als Ergänzung zu einem größern Werke von allseitig anerkanntem Verdienst, bedarf dieselbe keiner neuen Empfehlung. Nur soll hingewiesen werden auf die außerordentliche Vervollkommnung und Bereicherung, welche diese neue Auflage erfahren hat, die jetzt auch äußerlich in gefälligerem Gewande auftritt. Das Werk empfiehlt sich ebenso wohl zur Selbstbelehrung gebildeter Laien, wie als Hilfsmittel für den Unterricht. Dogmatische Streitfragen, welche in der Geschichte der Kirche eine so wichtige Stelle einnehmen, wird man kaum irgendwo so klar, kurz und zuverlässig erörtert finden. Auch an apologetischem Material findet sich ein

großer Reichthum aufgespeichert, und es dürfte dieser geradezu überraschende Reichthum einen Hauptwerth des Werkes ausmachen. Wie der Verfasser ankündigt, wird der weitere Theil der Kirchengeschichte unverhältnißmäßig kürzer zusammengefaßt werden, so daß, wie es scheint, für die noch zu behandelnden 1400 Jahre ein einziger weiterer Band ausreichen wird. Möge er bald dem ersten folgen!

Die Versuchungen und ihre Gegenmittel nach den Grundsätzen der Heiligen und der großen Geisteslehrer. Von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XIV u. 658 S. kl. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.50.

Geheiligtes Jahr. Lehren und Beispiele der Heiligen in kurzen Lesungen für alle Tage des Jahres. Nach dem Italienischen frei bearbeitet von Dr. Friedrich Hense, Pfarrer. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. IX u. 516 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 2.40.

Zwei neue Auflagen von Erbauungsbüchern, welche beide die weiteste Verbreitung verdienen. Das Buch über die Versuchungen haben wir gleich beim Erscheinen der ersten Auflage mit Freuden begrüßt, indem wir auf die hohen Vorzüge desselben aufmerksam machten (Bd. XXVIII. S. 441 f.). Wenn der hochw. Herr Verfasser die neue Auflage eine „vielfach verbesserte" nennt, so ist diese Bezeichnung durchaus berechtigt, insbesondere mit Rücksicht auf die mannigfachen Aenderungen, welche behufs noch größerer Klarheit der Darstellung, Uebersichtlichkeit der Anordnung und Bestimmtheit des Ausdrucks vorgenommen wurden. Durch die Ueberarbeitung ist auch eine solche Kürzung des Ganzen erzielt worden, daß der Preis um 50 *Pf.* herabgesetzt werden konnte. — Das „Geheiligte Jahr", von einem unbekannten Verfasser, ist ursprünglich italienisch geschrieben, hat aber zahlreiche Ausgaben auch in anderen Sprachen erlebt. Die kurzen, auf alle Tage des Jahres vertheilten Abschnitte bieten trefflich ausgewählte Aussprüche und Beispiele von Heiligen über die wichtigsten Tugenden des christlichen Lebens. Die Bearbeitung Dr. Hense's lehnt sich zwar vorzüglich an eine Ausgabe des italienischen Originals an, hat aber auch mehrere Uebersetzungen zu Rathe gezogen. S. 3 sollte es heißen: der hl. Johannes Berchmans; S. 4: der selige Petrus Faber.

Exercitienbuch für monatliche und jährliche Geisteserneuerung. Allen Christen zum Gebrauch. Von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. Mit fürsterzbischöflicher Approbation und Erlaubniß der Ordensoberen. XVI u. 765 S. 8°. Salzburg, A. Pustet, 1890. Preis *M.* 3.60.

Es darf als ein großer Vorzug des Buches rühmend hervorgehoben werden, daß es sich, wenigstens in seinem wichtigsten Theile, genau an die Methode und Reihenfolge des Ignatianischen Exercitienbüchleins anschließt. Daß der Gesammtstoff auf die einzelnen Monate des Jahres als monatliche Geisteserneuerung sich vertheilt, ist hierbei unwesentlich; der Verfasser hat dabei dem doppelten Zwecke dienen wollen, sowohl für ausgedehntere Exercitien, als auch für kleinere Geistessammlungen oder auch tägliche Betrachtungen den Stoff zurechtzulegen. — Nicht so eingehend als die auf die Reinigung der Seele hinzielenden Betrachtungen sind jene ausgeführt, welche das Leben Christi und die weitere Erleuchtung der Seele zum Gegen-

stand haben; auch wird hier mit der Gebetsweise zuweilen gewechselt. Allein auch da, wo der jeweilige Stoff einfachhin als Zwiegespräch zwischen Gott und der Seele vorgelegt wird (wie für den Monat Juni S. 411—444), ist die Ausführung ganz zweckentsprechend, und findet der fromme Beter gediegene Nahrung zur Erneuerung des innern Seelenlebens und zum Wachsthum wahren Tugendeifers.

Der kleine Hausprediger. Kurze Anleitung zu einem gottgefälligen Leben nach Vernunft und Glauben. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Nebst einem Anhang von Gebeten. Mit Gutheißung der geistlichen Obrigkeit. 622 S. 24°. M.-Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 90 *Pf.*

Ein höchst beachtenswerthes Buch für alle, denen es um eine gründliche und dabei bündige Unterweisung im geistlichen Leben zu thun ist. Wie das Vorwort uns belehrt, ist es eine Bearbeitung der im Jahre 1756 erschienenen Schrift: „Christliche Lebensregel oder Nützlicher Unterricht, Seine gewöhnliche Werck wohl und tugendsam zu verrichten. Samt einem Anhang sittlicher Anmerkungen zusammen getragen von einem Priester der Gesellschaft Jesu.“ Es behandelt in ungefähr hundert kurzen Abschnitten die wichtigsten Heilswahrheiten unserer heiligen Religion und die aus ihnen für das christliche Leben sich ergebenden Folgerungen. Bei den einzelnen Anforderungen an das Leben des Christen ist dem Nachweise ihrer Vernunftgemäßheit stets eine besondere Sorgfalt gewidmet. Und doch kann man auch wiederum sagen: Ueberall steht das Wort Gottes so sehr im Vordergrunde, daß die ausgiebige, sehr geschickte Verwerthung der Heiligen Schrift diesen Unterweisungen ein eigenes, höheres Gepräge verleiht. Das so bescheiden auftretende Büchlein ragt hoch über die ascetische Alltagsliteratur empor. Das beigegebene Titelbild gereicht dem sonst sehr gefällig ausgestatteten Büchlein nicht zur Zierde. Der ungemein niedrige Preis ermöglicht die weiteste Verbreitung.

Die christliche Ascetik. Von M. J. Ribet, Ehrendomherr. Aus dem Französischen. VIII u. 472 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 4.50.

Ueberall gibt es heilsbeflissene Seelen, welche durch eine geeignete Leitung auf dem Wege der Vollkommenheit weiter gefördert werden könnten. Hierzu bedarf es aber von seiten des geistlichen Führers der Einsicht in die christliche Vollkommenheit. Vorliegende Schrift gibt auf kurzbemessenem Raum genügende Auskunft, sofern von außergewöhnlichen Seelenzuständen und Gebetsweisen abgesehen wird. Das Buch ist für jeden zur Selbstheiligung lehrreich; es wendet sich aber vorzugsweise an diejenigen, welche andere zu leiten haben. Es zeichnet durchgehends ganz verständlich das Wesen der christlichen Vollkommenheit, deren Hindernisse und deren Mittel, und ist insoweit recht zweckentsprechend. Ein paar Punkte machen wir namhaft, welche uns verbesserungsbedürftig erscheinen. Zunächst könnte die Uebersetzung an manchen Stellen gefälliger sein. Was den Inhalt angeht, so möchten wir glauben, es sei S. 42 dem sogen. „Erleuchtungswege“ zu viel „egoistische“ Hoffnung und zu wenig eigentliche Vollkommenheit zugeschrieben. Daß an der Stelle Röm. 7, 14—25 der hl. Paulus gerade sich selber zeichne, ist jedenfalls eine unerwiesene Interpretation. Besonders aber scheint uns die Behauptung S. 95 zu gewagt, daß nämlich die Begierlichkeit in den noch nicht Getauften „eine wahre und eigentliche Sünde sei“. — Zu den Ausstellungen möchten wir noch einen Wunsch hinzufügen. Selbstverständlich steht die heilige Eucharistie unter den Mitteln zur Vollkommenheit obenan. Da wäre nun die Beifügung eines Ergänzungskapitels wohl am Platze, welches praktische

Winke gäbe, um besonders für Priester die heilige Eucharistie zum wirksamern Mittel der Selbstheiligung zu machen. Sehr segensreich wirkt nach dieser Richtung ein noch junger Priesterverein, der sich gerade jene Sorge zum Ziele setzt. Es ist der „Verein der Priester der Anbetung", welcher vor kurzem auch in Deutschland Eingang gefunden hat. In den letzten vier Jahren ist er bereits von 3000 bis auf mehr als 20 000 Mitglieder gestiegen und zählt unter diesen eine stattliche Reihe von Kirchenfürsten. Als Vereinsorgan dient eine kleine Monatsschrift, die nur Priestern oder doch Clerikern der höheren Weihen zugänglich ist. Sie heißt: „SS. Eucharistia, Organ der Priester der Anbetung deutscher Zunge", unter Redaction von M. Wettenschwyler, Pfarrer in Berg, St. Gallen, Expedition von M. Sproll-Mettler, Rorschach, St. Gallen.

Geist des hl. Franz Xaver aus der Gesellschaft Jesu. Ausgewählte Stellen aus den Briefen des Heiligen. Zusammengestellt von Paul von Hoensbroech, Priester der nämlichen Gesellschaft. 60 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1891. Preis 50 *Pf.*

Das Büchlein birgt einen Schatz von erhebenden Gedanken, so daß die Lesung desselben nur höchst segensreich wirken kann. Es ist eben das weite, apostolische Herz des großen Apostels von Indien und Japan, welches hier unmittelbar zum Leser redet. Die Auswahl der Briefstellen und die verschiedenen Gesichtspunkte, nach denen sie in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, vermitteln in leichter Weise einen Einblick in den Geist, von welchem dieser große Heilige beseelt war. Ein kurzer Lebensabriß dient als Einleitung. — S. 9, Z. 7 v. u. sollte es heißen Travankor statt Iravankor.

Die Marianischen Congregationen in Ungarn und die Rettung Ungarns 1686—1699. Kritisch-historisches Culturbild von 1581—1699. Im Jahre der dritten Säcularfeier des Todestages St. Aloysius' von Gonzaga S. J. Allen marianischen Sodalen von P. Friedrich Weiser S. J. VIII u. 160 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 1.20.

Den Festschriften, zu welchen die Säcularfeier des Todes des hl. Aloysius den Anstoß gegeben, reiht sich recht passend die gegenwärtige an, hinweisend auf das mächtige Gnadenmittel, durch welches so viele edle Jünglinge auch aus dem ritterlichen Volke der Ungarn auf die Wege eines hl. Aloysius geführt worden sind. Läßt der schwungvolle, von steter Begeisterung getragene Ton nicht vergessen, daß man es mit einer Festschrift zu thun habe, so kommt doch auch das auf dem Titel angekündigte „kritisch-historische" Element in großem Umfang zur Geltung. Freilich ist in Bezug auf die Sodalitäten selbst einer durch die Eigenart der lateinischen Quellenberichte nahegelegten Gefahr starker Farbenmischung oder der Verallgemeinerung von Außerordentlichem vielleicht nicht immer ganz wirksam vorgebeugt worden. Im übrigen weiß der mit der Geschichte Ungarns gründlich vertraute Verfasser an vielen Orten die interessantesten Fingerzeige einzustreuen, die nicht nur für die Geschichte der gelehrten Schulen, sondern auch für die politische Geschichte seines Vaterlandes von Werth sind. Kaum weniger als zur Ehre der Himmelskönigin gereicht die Schrift zur Ehre des Regnum Marianum, wie Ungarn sich mit Stolz genannt hat. Sie thut kund, wie viel Edles und Großes auch in einer Zeit der Verwilderung und des Verrathes im ungarischen Charakter sich noch erhalten hatte, und was aus diesem großartig angelegten Volke noch werden könnte unter dem bezähmenden, sittigenden Einfluß der Verehrung Maria's.

Die Familie von Salis. Gedenkblätter aus der Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde in Hohenrhätien (Graubünden). Von P. Nicolaus Salis-Soglio, Benediktiner aus der Beuroner Congregation (Abtei Emaus). XIII u. 366 S. 8°. Lindau, Stettner, 1891. Preis *M.* 7.50.

„Wer einen Blick in die Geschichte des ehemaligen Freistaates der drei Bünde geworfen, weiß, daß das Haus Salis mit derselben auf das engste verknüpft, ja daß seine Geschichte mit der des Landes vielfach identisch ist. Es war uns nicht etwa um eine vollständige Haus- und Familienchronik zu thun, vielmehr stellten wir uns zur Aufgabe, aus dem reichen Quellenmaterial dasjenige herauszuheben, was zur Beleuchtung der Beziehungen der Familie Salis zu den Geschicken ihres Vaterlandes beitragen konnte." Mit diesen Worten bestimmt der hochw. Verfasser den Inhalt und die Umgrenzung seiner „Gedenkblätter", wie er in seiner Bescheidenheit die sehr tüchtige, von eingehender, sorgfältiger Forschung zeugende Studie nennt. Dieselbe bietet namentlich auch einen werthvollen Beitrag zur Reformationsgeschichte, indem aus den reichlich fließenden Salis'schen Familienarchiven, sowie aus zahlreichen seltenen kleinen Flugschriften und Monographien eine Fülle neuen Materials beigebracht und theils im Text, theils in den Anmerkungen verwerthet ist. Sehr anzuerkennen ist die historische Treue des Verfassers, mit welcher er die vielfach recht traurige Rolle, die sein erlauchtes Geschlecht bei der religiös-politischen Umwälzung spielt, scharf und ohne Beschönigung aufdeckt und verurtheilt. Am Schluß — die „Gedenkblätter" schließen mit dem Jahre 1815 ab — wäre eine kurze Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des erlauchten Geschlechtes recht erwünscht gewesen. Denselben wird uns vielleicht die Broschüre bringen, welche der Verfasser im Vorwort angekündigt und welche „Convertitenbilder aus der Familie von Salis (1594—1873)" bringen wird. Wir sehen derselben mit großer Erwartung entgegen.

Hymnodia. Katholisches Gesang- und Gebetbuch. Von Johannes Baute. 437 S. 12°. Osnabrück, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.

Ein vollständiges und reichhaltiges Gebetbuch und zugleich eine Auswahl von 170 Liedern, die man im allgemeinen als eine gelungene bezeichnen kann. Melodien enthält das Buch nicht. Die „Hymnodia" entbehrt gewiß nicht großer Vorzüge. Der Theologe, der Philosoph, der Ascet, der Pädagoge, der Seelenführer werden nacheinander das Buch zur Hand nehmen und sich wohl befriedigt finden; Ausstellungen werden, wenn sie solche überhaupt machen werden, minimal sein. Ein einziger, soweit wir sehen können, würde mit dem Liedertheile weniger einverstanden sein — der Poet. Er würde schon das Motto des gesanglichen Theiles:

Wir, deine Kinder, lallen
Ins Lied der Engel ein;
O möcht' es dir gefallen
Und deiner würdig sein,

nicht unbeanstandet lassen, vielleicht auch den Philosophen überzeugen, daß man eigentlich nicht recht wisse, was unter dem „es" der dritten Zeile zu verstehen sei, und schließlich selbst dem ernsten Theologen ein Lächeln abgewinnen, wenn er denselben auf die Außergewöhnlichkeit dieses Gebetes aufmerksam machte, welches anscheinend Gott bittet, an dem Liede der Engel Wohlgefallen zu haben. Im ganzen indessen wird man über die Ausstellungen des Poeten wohl zur Tagesordnung übergehen müssen. Derselbe kam nicht bloß bei der Vertheilung der Welt zu spät, er ist auch gewohnt, bei dem Zustandekommen von Gesangbüchern zu kurz zu kommen. Und dabei wird es ja wohl sein Bewenden haben müssen, solange die Mehrzahl der Bewohner dieses Planeten gottlob prosaisch ausfällt.

Aloys Meßmer. Leben und Gedichte, herausgegeben von Joh. Georg Vonbank. 138 S. 8⁰. Natal, Trappistenverlag, 1890.

Zu den wahrhaft unerhörten Geschehnissen dürfte es wohl gehören, daß uns Südafrika jüngst die erste Volksausgabe eines deutschen Dichters geliefert hat. Daß es gerade der liebenswürdige, sonst noch ziemlich unbekannte Tiroler Aloys Meßmer ist, dem diese Ehre zu theil wird, erhöht noch das Interessante des Vorganges. Wir begrüßen aber das Büchlein, dem man schon am wenigsten den Vorwurf machen kann, „es sei nicht weit her", doch natürlich an erster Stelle wegen seiner literarischen Vortrefflichkeit. Der Dichter war über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus noch immer nur sehr wenig bekannt. Zum Theil trug daran die Art und Weise Schuld, wie die Schöpfungen des frommen Tiroler Priesters und Sängers bisher veröffentlicht waren. Statt dieselben in einem Bändchen vereinigt zu finden, mußte man sie in der großen Biographie Meßmers als literarisch-biographische Documente zerstreut aufsuchen. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen. Alles was sich an dichterischen Hervorbringungen Meßmers bis heute hat entdecken lassen, ist hier, chronologisch geordnet, zum Abdruck gebracht. Um jedoch diejenigen, welche Meßmer nicht kennen, mit den Lebensverhältnissen desselben vertraut zu machen, soweit dies für das Verständniß der Dichtungen nothwendig ist, bringt der Herausgeber zuerst eine biographisch-literarische Studie Alf. Muths über den Dichter zum Abdruck und läßt dieser dann aus eigener Feder ein überaus willkommenes, nach Jahren geordnetes Entstehungsverzeichniß der einzelnen Gedichte folgen. Gerade diese orientirende Arbeit des Herausgebers scheint uns für den vollen Genuß der Gedichte das unumgänglichste Hilfsmittel, da sie außerordentlich zu der richtigen Auffassung, ja oft zum nöthigen Verständniß derselben beiträgt. Ob freilich diese Dichtungen der Art sind, daß sie jetzt ein großes Publikum sich ersingen werden? Daß sie im einzelnen große Schönheiten enthalten, durchgehends von wahrhaft poetischem Geist durchweht sind, vor allem ein tiefgläubiges, weiches, edles Gemüth bekunden, wollen wir gerne bekennen, müssen dabei aber auch gestehen, daß die eigentlichen Schönheiten derselben nicht jener Art sind, wie der Durchschnittsleser sie erfassen und genießen kann. Der literarische Feinschmecker dagegen wird sie gern wieder einmal zur Hand nehmen und neben Minderwerthigem manche schöne Perle finden. Die Ausstattung macht der afrikanischen Druckerei alle Ehre. Nur das Titelportrait ist wohl zu primitiv.

Die Kirche und die sociale Frage. Kurzer Commentar der päpstlichen Encyklika über die Arbeiterfrage von dem ehrw. P. G. de Pascal, apostol. Missionär. Aus dem Französischen von J. Chr. Jober, Ehrendomherr, Generalsecretär des Bisthums Straßburg, Mitglied des katholischen Juristenvereins. 80 S. 12⁰. Straßburg, F. X. Le Roux. Preis 60 *Pf.*

L'Église et la Question sociale. Étude sur l'Encyclique de la condition des ouvriers, par le R. P. G. de Pascal, miss. apostol., Docteur en théologie. Ouvrage suivi de la traduction officielle de l'Encyclique. 128 p. 12⁰. Paris, P. Lethielleux. Preis *Fr.* 1.

Wir verzeichnen hier beide Ausgaben desselben Werkes, heben aber bei der kurzen Besprechung die deutsche hervor, welche die authentische Uebersetzung der Encyklika weggelassen hat: wir glauben, mit gutem Grund, weil dieselbe anderweitig schon genugsam verbreitet und wohl längst im Besitz aller jener ist, welche sich irgendwie für die sociale Frage und für literarische Erscheinungen über dieselbe in-

teressiren. Im deutschen Büchlein haben wir eine wirklich deutsche Wiedergabe des französischen Originals, nicht eine solche, der man fast bei jedem Satz die Uebersetzung anmerkt; im Gegentheil, der Leser möchte sie für die Originalarbeit halten. Inhaltlich wird die Lehre der Encyklika recht klar und verständlich dargelegt, besonders in den Kap. 4—6, welche die Aufgabe der Kirche, des Staates, der Vereine und Corporationen nach der Lehre des päpstlichen Sendschreibens zeichnen. Die deutsche Ausgabe hat das kurze Kapitel der französischen: „Verbindlichkeit des Rundschreibens“ nicht gebracht. Wir mißbilligen dies keineswegs. Der Heilige Vater selbst hat nicht jeden Satz in gleicher Weise betont und als ausgemachte Wahrheit hingestellt; darum kann auch nicht für alles und jedes in der Encyklika die gleiche Art der Verbindlichkeit angenommen werden: eine Unterscheidung aber und ein näheres Eingehen in Einzelheiten könnte nur zu leicht in Schwierigkeiten verwickeln; dem katholischen Leser genügt es, daß das Rundschreiben seinem Gesammtinhalte nach eine Ansprache des höchsten kirchlichen Lehrers ist, in welcher er theils Irrthümer kennzeichnet, theils unantastbare Wahrheiten klarlegt, theils Mahnungen ertheilt, theils praktische Winke und Rathschläge gibt. — Die Ausführungen des Büchleins sind zum Theil gegen die etwas freisinnigere Auffassung derjenigen katholischen Partei, besonders in Frankreich, gerichtet, welche ein staatliches Eingreifen in die sociale Frage über Gebühr abweisen wollte. Ein wenig scharf ist die Bekämpfung der Gegner in der Frage über den gerechten Lohn. Durchgängig aber verdienen die Erörterungen unsern Beifall.

Protestantische Lehre vom Antichrist. Von J. B. Röhm, Domkapitular zu Passau. 224 S. 8°. Hildesheim, Borgmeyer, 1891. Preis *M.* 2.40.

In dem „Dogma“, daß der Papst der wahre und wirkliche Antichrist sei, stimmen Luther, Zwingli und Calvin überein. Lutherische und reformirte Bekenntnißschriften haben den Satz verewigt, und die Prediger, nicht nur die orthodoxen, sondern auch mittelparteiliche und liberale, bemühen sich, denselben auch für moderne Protestanten mundgerecht zu machen. Es ist gut, daß man sich dies gegenwärtig halte, wenn dieselben Herren sich darüber beschweren, daß der Papst die Protestanten als „Häretiker“ bezeichne und deren Kirche nicht als „Schwesterkirche“ anerkennen wolle. Aber Röhms Arbeit beschränkt sich nicht auf diesen Nachweis. Im Texte schon und mehr noch in den zahlreichen Anmerkungen, welche eine sehr ausgebreitete Kenntniß der neuesten protestantischen Literatur verrathen, wird die unaufhaltsame Selbstzersetzung der sogen. „Kirche der Reformation“ durch eine Menge protestantischer Zeugnisse grell beleuchtet. Die Anordnung ist zwar nicht sehr übersichtlich; aber ein genaues alphabetisches Register wiegt diesen Mangel reichlich auf.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrirter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen“ gesammelt von Joseph Spillmann S. J. Erstes Bändchen: Liebet eure Feinde! 79 S. kl. 8° und vier Vollbilder. Freiburg, Herder, 1891. Preis 80 *Pf.*; fein cartonirt *M.* 1.

Jeder Jugendfreund wird dem Herausgeber und dem Verleger dankbar sein, daß sie auf die vielfachen Bitten aus dem Publikum eingegangen sind und die in den Jugendbeilagen der „Katholischen Missionen“ enthaltenen seit lange her so beliebten Erzählungen nun auch in Einzelbändchen herausgeben. Auf diese Weise können die Erzählungen noch besser und leichter unter der Kinderwelt verbreitet und handlicher benutzt werden. Ueber den Werth und den pädagogischen Gehalt gerade dieser Er-

zählungen sagt der Herausgeber in seinem Vorwort: „Die Erzählungen, welche unsere Sammlung enthalten wird, haben zum Schauplatz fremde Länder und zum Gegenstand meist Episoden aus der Thätigkeit der katholischen Glaubensboten oder aus den Schicksalen ihrer Neubekehrten. Ganz besondere Sorgfalt wurde auf die richtige Zeichnung der Heimat, sowie der Sitten und Sagen jener Völker verwendet, in deren Mitte die Erzählungen sich abspielen. Schon dadurch scheinen sie geeignet, den jugendlichen Lesern manche Kenntnisse aus der Länder- und Völkerkunde zu vermitteln. Einen noch höhern Nutzen möchten sie aber dadurch hervorbringen, daß sie eine bestimmte Sittenlehre in einem Tugendbeispiele, das zur Nachahmung anspornt, in anschaulicher Weise vorführen ... Der Umstand endlich, daß die Helden dieser Erzählungen Altersgenossen derjenigen sind, für die sie zunächst niedergeschrieben wurden, dürfte denselben für die Jugend einen besondern Reiz verleihen." Diesem Programm entspricht in vorzüglicher Weise diese erste Erzählung aus der Feder des Herausgebers. In einer spannenden Episode aus den Kämpfen mit den Maori auf Neuseeland in den sechziger Jahren bringt diese Erzählung dem Herzen der jungen Leser die christliche Lehre von der Feindesliebe ebenso anziehend als nachhaltig nahe. Das ist eine andere Geistesnahrung als so manche Jugend-Reisegeschichte und Robinsonade, die nur dazu dient, die kindliche Phantasie zu erhitzen und mit Abenteuergrillen zu erfüllen. Andererseits bietet der landschaftliche und ethnographische Hintergrund der Darstellung des religiös-sittlichen Tugendbeispiels jenen Reiz der Neuheit und jene Fülle, welche wir an vielen moralisirenden Jugendschriften nur zu schmerzlich vermissen. P. Spillmanns Stil ist einfach und edel, ohne gesuchte Kindlichkeit und Popularität, und das halten wir für einen großen Vorzug. Das Büchlein ist fein ausgestattet und mit vier neuen Vollbildern in zwei Tönen geziert.

Sceptra mortis. Ein biblischer Todtentanz. Fünfzehn Kunstblätter nach den Originalcartons zu den Gemälden in der St. Michaelskapelle zu Mergentheim von Prof. Tob. Weiß. Mit erklärendem Texte von P. W. Kreiten S. J. M.-Gladbach, Kühlen, 1891. In Prachtmappe *M.* 18.

Die bekannte Kunstanstalt, welche uns bisher nur Devotionsbilder im engern Sinne des Wortes geliefert hatte, bringt jetzt ein größeres Werk ganz eigenartigen Charakters. In einer Prachtmappe, die durch ihre Farbe und Goldpressung anscheinend mit dem ernsten Titel im Widerspruch steht, sind fünfzehn phototypische Kunstblätter in Großquerfolio enthalten, denen ein die leitende Idee des Ganzen zum bildlichen Ausdruck bringendes Titelblatt und ein 26 Seiten umfassendes Heft in Lexikonoctav mit dem erklärenden Texte beiliegen. Die Blätter enthalten 15 verschiedene Darstellungen aus der Heiligen Schrift und bilden in ihrer Gesammtheit eine monumentale Geschichte der Entstehung, Herrschaft und Besiegung des Todes. Der Inhalt und die Reihenfolge der Bilder sind folgende: Sündenfall, Kain und Abel, Sintflut, Sodom und Gomorrha, Tod der ägyptischen Erstgeburt, Die eherne Schlange, Tod des Erstgeborenen der Bethsabee, Tod Achabs, Jezabel, Die erste Zerstörung Jerusalems, Die unschuldigen Kinder, Tod des hl. Joseph, Die Kreuzigung, Die Auferstehung, Die thörichten und die klugen Jungfrauen. Die Darstellung dieser Scenen zeichnet sich dadurch aus, daß auf jedem einzelnen Blatt die Person des Todes in der bekannten Form eines mit dem Laken mehr oder minder bekleideten Gerippes in die Handlung thätig eingreift. Schon aus dieser Andeutung geht hervor, daß sich dieser moderne Todtentanz wesentlich von seinen Vorgängern in Basel u. s. w. unterscheidet. Einen weitern Unterschied findet P. Kreiten in der leitenden

Idee des Ganzen, die bei all ihrem Ernste doch wieder großartig versöhnend wirke. „Die Trauerklage endigt in einem Siegeshymnus, dessen letzte Klänge sich mit den Chören der seligen Geister vermengen und jauchzend über dem Abgrund schweben, in den der Tod auf ewig versenkt wird. Auch die Behandlung der einzelnen Stoffe steht unserm modernen Fühlen viel näher. Gewiß kommt auch bei Professor Weiß ein großartiger Humor zu seinem vollen Recht, sobald dieser Humor dem Gegenstand angepaßt ist; im allgemeinen aber herrscht ein großer Ernst, eine tiefe Trauer oder reine Freude vor, die den gläubigen Zuschauer gefangen nehmen und erschüttern . . . Dazu kommt, daß die Person des Erlösers so recht im Mittelpunkt des Ganzen steht und die Schrecken mildert, die sein grimmer Gegner verbreitet. Durch diese innige Verbindung der Todesscenen mit Christus erhält dieser Todtentanz erst seine volle religiöse Weihe und erbauliche Wirkung" (S. 6). In Erfindung, Wahl und Ausführung der fünfzehn Einzelscenen scheint uns überall ein hoher Künstlergeist bemerkbar zu sein. Die Ausstattung ist eine vornehme, wie sie dem Gegenstand angepaßt ist. Der beigegebene „Erklärende Text" wird seiner Aufgabe, in den Sinn der Bilderreihe einzuführen und den vollen Genuß derselben auch dem mit dem Stoff minder Vertrauten zu ermöglichen, in edler und unaufdringlicher Weise gerecht. Das Ganze ist wieder eines jener Werke, die, einmal im Familienbesitz, eine Quelle gemeinsamen Genusses auf lange Zeit hinaus werden. Das Album ist „Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII., dem hohen Beförderer der Kunst und Wissenschaft, gewidmet".

Miscellen.

Statistisches aus Großbritannien. Die Volkszählung vom 5. April 1891 hat manche interessante Resultate geboten, um so beachtenswerther, da in jenem Lande bisher nur alle 10 Jahre solche Zählungen vorgenommen wurden. Die Bevölkerungszunahme in den großen Städten Englands ist zwar nicht mehr eine so auffallende wie in früheren Jahrzehnten. Gegen einen Zuwachs um 16½ % in der vorigen Dekade haben die 28 größten Städte zusammen diesmal nur eine Vermehrung um 12 % (von einer Million) aufzuweisen. Mit der Rapidität des Anwachsens der Bevölkerung in den amerikanischen Staaten können die englischen Städte ohnehin gar nicht in Vergleich kommen. Zwar ist Cardiff in den letzten 10 Jahren von 82 761 auf 128 849 Einwohner angewachsen, hat also eine Zunahme von 55,7 % aufzuweisen; der sogenannte „äußere Ring" von London hat einen Zuwachs von fast einer halben Million, eine Vermehrung um nahezu 50 %, während übrigens London als Ganzes nur um 890 248 Köpfe, also 15,7 %, zugenommen hat; Portsmouth ist von 127 989 auf 159 255 angewachsen, also um 24,4 %. Aber was ist dies z. B. gegenüber Chicago, das von 1880 bis 1890 um 118,6 %, d. h. von 503 185 auf 1 099 850 Einwohner gestiegen ist, oder

Minneapolis, das sich von 46 887 in der gleichen Zeit auf 164 003 (um 251,4 %), oder Omaha, das sich von 30 518 auf 140 452 (um 360,2 %) vermehrt hat? St. Paul hat im selben Zeitraum um 221,1, Kansas City um 137,9, Denver um 199,5 % zugenommen.

Aber abgesehen hiervon, ist es doch eine bezeichnende Thatsache, daß die Bevölkerung der 28 größten Städte Englands auf einem Areal von 258 869 Acres fast ein Drittel der Gesammtbevölkerung umfaßt. London allein birgt ungefähr ein Fünftel der gesammten Einwohnerzahl; man berechnet, daß dort auf einer Quadratmeile (engl.) 8080 Menschen existiren. Indessen wird diese enorme Dichtigkeit der Bevölkerung durch Liverpool noch übertroffen. Während man in London auf den Acre (160 Qu.-R. = 2/5 Morgen) 56,4 Personen rechnet, treffen in Liverpool auf denselben Raum 99,4.

Ungleich bemerkenswerther ist bei den Resultaten dieser Zählung die reißende Abnahme der Bevölkerung Irlands. In allen Provinzen und mit nur zwei Ausnahmen in allen Grafschaften hat sie stattgefunden. 1841 zählte die grüne Insel noch 8 175 124 Einwohner. Infolge der Hungersnoth und Auswanderung war die Einwohnerzahl 1851 auf 6 552 385 herabgesunken; jedes Jahrzehnt hat seitdem einen neuen Niedergang aufzuweisen. Am 5. April 1891 zählte man nur noch 4 706 162 (2 317 076 männlichen und 2 389 086 weiblichen Geschlechtes), seit 1881 ein Rückgang um 9,1 %.

Auch der Census nach Confessionen bietet hier seine Merkwürdigkeit. Als römisch-katholisch bekannten sich 3 549 745 Personen (75,4 %); die übrigen 1 156 417 vertheilen sich in 600 830 englische Hochkirchler (Episcopalians), 446 687 Presbyterianer, 55 235 Methodisten (Zunahme um 13,1 % seit 10 Jahren), 50 165 auf andere Secten; 1702 verweigerten die Auskunft.

Am auffallendsten ist aber in diesem ganz armen Lande die Zunahme der Juden, die sich in einem Zeitraume von 10 Jahren um 280 % vermehrt haben und am 5. April d. J. 1798 Köpfe zählten.

Gregor VII. ein Hexenverfolger? Eine Sisyphusarbeit wäre es, allen Geschichtslügen, die täglich durch die Presse gegen die Kirche verbreitet werden, im einzelnen nachzugehen. In stets neu anschwellenden Massen kommen sie daher, einem nie versiechenden Lavastrom vergleichbar, der rings die Luft verfinstert und sich über die Geister lagert. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit für alle Personen und Institutionen in der Geschichte — nur die katholische Kirche allein ist vogelfrei. Wer sie schmäht, hat keine Kritik zu fürchten; wer sie vertheidigt, hört eben dadurch auf, „wissenschaftlich" zu sein. Das Octoberheft 1891 der vielgelesenen Revue des deux mondes brachte u. a. einen Aufsatz aus der Feder eines gefeierten französischen Literarhistorikers, früher Professor der Literatur in Nancy, jetzt in Paris. Herr Emil Gebhart hat eine Reihe gelehrter Werke veröffentlicht, sie sind mit dem Preis gekrönt worden von der Akademie wie von dem Institut de France. In diesem Aufsatze nun verbreitet er sich in gehässigster Weise über das Geistesleben der Kirche im Mittelalter, für das ihm freilich jedes Verständniß fehlt. Er sucht den Teufelsglauben lächerlich zu machen und schließt (S. 628) mit einer Tirade

über die Hexenverfolgungen in der Kirche (natürlich nur in der katholischen; denn Luthers krankhafter Teufelswahn und die massenhaften Hexenprocesse protestantischer Länder scheinen ihm unbekannt zu sein): „Die größten Päpste, Gregor VII. und Innocenz III., die avignonesischen Päpste und selbst Innocenz VIII. in den letzten Tagen des 15. Jahrhunderts schleudern Bullen und Excommunicationssentenzen gegen die Jünger des Teufels, die Bischöfe verfolgen die Hexen, die Schwarzkünstler und die Alchymisten; die Inquisition fahndet nach den Clerikern, die sich heimlich anschließen an die Religion der Hölle.“ — Wie viele Lügen in einem einzigen Satze!

Weder Gregor VII. noch Innocenz III. haben Bullen gegen die Hexen erlassen; der Inquisition war jahrhundertelang das Verbrechen der Magie, wo nicht auch Häresie nachgewiesen wurde, völlig entzogen; von den sieben Avignoneser Päpsten hat nur ein einziger, Johann XXII., gegen den furchtbar grassirenden Aberglauben Warnungsschreiben erlassen. Infolge der Kreuzzüge und des regen Verkehrs mit den Orientalen, durch den Einfluß der Araber in Spanien, durch die manichäischen Secten und vielleicht auch manche heidnische Ueberbleibsel war das Uebel so mächtig geworden. Ein Blick allein auf die Trierer Synode von 1310 genügt, um den Mahnruf des Papstes zu erklären und zu rechtfertigen. Und doch stand es damals in der Provence noch schlimmer. So hat allerdings auch Innocenz VIII. auf die aus Deutschland an ihn gelangten ausführlichen Berichte 1484 gesucht, die Processe wegen Hexenwesens aus den Händen der weltlichen Gerichte in die einer eigenen geistlichen Behörde zu bringen. Es ist ihm nur auf ganz kurze Zeit gelungen. Was Gregor VII. angeht, so hat er seine Anschauungen über diese Frage mit aller wünschenswerthen Klarheit in einem Briefe an König Harald von Dänemark niedergelegt (Reg. VII, 21): „Auch das darf nicht mit Stillschweigen übergangen, sondern muß durch apostolische Machtvollkommenheit mit allem Nachdruck untersagt werden, was über Euer Volk uns zu Ohren gekommen ist: daß Ihr nämlich Unwetter und Seuchen und alle mögliche Leibesplage den Priestern zur Last leget . . . Ueberdies glaubet ja nicht, daß es Euch erlaubt sei, Weibern, die Ihr aus derselben Ursache und mit derselben Unmenschlichkeit eines barbarischen (altheidnischen) Herkommens verurtheilt habt, ein Leid anzuthun. Lernet vielmehr durch würdige Buße die göttlichen Strafgerichte von Euch abzuwenden, statt daß Ihr durch nutzloses und grausames Wüthen gegen diese unschuldigen Frauen den Zorn Gottes noch mehr herausfordert.“ So schrieb am 6. November 1077 der große „Hexenverfolger“ Gregor VII.

Ankündigung.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, die

Ergänzungshefte

zu den

„Stimmen aus Maria-Laach".

Jährlich erscheinen etwa 4—6 Hefte gr. 8° von durchschnittlich 8 Bogen in unbestimmten Zwischenräumen.

Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Die „Ergänzungshefte", welche im Jahre 1876 ins Leben traten, haben jüngst **die Zahl 50 überschritten.** Das Unternehmen hat sich auf diese Weise als ein durchaus lebenskräftiges erwiesen. Wesentlich unterstützt wurde es in seinem Wachsthum durch die zahlreichen, höchst anerkennenden Beurtheilungen in der katholischen wie akatholischen Presse. Einige derselben mögen hier eine Stelle finden.

„In den ‚Ergänzungsheften' finden wir die brennendsten Fragen unseres geistigen Lebens behandelt; alles, was die Geister in unseren Tagen bewegt, ist hier von ebenso gelehrten als weitschauenden Männern besprochen und im katholischen Sinne beurtheilt. Und nicht nur Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, auch Poesie und Kunst ist in den Bereich der Besprechung gezogen."

(Die katholische Bewegung. Würzburg.)

„In den ‚Stimmen aus Maria-Laach' sowie in den an diese sich anschließenden ‚Ergänzungsheften' haben die Jesuiten, von Deutschlands Boden verbannt, sich die Arena geschaffen, wo sie den Kampf mit der deutschen Wissenschaft fortsetzen. Und man muß gestehen, nicht ohne Geschick und gründliche Gelehrsamkeit. Die Hypothesen der Philosophie und Naturwissenschaften, die Methoden der Nationalökonomie und Geschichte, die Entwicklung der katholischen und protestantischen Theologie werden hier einer scharfen Kritik unterzogen, und überall da, wo Schwächen und Lücken in den Systemen sich zeigen, sie mögen noch so versteckt liegen, weiß sie das Auge des modernen Scholastikers ausfindig zu machen."

(Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Leipzig.)

„Die ‚Ergänzungshefte' zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach' bieten, wie die Zeitschrift selbst, einen glänzenden Beweis für das rege Leben und Streben, das sich in allen Wissenszweigen und auf allen Richtungen in einer kleinen Gelehrtenrepublik entfaltet."

(Österreich. literar. Centralblatt. Wien.)

Uebersicht nach Fächern.

Theologie und Religionswissenschaft.

Baumgartner, A., Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". (Nr. 2.) (IV u. 168 S.) M. 2.

„Baumgartners Endresultat ist ein hartes, aber keineswegs ungerechtes.... Es ist daher Pflicht des aufrichtigen Gelehrten, dem die Wahrheit über der Parteisucht steht, nach Kräften zu streben, daß die Baumgartner'sche Studie mit ihrem scharf logischen, quellenmäßig begründeten Urtheil nach und nach die größtmögliche Verbreitung gewinne." (Germania. Berlin.)

„Das Buch ist mit Sachkenntniß, mit Geist und Schlagfertigkeit geschrieben." (Blätter für literar. Unterhaltung. Leipzig.)

Hummelauer, F. v., Der biblische Schöpfungsbericht. Ein exegetischer Versuch. (Nr. 4.) (IV u. 151 S.) M. 1.90.

„Die meisten neueren Schriften über das mosaische Sechstagewerk stellen sich auf den Standpunkt der Defensive gegenüber den Einwendungen der Naturwissenschaften. Bekanntlich ändern aber die letzteren allzu häufig und zu rasch ihre Frontstellung, und dies hatte zur Folge, daß der biblische Apologet seine Stellung auch immer wieder ändern mußte. Man findet daher in den meisten neueren Schriften mehr Astronomie und Geologie als wirkliche Exegese des heiligen Textes. Herr v. Hummelauer will uns eine volle exegetische Durcharbeitung des ersten Kapitels der Genesis geben, und die gestellte Aufgabe hat er vollständig gelöst. Er hat uns die Heilige Schrift aus ihr selbst und nicht aus der Geologie erklärt." (Literar. Handweiser. Münster.)

Knabenbauer, J., Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für d. Unsterblichkeit d. Seele. (Nr. 6.) (IV u. 164 S.) M. 2. (Fehlt.)

„Daß dem hochw. Verfasser der Nachweis, den er sich vorsetzte, wirklich gelungen ist, wird kein Kundiger läugnen. Wer sein Buch gelesen hat, wird ohne Zweifel von der lebendigen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß das ganze Menschengeschlecht das Bewußtsein von der Unsterblichkeit der Seele und von der Vergeltung nach dem Tode hatte. Und so sagen wir wohl nicht zu viel, wenn wir die treffliche Knabenbauer'sche Monographie der weltberühmten Schrift Tertullians De testimonio animae an die Seite stellen." (Pastoral-Blatt. St. Louis, Mo.)

Pesch, Chr., Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 32.) (X u. 144 S.) M. 1.90.

„Eine in mehrfacher Hinsicht merkwürdige und bedeutsame Schrift; sie fesselt sowohl durch den leitenden Grundgedanken, wie durch das reiche und übersichtlich geordnete Material, auch durch die klare und anziehende Darstellung. Der Verfasser behandelt den Kernpunkt der ganzen Religionswissenschaft, das Gottesbewußtsein der heidnischen Völker." (Der Kulturkämpfer. Berlin.)

— **Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen der Neuzeit.** Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 41 und 42.) (XII u. 252 S.) M. 3.30.

„Das Buch ist mit Freude zu begrüßen, weil es einmal eine für weitere Kreise sehr brauchbare Zusammenstellung gibt (und an solchen haben wir wahrlich keinen Ueberfluß); und weil es andererseits eine Frage im Zusammenhang behandelt, welche in den gangbaren Handbüchern der Religionsgeschichte über Gebühr vernachläßigt zu werden pflegt, obwohl es die wichtigste ist unter allen Fragen, deren Beantwortung Aufgabe der Religionswissenschaft ist." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

— **Gott und Götter.** Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. (Nr. 49.) (VIII u. 128 S.) M. 1.70.

„Diese Schrift enthält in drei Theilen eine gründliche Darlegung 1. der Wahrheit, 2. der Entstehung, 3. der Entwicklung des Gottesbegriffes. Mit der Belehrung über die wichtigsten religions-philosophischen Fragen bietet sie zugleich gründliche und treffende Abfertigung und Widerlegung der rationalistischen und atheistischen Behauptungen." (Anzeiger f. d. kath. Geistl. Deutschlands. Frankfurt a. M.)

Schneemann, G., Die Entstehung der thomistisch-molinistischen Controverse. Dogmengeschichtliche Studie. (Nr. 9.) (IV u. 160 S.) *M.* 2. (Fehlt.)

— **Weitere Entwickelung der thomistisch-molinistischen Controverse.** Dogmengeschichtliche Studie. (Nr. 13 und 14.) (IV u. 230 S.) *M.* 3.20.

„Beide Broschüren des P. Schneemann verbinden Gründlichkeit der Behandlung mit Klarheit und Wärme der Darstellung; sie fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Was aber besondere Anerkennung verdient, das ist die große Mäßigung, mit welcher er diese heikle Frage bespricht, und die Aufrichtigkeit, mit welcher er auch das mittheilt, was für einzelne seiner Ordensgenossen minder ehrenhaft scheint." (Katholik. Mainz.)

Philosophie und Naturwissenschaft.

Cathrein, V., Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencers. (Nr. 29.) (XII u. 146 S.) *M.* 2.

„Der Jesuit V. Cathrein gibt in der vorliegenden, verdienstlichen, Wesentliches und Unwesentliches geschickt scheidenden Schrift zuerst eine kurze Uebersicht über die Hauptpunkte der Spencer'schen (angeblichen) Sittenlehre; sodann prüft und widerlegt er die Grundlagen derselben; endlich weist er die verhängnißvollen Consequenzen dieser modernsten Laienmoral nach.... Leicht und dankbar war für den Verfasser der Nachweis, daß Spencer die christliche Sittenlehre vielfach mißverstanden und entstellt hat." (Theologisches Literaturblatt. Leipz'g.)

Dressel, L., Der belebte und der unbelebte Stoff nach den neuesten Forschungsergebnissen. (Nr. 22.) (VIII u. 204 S.) *M.* 2.60.

„Die Charakteristik des Stoffes im unbelebten und belebten Zustande ist durchaus klar und scharf, der Verfasser ist völlig mit den diesbezüglichen neueren Untersuchungen, namentlich der Chemiker, vertraut. Ebenso ist die Polemik gegen die mechanische Naturauffassung von durchschlagender Beweiskraft." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

Epping, J., Der Kreislauf im Kosmos. (Nr. 18.) (IV u. 103 S.) *M.* 1.40.

„Als Mathematiker und Astronom faßt der Autor den kosmischen Kreislauf nur vom astronomischen Standpunkte auf. Trotz gediegener Gründlichkeit in Behandlung der einschlägigen Gegenstände hat er es doch wohl verstanden, sie in populärer und auch jedem Nicht-Astronomen leicht verständlicher Weise auseinanderzusetzen. Die Hauptstärke der Schrift scheint uns jedenfalls im abwehrenden und bekämpfenden Theile zu liegen, und einzelne Partien in diesem sind in der That meisterhaft. Indessen bietet auch der instructive Theil vielen Nutzen.... Stil und Sprache zeichnen sich durch originelle Frische, Lebendigkeit und Kraft aus." (Germania. Berlin.)

Astronomisches aus Babylon, oder das Wissen der Chaldäer über den gestirnten Himmel. Unter Mitwirkung von J. N. Straßmaier S. J. (Nr. 44.) (VIII u. 190 S., mit 1 Tabelle und 7 lithographirten Keilschrifttafeln.) *M.* 4.

„Die Jesuitenpatres Epping und Straßmaier, beide gleich tüchtige Assyriologen, haben die überaus verdienstliche Arbeit unternommen, drei der kleinen Thontäfelchen, die aus der Seleucidenzeit und dem Orte nach aus Abu Habba (wahrscheinlich der alten chaldäischen Sternwarte zu Sippara) stammen, zu entziffern und die sämmtlichen auf diesen Täfelchen vorkommenden zahlreichen astronomischen Angaben durch eine zugleich rechnerische wie sprachliche Untersuchung aufzuklären." (Himmel und Erde. Berlin.)

Gruber, H., August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre. (Nr. 45.) (VII u. 144 S.) *M.* 2.

„Das interessante Buch zeichnet sich ebenso sehr durch Gründlichkeit und wissenschaftliche Genauigkeit, wie durch spannende und gemeinverständliche Darstellung

aus. Die nur 144 Seiten umfassende Arbeit gibt uns über Comte's Leben und Lehre viel vollständigern Aufschluß, als die umfangreichen Werke Littré's und Robinets, so daß wir dieses formvollendete Buch allen unseren Lesern, die sich für Philosophie interessiren, empfehlen können." (Die Gesellschaft. Leipzig.)

Gruber, H., Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. (Nr. 52.) (VII u. 194 S.) *M.* 2.60.

„Ueber alles, was zum Positivismus gehört, wird man in dieser Schrift mit eingehender und gründlicher Sachkenntniß unterrichtet." (Blätter f. liter. Unterhaltung. Leipzig.)

Pesch, T., Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste. Philosophische Darlegung für weitere Kreise. (Nr. 1.) (IV u. 108 S.) *M.* 1.40. (Fehlt.)

„Das Schriftchen ist für die weitesten Kreise berechnet, und in der That hat es der Verfasser verstanden, seine höchst interessanten Ausführungen in eine allgemein verständliche Sprache zu kleiden, ohne daß dabei die Gründlichkeit beeinträchtigt worden wäre." (Germania. Berlin.)

— **Die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft".** Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise. (Nr. 3.) (IV u. 131 S.) *M.* 1.70.

„Vorliegende Schrift schließt sich an die vorjährige desselben Herrn Verfassers an: ‚Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste'. In letzterer hatte P. Pesch den Nachweis geliefert, wie die moderne Wissenschaft ihren Halt in Kant habe; nunmehr untersucht er diesen Halt selbst und unterzieht die Kant'schen Principien einer scharfsinnigen und vernichtenden Kritik. Das Buch ist, weil der Ruf: ‚Zurück zu Kant' wieder laut ertönt, sehr zeitgemäß und instructiv, überdies auch für den Nicht-Fachmann durchaus verständlich und die Darstellung so interessant wie anschaulich." (Schlesische Volkszeitung. Breslau.)

— **Das Weltphänomen.** Eine erkenntniß-theoretische Studie zur Säcularfeier von Kants Kritik der reinen Vernunft. (Nr. 16.) (VIII u. 137 S.) *M.* 1.80.

„P. Pesch hat in den Ergänzungsheften zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach' seinen beiden früheren philosophischen Broschüren eine dritte folgen lassen, worin er den durch Kant angebahnten und eben jetzt besonders in Mode stehenden subjectiven Idealismus, sowie die ganze in ihm sich aussprechende Richtung der modernen Philosophie positiv und negativ bekämpft. Bei dem eigenthümlichen Geschick des Verfassers, die abstractesten Fragen in ihrer praktischen Tragweite zu erfassen und bei strengster Wissenschaftlichkeit sie in einer stets frischen und anschaulichen, oft packenden Darstellung zu behandeln, sind seine Schriften besonders geeignet, einem weitern Leserkreis Interesse für die Philosophie abzugewinnen und in dieselbe einzuführen." (Pastoralblatt. Köln.)

Geschichte.

Beissel, St., Die Baugeschichte der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Nach den Originalrechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit vielen Abbildungen. (Nr. 23 und 24.) (XII u. 232 S.) *M.* 3.

„Es sei das interessante Werk allen denen empfohlen, welche das mittelalterliche Bauwesen nicht nur in Bausch und Bogen, sondern auch in seinen intimsten Usancen kennen lernen wollen." (Zeitung f. Literatur, Kunst u. Wissenschaft d. Hamb. Corresp.)

„Wir können nur wünschen, daß Werke, wie das besprochene, zum Gemeingut aller werden." (Archiv für christl. Kunst. Stuttgart.)

— **Geschichte der Ausstattung der Kirche des heiligen Victor zu Xanten.** Nach den Originalbaurechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit sechs Illustrationen. (Nr. 37.) (VIII u. 148 S. und 1 Grundriß der Victorskirche.) *M.* 2.

„Den älteren Studien über die Xantener Victorskirche hat Herr Beissel eine neue, über die innere Ausstattung derselben, zugefügt, welche deren plastische Schätze und Malereien in eingehendster und sehr sorgfältiger Weise erörtert und werthvolle Beiträge zur Geschichte der ‚Kalkarer Malerschule' bietet."
(Repertorium für Kunstwissenschaft. Stuttgart.)

„Ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte und Cultur des Mittelalters."
(Archiv für kirchl. Kunst. Berlin.)

Beissel, St., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts. (Nr. 47.) (VIII u. 148 S.) *M.* 2.

„Der reiche Inhalt des Heftes läßt sich nicht in einigen Zeilen skizziren; wir können nur sagen, daß die allmähliche Entwicklung der Heiligenverehrung und des Reliquiencultus in den deutschen Kernlanden in knapper, aber lichtvoller Darstellung vorgeführt wird, und zwar so, daß keine einschlägige Frage von Bedeutung unerörtert bleibt, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gegangen wird; Mißbräuche, sie seien wirkliche oder angebliche, finden ihre Erklärung und theilweise Entschuldigung. . . . Die Schrift wird insbesondere als eine wahre Fundgrube denjenigen Herren Confratres willkommen sein, welche sich in der Lage befinden, über die behandelte Materie Vorträge in Bürgervereinen u. dgl. halten zu müssen." (Pastoralblatt. Köln.)

Duhr, B., Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten im geheimen Staatsarchiv zu Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus. (Nr. 53.) (IV u. 182 S.) *M.* 2.30.

„P. Duhr zeichnet nach den berufensten Quellen, nämlich nach den im geheimen Staatsarchiv zu Wien aufbewahrten Berichten der dem herrschgewaltigen Minister sogar meist sehr befreundeten kaiserlichen Gesandten das Walten und Wirken dieses Erzfeindes der Jesuiten. Da P. Duhr einfach die Quellen reden läßt, so ist von vornherein der Vorwurf der Parteilichkeit unmöglich gemacht, der den meisten Gegnern der Jesuiten ja freilich am allerwenigsten erspart bleiben kann." (Schlesische Volkszeitung. Breslau.)

Plenkers, W., Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild, nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt entworfen. (Nr. 25 und 26.) (VIII u. 206 S.) *M.* 2.75.

„Die Schrift beruht auf umfassenden Quellenstudien, und auch die protestantischen Schriften über Stensen haben in derselben eine sorgfältige und verhältnißmäßig unparteiische Benutzung gefunden." (Histor. Zeitschrift. München.)

Rieß, Fl., Das Geburtsjahr Christi. Ein chronologischer Versuch, mit einem Synchronismus über die Fülle der Zeiten und zwölf mathematischen Beilagen. (Nr. 11 und 12.) (IV u. 267 S.) *M.* 3.

„Der Verfasser ist zur Ueberzeugung gekommen, daß Dionysius Exiguus, der Begründer unserer Zeitrechnung, die Menschwerdung Christi auf das Jahr 752 der Stadt Rom angesetzt und daß derselbe mit den altkirchlichen Traditionen in Einklang gewesen sei. Um dies zu beweisen, wird das ganze Rüstzeug der historischen Literatur, die dem Verfasser trotz seiner ‚Verbannung' (S. 5) beinahe vollständig zur Verfügung stand, herbeigezogen und ausgenutzt." (Literar. Centralblatt. Leipzig.)

Spillmann, J., Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. (Nr. 38.) (VIII u. 171 S.) *M.* 2.25.

„Wie sehr auch die Darlegungen allen Anforderungen gelehrter Geschichtschreibung entsprechen, so wendet sich die Schrift doch zugleich an ein weiteres Publikum, und da der Herr Verfasser über eine sehr klare und anschauliche Sprache verfügt, so werden sich ‚die englischen Martyrer unter Heinrich VIII.' gewiß zahlreiche Freunde erwerben." (Pastoralblatt. St. Louis, Mo.)

— **Die englischen Martyrer unter Elisabeth bis 1583.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. (Nr. 39 und 40.) (XIV u. 319 S.) *M.* 4.20.

„Der Autor bietet uns mehr als bloß eine Geschichte der katholischen Martyrer unter der Regierung der Königin Elisabeth bis zum Jahre 1583; er schildert uns die Gründung der anglikanischen Kirche, wie dieselbe verbreitet und wie sie aufrecht erhalten wurde.... P. Spillmann hat sich mit seinem Buche ein großes Verdienst um die Kirchengeschichte und Apologetik erworben."
(Augustinus [Correspondenzblatt f. d. kath. Clerus]. Wien.)

Zimmermann, A., Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert. (Nr. 46.) (VIII u. 138 S.) *M.* 1.80.

„Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe in sachkundiger Weise entledigt und uns ein Bild von der Lage der ehrwürdigen Stätten der Wissenschaften in England gezeichnet, das zu tiefer Wehmuth stimmt und die in den weitesten Kreisen stets mehr sich ausbreitende Anschauung befestigen hilft, daß die Reformation nicht bloß die religiösen und volkswirthschaftlichen Interessen geschädigt, sondern auch namentlich auf den Betrieb der Wissenschaft und die Entwicklung der Cultur lähmend eingewirkt hat."
(Histor.-polit. Blätter. München.)

— **Maria die Katholische.** Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung. (Nr. 48.) (VIII u. 162 S.) *M.* 2.20.

„Die Schrift kann eher eine Monographie genannt werden, als eine bloße ‚Skizze' des Lebens und der Regierung der Maria Tudor. Wir empfangen auf den 162 Seiten nicht allein eine Fülle von geschichtlichen Mittheilungen über das frühere Leben Maria's vor der Thronbesteigung, über ihre Stellung zur Kirche und ihr Bemühen um eine katholische Gegenreformation — Beziehungen, welche in der bisherigen Literatur nicht eingehend behandelt wurden —, wir werden auch im Herzen mit warmer Sympathie erfüllt für die von gehässiger Parteilichkeit vielverleumdete Königin."
(Histor. Jahrbuch. München.)

Literaturgeschichte.

Baumgartner, A., Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. (Nr. 5.) (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.

„Abgesehen von dem religiös-philosophischen Kern bietet die Broschüre nach der literarischen Seite hin eine vollständige Uebersicht über die dichterischen Leistungen dieses größten amerikanischen Dichters und eine gediegene Analyse seiner bedeutenderen Werke, sowie treffliche Uebersetzungsproben schöner Stellen und Gedichte. Wir können deshalb die anziehende Schrift nicht nur als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der modernen Ideenrichtungen, sondern auch als eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltungslectüre anempfehlen."
(Kölnische Volkszeitung.)

„Soweit Biographie und Analysen in Betracht kommen, können wir das Buch Baumgartners allen Freunden der englischen Literatur, dem gebildeten Publikum überhaupt, ohne jede Einschränkung empfehlen." (Allgemeine Zeitung. München.)

— **Göthe's Jugend.** Eine Culturstudie. (Nr. 10.) (IV u. 154 S.) *M.* 2.

„Der weitschichtige Stoff aus den Werken und Briefen des Dichters und aus den zahlreichen Correspondenzen seines Kreises ist genau und sorgfältig geprüft, in prägnante Kürze zusammengedrängt und in so lebhafter Darstellung vorgeführt, daß man die Schrift von Anfang bis zu Ende mit Spannung liest."
(Literar. Handweiser. Münster.)

— **Göthe's Lehr- und Wanderjahre** in Weimar und in Italien. (Nr. 19 und 20.) (VIII u. 376 S.) *M.* 4.80.

„Die stilistische Formgebung bekundet die feinste, fast möchten wir sagen, weltmännischste Durchbildung; es übt die mit echt attischem Salz gewürzte Sprechweise einen derartigen Reiz aus, daß selbst mit Jesuitenscheu in höherem Grade Behaftete, wenn sie einmal in dem Buche zu lesen angefangen hätten, schwerlich dem Reize, immer weiter und weiter zu lesen, widerstehen würden, wie unsympathisch sie auch die Anschauungsweise des Verfassers und die Ergebnisse seiner Göthe-Studien anmuthen möchten."
(Literar. Rundschau. Freiburg.)

Baumgartner, A., Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. (Nr. 33 und 34.) (VIII u. 393 S.) *M.* 5.

„Das Werk behandelt nicht bloß den Dichter, sondern auch seine ganze Zeit in allen Beziehungen, seine Freunde wie seine Gegner, seine Werke wie sein Leben, alles mit ausgiebiger Benutzung der Quellen, zahllosen Citaten und sorgfältig ausgearbeiteten Registern. Der Referent ist in der Lage, ihm in allen Hauptpunkten beizustimmen; wenn der gelehrte Verfasser hin und wieder zu scharf urtheilt, so war das kaum zu vermeiden; auf Wirkung folgt Gegenwirkung."
(Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. Berlin.)

— **Der Alte von Weimar.** Göthe's Leben und Werke von 1808 bis 1832. (Nr. 35 und 36.) (VIII u. 296 S.) *M.* 3.80.

„Baumgartner hat unserer Jugend und uns allen den größten Dienst erwiesen, indem er den Menschen Göthe zwar ernst, aber gerecht als das hinstellte, was er war."
(Das Vaterland. Wien.)

Dahlmann, J., Die Sprachkunde und die Missionen. Ein Beitrag zur Charakteristik der ältern katholischen Missionsthätigkeit (1500—1800). (Nr. 50.) (XII u. 128 S.) *M.* 1.70.

„Klar hat Dahlmann seine Aufgabe gelöst und mit geschickter Benutzung der Beurtheilungen fremder Fachmänner an einigen Stellen eingehend, an andern nur andeutend die katholischen Missionare der ältern Zeit uns vorgeführt. . . . Die Schrift bildet einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Missionskunde."
(Allgem. Missions-Zeitschrift. Gütersloh.)

Dreves, G. M., Ein Wort zur Gesangbuchfrage. Zugleich Prolegomena zu einem Büchlein geistlicher Volkslieder. (Nr. 28.) (IV u. 136 S.) *M.* 1.70.

„Der Verfasser gibt hier eine sehr gründliche Studie über den deutschen Volkskirchengesang und legt die Art und Weise dar, wie ein deutsches Kirchengesangbuch beschaffen sein soll. Zu diesem Zwecke untersucht er zuerst das Wesen des Liedes überhaupt, dann des Volksliedes und zuletzt des Kirchenliedes, woran er treffliche Bemerkungen über die Musik, speciell über die Melodie des Kirchenliedes reiht. Die beiden letzten Abschnitte des Buches, welche den Titel führen: ‚Wie man ein altes Lied handhaben mag' und ‚Wie ein Liederbuch geartet sein soll', geben bedeutsame Rathschläge über die Herstellung eines möglichst vollkommenen kirchlichen Volksgesangbuches. Ein vortreffliches Werk!" (Cäcilien-Vereinskatal. kirchenmusikal. Werke. Regensburg.)

Gietmann, G., Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. (Nr. 30 und 31.) (VIII u. 306 S.) *M.* 4.

„Der Verfasser verfügt über große Belesenheit und formelle Gewandtheit; er besitzt die Gabe poetischen Nachempfindens und eindringenden Denkens, ja er hat den guten Willen zu Weitherzigkeit und friedlicher Gesinnung gegen Andersdenkende. Wer wollte verlangen, daß er alle wichtigeren Fragen unter einem andern Gesichtswinkel betrachten sollte als unter demjenigen seines Systems? Uebrigens kann ich dem Grundgedanken, von welchem sich Gietmann in formaler Beziehung leiten läßt, meine vollste Sympathie nicht versagen." (Blätter für literar. Unterhaltung. Leipzig.)

Kreiten, W., Voltaire. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus. (Nr. 7 und 8.) (VIII u. 384 S.) *M.* 4.95.

„Kreitens fleißige, kritisch genaue Schrift über eine in sich abgeschlossene revolutionäre Individualität ist verdienstvoll in literar-historischer Hinsicht und schätzenswerth zum Anregen des Nachdenkens über einen berühmtest gewordenen Menschen, dessen ‚Erdenrest nicht reinlich war' — wie die Freunde trotz der ausgesprochenen Verehrung einräumen." (Deutscher Reichsanzeiger und Kgl.-Preuß. Staatsanzeiger. Berlin.)

„Die Arbeit zeugt von eingehenden Studien nicht allein der Schriften Voltaire's selbst, sowie der vollständigen Literatur über Voltaire, sondern auch der betreffenden religiös-philosophischen wie geschichtlichen Werke." (Neue preuß. [Kreuz-] Zeitung. Berlin.)

Volkswirthschaft und Rechtslehre.

Beissel, St., Geldwerth und Arbeitslohn im Mittelalter. Eine culturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Baurechnungen der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Mit einer Illustration und vielen statistischen Tabellen. (Nr. 27.) (VIII u. 190 S.) *M.* 2.50.

„Das vorliegende Buch bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der von dem Verfasser im Jahre 1883 veröffentlichten ‚Baugeschichte der Kirche des hl. Victor zu Xanten' und basirt gleich dieser auf dem reichen Materiale, welches das den größten Theil der Urkunden des vormaligen Victor-Stifts in sich schließende Pfarrarchiv dieser Kirche, insbesondere die von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab in seltener Vollständigkeit erhaltenen Kirchenfabrikrechnungen, dem Bearbeiter darboten." (Histor. Zeitschrift. München.)

Cathrein, V., Die englische Verfassung. Eine rechtsgeschichtliche Skizze. (Nr. 15.) (IV u. 123 S.) *M.* 1.60.

„Eine für das größere gebildete Publikum bestimmte Schrift, welche ersichtlich auf gründlichen Studien über die englische Verfassung beruht und eine große Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur beweist. . . . Die Schrift wird allen Freunden der Rechtsgeschichte eine willkommene Gabe sein." (Archiv für Kirchenrecht. Mainz.)

— **Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen.** Eine staatsrechtliche Abhandlung. (Nr. 21.) (IV u. 147 S.) *M.* 1.90.

„Wenn wir auf diese Schrift eingehender aufmerksam machen, so geschieht dies, weil sie auf eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart eine ebenso correcte und gemeinverständliche, wie vom christlichen Geiste durchdrungene Antwort gibt . . . wir bedurften dringend . . . einer principiellen, trotz ihrer Kürze doch allseitig orientirenden Darstellung, und freuen uns, den Lesern die vorliegende unbedingt empfehlen zu können." (Literar. Handweiser. Münster.)

Ehrle, F., Beiträge zur Geschichte und Reform der Armenpflege. (Nr. 17.) (VIII u. 133 S.) *M.* 1.80.

„Die Broschüre enthält ein äußerst werthvolles Material, und jeder, der sich mit der Armenpflege und mit den charitativen Fragen überhaupt beschäftigt, sollte sich an ihre Lectüre machen." (Philanthrop. Berlin.)

„Dieß ist eine werthvolle, auch vom evangelischen Standpunkte aus wohl beachtenswerthe Arbeit." (Theolog. Literaturbericht. Gütersloh.)

Nostitz-Rieneck, R. v., Das Problem der Cultur. (Nr. 43.) (IV u. 166 S.) *M.* 2.

„P. v. Nostitz hat mit seiner Arbeit einen werthvollen Beitrag geliefert zur Förderung wahrer Cultur." (Das Vaterland. Wien.)

„Nur für die christliche Weltanschauung ist das Problem der Cultur klar und verständlich. Und diese vertritt das vorliegende Werk. Allen gebildeten Lesern, welche das christliche Princip auch in politischen Fragen nicht für überflüssig halten, sei seine Lectüre dringend empfohlen." (Westfäl. Merkur. Münster.)

Pesch, H., Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Wien. Mit Titelbild. (Nr. 51.) (VIII u. 142 S.) *M.* 1.90.

„Der Verfasser begleitet seine Ausführungen nicht nur mit den nöthigen geschichtlichen Notizen und genauen statistischen Angaben, sondern entwirft uns auch ein Bild von dem Leben und Wirken, von den Einrichtungen und Mitteln dieser Anstalten und Vereine, manchmal bis zu den kleinsten Zügen des täglichen Lebens, so daß sich die Lectüre seines Buches zu einem geistigen Rundgang durch die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten Wiens gestaltet. . . . Wir empfehlen die interessante und lehrreiche Schrift allen, welche sich für die Werke der christlichen Charitas und christliche Wohlfahrtseinrichtungen interessiren." (Arbeiterwohl. Köln.)


Princeton University Library
32101 064173709

